15 K
F
s i
P. O. germ 1241
(2

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

ANSTREICHQ

Fortsetzung
Der
Echo
Des
Teutschen Witzes.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

V.

Erörterung

der Frage:

Wie ferne die Königinn von Saba, und der König Herodes mit der Christlichen Religion einen Zusammenhang haben?

Es ist nichts in der Welt so wunderlich, das man nicht von einem bösen Scribenten, der durch eine Satyre in Wuth gebracht ist, vermuthen müsse. Leute dieser Art wissen in solcher Angst nicht, was sie thun. Sie sehen, daß jedermann ihre Thorheit erkennt, und daß niemand ist, der sich ihrer annimmt. Wenn sie dann nicht wissen, wo sie sich hinwenden sollen, so fassen sie aus Verzweifelung die Hörner des Altars. - - - - Man darf sich nicht wundern, warum die nothleidenden Scribenten ihre Verfolger, mit denen sie nicht auskommen können, allemahl einer Gottlosigkeit beschuldigen. Dieses ist unstreitig das gemächlichste, sicherste und kräftigste Mittel, seinen Feind zu unterdrücken, und man kömmt weiter damit, als wenn man sich in einen ordentlichen Kampf einlassen wollte.

Es gleicht, wie ein gewisser Scribent sagt, einer Mine, durch welche der Feind, ehe er sichs versiehet, in die Luft gesprenget wird, und es ist selten ohne Würckung.

Liscov Bl. 209.

* * *

Die christliche Religion ist eine Lehre der Wahrheit zur Gottseligkeit. Der Lehrbegriff derselben ist ein Zusammenhang der erhabensten theoretischen und practischen Wahrheiten, welche die Vernunft, nachdem sie einmahl geoffenbaret worden sind, nicht genugsam bewundern kan. Diese heilsamen Lehrsätze gründen sich auf gewisse historische Begebenheiten, ohne welche sie weder gründlich erkennt; noch derselben Wahrheit und Göttlichkeit sattsam erwiesen werden kan. Daher leget die H. Schrift, in welcher die göttliche Offenbarung enthalten ist, auch eine historische Erzehlung zum Grund voraus, die mit denen geoffenbareten Wahrheiten in einem genauen Zusammenhange stehet. Daraus läßt sich aber keineswegs schliessen, daß alle absonderlichen Geschichten, die in den Heil. Schriften erzehlet werden, eine gleich nahe und nothwendige Verbindung mit dem Wesentlichen in der Religion haben; zumahlen da einige derselben nur als Nebenumstände zu betrachten sind, welche alleine in der Absicht angeführet werden, um der gantzen Erzehlung einen mehrern Grad der Wahrscheinlichkeit mitzutheilen, und dieselbe

in

in ein helleres Licht zu setzen. Von dieser Art ist z. B. alles, was hier und da beyläuftig von der Bosheit, List und Gewalt der geschwornen Feinde und Verfolger der Wahrheit angebracht wird. Alle diese absonderlichen Begebenheiten haben eine bloß zufällige Verbindung mit der Religion. Die Wahrheit würde immer Wahrheit geblieben seyn, wenn sie schon von niemand wäre angefochten oder verfolget worden. Da nun aber die Predigt von Jesu, die den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit gewesen, ungeachtet alles Widerspruchs und aller Gewalt, in der Welt überall sieghaft durchgedrungen, so ward dadurch offenbar, daß dieser Sieg über den Unglauben und den Aberglauben ein Werck der göttlichen Kraft gewesen sey. Mithin da die Absicht dieser Feinde und Verfolger keineswegs gewesen ist, den in den göttlichen Absichten gegründeten Triumph der Wahrheit zu befördern, oder durch ihren Widerstand desto herrlicher zu machen; sondern vielmehr denselben durch List und Gewalt zu hintertreiben, und zu verdunckeln; so wird hoffentlich kein Verständiger verlangen, daß man, wegen dieses für die Wahrheit so vortheilhaften Erfolges, von den boshaften Absichten dieser Feinde und den angewendeten an sich selbst höchststrafbaren Mitteln gelinder, als es die Natur der Sache erlaubet, oder noch gar mit einer andächtigen Ehrerbietung dencken und reden soll. Die Religion ist die köstlichste Gutthat, die Gott dem menschlichen Geschlechte gegönnet hat, weil

sie alleine ihm den Weg zu einer wahren Glückseligkeit anweiset. Nun ist es freylich nicht nur eine unbesonnene Thorheit, sondern eine rechte Unsinnigkeit, mit solchen Dingen Schertz zu treiben, die unsre sorgfältigste Ueberdenckung und Bemühung erfodern, und von denen unsre Glückseligkeit lediglich abhängt. Und wenn ich der Religion überhaupt ein solch ehrwürdiges Ansehen zuschreibe, so begreiffe ich darunter alles, was mit derselben einen nothwendigen Zusammenhang hat, alles, was dienet, sie beliebt und ansehnlich zu machen, oder die Ausübung derselben zu befördern. Bey diesem allem aber wird es mir kein Vernünftiger verdenken, wenn ich behaupte, daß nicht alle Stücke der Historie, die in der Heil. Bibel erzehlt werden, eine gleichnothwendige Verbindung mit der Religion haben, und hiemit auch in Ansehung ihrer Moralität nicht eine gleiche Achtung und Ehrerbietung verdienen. Die Heil. Scribenten erzehlen eine wahrhafte Geschichte, mit allen Umständen, wie sie sich verlauffen hat; eine Geschichte, welche uns in deutlichen Beyspielen die grimmigste Wuth der unglaubigen Welt, und den häftigsten Widerstand, den die Wahrheit jemahls erlitten hat, vor Augen leget. Sie beschreiben darum auch diese Feinde und Verfolger nach ihrem wahren Character; sie entdecken uns ihre boshaften Anschläge und Ränckе, ihre verkehrten Grundsätze und Schlüsse, ihre verdammlichen Lügen und Lästerungen u. s. f. Wahrhaftig nicht in dem Absehen, uns eine

Ehr-

Ehrfurcht, sondern einen Abscheu für dieselben einzujagen. Wer demnach behaupten wollte, daß alles, was in der Heil. Bibel erzehlet wird, eine gleich nothwendige Verbindung mit der Religion habe, und eben darum, weil es in der Bibel stehet, für was heiliges und geweihetes müsse geachtet werden; der würde sich auf diesen Grund gemüssiget sehen, die boshaftesten Lügen, die greulichsten Lästerungen, die schandbarsten Unternehmungen, die grausamsten Thaten der Feinde der Wahrheit niemahls anderst, als mit der andächtigsten Ehrerbietung zu erwähnen, und den Teufel selbst zu canonisieren. Pontius Pilatus stehet auch in der Christen Credo, aber als ein ungerechter Richter, und als ein abgesagter Feind der Wahrheit; und man würde sich lächerlich machen, wenn man denjenigen für einen Religions-Spötter ausschreyen wollte, der diesen ungerechten Richter neben der Canzel ohne eine andächtige Mine etwann bey Anlasse eines seiner Amtsnachfahren mit ins Spiel ziehen würde. Könnte man nicht in solchem Falle mit eben so gutem Recht die scheinheilige Antung thun, die der Leipzigische Kunstrichter in dem Herbstmonat seiner Belustigungen in der 13ten Anmerckung Bl. 267. mit einem rechten Amtseifer gethan hat, und sagen: „ Diese Gelehrsamkeit ist aus Matth. XXVII. - und aus den „ XII. Artickeln des Christl. Glaubens. Ich „ will mich mit demjenigen nicht aufhalten, was „ nicht allein von den so genannten theologischen „ Sauertöpfen, sondern auch von manchem

„ vernünftigen Weltmanne schon so oft gesagt
„ worden ist, daß ein kluger Spötter, der mit
„ seinen lustigen Einfällen würcklich hochgeschäzt
„ zu werden suche, sich allezeit, wenn er auch
„ die gantze Welt antaste, doch von dem, was
„ mit der Religion einen Zusammenhang hat,
„ in einer gewissen Weite entfernt halten müsse:
„ Sonst müsse er sich gefallen lassen, daß ihn
„ hitzige Eiferer einen Religionsspötter nennten:
„ Leute von kälterer Natur aber sagten, daß,
„ wenn er gleich die Religion vielleicht nicht eben
„ lächerlich zu machen suche, er sich doch wenig-
„ stens auch nicht viel aus der Religion mache.
„ Ich setze nur dieses hinzu: Die Schrift ist uns
„ einmahl zu dem allerernsthaftesten Zwecke, und
„ nicht zum Lustigthun und Lächerlichmachen, ge-
„ geben worden.„ 2c. 2c.

Diese Strafpredigt ist in der That höchstbegründt, und in unsren Tagen, da ein unverschämter Spottgeist in die Welt ausgegangen, wohl zu gebrauchen: Aber sie bleibt dabey in ihrer besondern Anwendung auf dem angeführten Blatte höchstungerecht, und eine Art der Verleumdung, so lange nicht erwiesen ist, oder erwiesen werden kan, daß Pontius Pilatus, Herodes, und die Königinn von Saba, darum weil sie in der Heil. Bibel angeführt werden, mit der Religion einen nothwendigen Zusammenhang haben. Was das Exempel Herodes insbesondere angehet, so hat der Heil. Geschichtschreiber Matthäus die erschreckliche Geschichte von dem betlehemitischen Kindermorde

aus

aus gantz besondern und eben denen Absichten erwähnet, aus welchen man gläubt, daß der jüdische Geschichtschreiber Josephus dieselbe mit Stillschweigen übergangen habe. Aber damit hat er die grausame und unmenschliche That dieses Tyrannen weder entschuldigen, noch zu einem Stücke der Religion einweihen wollen. Ob nun gleich Herodes dieses blutige Vorhaben nicht selbst in eigener Person ausgeführt, sondern die Bewerckstelligung dessen seinen Schergen und Bütteln anbefohlen, so wird dennoch von ihm gesagt, er habe alle Kinder zu Bethlehem getödet. Welche Ausdrückung den allgemeinen Grundsatz zum Grund hat; daß einem dasjenige, was er durch andere, als seine Untergebene und Instrumente hat ausführen lassen, mit Recht als eigen könne zugeschrieben werden. Da ich nun diesen allgemeinen Grundsatz gegen Hrn. D. Triller angewendet, so habe ich zur Erläuterung, als ein ähnliches Beyspiel von der Imputatione facti alieni, eben dieses Exempel des Herodes angeführt, und mein Absehen in der Vergleichung nicht so fast auf die moralische Beschaffenhett dieser beyden Handlungen, als vielmehr auf die Aehnlichkeit der Zurechnung gerichtet. Was hat aber dieses für einen Zusammenhang mit der Religion, wenn ich sage: Herodes hat etwas durch andere bewerckstelligen lassen; und es wird ihm mit Recht, als ob er es selbst gethan hätte, zugerechnet: Hr. D. Triller hat gleichfalls etwas durch andere thun lassen; so kan es ihm mit demselben Recht als seine eigene

gene That zugeschrieben werden. Was hiernächst das Exempel der Königinn von Saba anlanget, so habe ich selbiges zum Beweisthum angeführt, daß es solche Lobredner gebe, die, wie Horatz sagt, Laudes alicuius culpa ingenii deterunt, die mit aller ihrer Wohlredenheit das erhabene Lob eines Salomons bey weitem nicht erreichen. Ich hatte dabey noch eine besondere Ursache, dieses Beyspiel der Lobredner Salomons in Absicht auf Hrn. D. Triller vor andern zu erwehlen, weil er nämlich sich auf seine botanische Wissenschaft, die er auch den lebloſen Geschöpfen in seinen Fabeln leihet, nicht viel weniger als ein anderer Salomon einbildet. Ich hatte daher nicht ohne Ursache besorget, es mögte mir in Ansehung Hrn. D. Trillers wie den Lobrednern Salomons bey der Königinn von Saba ergehen, nämlich daß der Augenschein meine Lobeserhebungen beschämen mögte. Nun muß ich aber bekennen, daß ich bisdahin nicht gewußt habe, daß diese Lobredner Salomons Heilige von dem ersten Range gewesen sind, und daß sich kein anderer Mensch ohne eine offenbare Religionsspötterey mit denselben vergleichen darf. Was zulezt das bey den Juden so gewohnte Vorurtheil, daß aus Galiläa und insbesondere aus Nazareth nichts vortreffliches herkommen könne, antrift, so ist dieses, ob es gleich in der Bibel stehet, und von dem Leipzigischen Tartüffe mit zu der Christl. Religion gerechnet wird, eine unvernünftige und recht lächerliche Meinung gewesen, welche auch

von

von den Heiden selbst verworffen worden, wie aus dem bekannten

- - - - - cujus prudentia monstrat
Summos posse viros & magna exempla daturos
Vervecum in patria, crassoque sub aere nasci.

zu ersehen ist. Zeiget nun dieses nicht die Schwäche des scheinheiligen Aberglaubens, da man aus einem blöden Unverstande dergleichen lächerliche Meinungen der heiligsten und vernünftigsten Religion selbst in die Rechnung schreibet? Heißt dieses nicht, profana sacris mixta perinde habere, welches zu allen Zeiten der Character entweder dummer, oder leichtsinniger, oder boshafter Menschen gewesen ist?

VI.

Von der Critischen Höflichkeit Einiger hochdeutscher Kunstrichter.

Quis tulerit Gracchos de seditione querenteis?

DAs wichtigste, was der unsichtbare Verfasser der Anmerckungen in dem Augustm. der Monatlichen Belustigungen zur Vertheidigung seiner beleidigten poetischen Helden zu wiederholten mahlen angebracht, und womit er die bittern Wahrheiten, die ihnen von den Zürchischen Kunstrichtern in ihren Schriften zu kauen gegeben worden, verhaßt zu machen suchet, bestehet in einer kahlen Beschuldigung einer schweitzerischen Unhöflichkeit, bäurischen Grobheit und Unbescheidenheit, die er so oft und mit solcher arglistiger Kunst und Dreustigkeit vorbringet, daß er zulezt selbst vergißt, daß dieses sein Vorgeben nichts weniger als eine baare Wahrheit sey. Denn die unverschämtesten Beschuldigungen dieser Leute empfangen ihr grösstes Gewicht und ihr meistes Ansehen von der Wiederholung und der angenommenen Zuversicht, womit dieselben ausgesprochen werden. Ich halte in Ansehung billiger Leser, die nicht

geneigt

geneigt sind, auf anderer Leute Worte und gute Treue und Glauben, ohne genugsamen Beweis und eigene Prüffung etwas arges von ihrem Nächsten zu dencken, vor gantz unnöthig, den Ungrund dieser Beschuldigung weitläuftig zu entdecken; die Schriften der Zürichischen Kunstrichter sind in jedermanns Händen, und werden begierig gelesen: Wer nur die Fähigkeit und den Willen hat, selbst zu untersuchen, wie ferne sie Lob und Tadel nach Verdienen ausgetheilet haben, und ob sie in dem Tadel allzu scharff und unbescheiden gewesen seyn, der bedarf keines fremden Berichts, um einen billigen Entscheid davon zu geben. Was aber solche Leser angehet, die entweder zu unvermögend oder zu ungeduldig sind, mit ihren eigenen Augen zu sehen, und die deswegen ihr Urtheil andern gleichsam verpachtet haben, die verdienen nicht, daß man sich Mühe gebe, sie zu nöthigen, daß sie sich vor muthwilligem Betruge in Acht nehmen. Nur kan ich hier nicht unberührt lassen, daß diese critische Schriften der Schweitzer das Gepräge einer unparteyischen Gerechtigkeit mit sich zu führen scheinen, angesehen dieselben eben so viel Eifer blicken lassen, die Vollkommenheiten eines Poeten zu erheben, als seine Fehler zu rügen; und die so oft eingeführten Exempel der zween berühmten deutschen Poeten Hr. Königs und Hr. Brockes zeigen genugsam, daß es ihnen eben so viele Lust und Vergnügen gebe, das, was sie in eben derselben Schrift für gut erkennen, zu loben, als das Fehlerhafte darinnen

zu

zu tadeln: von welcher Billigkeit man eben nicht gar häufige Exempel bey den deutschen Kunstrichtern antreffen wird. Allein da die critische Gerechtigkeit der Schweitzer bisdahin unangefochten geblieben, und die ungeberenen Verfechter des deutschen Witzes sich nicht getraut haben, einen einzigen Lehrsatz oder eine critische Beurtheilung derselben absonderlich anzugreiffen; so will ich hier zum Schutz ihrer angefochtenen Bescheidenheit in der Art des Vortrages den unsichtbaren Verfasser der Leipzigischen Anmerckungen offentlich herausgefodert haben, daß er aus allen denen critischen Wercken, welche die Zürichische Kunstrichter im Jahre 1740. ans Licht gestellt haben, und die zusammen gegen die zweyhundert Bogen ausmachen, die unhöflichen, unbescheidenen, und anzüglichen Redensarten und Ausdrückungen zusammenlese, auf die er seine Beschuldigung gründen will. Dadurch wird dann offenbar werden, daß diese Beschuldigung ohne Grund, und nur eine boßhafte Verleumdung sey. Dafern er aber diese Anklage der Grobheit und Unbescheidenheit nur auf das Absonderliche ziehen, und von der grösstentheils ironischen Art des Vortrags, deren ich mich in meinen Anmerckungen zu dem Trillerischen Ergäntzungsstücke bedienet habe, wollte verstanden haben; so hat ers mit mir, als seinem Ergäntzungsstückler, absonderlich auszumachen: Und da würde ich wahrhaftig an dem guten Menschen alle Mühe und Arbeit verlieren, wenn ich ihn von der Natur und der Freyheit der ironi-

schen

schen Schreibart unterrichten, oder ihn sonst überzeugen wollte, daß der Hamburgische Zeitungsschreiber und Hr. Prof. Gottsched keine grössere Ehrerbietung und Höflichkeit verdienet hätten. Ich will ihn darum lieber seinem verkehrten Sinne überlassen, und mich zu dem unparteyischen Leser wenden, denselben mit aller Höflichkeit, deren ein Schweitzer fähig ist, zu bitten, daß er doch so billig seyn, und zuvor in dem XXIV. St. der Crit. Beytr. den IV. Art. in Absicht auf des Verfassers desselben (Hrn. Prof. Gottscheds) Höflichkeit und Gerechtigkeit mit Bedacht durchlese, eh er meine darüber gemachten Anmerckungen einer lieblosen und unbescheidenen Grobheit verdächtig hält. Ich bin sicher, daß er in Vergleichung der beyderseitigen Schreibart meinen Anmerckungen die relatife Gelindigkeit und Höflichkeit in dem Ausdrucke nicht absprechen, und daß er mehr Ursache finden wird, in meiner Verantwortung den Mangel, als den Ueberfluß, an Ernsthaftigkeit und Lebhaftigkeit zu tadeln. Ich darf auch mit Keckheit sagen, daß die critische Sprache der Hochdeutschen Kunstrichrer in der Unbescheidenheit auf einen solchen Grad der Vollkommenheit hinaufgestiegen, daß ich sie für einen Schweitzer für allerdings unnachahmlich halte. Ich verlange nicht, daß man mir auf mein blosses Wort Glauben zustelle; ich will es mit Anführung so vieler Exempel beweisen, daß auch der hartnäckigste Zweifler wird gestehen müssen, daß dieselbigen, nämlich diejenigen, mit denen ich zu thun habe,

denn die unschuldigen geht dieß alles nichts an, an critischer Grobheit und Unbescheidenheit alle andern, auch die gröbsten Nationen der Welt, noch weit hinter sich zurücke lassen.

In dem Urtheile von Hrn. Doctor Heumanns übersezten Rede Ciceronis vor den T. A. Milo kommen in dem VI. St. der Beyträge Bl. 530. u. f. folgende hochdeutsche critische Höflichkeiten vor: „ Einer Hauptstelle darf ich nicht vergessen, „ welche Hr. Heumann so übel gehandelt hat, „ daß es mich fast erbarmet.„ 2.) „Er hat unterschiedene Sätze, welche gantz unerträglich „ sind. Kein Deutscher hat jemahls vor ihm so „ geschrieben, der den Vorsatz gehabt hat, gelesen und verstanden zu werden. Er hat also „ in dieser gewiß schweren Schreibart das Eis „ gebrochen.„ 3.) „Noch ein Satz ist übrig, „ darinn sich Hr. Heumann selbst übertroffen „ hat: Er würde viel von seiner Schönheit verliehren, oder doch wenigstens gantz und gar „ nicht zu verstehen seyn, wenn das lateinische „ nicht dabey stühnde.„ 4.) „Hier hat den Hrn. „ Doctor ohne Zweifel ein menschlicher Fehler „ übereilet, daß er seines Versprechens völlig „ vergessen hat. Denn wenn er sich dessen hätte „ entsinnen können, wäre es ihm wohl unmöglich „ gewesen, einen solchen seltsamen und übelgestalteten Satz vor sein Werck zu erkennen?„ 5.) „Wir hoffen bald eine andere Rede mit dem „ Geiste übersetzet von ihm zu lesen, den er in „ dieser Probe mit Fleisse scheinet aufs künftige „ gesparet zu haben.„

In

In dem XIII. St. dieser Beyträge, wo eben dieses Hrn. Doctor Heumanns VI. Reden Ciceronis beurtheilt werden, habe ich folgende ausnehmende critische Formeln der hochdeutschen Höflichkeit angetroffen, die man sich zur Nachahmung bemerken kan. 1.) „Der Hr. D. hat schon „ vor zwey Jahren einen feinen Versuch gethan, „ wie weit Cicero im Deutschen unkentlich zu machen sey.„ 2.) „Der Hr. D. geberdet sich nicht „ anders, als ob er noch einen von seinen Schülern vor sich hätte, dem er einen derben Verweis geben müßte. Er ist böse, er schilt, er „ strafet, er warnet, er ermahnet, er schwajet von Muthwillen, er leget mir neue Aufgaben vor, er redet mich öfters an: Glaube „ er ja nicht, mein lieber Hr. Magister.„ 3.) „ Es ist mir nie in den Sinn gekommen, an „ dem Hrn. D. Heumannen Ehre einzulegen.„ 4.) „ Bey meiner Beurtheilung habe ich mich „ freylich nicht darum bekümmert, wie alt seine „ Bestallung sey.„ 5.) „In der gantzen Vorrede herrschet der Pilatismus literarius, der „ den Verfasser gantz durchsäuret hat; Was „ dieser geschrieben hat, das hat er geschrieben, „ und das ist unwiderruflich.„ 6.) „Das muß „ ich glauben, weil er es selbst sagt! Ich gönne „ ihm und seinem Hrn. Bertram ihre Ohren „ gern.„ 7.) „ Die arme Uebersetzung ist an „ sich elend genug, man muß sie wohl beklagen; aber hassen kan man sie nicht.„ 8.) „ Mein wohin verleitet doch den Hrn. D. der „ blinde Pilatismus, und die ungemeine Be-

„ gierde der Unfehlbarkeit nicht? Nun muß
„ ich erst lachen, da mir der Hr. D. solche sau-
„ bere Quellen zeiget! Aus dem heiligen Le-
„ xico soll ich lernen, - - 2c.

In dem IV. St. der Beyträge finde ich einen gantzen Artickel, in welchem diese hochdeutsche Höflichkeit gegen den Hrn. Wocken, Conrector auf dem königl. Gymnasio zu Neu-Stettin verschwendet wird. Ich will nur ein Paar Stellen zur Probe anführen: 1.) „ Er hat dieses ge-
„ ringe Werck, (welches Beywort ich ihm aus
„ Furcht einer strengen Antung nicht streitig ma-
„ chen darf,) vor junge Gemüther geschrieben,
„ die kein judicium haben.„ 2.) „ Man wird
„ in den Exempeln überhaupt dasjenige kaum
„ antreffen, was ein nothdürftiger Versma-
„ cher brauchet, die Sylben über Hals und
„ Kopf in Reimen zu bringen.„ 3.) „ Da ist
„ alles kalt, schläfrig, matt, kriechend und
„ niederträchtig.„

In dem XXIV. St. kömmt ein neues Muster von dieser critischen Höflichkeit zum Vorschein, in der Beurtheilung über Hrn. Prof. D - - Abhandlung vom oratorischen Frost. 1.) „ Wir
„ ersehen daraus, daß gegenwärtiger Frost den-
„ noch auch einigen Nutzen mit sich gebracht
„ habe, da er die Feder des Herrn Prof. zu ei-
„ ner Ausführung gelencket hat, die sonst allem
„ Ansehen nach der gelehrten Welt unentdeckt
„ geblieben seyn würde. Und gewiß diese Schrift
„ dürfte ihrem Leser bey weitem nicht so gut ge-
„ fallen haben, wenn sie in den Hundstagen

„ ge-

„ geschrieben wäre, als itzo, da sie im Winter
„ bey einem so strengen Froste zum Vorschein
„ gekommen ist. Wir schmeicheln uns daher
„ mit der Hoffnung, es werde der gelehrte Hr.
„ Verfasser, da er sich so gut in die Zeit zu schi-
„ ken weis, in den künftigen Hundstagen uns
„ etwas von dem oratorischen Feuer zu lesen ge-
„ ben: Wozu wir ihm dann die gewohnliche
„ Musse abermahls nicht mißgönnen wollen.„
2.) „ Der erste Anblick des Titels machte schon,
„ daß ich mir einbildete, ich sähe ein Meisterstück
„ aus der werthen Pegnitzer-Gesellschaft, oder
„ aus der Schule Philipp Zesens. Die Jahr-
„ zahl aber überführte mich, daß ich was neues
„ sähe. 2c.„ 3.) „ Ich will nach diesem Mu-
„ ster auf eine unwidersprechliche Art recht ma-
„ thematisch darthun, daß ein Reifenrock keine
„ Schlafmütze sey.„

Der Verfasser des IVten Art. in dem XXI. St. der Crit. Beyträge besitzet diese höfliche Sprache der deutschen Critick in einem hohen Grade. Proben davon können seyn, da er von dem ungenannten Verfasser der reimfreyen Uebersetzung der Aeneis folgendergestalt urtheilet: 1.) „ Ich würde um deswillen seine Fehler nicht
„ gut heissen, wenn er gleich seine Ahnen so
„ weit herholen wollte, als derjenige, von des-
„ sen Stammvater Juvenal auf die lezte spricht:

Aut pastor fuit, aut illud, quod dicere nolo.

„ Hoffentlich wird es kein Schulmann seyn, der
„ solche Fehler wider die griechische Prosodie

„ begehen kan. Denn wer hat ihm die Erlaub-
„ niß gegeben, das η kurtz zu machen, da es
„ doch schon so viele Jahrhundert hindurch lang
„ gewesen ist, und auch in Ewigkeit also blei-
„ ben wird.„ 2.) „Es will ihm gar nicht in
„ den Kopf, daß er schlechtere Verse machen
„ soll, als ein anderer. - - ⊥ Er gläubt,
„ daß er der gröste Poet, und daß seine Ueber-
„ setzung die beste sey. Deswegen schreyet er
„ über lauter Ungerechtigkeit.„ 3.) „Nun-
„ mehro bringt er etwas vor, worüber er sich
„ billig zu schämen Ursach hätte.„ 4.) „Wann
„ ich mich nicht schämte, leere und abgeschmackte
„ Possen vorzubringen, so könnte ich sagen: Er
„ habe die Pallas zu einer wilden Sau gemacht,
„ denn sie wühlet das Meer auf, und von den
„ wilden Schweinen sagt man auch, sie wüh-
„ len.„

Von Hrn. Damms Uebersetzung der Briefe des Fürsten Cicerons werden folgende höfliche Beurtheilungs-Formeln geschickt angebracht. 1.) „Hrn. Damms zwölfjähriger Fleiß wird
„ alle gordische Knotten auflösen.„ 2.) „Er
„ wird finden, daß diese vier Zeilen Worte ohne
„ Saft und Kraft sind, und ohne Vermögen
„ sich einen Begriff davon zu machen.„ 3.)
„ Wenn wir alles untersuchen wollten, es wür-
„ den wenig Briefe hingehen, wo der Hr Con-
„ rector uns nicht anzeigen würde, wie schwer
„ es sey, sich vor Fehlern zu hüten.„ 4.)
„ Wenn etwann der deutsche Priscianus gar
„ schlecht bewilkommet worden, so stehet den-

„ noch

„ noch zu dessen Troste eine weitläuftige Ent-
„ schuldigung auf der Seite.„ 4.) „ Die An-
„ merckungen scheinen mehrentheils aus den
„ Wörterbüchern genommen zu seyn. - - -
„ Es wird auch aus dem so beliebten Schatze
„ des Fabers viel hergeholet worden seyn.„

Und in dem XXIII. St. der Beyträge wird Hr. Conrector dann mit folgenden critischen Complimenten beehret. 1.) „Gleichwohl wenn
„ der Hr. Conr. recht haben will, so habe er
„ recht.„ 2.) „Dieses sagen wir aber nicht,
„ um den Hrn. D. zu verbessern, sondern nur
„ um ein wenig seinen Zorn zu stillen, oder zu
„ häuffen.„ 3.) „Wenn uns der Hr. Conr.
„ den Unterschied unter einem subtilen und plum-
„ pen Videri aus seinen Randglossen, die er
„ vielleicht zu Langens Grammatick geschrieben,
„ hätte mittheilen wollen, so würde er uns ihm
„ sehr verbindlich gemacht haben. ꝛc.„ 4.)
„ Wir wollen uns hier in keine Gefahr setzen,
„ sondern auch ins künftige diese und seine übri-
„ gen Anmerckungen verehren, und dem Hrn.
„ Conr. zu keinem hertzbrechenden Seufzer über
„ uns, und die critischen Beyträge überhaupt,
„ Gelegenheit geben.„ 5.) „Die deutsche
„ Sprache ist noch übrig, der er sich bedienet:
„ Und es ist an dem, er hat hierinne seines glei-
„ chen nicht. Es wird auch wohl keiner von
„ denen, die die Beförderung der deutschen
„ Sprache zu ihrem Zwecke haben, sich nur
„ wünschen können, solche Ausdrückungen nach-
„ zuahmen. Wir erstaunen dahero nicht un-

„ billig, daß wir in der Beurtheilung seiner „ Ciceronischen Briefe, auf die unerhörten Ge„ dancken gerathen sind, nur einige Stellen zu „ tadeln, und uns nur von diesen zu überreden, „ als wenn sie nicht gut deutsch wären.„ NB. In dem VI. St. der Beyträge wird Hr. Damm unter die besten Uebersetzer, und Hrn. Prof. Gottsched an die Seite gesezt, beyde aber Hrn. D. Heumann als Muster angepriesen. Bl. 530. „ Hr. Prof. Gottsched hat ja die Reden vor den „ Archias und Ligarius, und Hr. Damm in „ Berlin die vor den Roscius so nachdrücklich, „ männlich und zierlich übersetzet, daß man nicht „ leicht etwas daran auszusetzen finden wird.„

Daß diese critische Höflichkeit mit den Jahren zu ihrer Vollkommenheit angewachsen sey, kan der Herausgeber des von Neukirchen übersezten Telemachs aus eigener Erfahrung bezeugen. In dem XXIV. St. auf der 106ten u. f. Seite kommen folgende Ausdrückungen eines zärtlichen Affectes vor. 1.) „ Es ist leider! dem „ Hrn. Neukirch, wie vielen andern grossen Leu„ ten ergangen, deren Schriften das Unglück „ gehabt, in die Hände eines solchen halbwei„ sen und kützelhärigen Herausgebers zu fallen, „ der durch sein unüberlegtes und tadelsüchtiges „ Geschmiere, auch die besten Gemürher gegen „ die Schriften des Verfassers zu vergällen, fä„ hig ist.„ 2.) „ Unser Held heißt Hr. Johann „ Cristoph Hirsch, und mag es dem Schicksale „ verdancken, daß es einen grossen Neukirch „ gegeben, - - - sonst würde dieser Hr. Jo-

„ hann

„ hann Christoph Hirsch die beste Gelegenheit
„ verlohren haben, uns seinen hochwerthen Nah-
„ men zum erstenmahl gedruckt vor Augen zu le-
„ gen.„ 3.) „Hr. Johann Christoph Hirsch,
„ (der geneigte Leser wird es nicht übel nehmen,
„ daß wir seinen Nahmen etliche mahl von An-
„ fang bis zu Ende hersetzen; es ist um mehre-
„ rer Deutlichkeit willen sehr nöthig, daß man
„ einen Menschen, dessen gesammte Wercke nur
„ noch erst in fünf und einer halben Seite in groß
„ Quart bestehen, fleissig nenne, damit die ge-
„ lehrte Welt wisse, mit was für einem neu-
„ hervorgeschossenen Kunstrichter sie zu thun ha-
„ be,) dieser Hr. Johann Christoph Hirsch
„ nimmt es sehr übel, daß die Welt, nachdem
„ sie eilf Jahre vergebens auf die Fortsetzung
„ des Neukirchischen Wercks gehoffet, sich un-
„ terstanden hat zu glauben, sie würde gar nicht
„ kommmen. Ist das nicht ein erschreckliches
„ Unglück!„ 4.) „Wir schlafen deswegen oh-
„ ne Sorgen, wenn es gleich den Hrn. Hirsch
„ und alle seine ehrlichen Mitbrüder verdreußt.„
5.) „Wir haben diese Nachricht bekommen von
„ eines Hofraths Sohne, der kurtz darauf eine
„ Würde erhalten, an welche Hr. Hirsch viel-
„ leicht sein lebenlang nicht wird dencken dür-
„ fen.„ 6.) „Dieses nun thut er, wie es ei-
„ nem Menschen, der zum erstenmahl in die ge-
„ lehrte Welt guckt, anständig ist, auf eine
„ gantz unerhörte Art.„ 7.) „Dem Hrn. Hirsch
„ mag wohl bey seinem bisherigen löblich geführ-
„ ten Copistenamte, ausser dem deutschlateini-

„ schen Canzleystyl keine andere Sprache vorge-
„ kommen seyn.„ 8.) „ Er hat in keinem Stü-
„ ke der Gelehrsamkeit (das Abschreiben und
„ Federschneiden nehme ich aus) etwas gelet-
„ net.„ 9.) „ Wofern ihm noch einmahl ein
„ Buch in seine Hände fallen sollte, welches wir
„ jedoch aus christlicher Liebe keinem einzigen
„ wünschen wollen.„

Ich könnte aus dem zweyten und vierten Artickel des XVI. Stücks der Beyträge u. a. noch eine Menge dergleichen Muster von der critischen Höflichkeit der Hochdeutschen anführen: Ich will aber nur aus dem lezten Artickel desselben noch ein Paar Stellen zu mehrerer Bekräftigung beybringen. Diese Höflichkeiten betreffen den Göttingischen Sammler. 1.) „ Er gehört mit unter die Anzahl der Gernschreiber.„ 2.) „ Der
„ gute, liebe Mann! hat sich um nichts weni-
„ ger bekümmert, als was zu einem moralischen
„ Blatte gehöret.„ 3.) „ Er hat vielleicht ein-
„ mahl etwas von einem französischen Glaneur
„ gesehen oder gelesen, und so gleich die Ent-
„ schlüssung gefasset, seinen Deutschen einen
„ Sammler zu schreiben.„ 4.) „ Ich wollte
„ wetten, daß man aus unsrem Sammler al-
„ lein ein halbes Wörterbuch, aller derjenigen
„ Wörter und Redensarten, die man im Deut-
„ schen nicht versteht, und nicht brauchen soll,
„ zusammenbringen könnte.„ 5.) „ Ich glau-
„ be, daß der Sammler diese Frage den Men-
„ schenfressern, oder seinen Troglodyten, mit
„ denen er, wie es scheint, besser bekannt ist,

„ als

„ als mit uns, thun müßte: Diese würden es
„ ihm ohnfehlbar zu sagen wissen, ob die Göt-
„ tinger nahrhafter sind, als andere Leute, und
„ welcher Nation sie in diesem Stücke am ähn-
„ lichsten kommen?„ 6.) „Es geht mit seiner
„ Schrift alles gantz natürlich zu! so sehr mir
„ bey seinen 24. Jahren bange war, es mögte
„ etwas Hexerey mit unterlauffen. Allein was
„ thut eine gute Erbschaft von nützlichen Anmer-
„ kungen nicht? Nunmehro weis ich, wie es
„ den Lesern gehen wird. Unser 24. jähriger
„ Moraliste wird es machen, wie jener junge
„ Arzt, der von seinem Vater ein Faß voll al-
„ ter bewährter Recepte ererbte. So bald ein
„ Krancker zu ihm schickte, fiel er vor diesem Fasse
„ nieder, betete andächtig, und griff darauf
„ hinein. Das erste Recept, welches ihm in
„ die Hand kam, das gab er hin; vors übrige
„ ließ er den Himmel und die gute Natur des
„ Patienten sorgen. So wird es mit unsrem
„ jungen Sittenrichter auch ergehen. Darum
„ verdient er wohl, daß seine Leser einen andäch-
„ tigen Seufzer für ihn thun; damit seine Hand
„ stets zur nützlichsten Anmerckung gelenckt wer-
„ de „ 7.) „Es wäre ewig schad, wenn die
„ menschliche Gesellschaft ein so theures Mitglied
„ vor seinem 90. Jahre verlieren sollte!„ 8.)
„ Wer hätte das gedacht, daß der stoltze Samm-
„ ler, welcher sich Anfangs keinen geringern, als
„ die Schweitzer-Maler, zum Vorbilde an-
„ nimmt, nunmehro denen Gelehrten nachah-
„ men will, welche, wenn sie Bücher schreiben,

„ so

„ so blindlings lincks und rechts um sich greiffen.
„ Ey! der Sprung ist zu arg! und fast so tief,
„ als möglich ist.„

Das merckwürdigste Beyspiel von einer ausnehmenden critischen Deemuth und Geduld findet sich in dem XVI. St. der Beyträge auf der 610ten Seite, wo der ungenannte Verfasser eines critischen Schreibens die unverschämte Unhöflichkeit und Grobheit begangen, und sich selbst bey dem Schlusse des Briefs einen aufrichtigen Gönner der Verfasser der Critischen Beyträge hat nennen dürffen. Sein grobes Compliment nach der Schweitzerischen Höflichkeit lautet:

„ Uebrigens können sie sich mich als einen auf-
„ richtigen † Gönner ihrer Bemühungen vorstel-
„ len. Ich werde es mit Vergnügen lesen,
„ wenn sie mich in ihren Beyträgen versichern
„ wollen, daß ihnen diese Zuschrift angenehm
„ gewesen. Und ich möchte nur wünschen, alle
„ Unannehmlichkeiten in derselben vermieden zu
„ haben. Fahren sie fort, dem menschlichen
„ Geschlechte Nutzen zu schaffen, und leben sie
„ wohl und vergnügt.„ Ein anderer wäre über so viele grobe Unhöflichkeiten in einen rechten Eifer gerathen; aber unsre sanftmüthigen Hochdeutschen lassen es bey folgender deemüthigen Antung bewenden: „† Das klingt ein wenig
„ groß! Es fehlt nur noch, daß uns der Hr.
„ Verfasser auch seinen Schutz und seine Gnade
„ versprochen hätte. Gleichwohl scheinet aus
„ allen diesen bisher gemachten Anmerckungen
„ nicht, daß ihr Urheber viel vornehmer sey,

„ als

„ als so viele Mitglieder unsrer Gesellschaft sind,
„ die theils ihrer Geburt, theils ihren Bedie-
„ nungen nach nicht weniger Hochachtung
„ verdienen. Denn Personen von noch höherm
„ Stande pflegen sich mit grammatischen Klei-
„ nigkeiten so bekannt nicht zu machen, als un-
„ ser Hr. Kunstrichter sich gemacht hat; es wäre
„ denn, daß er etwa mit einem fremden Kalbe
„ gepflüget hätte, welches wir aber um verschie-
„ dener Ursachen halber dießmahl nicht vermu-
„ then können.„ Andere wohlgesittete hoch-
deutsche Kunstrichter führen eine gantz andere Sprache, wenn sie von der deutschen Gesellschaft und ihrer Hochachtung gegen dieselbe reden wollen. Ich will zum Beweise ein Paar Stellen aus des Hrn. Amtmann Gottfr. Behrnds Antrittrede in der deutschen Gesellschaft anführen: 1.) „Bin ich schon nicht vermögend, in
„ ihren glänzenden Haarschmuck Juwelen und
„ Loorberzweige einzuflechten; so werde ich doch
„ nicht unterlassen, ihren Füssen mit Ehrerbie-
„ tung niedrigen, doch immer grünen Epheu
„ unterzustreuen.„ 2.) „Welches aber hiemit
„ nebst der gantzen Abhandlung hochgeneigt zu
„ beurtheilen meinen hochgeehrtesten Herren
„ anheim gebe, und schließlich zu dero reifliche-
„ ren Erwegung und Verbesserung, nebst mir
„ selber, mich dienstergebenst überlasse.„ Das klingt in deutschen Ohren politer, als der aufrichtige Gönner, wenn man sich, nebst sich selber, (denn ich und ich selber sind zweyerley,) zur Verbesserung dienstergebenst überläßt.

Diese

Diese critische Höflichkeit besizt unter allen deutschen Kunstrichtern Hr. Prof. Gottsched in dem höchsten Grade der Vollkommenheit; Er hat erst neulich in seinen Anmerckungen über des berühmten Baylens Abhandlung von Cometen seine Stärcke darinne in den vortrefflichsten Proben an den Tag geleget; allermassen er daselbst Anlaß genommen, auch von gantzen Nationen und gesalbeten Häuptern zu urtheilen: Nehmet folgende Stellen zur Probe. 1.) In der fünften Anmerckung zum ersten Th. „Es ist sehr gut, „ daß Boileau und Racine das Amt der königlichen Geschichtschreiber so schlecht verwaltet „ haben, daß sie uns nichts davon zu lesen ge„ geben: Sonst würden sie uns gantz gewiß (*) „ eine Reihe ungeheurer Fabeln aufgezeichnet „ haben. Wenn man wenigstens aus des Boi„ leau Gedichten schliessen soll, wie er in der „ ungebundenen Rede geschrieben haben würde, so kan man nichts anders als Wunder„ wercke und Abentheuer vermuthen.„ 2.) In der fünfzehnten Anmerck. zum ersten Th. „Es „ ist recht lächerlich, wenn man die französche „ Nation, die in der Selbstliebe gantz ersoffen „ ist, von ihren Vorzügen reden höret; ob sie „ sich gleich genöthiget sieht, sich so gleich durch „ die That selbst zu widerlegen: wie hier Hr. „ Baile, den alle Geschichten überführen, daß „ seine Landsleute beynahe noch abergläubischer „ als andere Völcker gewesen sind.„ 3) In der 72sten Anmerck. zum 2ten Th. „Gewiß, „ wenn

(*) Vati mens præsaga futuri.

„ wenn jemahls der französische Geist auf Nar-
„ renpossen verfallen ist, so ist es heut zu Tage.
„ Unter hundert Büchern, die zu Paris gedruckt
„ werden, ist kaum ein kluges; denn die Ro-
„ manenseuche hat alles überschwemmet, so daß
„ man fast dencken sollte, die gantze Nation
„ sey von einer rechten Kranckheit angesteckt,
„ die man die Fabelsucht nennen könnte.„ 4.)
In der 83sten Anmerck. zum 2ten Th. „ Lud-
„ wig der XIV. ist über diese Schwachheit weg!
„ Es ist ihm gleichviel, ob er mit Betrug oder
„ durch Tapferkeit siegt; ob er seine Feinde
„ schlägt, oder die Generale besticht; die Ve-
„ stungen erobert, oder von verrätherischen Com-
„ mendanten erkauffet. Vortrefflicher Ruhm!„
5.) In der 105ten Anm. „ Und vielleicht sind
„ die Zeiten schon gekommen, da es uns an
„ einem so muthigen und lebhaften Geiste unter
„ den deutschen Printzen nicht mehr fehlet, dem
„ es nur noch an einer gelinden Lenckung
„ und Bestimmung fehlet, sich für die Rechte
„ Deutschlands wider Franckreich zu erklären.„
6.) „ Welcher Franzose ist doch wohl vermögend,
„ die sclavische Neigung, seinem Könige zu
„ schmeicheln, bey sich zu bändigen: Da man
„ so gar auch mit Eckel und Abscheu sehen muß,
„ daß sie ihren itzigen König bis an den Himmel
„ erheben; der doch, nach aller Vernünftigen
„ Geständnisse, sehr wenig von dem guten
„ Ludewigs des *XIV.* an sich hat.„ Zeigen
nicht diese Exempel unwidersprechlich, daß die
hochdeutsche Höflichkeit von der niederträchtigen

Schmei-

Schmeicheley himmelweit entfernet sey? Und daß diese Scribenten dieser Schwachheit selten unterworffen seyn, wenn es sie nicht selber angehet. Ich darf es nun auf das Urtheil meiner Leser lediglich ankommen lassen, zu entscheiden, ob diese Deutschen im Ernst glauben, daß Unpartheylichkeit, Bescheidenheit, Billigkeit, Höflichkeit und Mässigung die nothwendigen Eigenschaften eines wahren Kunstrichters seyn: Ob sie die Wahrheit reden, wenn sie sagen: 1.) Daß es nicht ihre Art sey, um einiger Personen willen, die ihre Gewogenheit nicht haben, mit einer Dorfschultzen-Mine gantze Nationen als dumm und ungeschliffen auszuschreyen. 2.) Daß jede Nation ihre groben Exemplare habe ꝛc. Es wird auch niemanden schwer fallen, in denen obigen Proben die Sprache der Gesellschaft vom groben Jahrhunderte zu erkennen, welche Gesellschaft nach dem sichern Bericht eines würdigen Mitgliedes derselben, sich ungefehr vor zehen Jahren in Leipzig zusammengethan, und erst vor kurtzem übernommen hat, in zehen Jahren die Zeiten wieder herzustellen, wo man bey allen Streitigkeiten einander mit einem Haufen von Schimpfwörtern und Grobheiten liebkoste, und wo das ridiculum ruſticum das beste Gewürtze war, dergleichen Schriften angenehm zu machen. Wer diese critische Sprache besagter Gesellschaft vom groben Jahrhunderte, und die spitzfündigen Idiotiſmos derselben gerne lernen mögte, dem werden meine oben gegebene Auszüge gute Dienste thun können. Ich bescheide

mich

mich auch gar gerne, daß die Respective Hochgeehrten Hrn. C** in L** keinem andern, als einem offenbaren und erklärten Mitgliede dieser Gesellschaft ein so unverschämtes und schimpfliches Urtheil von Sr. K. Maj. in Franckreich würden zu gut gehalten haben. Ohne diese Gelindigkeit würde das Wachsthum einer so nützlichen Gesellschaft nur gehindert worden seyn.

VII.

Von der

Critischen Gerechtigkeit

Einiger

Hochdeutschen Kunstrichter.

ICh habe oben schon angemercket, daß die Leipzigischen Kunstrichter in den Schriften der Schweizerischen Kunstlehrer, (ungeachtet es ihnen an dem guten Willen nicht gemangelt hat), bisdahin nichts haben finden können, was derselben ausgefällte Urtheile von den deutschen Poeten nur im geringsten einiger Ungerechtigkeit hätte verdächtig machen können. Da ich nun behaupte, daß ein billiges und gerechtes Urtheil niemahls zugleich grob und unhöflich seyn könne; so könnte ich dieses zu meinem Vortheil anwenden, und das eigene Geständniß der Leipzigischen Kunstrichter gebrauchen, meine critischen Landsleute gegen diese Anklage der Grobheit und Unhöflichkeit zu schützen. Allein, ob ich gleich diese Art der Vertheidigung nicht nöthig habe, so wird es dennoch nicht ausser dem Wege seyn, wenn ich die Begründniß derselben ein wenig beleuchte. Ich mercke vor allen Dingen an, daß das für einen Scribenten vor-

vortheilhafte Urtheil oder Lob, wenn es nicht auf den innern Werth einer Schrift gegründet, weñ es hiemit ungerecht ist, eben darum auch grob und unhöflich seyn könne. Niemand wird sagen, daß derjenige höflich sey, der einen Tiresias wegen seiner Scharfsichtigkeit, einen Euclio wegen seiner Freygebigkeit, eine Cleopatra wegen ihrer Keuschheit offentlich oder ins Angesicht lobet, weilen dergleichen Lob eine offenbare Lügen, und eben so viel als eine Vorrückung der schändlichsten Laster ist. Doch ist die Eitelkeit der Menschen so groß, daß sie dergleichen critische Ungerechtigkeiten, die allezeit mit einer Unhöflichkeit gepaaret gehen, gemeiniglich ohne Verdruß anhören, und man weiß wenig Exempel, daß sich einer über diese Art Unbill, die er sich vortheilhaft zu seyn gläubt, beschweret habe. Hingegen sind die Menschen gantz anders gesinnet, wenn die critischen Urtheile ihre Unvollkommenheiten entdecken; da sind sie so empfindlich, daß sie alsobald über Ungerechtigkeit und Unbill, oder wenn sie gar nichts anders zur Entschuldigung offenbarer Fehler vorzubringen wissen, wenigstens über Unhöflichkeit und Grobheit klagen: Sie fodern eine Höflichkeit, die andere gegen ihre Fehler und Unvollkommenheiten mit sehenden Augen blind, oder wenigstens stumm mache: Und sie rechnen es einem schon für eine Unhöflichkeit und Grobheit an, daß er sich vermessen hat, ihre Gebrechen, die sie selbst ohne Noth entdeckt haben, zu offenbaren und zu anten. Nach dieser Leute Meinung ist die Critick in so fern sie in

Entdeckung der Unvollkomenheiten eines Schrift-
stellers geschäftig und scharfsichtig ist, schon für
sich selbs strafbar, und sie können nicht glauben,
daß ein wohlgezogenes, sittsames und bescheidenes Gemüthe sich jemahls die Freyheit andere zu tadeln anmassen könne, es geschehe denn mit bösen Absichten. Die Grundsätze, womit sie diese stoltzen Gedancken zu beschönen suchen, sind folgende: Man sey nicht berechtiget, jemand zu tadeln, oder ihm seine Unvollkommenheiten vorzurücken, bis man selbs ohne Fehler sey; die christliche Liebe decke die Fehler des Nächsten zu, u. s. f. Und dadurch meinen sie die Critick als eine Ungerechtigkeit, die gerade gegen die Pflichten der Liebe anläuft, anzuschwärtzen, und verhaßt zu machen. Andere hingegen erkennen zwar, daß die Critick bey Entdeckung anderer Leute Fehler und Unvollkommenheiten gantz heilsame Absichten haben könne, und daß sie zur Warnung und Verbesserung solcher, die sich erst durch offentliche Schriften beliebt und nützlich zu machen suchen, einen guten Einfluß haben könne: dessen ungeachtet setzen sie dieselbe in der Ausübung ihres Strafamts in so enge Schrancken, daß sie dennoch bey diesem zugestandenen Recht der Critick ungestraft und sicher fortschwärmen können. Sie entziehen sich, und alle, die den Athem noch in der Nase haben, ihrem Gerichtsbann, und geben ihr allein die todten und vermoderten Scribenten Preis. (*) Sie bereden sich, daß man

(*) Die Gottschedischen Schüler haben als ein Fundamental-Gesetze der critischen Gefälligkeit auf und angenommen,

man die Todten, die keine Empfindung haben, nicht mehr beleidigen könne, und weil sie sich nicht mehr verantworten oder vertheidigen können, so könne man ihrer ohne Gefahr leicht meister werden. Wann sie auch etwann unter Lebenden noch einige wenige vor das Gericht der Critick zu ziehen erlauben, so sind es gemeiniglich so arme Sünder, an denen man sich wegen ihres geringen Ansehens durch Unhöflichkeit nicht versündigen kan, die durch ihr Exempel niemand

men, daß man keinen Scribenten tadeln solle, er habe es dann mit seinem Tode verschuldet. Zwar binden sie sich an diese Regel nicht so abergläubisch, daß sie sich dann und wann nicht die Freyheit herausnehmen sollten, einem und dem andern noch lebenden Schriftverfasser, der das Unglück gehabt ihnen zu mißfallen, ihre critische Ungnade härtiglich empfinden zu lassen: Wie denn in dieser Absicht, (dem zufolge, was ich in dem vorhergehenden Abschnitte ausführlich gezeiget habe,) die Leipzigischen Critischen Beyträge mit gutem Recht als ein Kampfplatz anzusehen sind, auf dem diese critischen Klopffechter manchen ehrlichen Ritter, der ihnen zu gefallen nicht hat sterben wollen, unbarmhertziger Weise herumgetrillt haben. Sie haben sich auch bey der Beobachtung des obenerwähnten Fundamental-Gesetzes bisdahin so wohl befunden, daß noch erst neulich Hr. Prof. Gottsched selbst in dem XXVII. St. der Crit. Beytr. Bl 436. für dienlich erachtet hat, diese kluge und heilsame Verordnung mit folgender sinnreichen Schutzschrift zu verfechten: „ Wir wollen, weil der Herausgeber des „ Ergäntzungsstücks zur Trillerischen Vorrede doch einmahl „ diese Beyträge für einen Kampfplatz ausgegeben hat, „ auf dem man murhige Ritter erlege, nur noch eine ein„ zige Anmerckung machen, die ihn selbst angeht. Es ist „ diese, daß man aus Jesens Exempel sehen kan, es habe

„ auch

verführen können, und die es, wenn sie getadelt werden, noch vor eine Ehre halten müssen, weil sie dadurch aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen werden: Aber, daß man Leuten, die in einigem Ansehen und Ruff bey der iztlebenden Welt, wiewohl öfters ohne ihr Verdienen, stehen, ihre Unvollkommenheiten vorhalte, das ist schon eine strafbare grobe Vermessenheit und Unhöflichkeit; es mögte auch der Tadel an sich selbst

„ auch schon vor diesem Leute gegeben, bey denen man
„ es mit seinem Tode verschulden müssen, wenn man von
„ ihnen öffentlich habe getadelt seyn wollen. Wir unters
„ suchen hier nicht, ob der gedachte Herausgeber recht oder
„ unrecht hat, wenn er dieses an den itzigen Kunstrichs
„ tern mißbilliget. Indessen hat er den Trost, daß einige
„ Schriftsteller, die zu leben wissen, sich nach seinen Grunds
„ sätzen und Neigungen zu bequemen scheinen, und ihn
„ noch bey seinen Lebzeiten tadeln. „ Weil diese Schutzschrift aus der Feder eines berühmten Lehrers der Weltweisheit hergeflossen, so will ich dieselbe um mehrerer Deutlichkeit willen in ihre Schlußsätze auflösen, und die Prüfung seinen Schülern nach seiner Vernunftlehre anzustellen überlassen. Der erste ist: Wer erlaubt, daß man die iztlebenden Scribenten, die es verdienen, tadeln dürffe, der kan es nicht zugleich billigen, daß man die schon verstorbenen elenden Scribenten tadele. Der zweite ist: Juncker Filipp von Zesen hat schon zu seiner Zeit die todten Scribenten unter die helikonische Hechel genommen, warum sollte es denn Hrn. Prof. Gottsched Sünde seyn, wenn er diesem rühmlichen Exempel folget. Sonsten muß ich noch berichten, daß die Kunstrichter, die zu leben wissen, und mich tadeln, ob ich gleich noch nicht gestorben bin, der Hr. Prof. Gottsched selbst und sein Spießgesell Magister Theod. Lebrecht Pitschel sind. Diesen zu missfallen mache mir eine Ehre.

selbst so begründet und gerecht seyn, als er immer wollte. Endlich schreiben sie der Critick in Ansehung des Ausdrucks und Vortrags, in die sie ihre Aussprüche einkleiden soll, so harte Gesetze vor, daß sie bey aller ihrer Gerechtigkeit nothwendig unhöflich und unbescheiden werden muß. Sie können es nicht vertragen, daß man eine Abhandlung, die durchgehends voller Fehler ist, unglücklich nenne; oder über das, was lächerlich ist, das Maul verkrümme. Sie wollen, daß man sie zuerst um Verzeihung bitte, und die Erlaubniß von ihnen erhalte, sie zu erinnern, daß sie nicht ohne Fehler sind; daß man die Fehler, die man tadelt, als Theile der Vollkommenheit des Gantzen anpreise; daß man, auch wo es umgekehrt ist, Horatzens

Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis.

vorausetze. Allein ich habe in Vergleichung mit diesen Leuten gantz paradoxe Gedancken von der Freyheit der Critick: Ich habe mich beredet, daß die Critick niemahls unhöflich oder unbescheiden seyn könne, so lange sie gerecht ist; und ich sehe die critische Unhöflichkeit als eine Art der Ungerechtigkeit an; denn wenn die getadelten Fehler durch die Art des Vortrags vergrössert werden, so ist dieses eine Art der Verläumdung; und hiemit diese Unhöflichkeit eine offenbare Ungerechtigkeit. Die Höflichkeit bestehet in einer Mässigung der Affecten und des Willens nach den Regeln oder Gewohnheiten des äusserlichen Wohlstands; und die Natur der Höflichkeit erfodert,

fodert, daß man nicht auf Recht und Verdienst, sondern auf das Vergnügen dessen, den man nützlich gewinnen will, sehe. Die Critick hingegen muß ihre Absicht von dem äusserlichen Range, Ansehen und Credit, und andern dergleichen Vorzügen gäntzlich abkehren, sie muß nur auf das innerliche Vermögen des Geistes, Verstandes und Witzes sehen, und ihre Beurtheilungen auf die Wahrheit gründen. Geist, Verstand und Witz aber sind nicht an einen gewissen Rang oder an gewisse Aemter in der Welt gebunden; sie werden nicht angeerbt, sie können nicht mit Geld erkauft, noch wie Titel und Ehrenstellen verliehen oder verpachtet werden. Es ist keiner gezwungen, seinen Geist und Verstand durch offentliche Schriften auf die Probe zu setzen, und es kan einer ein ehrlicher und nützlicher Patriot, ein kluger Staatsmann, ein erfahrner Arzt, und doch daneben ein schlechter Reimheld, ein matter Dichter, ein elender Scribent seyn, gleichwie es hingegen nicht unmöglich ist, daß einer bey einem schlechten äusserlichen Credit und Ansehen ein geistreicher Poet, Redner, oder Schriftsteller seyn kan. Aber wenn einer sich durch offentliche Schriften freywillig zum Lehrer des menschlichen Geschlechts aufwirfft, und den Nahmen eines geistreichen Schriftverfassers affectiert, so muß er von der gerechten Critick erwarten, daß sie ihm den verdienten Rang unter den Scribenten anweise; und wofern er sich nicht gegen die Ausspräche derselben gründlich vertheidigen, und sie der Ungerechtig-

keit

keit überführen kan, so mag er über Unbill, Unhöflichkeit und Grobheit schreyen, so lange er will; dieses wird ihm bey unparteyischen Lesern von gutem Geschmack, er mag auch so vornehm seyn als er will, wenig helffen. Ich mache aus diesem allem den Schluß, daß die in dem gemeinen Leben übliche Höflichkeit, die sich nur nach dem äusserlichen Rang in der Welt richtet, und jedermann angenehm und gefällig zu seyn suchet, bey der gerechten Critick keinen Platz habe; sondern daß dasjenige, was man in der Critick Höflichkeit heißt, von der Gerechtigkeit, die ohne Ansehen der Person Lob und Tadel nach Verdienen austheilet, nicht unterschieden sey. Ich sehe darum auch die in dem vorigen Abschnitt eingeführten Exempel der critischen Unhöflichkeit einiger deutscher Kunstrichter an, als so viele Proben der critischen Ungerechtigkeit in dem Ausdruck und Vortrage, angesehen selbige nicht nur an sich selbs betrachtet unbescheiden und schimpflich sind, sondern auch zu nichts dienen, als kleine Fehler grösser zu machen, als sie würcklich sind. Ich will demnach in gegenwärtigem Abschnitte mit einigen Exempeln darthun, daß eben diese hochdeutsche Kunstrichter in ihren Beurtheilungen nicht nur in Absicht auf den Vortrag, sondern auch in Absicht auf die Natur der Sache selbst neben der Wahrheit vorbeygehen, und sich der critischen Ungerechtigkeit schuldig machen. Ich habe in dem vorhergehenden Abschnitte beyläuftig drey Exempel von dieser Art berühret: Das erste ist das Beyspiel Hrn. Damms, den man

in dem VI. St. der Beyträge Bl. 530. neben Hrn. Gottsched wegen seiner grossen Geschicklichkeit im Uebersetzen selbst dem gelehrten Hrn. D. Heumann zum Muster vorgestellet hat. Wenn nun das Urtheil, welches in eben diesen Beyträgen an zweien Orten von seiner Uebersetzung der Briefe Ciceros auf eine unbescheidene Weise ausgefället wird, Grund haben soll; so folget gantz natürlich, daß das ihm vorhin mitgetheilte Lob wegen seiner so grossen Geschicklichkeit im Uebersetzen eine schmeichelhafte Ungerechtigkeit gewesen sey. Denn wer wird sich wohl als glaublich vorstellen können, daß Hr. Damm, nachdem er Ciceros Rede für den Roscius so nachdrücklich, männlich und zierlich übersezt hat, hernach bey der Uebersetzung der Briefe dieses Römers so unglücklich sollte gewesen seyn, und eine so harte und schimpfliche Bestraffung verdienet haben? Das zweite Exempel, das ich oben berühret habe, ist das Beyspiel des Herausgebers der Neukirchischen Uebersetzung des Telemachs Hrn. J. Chr. Hirsch. Was hat dieser gute Mann verschuldet? Nichts anders, als daß er in der kurtzen Vorrede zu diesem Neukirchischen Wercke, welche nicht mehr als fünf und eine halbe Seite beträgt, das übereilte Vorgeben, als ob Neukirch die Uebersetzung des Telemachs nicht vollendet, und man also ausser dem ersten Theile nichts weiters von seiner Arbeit zu erwarten habe, welches durch die Crit. Beyträge ausgestreuet worden, um etwas empfindlich geantet hat. Aber man lese die

plum-

plumpe und gantz ungeschliffene Invectif, die der gute Mann deswegen in dem XXIV. St. der Beyträge auf der 601sten u. f. Seite empfangen hat, woraus ich oben nur was weniges zur Probe angeführt habe, und sage mir dann, ob das heisse: Poenas peccatis irroget æquas. Zugeschweigen, daß die Verfasser dieser Beyträge in dem XXV. St. Bl. 172. offentlich bekennt, daß sie in der Person geirret, und Hrn. Hirsch gantz unschuldiger Weise angegriffen haben. Das dritte Exempel giebt uns der ungenannte Verfasser der reimfreyen Uebersetzung der Aeneis, wovon in dem XVII. St. der Beyträge im IV. Art. eine Probe angeführt, und dieselbe durch eine ungeschickte Vergleichung mit einer schlechten gereimten Uebersetzung eines jungen Schülers heruntergemacht worden. Die Ungerechtigkeit dieses Urtheils in Lob und Tadel ist in dem zweiten Theile der Critischen Dichtkunst Hrn. Prof. Breitingers in dem IVten Abschn. von der Kunst der Uebersetzung von Bl. 157. an ausführlich dargethan worden, wohin ich auch meine Leser verweise. Noch das vierte Beyspiel soll uns endlich die Uebersetzung Hrn. Prof Bodmers von Joh. Miltons verlohrnem Paradiese an die Hand geben. Von derselben stehet in dem IIten St. der Beyträge Bl. 291. „ So
„ viel ist indessen wahr, daß wenn nach dem Ge-
„ ständniß der Engelländer, ihre Sprache selbst
„ unter dem Milton eingesuncken; so hat in der
„ That Hr. Prof. Bodmer eine solche Stärcke
„ unsrer Sprache gewiesen, daß man sagen
„ könnte,

„ könnte, daß Milton durch diese Verdollmet-
„ schung noch mehr Kraft und Nachdruck gewon-
„ nen habe, als er in seiner Muttersprache be-
„ sizt. Indessen hat es ihm aus Bescheidenheit
„ beliebt, sich über den Mangel genugsamer
„ Kundschaft in unsrer Sprache zu beschweren,
„ der doch in Absehen auf die Stärcke seiner über-
„ all prächtigen und erhabenen Ausdrückungen
„ gewiß nirgends zu spüren ist. Sollte aber ia
„ im Absehen auf die Zierlichkeit der Wortfü-
„ gung hier und dar etwas unterlauffen, so in
„ rein gewöhnten deutschen Ohren rauh und
„ widrig klinget, so wird dieses dem Vaterlan-
„ de des Hrn. Uebersetzers mehr, als seiner Un-
„ fähigkeit zuzuschreiben seyn. Und doch muß
„ man gestehen, daß uns noch kein Schweitze-
„ rischer Scribent vorgekommen, dem man sein
„ Vaterland weniger als Hrn. Bodmern hat
„ anmercken können. „ Und in dem XIX. St. der Beyträge in der Beantwortung auf die Einwürffe wegen der Unvollkommenheit der deutschen Sprache Bl. 448. heißt es: „ Gewiß alle Ken-
„ ner Miltons sind erstaunet, als sie die Dol-
„ metschung Hrn. Prof. Bodmers gelesen ha-
„ ben: Denn wer hätte sichs eingebildet, daß
„ dieses mit Gedancken so beschwerte Gedichte,
„ dessen Ausdruck so körnicht, sinnreich und tief
„ ist, sich so nachdrücklich und vollständig deutsch
„ würde geben lassen. Und doch hat es der Hr.
„ Bodmer gethan. In Wahrheit, wer nun-
„ mehr unsre Sprache noch matt, seicht, und
„ plauderhaft nennen will, der verdienet, daß

„man

„ man ihn damit auslachet.„ Hergegen in dem XXIV. St. dieser Beyträge ist aus der Feder eben desselben Kunstrichters, des Hrn. Prof. Gottscheds, folgendes Urtheil geflossen, Bl. 653. „ Es hat sich in der Schweitz eir Uebersetzer gefunden, der uns denselben (Milton) so gut „ er gekonnt, deutsch geliefert hat, wie wir „ gleichfalls in diesen Beyträgen vor etlichen „ Jahren gemeldet haben.„ Und Bl. 664. „ Man hat an der seltsamen und widerlichen „ Art des deutschen Ausdrucks, der sonst in „ allen unsren Büchern unerhört ist, gar bald „ einen Eckel bekommen.„ Sehet da einen Philosoph, der in seinen critischen Aussprüchen sich nicht so sclavisch an den Grundsatz: Impossibile est idem simul esse & non esse, bindet; sondern sich die Freyheit vorbehält, seine Höflichkeiten, so bald er vermuthet, daß sich einer derselben unwürdig gemacht, zurück zunehmen und zu modificieren. Will aber jemand wissen, wie geschickt diese philosophischen Köpfe einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst vergleichen können, der sehe in der 47sten Anmerckung des Weinmonats der Belustigungen Bl. 379. und schaue, wie er sich des Lachens erwehren könne.

VIII.

Wie die

Unvollkommenheit

des

Gottschedischen Versuches

einer

Critischen Dichtkunst

am sichersten könne entschuldiget und gegen alle Vorwürffe sicher gestellt werden.

ICh finde die Art, mit welcher der Verfasser der Anmerckungen in dem Weinmonat der Leipzigischen Belustigungen in der 36. und 37sten Anmercknng dieses geleistet hat, so fremd, neu, und unerhört, daß ich mich nicht entbrechen kan, die Kunst, die in dieser Art der Vertheidigung stecket, in ein helleres Licht zu setzen.

Hr. Prof Gottsched hat sein Werck von der Dichtkunst einen Versuch genennet: Da nun diese Benennung selbst ein Geständniß einer Unvollkommenheit mit sich führet; so ist der Verfasser der Anmerckungen sorgfältig genug, uns zu berichten, daß diese willkürliche Benennung

der

der Vollkommenheit des Wercks nicht nachtheilig seyn könne, weil der Nahme die Sache nicht ändere, und Hr. Prof. Gottsched sein Buch nur aus Bescheidenheit einen Versuch genennt habe: Nicht als ob er es selbst für einen blossen Versuch angesehen, oder als ob ihm die Vollkommenheit desselben wäre verborgen gewesen; sondern aus einem niederträchtigen Hochmuth, nach welchem einer sein Heu Stroh nennen kan, solches aber niemahls thut, als wenn er zum voraus sicher ist, daß andere seine Absicht durch die Erniedrigung den Werth der erniedrigten Sache zu erhöhen, unfehlbar mercken und errathen müssen. Daß also die Benennung eines Versuches auf dem Titel des Gottschedischen Buches per antiphrasin muß verstanden werden, wie Lucus, quasi minime lucus. Doch muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man diese ironische Figur der Bescheidenheit nicht auf den ganzen Titel erstrecke, als ob er sein Buch auch eine Critische Dichtkunst per antiphrasin genennt habe, in dem Verstande, als wenn er sie selbst für nichts weniger, als für eine Critische Dichtkunst gehalten habe; wie er sie in der That einen Versuch genennet, darum, weil sie in seinem Sinne nichts weniger als ein blosser Versuch war. Daß also diejenigen, welche die Gottschedische Dichtkunst für einen blossen Versuch ausgeben, eben so unhöflich handeln würden, als wenn einer das Compliment eines gehorsamen Dieners im Ernst aufnehmen, und es mit der Antwort: Ja, ihr seyd mein gehorsamer Diener! erwidern würde.

Wollte man zweitens die Zürichische Dichtkunst anführen, und in Vergleichung mit derselben den Gottschedischen Versuch einer Unvollkommenheit belangen; so weiß der Verfasser der Anmerckungen, durch einen listig erweckten Verdacht, die Zürchische Dichtkunst so geschickt niederzudrücken, daß sein Leipzigischer Versuch behend wieder empor kömmt. Das einige Sprüchlein: Inventis facile est *aliquid* addere, hat die Kraft dem Leipzigischen Versuche den Preiß der Erfindung gantz zuzueignen, und den Verdacht zu erwecken, daß die Zürichische Kunstrichter sich diese Leipzigische Erfindung wohl zu Nutze gemachet, und ihre mehrere Vollkommenheit derselben lediglich zu verdancken haben. Er braucht dabey die nöthige Behutsamkeit, daß er sich nicht ins Absonderliche hineinläßt, und die ihm vorgelegte Parallel mit Stillschweigen gäntzlich vorbeygehet; denn solches hätte zu nichts anders gedienet, als dem Leser unnöthige Scrupel zu erwecken, ob und wiefern es möglich sey, daß von zwey Wercken, die in ihren Grundsätzen, in ihrer Materie, und in ihrer Form gantz unterschieden, ja einander beynahe zuwider sind, eins durch das andere habe können veranlasset werden? Da hingegen bey der blossen Vergleichung des ähnlichen Titels niemand leicht in den Sinn kommen wird, zu zweifeln, daß nicht eines von dem andern sey abgesehen worden: Und da man insgemein nur gleiche Sachen mit gleichen Nahmen zu belegen pfleget, so wird ja niemand vermuthen, daß vielleicht das eine von

diesen Wercken den Nahmen einer Crit. Dichtkunst nur zur Zierde trage, ohne daß es ihn eben würcklich verdiene: Wie jener ungeschickte Mahler die Figur, die er an ein Haus gemahlet, ein Pferd genennet hat, ob sie gleich einem Geißbocke viel ähnlicher war; und es dießfalls wohl heissen mag:

Amphora coepit
Institui, currente rota cur urceus exit?

Der dritte Grund, womit der Leipzigische Verfasser der Anmerckungen den Vorwurff der Unvollkommenheit in Ansehung der Gottschedischen Dichtkunst geschickt ablehnet und entschuldiget, ist von den geheimen und besondern Absichten hergenommen, die ein Verfasser bey Schreibung eines Buchs mag gehabt haben. Wer hätte es vermuthen können, daß Hr. Prof. Gottsched die Vollkommenheit, die sich in der Art und Proportion der in seiner Dichtkunst abgehandelten Materien, befinden soll, nicht nach dem Privatgebrauche einzelner Leser, sondern allein und vornehmlich nach dem academischen Gebrauche wolle beurtheilt wissen, in so fern nemlich dieses Buch hauptsächlich zur öffentlichen Vorlesung bestimmt war? Ich sage, wer hätte dieses wohl vermuthen können, wenn es der Verfasser der Anmerckungen nicht so deutlich berichten würde? Da nun diese besondere Absicht erfodert, daß ein solches Buch eben nicht vollständig seyn muß, damit der mündlichen Erklärung auch noch was übrig bleibe; so kan man ja auf diese Weise alle Unvollkommenheiten eines sol-

chen gedrückten Buches, die vermuthlich in dem mündlichen Vortrage können verbessert und ersezt werden, leicht entschuldigen. Dieser Fund ist eben so listig, als wenn die Papisten die vorgegebene Unvollkommenheit der Heil. Schrift durch die mündlichen Traditionen ergäntzen wollen. Es hat auch einer von meinen Freunden die Mühe genommen, die ins Kurtze gefaßten Regeln der Gottschedischen Dichtkunst aus dem ersten Theile mit Fleiß herauszuziehen, um die zierliche Ordnung und Proportion dieses Lehrgebäudes in das rechte Licht zu setzen; wenn er sich entschliessen könnte, uns diesen Auszug durch den Druck mitzutheilen, so hätte man Gottschedii autem poeticam in nuce.

Aber der Vertheidiger der Gottschedischen Dichtkunst, der dieses Buch gegen alle Vorwürffe recht sicher stellen wollte, hat es nicht allein bey blossen Möglichkeiten und Vermuthungen bewenden lassen; sondern würcklich behauptet, daß Hr. Prof. Gottsched alle Mängel und Unvollkommenheiten, die in seinem gedrückten Buche könnten bemercket werden, in der Privaterklärung seinen Schülern durch den mündlichen Vortrag würcklich ersetzt habe. Und diesen historischen Beweißthnm weiß er gar geschickt mit Einführung solcher Zeugen, die es selbs solen mit angehört haben, und mit einer Betheurung zu befestigen. Er sagt: „ Ich will dem „ Hrn. Schweitzer mit gantz eigentlichen Wor„ ten bey meiner Ehre versichern, (wo anders „ ein Deutscher so schwören kan,) daß es noch „ Leute in Leipzig giebt, die den Hrn. Prof.

„ Gott-

„ Gottsched von den meisten Materien, die in „ dessen Dichtkunst fehlen sollen, schon vor sechs „ und acht Jahren wollen haben reden hören. „ Und etwas ferner: „ Und in der That sagen „ die Leute, deren ich gedacht habe, daß es „ eben bey der Ausübung gewesen sey, wo er „ mit ihnen davon gesprochen hätte. „ Es fehlet auch diesem Beweise im geringsten nichts, als einestheils, daß er die Anzahl dieser Zeugen von einer so geheimen Wahrheit nicht mit Nahmen entdeckt, deren ohne Zweifel mehr als dreymahl drey gewesen sind; und anderntheils, daß er das Factum, welches er mit einer Betheurung bekräftiget, um etwas zweideutig ausdrückt; massen das haben wollen reden hören nicht nothwendig sagt, daß sie ihn würcklich von diesen Materien reden gehört haben: Denn wenn seine Betheurung nur dahin gehen sollte, zu bekräftigen, daß es würcklich schon vor 6. und 8. Jahren in Leipzig Leute gegeben, die diese Unvollkommenheiten und Mängel in der Gottschedischen Dichtkunst angemercket, und daher Hrn. Prof. Gottsched selbst mündlich darüber anzuhören Lust bezeuget haben, so wäre dieses für Hrn. Gottsched eben nicht so gar rühmlich, zumahl da er auch in der zweiten und verbesserten Auflage seines Buchs diese Mängel und Unvollkommenheiten gelassen hat, wie er sie in der ersten Herausgabe gefunden hat. Sonst ist freylich diese Art des Beweises an sich selbst unwidersprechlich. Ein Buch, das vornehmlich zur öffentlichen Vorlesung bestimmet ist, kan ohne die mündliche Erklärung nicht als ein Gantzes angesehen,

sehen, oder beurtheilet werden. Wer will aber ohne Verwegenheit von der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit eines Buchs überhaupt, davon er nur ein unvollkommenes Stück gesehen hat, urtheilen können? Wenn demnach ein unverleumdeter Mann hinter der Wand stehet, der, ob er gleich von niemanden gesehen werden kan, bey seinen Ehren gantz deutlich versichert, daß durch die mündliche Erklärung alle Mängel eines gedrückten Buchs seyn verbessert und ergänzt worden; wer will solches widersprechen dürffen, wenn er nicht die Richtern und Bürgern so dienliche Regel hören will: Quilibet præsumitur bonus &c. Auf deutsch, daß man Leute, die man nicht kennt, bis auf Gegenbeweiß für ehrliche Leute halten muß, von denen man nicht so schlechterdings dencken soll, daß sie ihre eigene unbekannte Ehre darauf setzen würden, wenn es nicht um die Rettung der Wahrheit zu thun wäre. Es ist darum die Betheurung in critischen Streitigkeiten von einem ungemeinen Gewichte und ein Ende alles Widersprechens; denn dadurch kan man die geheimsten Nachrichten, die niemand sonst glauben würde, befestigen, und den Gegner so enge einthun, daß er entweder stillschweigen und uns einen herrlichen Sieg überlassen, oder uns auf eine unverschämte und jedermann verhaßte Weise an unsrem ehrlichen Nahmen als Ehrlose und Meineidige angreiffen muß, wozu sich aber niemand so leicht verstehen wird.

Vermöge dieser Nachricht aber werden diejenigen, welche Lust haben, die Grundwahrhei-

ten, so zu dem Wesen der Dichtkunst überhaupt gehören, und in Hrn. Prof. Gottscheds gedrücktem Buche entweder gar nicht, oder nur gantz flüchtig und obenhin angeführt werden, gründlich zu verstehen, sehr wohl thun, wenn sie sich an diesen Unvollkommenheiten nicht stossen; sondern dafern sie nicht Gelegenheit haben, bey Hrn. Prof. Gottscheden in die Schule zu gehen, mit Ernst trachten, ein geschriebenes Collegium, welches der Hr. Prof. vor 6. und 8. Jahren über seinen Versuch gehalten hat, und worinn alle diese Unvollkommenheiten verbessert und ergänzt sind, zur Hand zu bringen: Da werden sie die Grundlehren von der Nachahmung der Natur, von dem poetischen Schönen, von dem Wunderbaren und Wahrscheinlichen, von der Wahl der Umstände und ihrer Verbindung nach einer gewissen Hauptabsicht, von den Characteren, und den Hertzensgedancken ꝛc. ꝛc. die Hr. Gottsched nur zum Detail rechnen soll, (wovon ein Künstler seinen Lehrlingen die Anmerckungen erst bey der Ausübung beybringen muß, um sie im Anfange nicht zu überhäufen,) ausführlich abgehandelt finden: Und zwar so, daß sie fast auf die Vermuthung fallen dürften, der Zürichische Kunstrichter habe bey Verfertigung seiner Dichtkunst ein solches 6. oder 8. jähriges geschriebenes Collegium sich wohl zu Nutze gemacht, angesehen in derselben grösstentheils nur diejenigen Hauptmaterien ausführlich abgehandelt sind, die Hr. Gottsched zum Detail gerechnet, und zur mündlichen Erklärung mit Fleisse verspart und aufbehalten hat.

IX.

Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons verlohrnem Paradiese keinen Geschmack finden.

Es ist in moralischen Sachen eben so nöthig, als in physicalischen, daß man sich zuerst recht vergewissere, daß etwas sey, eh und bevor man untersucht, warum und wie es sey. Ohne diese Behutsamkeit wird man nicht selten die Ursache von etwas suchen, welches selber nicht ist. Ich fürchte, daß eben dieses denjenigen begegne, welche entdecken wollen, warum die Deutschen kein Belieben an Miltons verlohrnem Paradiese haben. Die gute Meinung, die ich von dem erhabenen Geist, und dem feinen Geschmack der wahrhaften Deutschen habe, macht mir den Satz selbst, dessen Ursache sie suchen, allzu verdächtig. Ich sehe auch, daß man seinen Witz und Verstand gewaltig recken und folrern muß, wenn man diese beyden Stücke, den Abscheu für Miltons Gedichte und den scharfsinnigen Geschmack zusammenreimen will. Es ist in der That unerweislich, daß die Deutschen von Miltons Paradiese Verdruß empfangen. Eine kleine Aufmercksamkeit auf zwo oder drey Betrachtungen wird uns dessen überführen.

Erst-

Erstlich machen diejenigen Deutschen, welche dieses Gedichte in Miltons Sprache lesen können, keine Zahl, daß man sie für die deutsche Nation nehmen könnte. Derjenigen, welchen Milton aus dem Französischen bekannt geworden, mögen wohl mehrere seyn, aber von diesen kan man eigentlich nicht sagen, daß sie ihn gelesen haben: Der Hr. Uebersetzer von St. Maur hat sich allzu viele Freyheit damit herausgenommen. Doch wenn man dieses nichts achten will, so ist dennoch auch die Anzahl dieser Leser gantz klein. Das Französische ist den Deutschen überhaupt noch gantz ungewöhnlich, wovon ich nur dieses vor einen Beweis anziehen will, daß man genöthiget worden, Baylens Lexicon ins Deutsche zu übersetzen, und daß es in dieser Uebersetzung so viele Liebhaber findet: denn es ist gewiß, daß niemand es im Deutschen lesen wird, der es im Französischen lesen kan. Die Uebersetzung des Hrn. Rolli ist gantz getreu und genau, aber in Deutschland noch nirgend gesehen worden. Mit der Holländischen wohlgerathenen und ziemlich nachdrücklichen Uebersetzung des Hrn. von Zante will sich niemand gerne beladen, weil man den Leuten eine Furcht beygebracht hat, daß sie die reine hochdeutsche Sprache mit dieser verdorbenen Mundart derselben beflecken mögten. In der hochdeutschen Uebersetzung des von Berg sieht Milton gantz verfinstert aus, er hat darinnen von seinem ursprünglichen Glantze nicht so vieles behalten, als die Engel bey dem Poeten nach ihrem tiefen Falle von den Zinnen des Himmels;

mels; Milton hat in dieser Uebersetzung auch einen eben so häßlichen Fall gethan. Aus dieser Ursache konnten wir von derselben nichts weiters erwarten, als daß sie bey poetischen Köpfen einige dunckle Empfindung der Vortrefflichkeit der Materie des Miltonischen Werckes, und einige Neugier dem Originale nachzufragen, hätte erwecken sollen. Hr. Bodmers erste Uebersetzung ist gröstentheils in der Schweitz geblieben, wo sie von den Graubündern, den Appenzellern, und andern geistreichen Eidsgenossen mit Empfindlichkeit gelesen worden. Eine geringe Anzahl davon hat man nach Sachsen gesandt, welche aber dasige Leser nicht haben lesen können, wenn sie ihre Ohren nicht wollten zerfleischen lassen, und die Wahrheit zu bekennen, nicht verstanden haben, weil ein gantz anders Deutsch darinnen gebraucht wird, als sie auf ihren Marcktplätzen, in ihren Krambuden, und Spielzimmern, ja in den Hochzeit- und Begräbnißgedichten ihrer Poeten gelernet haben. Ich habe dieses von Hrn. Prof. Gottscheden, der es mit diesen Worten gesagt hat: „Es ist etwas „ so fremdes, sagt er, rauhes und hartes in „ Bodmers Uebersetzung, daß ein häßlicher „ Uebelklang daher entsteht, und hundert und „ hundert Leser sind über diesen so gar nicht weg, „ daß sie ein gantz Buch hindurch ihren Ohren „ Gewalt anthun könnten, und daß sie aus Be„ gierde nach den Sachen eine neue Art Deutsch „ zu reden lernen sollten.„ In der That ist das Deutsche in dieser Uebersetzung, nicht nur allein

durch

durch den Gebrauch der schweitzerischen Mundart, sondern überdieses und weit mehr durch die ungewöhnlichen rauhen und höllischen Gedanken Satans und seiner Engel so fremd und seltsam geworden, daß man es wohl eine neue Art Deutsches nennen mag: Denn gleichwie man bisdahin mit diesen Personen, ihren Empfindungen und Meinungen in Deutschland noch nicht bekannt gewesen, also hat man auch ihre Aussprüche in unsrer Sprache noch nicht gehabt.

Wenn denn die Sachsen, oder was vor Deutsche es seyn, das Miltonische Gedicht entweder nicht in seiner ursprünglichen Natur empfangen, oder nicht gelesen, wenigstens nicht verstanden haben, so ist es noch zu frühe zu sagen, sie haben kein Belieben daran. Man muß ihnen nicht zumuthen, daß sie von etwas in Empfindung gebracht werden, womit sie keine Bekanntschaft haben, und was von ihnen so weit abgelegen ist, daß es ihre Sinnlichkeiten nicht erreichen mag. Was Miltons Gedicht bey den Sachsen noch endlich würcken könnte, würde man erst aus einer Uebersetzung desselben sehen, die von der geschickten Freundin des Hr. Prof. Gottscheds verfertiget würde, worinne wenigstens die schweitzerische und die satanische Mundart den Sachen nicht zum Nachtheil gereicheten. Die Stellen, so sie in dem Zuschauer aus demselben übersetzet hat, lassen uns daran nicht zweifeln, weil sie des Poeten und seiner seltsamen Personen eigene Gedancken und Ausdrücke gantz geschickt in das gewöhnliche Sächsische zu verwan-

deln, und hier und da noch zu erweitern gewußt hat. Sie hat dieses leztere auf eine merckwürdige Art in der Erzehlung von der Erschaffung der Thiere gethan, wo sie sagt:

Ein jeder Grasklos kalbt iezt einen jungen Klos.

Anstatt daß der Poet nur gesagt hatte: „Das „Vieh stieg aus dem Boden hervor, die Gras„klösser kalberen.„ Sie brachten nemlich in Miltons Wercke nur Kälber von Rehen, Hindinnen, Kühen, hervor; nicht Grasklösser. Dieses neue Wunder über das erstere hat ihm die Frau Uebersetzerinn aus ihrer Sprache geliehen. Hr. Professor Gottsched selbst wird vermuthlich durch dergleichen Uebersetzungen noch gewonnen, und auf andere Gedancken von Miltons Werthe gebracht werden.

Wir wollen aber die Freyheit nehmen, dieses Mannes Aussage von der Deutschen Unempfindlichkeit im Absehen auf Miltons Gedichte in Zweifel zu ziehen, und uns einbilden, es seyn mehrere Deutschen, als er uns bereden will, welche Miltons Vorstellungen in Hrn. Bodmers Uebersetzung haben lesen und verstehen können: Woher versichert man uns dann, daß solche in ihrer alten Gleichgültigkeit gegen dasselbe geblieben seyn? Eben dieser Hr. Professor Gottsched hat es schier allein gesagt. Ein Paar andere, die es nach ihm gesagt haben, sind mit ihm so nahe verwandt, als wie der Widerhall mit der Stimme des Ruffenden. In den unbetrüglichen und authentischen Urkunden der gelehrten Zeitungsschreiber und Journalisten wird es nicht gesagt.

Und

Und besagter Hr. Professor verwickelt sich in seinem Berichte von dieser Sache so offenbar, daß er sich selbst alles Glaubens unwürdig machet. Denn eben dieselbe Feder, die geschrieben hat, das Vortreffliche, das man im Milton gefunden, komme ihm nicht als sein Eigenthum zu; es sey ihm nur von Addison geliehen worden; die Deutschen haben durch den Gebrauch der Philosophie die Vernunft sehr geläutert, und zugleich den Geschmack verbessert, und eben diesem philosophischen Lichte haben sie es zu verdanken, daß sie im Milton den Lohensteinischen und Zieglerischen Schwulst wahrnehmen; hat auch geschrieben, das berühmte Gedicht Miltons habe die Ehre verdienet, einer Ilias und Aeneis an die Seite gesetzet zu werden; dieses Gedicht sey Milton so gelungen, daß alle nach ihm kommende Englische Poeten dasselbe bewundert, und seine geistreiche Schreibart zwar nachzuahmen gesucht, doch selbst gestanden haben, daß sie selbige nicht erreichen könnten. (*) Eben derselbe Kunstrichter, der den deutschen Ausdruck der Bodmerischen Uebersetzung als unerhört und widerlich verworffen hat; hat denselben so hoch erhoben, daß er gesagt, Milton habe in dieser Uebersetzung noch mehr Kraft und Nachdruck bekommen, als er in seiner eigenen Sprache besitze. (†) Unter diesen widerwärtigen Aus-

(*) Seht im I. St. der Crit. Beytr. den 4ten Art. Bl. 85. und 89.

(†) Seht im II. St. der Crit. Beytr. den 9ten Art. Bl. 291.

Aussprüchen hat der Leser die freye Wahl; er kan mit eben so vielem Recht dem erstern beyfallen, daß Milton vortrefflich sey, als dem andern, daß er nichts tauge; und dieses kan er thun, ohne daß der Hr. Professor Ursache habe, zu klagen, er traue ihm nicht.

Wenn nichtsdestoweniger jemand Hrn. Gottscheden den erfoderlichen Glauben zu einem solchen historischen Bericht von dem Urtheile der Deutschen einräumen wollte, so würde solcher doch nur allein die Sachsen angehen, mit welchen Hr. Gottsched vertrauten Umgang hat, und es von ihnen selbst insgeheim hat wissen mögen. Von diesen liesse sich aber auf andere Provinzen Deutschlands nichts schliessen, diese könnten einen andern Geschmack haben, der eben nicht Gottschedisch-sächsisch wäre. Ich habe mich mit allem Fleisse erkundiget, ob in Oesterreich, in Tyrol, im Schwabenland, in Beyern, die Leute, so daselbst leben, von Miltons verlohrnen Paradiese Vergnügen oder Eckel empfangen, ob der Ausdruck ihnen widerlich, die Gedancken selbst schrecklich und wild, schienen: Allein die wenigsten haben gewußt, daß jemahls ein solches Gedichte gewesen, die meisten wußten noch nicht, daß Milton selbst gewesen wäre. Und dennoch wird man obige Nationen zu den Deutschen zehlen müssen, nachdem sie zu unsren Zeiten um die Herrschaft im deutschen Reiche streiten.

Was mir aber die Aussage Hrn. Gottscheds am meisten verdächtig macht, ist der Schimpf, der damit verknüpfet ist, und daher auf die

Sächs-

Sächsische Nation, ja, wenn man seine Deutschen in dem weitläuftigen Verstande nehmen wollte, auf die gantze deutsche Nation fallen muß; daß sie nämlich eines so plumpen und niedrigen Geistes sey, der sich zu Miltons erhabenen, großmüthigen und ausserordentlichen Gedancken und Empfindungen nicht erheben könne. Hr. Gottsched hat zwar sein Vorgeben von dem Unwillen der Deutschen gegen das verlohrne Paradies damit bekräftigen wollen, daß er etliche Einwürfe gegen dasselbe vorgebracht, welche diesen Eckel rechtfertigen sollen: Allein eben diese Einwürffe sind in ihrer Natur und ihrem Vortrage so beschaffen, daß wir ohne Abbruch unsrer Hochachtung für die bescheidenen, scharfsinnigen, und wohldenckenden Deutschen, insbesondere die Sachsen, nicht glauben können, daß sie auf diese Art urtheilen, dencken, und sich ausdrücken. Dieselben sind in der dreissigsten Anmerkung über das Trillerische Ergäntzungsstück Bl. 355. u. f. auf einen Haufen getragen; und der Hr. Mag. Theodor Leberecht Pirschel hat sie daselbst in ihrem schönsten Lichte vorgestellet. Das ist der Ehrennahme des Verfassers dieser von uns so vielmahl gelobten Schrift, welcher sich bisdahin vor uns unsichtbar gemachet hatte. Die Geduld sich länger in dem Winckel (worinnen er sich verstecket hatte, damit er das Vergnügen hätte, sich suchen zu lassen,) verborgen zu halten, ist ihm endlich ausgegangen, er hat so laut gekrähet, daß ihn seine eigene Stimme entdecket hat. Der Besitzer dieses berühmten

Nah-

Nahmens trägt nun besagte Einwürffe gegen das Paradies ausdrücklich als Einwürffe der deutschen Nation vor, mit der er sich gantz vertraulich anstellet, massen er ohne Cerimonial von ihr und sich so redet: „ Die deutschen Starrköpfe, „ sagt er z. Ex. werden sich nicht bereden lassen, „ daß das verlohrne Paradies ein vollkommenes Heldengedichte sey. - - Es ist dieses nicht „ so gemeint, als ob wir am Milton schlechterdings keine Schönheit finden. - - Wir gestehen ihm viel hohe Gedancken zu. - - Dieses „ blendet aber uns Deutsche nicht. „ Auf seine Einwürffe selbst zu kommen, so zweifelt er erstlich im Nahmen der Deutschen, ob nicht Milton einen Fehler begangen, daß er theils so fürchterliche, theils so ernsthafte Wesen und Handlungen zu den Gegenständen der Fabel gemachet. Er wisse zwar wohl, daß Hr. Bodmer diesen Einwurf zu heben gesucht; er zweifele aber wieder, ob seine Gründe alle Schwierigkeiten gehoben haben. Sollten die wahren Deutschen wohl so unbillig seyn, und ein Werck um eines Fehlers willen verwerffen, von welchem sie noch im Zweifel stehen, ob es einer sey? Und wenn sie nicht allein den Einwurf, sondern auch die Beantwortung desselben erwogen haben, können sie noch zweifeln, ob er gehoben sey? Sollten sie nicht ohne dieses wissen, daß kein Wesen und keine Handlung vor die Poesie zu ernsthaft sey, daß die ernsthafteste (*) von ihr auf

(*) Wenigstens kan weder Hr. Gottsched noch Hr. Pitschel

auf eine geschickte Art ihrem Ernst gemäß vorgestellet werden könne? Wer kan den Deutschen ohne Unbilligkeit zulegen, daß sie die Poesie an ihr selbst vor etwas so lustiges halten, daß ernsthafte Sachen, wenn sie darinnen ihrer Würde nach eingekleidet werden, mit einer lächerlichen Lustigkeit angestecket werden? Daß sie glauben, etwas göttliches, das mit dem Schmuck der Poesie angethan wird, werde dadurch zur Fabel gemachet? Was izo die fürchterlichen Wesen anlanget, die Milton zu den Gegenständen seiner poetischen Handlungen gemachet hat, warum sollten die witzigen und vernunftreichen Sachsen, oder andere Deutschen sie aus dem Gedichte verbannen? Vielleicht wegen ihres erschrecklichen Aussehens, und ihrer teuflischen Unternehmungen? Allein sie sind zu tapfer, als daß ihnen vor einem Blicke des Teufels und seiner Engel grauen sollte; sie dürffen diesen Feinden des menschlichen Geschlechts mit einer solchen Mine unter Augen stehen, mit welcher sie schon vor Alters die Gallier aus dem Felde gejaget, wie Cäsar bezeuget, sæpenumero Gallos cum Germanis congressos ne vultum quidem eorum atque aciem oculorum ferre potuisse. Wem es unter ihnen an Muth mangelt, und wen die boshaften Unternehmungen Satans besorgt machen, der weis sich nach der Vorschrift der Religion im Glauben und Leben, mit Lehre und Wan-

schel nur eine Stelle zeigen, wo Milton seine ernsthaftesten Wesen nicht nach ihrem wahren Character hätte reden und handeln lassen.

Wandel dergestalt vorzusehen, und zu bewaffnen, daß das gantze Reich der Höllen, und der Tod, dieser König des Schreckens selbst, ihm nichts abgewinnen kan. †

Der

† Ich erinnere mich hier, was Hr. Gottsched im ersten St. der Beyträge (IV. Art.) wider die Anlage des Miltonischen Gedichtes eingeworffen hat: „Satan sey Miltons „Held, der sich ungeachtet alles Widerstands an dem „Höchsten räche. Diese Vorstellung wäre erschrecklich. „Aber Milton sey ohne Zweifel zufrieden gewesen, daß „er diese Sätze in der Schrift und Religion gegründet be„funden, wiewohl er besser gethan hätte, wenn er den „Fall Satans, darinn unstreitig Gott selbst die Oberhand „behalten, zum Inhalte seines Gedichtes erwehlet hätte.„ Eine so ungereimte Antwort, als der Einwurf ist! Dergleichen verkehrte Critick könnte uns zu glauben bewegen, Hr. Gottsched habe Satans Reden in Miltons Gedichte mehr Glauben zugestellt, als des Poeten, oder Michaels. Nur in Satans Reden herrschen die Gedancken, daß er dem Höchsten Anbether entzogen, daß er ihm Abbruch gethan, seine Herrschaft vermindert, seine Rathschläge hintertrieben, ein Reich neben dem seinen aufgerichtet, das menschliche Geschlecht mit sich in die Hölle gezogen habe. In den Reden der himmlischen Personen und des Poeten wird uns der Messias im Himmel und auf Erden, als der vollkommene Held und Sieger vorgestellt; der das aufrührische Heer in die Hölle gestürtzet, dem Satan, daselbst zu regieren, sein Reich angewiesen, aus Satans Uebelthaten lauter gutes hergeleitet, den Menschen mit Gott versöhnet, allen Zorn von ihm abgewältzet, und ihn mit einer trostvollen Ruhe in der Brust aus dem Paradiese geschickt. Und diese Vorstellung ist unsrer Religion gemäß; damit streitet diejenige, die Hr. Gottsched aus Satans Reden gelernet, daß Satan sich am Höchsten gerächet habe, offenbar; und er hat allzu leichtsinnig gesagt, daß dieser Satz in der Schrift gegründet sey. Milton muß sich desto weniger ärgern, daß man so wenig Aufmercksamkeit und Verstand an seine Vorstellungen gewandt, nachdem man vor die Vorstellungen der Schrift und Religion eben so wenig bezeiget.

Der Vormund der Deutschen sagt uns in dem Verfolge mit einem absolutern Tone, als einer der izo weis, was er sagt, und nicht mehr zweifelt: Eine deutsche Einbildung könne sich, wenn nicht bald ein anderer Zusammenhang der Dinge entstehe, nimmermehr Geister von so feinem Zeuge, daß ein Weltkreis unter ihnen erschüttert, wenn sie den Fuß regen, als wahrscheinlich vorstellen. Fragen wir die gelehrtesten und die unwissendsten Deutschen, ob ihnen dieses in der That so unwahrscheinlich vorkomme, so werden die leztern geradezu bekennen, daß es ihnen noch niemahls in den Sinn gekommen, die Frage bey sich selbst zu machen, ob dieses wahrscheinlich sey oder nicht. Die Unwissenden pflegen nicht zu untersuchen, sie sparen sich diese Mühe, und glauben etwas lieber. Was die Gelehrten anlanget, so wissen sie, daß eine gantz geringe Stärcke dazu vonnöthen ist, einen Planeten, oder gantzen Weltkreis zu bewegen, so fern einer nur von dem Wirbel desselben, oder dessen anziehenden Kraft frey ist. Archimedes hat nichts weiters gefodert, als ein Plätzgen, worauf er den Fuß setzen könnte, so wollte er die Erden aufheben.

- - Des ubi stem, & terram tibi sede movebo.

Nun sind die Englischen Geister nicht mit uns in den unsrigen oder sonst einen Weltkreis eingeschlossen. Wir können daneben mit vielen Exempeln beweisen, daß Gelehrte und Ungelehrte in ihrer Einbildung dergleichen Vorstellungen ohne Mühe haben vertragen können. Als der Schutz-

geist Asiens in Hr. Pietschens Versuche von Carl dem VI. vor Achmets Thron getreten, fühlet Achmet

- - des Serrails gerührten Grund erschüttern.

Hr. Gottsched selber hat in der Ode auf Friederich August geschrieben, daß unter Apollons Priesterinn

- - - - die Klüfte keichen,
Gantz Delphos bebt, der Tempel kracht.

Von ihm mag sich denn Hr. Pitschel sagen lassen, wie es die deutschen Einbildungen machen müssen, wenn sie dieses bey dem gegenwärtigen Zusammenhange der Dinge vor wahrscheinlich ansehen sollen; und von was vor Zeuge der Geist oder Abgott gewesen, der dieses Erdbeben verursachet hat. Allein Hr. Pitschel kennt die Weite und Grösse der deutschen Einbildungsfähigkeit noch nicht. Diese hat sich in Hrn. Pietschens unverbesserlichen Armee nicht daran gestossen, daß er den Grund der Erden nicht von einem Geiste, sondern nur von Menschen hat erschüttern lassen:

Der Grund erschüttert sich durch einen gleichen Tritt.

Und hat nicht Hr. Buchka mit einer deutschen Einbildung auf denselben Ton gesagt:

Man geht, der gleiche Tritt erschüttert Land und Luft.

*

Es fällt das starcke Knie, so daß der Boden schüttert.

*

- - - - Der Erden Feste zittert
Wenn die vereinte Faust die Waffen sincken läst.

Meint

Meint der metaphysicalische Hr. Magister, dieses sey darum wahrscheinlicher, weil die Füsse dieser Musketierer von grobirdischem Zeuge sind, so daß sie auf die massive Erde mit einem Nachdruck anschlagen können, welches Geistern wegen ihrer feinen und luftigen Gliedmassen nicht möglich ist? Er bildet sich vermuthlich den Zeug der Geister als etwas so zartes ein, daß er einer durchbrochenen Arbeit gleich sey, an welcher der Meister so lange gefeilet, bis er sie endlich gar verschwächet hat; oder sie kömmt ihm vor, wie ein allzu dünne geschliffenes Messer, welches alle Schärffe verlohren hat, und gantz biegsam geworden ist.

Er kan allein in den *Fées illustres* und andern solchen Siebensachen, wie er sich zierlich ausdrückt, dem eckeln deutschen Geschmack erlauben, so etwas, als ein Geist ist, der einen Erdkreis erschüttert, noch mitunterlauffen zu lassen. Denn, sagt er, in solchen tiefsinnigen Wercken erwartet ein Mensch, der ein wenig Verstand hat, ohnedem keine Wahrscheinlichkeit. Wenn die verständigen Leute, die er kennet, in dergleichen Erzehlungen von Feyen keine Wahrscheinlichkeit erwarten, so thäte Hr. Pitschel sehr klüglich, wenn er selber, statt daß er vornähme Lustspiele oder Trauerspiele zu schreiben, solche Siebensachen verfertigete. Er könnte dann zum voraus versichert seyn, daß er es ihnen recht machen würde. Allein es giebt noch eine andere Art von Verständigen in seinem Vaterlande, und in andern Ländern, die selbst in

den Mährgen einen gewissen Grund des Wahrscheinlichen haben wollen, der sich auf einen allgemeinen Wahn, einen Glauben oder Aberglauben, einen Betrug der Sinnen, oder der Einbildung, oder etwas dergleichen beziehen muß; worauf der Dichter seine Fabel aufführen, und in dem Zusammenhange nichts muß einfliessen lassen, welches wider sich selbst anstosse. Diese würden ihm rathen, mit seinem eckeln Geschmake und unwahrscheinlichen Siebensachen nach Anticyra zu reisen, eh er Mährgen schriebe.

Der Hr. Mag. weiß im Verfolge so geschickt zu unterscheiden, daß er zwischen Erzehlungen von Feyen, und epischen Gedichten einen Unterschied festsetzet. Er ist gegen diese leztern eben so hart und steif, als er gegen die erstern weichmüthig gewesen. Am verlohrnen Paradiese, in einem dafür ausgegebenen vollständigen Heldengedichte kan er solche Siebensachen nicht vertragen. Und er findet nöthig, uns den Grund seiner Meinung zu sagen, damit man sehe, daß er nicht aus Dummheit / sondern aus Ueberlegung handle, denn es ahnet ihm, daß jemand das erstere von ihm glauben mögte; mithin muß er uns selbst bekennen, er wisse nicht, ob die menschliche oder deutsche Natur ihn seinen Satz gelehrt habe. Dieser wird von ihm also gegeben: Alles sey nicht unter allen Umständen gleich wahrscheinlich. Ein geistiger Athos würde in den Hexenmährchen geduldet werden können / weil man gar keine würckliche und absolute Wahrscheinlichkeit darinnen suche / aber doch

hypothe-

hypothetisch annehme, daß es der Zauberey möglich sey / ein solch Riesengespenst zu machen. Es mußte eine solche gemeine und von niemand in Zweifel gezogene Wahrheit seyn, zu beweisen, daß er nicht aus Dummheit handelte. Diese mußte aber in eine ziemliche Dunckelheit eingehüllet werden, damit sie neu und vortrefflich schiene.

Es ist unleugbar, daß nicht alle Vorstellungen, sie mögen seyn wie sie wollen, und mit was vor Umständen sie gleich begleitet seyn, für alle Leute gleich viel Wahrscheinlichkeit haben. Es ist genug, daß eine Erdichtung auf ein angenommenes Systema einer Religion, einer Secte, eines Aberglaubens, Wahnes, Betruges der Sinnen, oder der Phantasie gebauet werde. Wenn hernach nur alle Umstände in derselben unter sich zusammenhangen, so bekömmt sie eben so viel Wahrscheinlichkeit, als das Systema, worauf sie sich bezieht, selber in sich hat, oder ein Leser selbigem in seinen Gedancken einräumt. Der Hr. Pitschel würde nun einen geistigen Athos, so nennet er Miltons Satan wegen seiner ausserordentlichen Grösse, den er sonst auch mit dem Titel einer Teufelsmaschine beehret, in den Hexenmährchen dulden, weil er darinnen zwar keine absolute Wahrscheinlichkeit findet, jedoch sich nach der Hypothesis bequemet, daß ein solch Riesengespenst durch Zauberey gemacht werden könne. Er thut den Schwartzkünstlern, Negromanten und Teufelsbeschweerern die Ehre an, daß er mit dem Pöbel voraussetzet, sie kön-

nen Riesengespenster machen ; aber dem Satan, von welchem diese doch alle ihre Künste, nach eben dieses Pöbels Glauben, gelernet haben, ihrem Meister und Lehrer, gönnet er die Ehre nicht zu glauben, daß er eben so viel für sich selbst, als für andere, thun, und selbst eine solche Riesengestalt an sich nehmen könne. Dieses dünckt ihn nicht würcklich und absolute wahrscheinlich, wie es in einem dafür ausgegebenen Heldengedichte seyn sollte. Die Vorstellungen in einem solchen, meint er, sollten nicht, nur allein nach einem aberglaubigen Systema des Pöbels, wahrscheinlich seyn, sondern einen Wahrheitsgrund in der gegenwärtigen Reihe der Dinge, in der wahren Religion, und mit derselben zusammenstimmenden strengen Metaphysick haben. Sein Verstand läßt ihm nun in der gegenwärtigen Reihe der Dinge keine solche Teufelscörper begreifen : In unsrer Welt, meint er, sey nichts dergleichen in der Natur der Dinge : Die Poesie müsse eine Nachahmung seyn ; wie Milton etwas habe nachahmen können, das nicht vorhanden war, wovon kein Urbild da war ; und wie man sagen könne, daß er unsre Natur nachgeahmet habe ?

Man sieht wohl, wo es dem schulgerechten Hrn. Magister mangelt. Er hat kein Licht von den unermeßlichen Kräften, die in der Schöpfung und der Natur liegen ; er hat nicht begriffen, daß solche mit dem, was darinnen zur Würcklichkeit gebracht ist, nicht endigen, oder erschöpft sind. Sein materialischer Cörper hat

ihn

ihn mit allzu schweren Banden an den Erdboden angeheftet, und vergönnt ihm nicht über die Atmosphär seines Geburtsortes wegzusteigen, andere Gegenden ausser demselben, mit andern Einwohnern bevölckert, und mit andern Geschäften und Unternehmungen bemühet, zu besuchen; solche Dinge, welche darum, daß sie sich seinem Gesichte, und seiner Erkenntniß entzogen haben, nichtsdestoweniger zu der gegenwärtigen Reihe der Dinge gehören, und so gut, als die Erde, die Menschen und die Handlungen und Zufälle der Menschen, ein Stücke derselbigen sind. Mit einem Worte, er hat allzu viel gemeinschaft mit den Cörpern, u. hat darüber schier vergessen, die Bekanntschaft mit den Geistern, denen sein vornehmerer Theil verwandt ist, zu unterhalten. Wüßte er sich von den Fesseln, die ihn in dieser cörperlichen und sichtbaren Welt angebunden haben, zu befreyen, und ohne daß es ihn das Leben kostete, in die Welt der Geister zu fliegen, so würde er bald sehen, daß auf der Leiter der lebendigen und der vernünftigen Dinge unzählig mehr Arten von Wesen stehen, als ihm noch bisdahin in seine Einbildung gekommen sind. Und wenn er Muthes genug hätte, sich mit reisenden Füssen in den finstern / bodenlosen / unendlichen Abgrund zu wagen / oder seinen Flug mit unermüdeten Flügeln über die ungemessene Kluft zu nehmen, damit er sich eine deutlichere Erkenntniß von der Wohnung, dem Staat und den Sitten der gefallenen Engel erwürbe, so könnte er uns zuverlässiger sa-

gen, ob dasjenige, was Milton uns davon erzehlet, der diese Reise in Begleitung der himmlischen Muse gethan, in der gegenwärtigen Reihe der Dinge würcklich vorhanden sey; ob es wenigstens auf würcklich eingeführte Gesetze gegründet, und von dem gewöhnlichen Laufe der Natur als etwas mögliches nachgeahmet sey, oder ob es damit in einem völligen Widerspruche stehe. Ich bin versichert, wenn er nur ein Paar Minuten durch die Pforte der Hölle hindurch gegucket, oder einmahl in dem Saal des Pandämonium gestanden wäre, daß er bald wahrgenohmen hätte, daß solche Teufelsmaschinen weder für die Hölle zu groß, noch diese für dieselben zu enge sey. Izo mag er sich wohl eine Vorstellung von Satan gemachet haben, wie sein Landsmann, der fromme Schmied von Jütterbock, als von einem Männchen, das sich in einen Kolensack stecken läßt, und in seinem gantzen Betragen, Gedancken, und Anschlägen gantz purschmässig aussiehet. Dieser ist ohne Zweifel einer von den Teufeln, von denen Hr. Pitschel sagt, daß sie für die Deutschen und ihre Kinder gemacher sind. Es scheinet in der That, daß ihm die ungeheure Grösse Satans am meisten anstössig gewesen. Einen kleinen artigen Teufel, der mehr nach dem menschlichen Maasse proportioniert gewesen wäre, hätte er noch können vertragen; wie etwann derjenige gewesen, den der Schweitzerische Zuschauer in einem seiner Blätter in der Bedienung eines Complimentierteufels aufgeführt hat; das war ein wohlgepuzter,

starck-

starckbebisamter, mit gekrausten und pudrierten Haaren vom Kopf an bis zum Wadel seines Schwantzes ausgezierter junger Teufel, der überdies auf seinem Angesicht etliche Schönflecken nach der neuesten Mode aufgekleibt hatte. Indessen wollte ich gerne wissen, was es Hrn. Pitschel mehr zu schaffen machete, sich einen Teufel von der Grösse eines Riesen, als hingegen einen von Zwergesgestalt einzubilden. Und hält er alles, was grösser ist, als die menschliche Statur, vor Ungeheuer? Nimmt er denn das Maaß aller übrigen Geschöpfe bey seinem eigenen? Demnach würde er, wenn er in Liliput gebohren wäre, unsre grossen, ansehnliche deutschen Leiber in seiner Einbildung vor Ungeheuer und Riesengespenster halten. Er sollte sich doch besinnen, und dem Satan zum wenigsten eine so ansehnliche Gestalt einräumen, als diejenige ist, mit welcher Homer die Zwietracht versehen hat: Er sagt von ihr im vierten B. der Ilias v. 443. sie habe den Kopf in dem Himmel droben, und gehe auf dem Erdboden; welches Hr. König noch so sehr vergrössert hat:

Sie steigt vom Abgrund an mit einem einzgen Schritte
Bis an des Himmels Thor. - - - -

Sollte Satan nicht zum wenigsten so groß und ansehnlich seyn, als die Zweitracht, ein Ens rationis, und zum höchsten seine Tochter? Virgil hat das Gerüchte, welches doch nichts mehrers als ein Geschöpfe des Poeten ist, nicht einen Schuhe kleiner gemacht, als diese Zwei-

tracht, wenn er im vierten B. der Eneis v. 177. mit Homers Ausdrücke sagt:

Ingrediturque solo, & caput inter nubila condit.

Alle diese Betrachtungen haben die Deutschen schon vor mir gemacht, und darum haben auch die Pitschelschen Einwürffe und Lehrsätze gegen Miltons Vorstellungen bey ihnen nicht aufsteigen können. Sie haben sich weiter aus ihrer Atmosphär herausgewaget, und einen genauern Umgang mit den Einwohnern der Geisterwelt gepflogen, als der Hr. Magister. Nichtsdestoweniger muß ich den besagten Einwendungen eine solche Kraft zugestehen, welche genugsam sey, bey dem Hrn. Pitschel und seinem Lehrmeister einen Abscheu für Miltons Gedichte zu verursachen, und denselben auch zu rechtfertigen. Einen seichten Witz und schwachen Verstand zu hintergehen, sind die elendesten Gründe zulänglich.

Nicht die wahren Deutschen zweifeln demnach daran, daß nicht Gott selbst, gute und böse Engel, die ernsthaftesten und die fürchterlichsten Wesen, in einem epischen Gedichte ihrer Würde gemäß aufgeführt werden können; daß nicht jene einen Weltkreis in Erschütterung setzen können; daß nicht ein Poet auf die Grundgesetze der Natur etwas erfinden dürfe, welches noch nicht im Wercke vorhanden war; daß er nicht den Geistern einen Cörper, er mag groß oder klein seyn, anziehen dürffe: Nicht die Sachsen schreiben der Engelländischen Nation, die

sie

sie allen Völckern in der Welt vorziehen / und Hrn. Addison / für den sie so viel Hochachtung als je für einen Schriftsteller in der Welt haben / eine ausschweifende Einbildungskraft zu / in welcher sie sich ein Bild durch öfters Anschauen als ein Ungeheuer vorstellen; nicht der eckle deutsche Geschmack erwartet in den *Fées illustres* keine Wahrscheinlichkeit; nicht die Deutschen schelten die alten griechischen und lateinischen Poeten vor mythologische Hocuspocusmacher; sondern Pitschel. Nur dieser hat aus List seinen schlimmen Geschmack der scharfsinnigen deutschen Nation zugeschrieben, damit er dadurch seinem eigenen verderbten ein Ansehen erwürbe. Oder es war ein unverständiger Hochmuth, nach welchem er sich schmeichelte, daß er den Deutschen mit seinem Geschmack vorgehen wollte, daß diese ihren eigenen abdancken und sich zu dem seinigen bekennen würden. Allein er muß zu einem Betruge von dieser Art mehr Geschicklichkeit haben, wenn ihn nicht die Ohren, die Hörner, oder der Schwantz verrathen sollen. Wäre sein Vorhaben gewesen, seine Landsleute mit allem Fleisse zu beschimpfen, so hätte ers nicht besser anstellen können, als daß er ihnen solche Urtheile, Gedancken, Sätze und Ausdrücke in den Mund leget.

X.

Ein halbes Hundert Vorschläge zu wichtigen und gantz lehrreichen Critischen Untersuchungen.

Aus der Abhandlung so vieler seltsamen und lehrreicher critischen Materien, auf welche mich die Leipzigischen Anmerckungen zu dem Trillerischen Ergäntzungsstücke geführt haben, kan jedermann abnehmen, wie fruchtbar an sonderbaren Lehrsätzen und critischen Entdeckungen die Schule sey, aus welcher sie geflossen sind. Dasjenige, was in den Schriften ihrer Scribenten ausdrücklich gelehret, und mit dürren Worten vorgetragen wird, ist mit dem nicht zu vergleichen, was sie zu erfinden veranlassen, und worauf sie den nachsinnenden Leser leiten. Man muß ihnen das Lob zugestehen, daß ihre angenommenen und behaupteten Sätze weiter führen, als ihr Vorhaben ihrer absonderlichen Absicht gemäß von ihnen erfoderte. Sie sagen mehr, als sie dencken; und machen dadurch ihre Schreibart, die sonst gantz leichtbeladen scheint, voll innerlichen Nachdruckes. In den oftgedachten Anmerckungen des Hrn. Pitschels allein ist noch der Stof zu einer ziemlichen Menge Themata und gelehrten Aufgaben verborgen, welche den bereits abgehandelten an

Neu-

Neuigkeit und Nützlichkeit nichts nachgeben, und schon grösstentheils die Grundregeln, nach welchen sie sicher untersucht und beurtheilt werden können, mit sich führen. Es giebt mir keine Mühe, ein halbes Hundert dergleichen zusammenzulesen, von welchen ich versichern darf, daß eine ausführliche und gründliche Abhandlung derselben in der Critick ein neues Licht anzünden, und so wohl den geschickten Mann, der sich damit bemühete; als den Herr Magister, der die Gedancken darauf geführt, und den Leitfaden zur Ausführung an die Hand giebt, mit Ehre und Lob überschütten würde. Ich hätte mich selber entschlossen, mich an diese Materie zu machen, und meine Liebe zur strengen Arbeit ferner zu exercieren, wenn mir nicht die drohungsvolle Regel de Tri, ein Bogen giebt neune, was geben fünf Bogen: welche der vorsichtige Hr. Pitschel sich schon in den ersten zwantzig Zeilen seiner Anmerckungen zur Mässigung seines Ueberflusses an geschickten Antworten vorgestellet hatte, den Muth auf einmahl daniedergeschlagen und die Lust benommen hätte.

† † †

I. Ob die Leipzigischen Kunstrichter von dem allgemeinen Ausspruch, daß jede Nation ihre groben Exemplare habe, eine Ausnahme machen?

Sehet in den Belustig. Bl. 173.

II. Ob man aus Hrn. Prof. Gottscheds Rede- und Dichtkunst lernen könne, was Ironie heisse;

heisse; und was es auf sich habe, dieselbe vom Anfange bis ans Ende nicht zu verlassen, oder aus dem Fußstege nicht herauszukommen/ und ins dicke zu treten?

Sehet Bl. 174. 175.

III. Ob es nicht eben so wohl vor, als nach Herausgebung der Gottschedischen Dichtkunst möglich gewesen/ ein Gedicht zu verfertigen/ das den Beyfall aller Kenner hätte erhalten können? Und wenn dieses zugestanden wird, ob daraus folge, daß man Hrn. Gottscheds Dichtkunst wohl hätte entbehren können:

In der fünfzehnten Anmerckung Bl. 273. wird gesagt, es würde möglich gewesen seyn, ein Gedicht zu verfertigen, das den Beyfall aller Kenner erhalten würde, ohne Hrn. Breitingers Dichtkunst gesehen zu haben. Damit wollte man beweisen, was unmittelbar vor diesen Worten gesezt worden: Es lasse sich in einem gewissen Verstande gar wohl sagen, ohne des Herren Breitingers Ehre und Wissenschaft zu beleidigen, daß man allenfalls seine Dichtkunst hätte entbehren können.

IV. Ob dieses nicht eine würckliche Klugheit und höchstens zu loben sey, daß man durch Tadel niemand beleidige, der sich noch vertheidigen kan, und sich keine Feinde mache, so man es ersparen kan:

In der sechszehnten Anm. wird gesagt: Ein jeder müsse billig an dem Hrn. Prof. Gottsched als eine würckliche Klugheit loben, daß er sich nicht auf eine strenge Beurtheilung der Jztlebenden einläßt. Was sollte er sich Feinde machen, heißt es eben daselbst, da er es ersparen konnte?

V. Ob

V. Ob und seit wie viel Jahren Hr. Prof. Gottsched im Gewissen verbunden sey, die Jztlebenden durch eine gerechte Beurtheilung nicht zu erzörnen?

In derselben sechszehnten Anm. stehet: Ich halte ihn gar in so ferne gewissermassen im Gewissen verbunden, so zu handeln, wie er gehandelt hat.

VI. Ob es nicht für die allgemeine Sicherheit der elenden Scribenten sehr vorträglich seyn würde, daß diese Gottschedische Gewissensregel, die Jztlebenden mit Criticken und Tadel zu verschonen, von allen Kunstrichtern als ein Fundamentalgesetze auf und angenommen würde?

VII. Ob die Pflicht, die Hrn. Gottsched im Gewissen zur Beobachtung dieser Regel verbunden, daß man die Jztlebenden mit Criticken gäntzlich verschone, den Eigennutzen oder das billige Mißtrauen in seine eigene Schriften zum Grund habe?

VIII. Ob die von Hrn. Prof. Gottsched bisher streng beurtheilten Schriftverfasser alle für Todte zu halten seyn?

Denn in der 16ten Anm. wird 274. S. 8. Z. vorausgesezt, Hr. Gottsched lasse sich auf eine strenge Beurtheilung der Jztlebenden nicht ein.

IX. Ob die Gefahr den Geschmack junger Leute zu verderben, von Seite der Jztlebenden geringer sey, als von Seite der sel. Verstorbenen? und warum?

Hr.

Hr. Pitschel will in der sechszehnten Anmerckung: Das Stillschweigen Hrn. Prof. Gottscheds, da er die iztlebenden elenden Poeten ungetadelt läßt, habe keinen schädlichen Einfluß in die Erziehung junger Dichtet, in den Geschmack der Nation, und in die gesunde Vernunft überhaupt. Und er fordert einen Beweis, warum es unmöglich sey, einen Schüler der Dichtkunst durch das Exempel verstorbener Dichter kräftig vor Fehlern zu warnen, ohne die lebendigen ins Gesicht zu tadeln.

X. **Ob das** Oppositа juxta se posita magis elucescunt, **wenn es auf Hrn. Prof. Gottscheds Versuch einer Dichtkunst in Vergleichung mit der Züricbischen Dichtkunst angewendt wird, der erstern zum Lobe oder Tadel gereiche?**

Hr. Mag. Pitschel berührt diese Frage in der neunzehnten Anm. Bl. 276., jedoch ohne daß er sie entscheide.

XI. **Ob dieses allein beym Mangel aller andern, ein untrügliches Kennzeichen von der innerlichen Güte der Gottschedischen Dichtkunst abgebe, daß sie noch nicht zum Ladenhüter geworden?**

Sehet die 19te Anm.

XII. **Ob Hr. Prof. Gottsched bey seiner Dichtkunst sein Absehen darum nicht auf die Lappländer und Spitzberger mitgerichtet habe, weil er sie zwar für Menschen, aber für keine Deutschen gehalten?**

In der 29sten Anm. sagt Hr. Pitschel: Hr. Gottsched habe sein Absehen etwas mehr auf die Deutschen, als auf die Lappländer und Spitzberger gerichtet.

XIII. Ob

XIII. Ob der weitläuftige Abschnitt in der Zürichischen Dichtkunst, wo von der Aesopischen Fabel gehandelt wird, die Natur der Fabel eben so wenig berühre; als der Leipzigische Versuch die Natur des Wunderbaren und Wahrscheinlichen in besondern dazu gewiedmeten Capiteln berührt hat?

Sehet die 34ste Anm. Bl. 365.

XIV. Wenn Hrn. Prof. Gottscheds Versuch einer critischen Dichtkunst etwas mehr ist als ein blosser Versuch, was er denn eigentlich sey?

Der Hr. Mag. sagt in der 36sten Anm. Bl. 366. daß der Hr. Prof. Gottsched sein Buch aus Bescheidenheit einen Versuch genannt habe, ob es gleich seines Erachtens noch etwas mehr sey, als ein blosser Versuch.

XV. Wie es komme, daß die Frage †: Ob denn eine Fabel nothwendig moralische Absichten haben, d. i. eine Fabel seyn müsse: nicht eher könne erörtert werden, bis man mit der Untersuchung von der Natur der Fabel vollkommen fertig ist?

Die Beantwortung dieser Frage † steht in Hr. Gottscheds Dichtkunst erst nach der völligen Untersuchung von der Natur der Fabel. Sehet die 38ste Anm. Bl. 369.

XVI. Ob Hr. Prof. Gottsched eine Sünde begehe / wenn er nicht so leicht gläubt / daß man guten Wein finde / wo kein Kräntzchen ausgehängt worden?

Sehet die 33ste Anm. Bl. 364.

XVII. Warum Hr. Prof. Gottsched die beyden iztlebenden Poeten Deutschlands Hrn. König und Hrn. Brockes ohne dringende Noth niemahls mit Nahmen nennen mag? Und ob er dadurch zuwegen gebracht habe, daß sie nicht mehr zu der besten deutschen poetischen Welt mitgerechnet werden?

Sehet die 39ste Anm. Bl. 396.

XVIII. Ob denn berühmt und gut in Deutschland durchgehends nicht einerley sey? Und ob es Hrn. Prof. Gottscheds Geschmack rühmlich sey, diesen Unterschied auf die beyden berühmten Poeten Deutschlands Hrn. Brockes und König zu erstrecken?

Hr. Gottsched hatte Hrn. König und Hrn. Triller ein Paar der berühmtesten Poeten genennt. Nun fürchtete Hr. Pitschel, man mögte dieses so verstehen, als ob derselbe sie für die besten, oder doch für gute Poeten hielte. Daher erklärete er sich, daß berühmt und gut nicht einerley sey. Sehet die 39ste Anm. Bl. 369.

XIX. Ob noch Hoffnung übrig sey, daß die Todten ihre Thorheiten und Fehler verbessern können.

Sehet Bl. 275. u. 371. die 16te und die 40ste Anm.

XX. Ob Hrn. Prof. Gottscheden in den critischen Beyträgen nichts als eigen zugehöre, als was in denselben untadelhaft ist?

In der 41sten Anm. nicht weit vom Ende Bl. 372. Wenn in den critischen Beyträgen gesündigt seyn soll,

so

so muß es durchaus der Hr. Professor Gottsched gethan haben.

XXI. Ob denn Hr. D. Triller ein schlechterer Poet und Kunstrichter sey als Hr. Prof. Gottsched? Oder welchem es eine Unehre sey, wenn sie beyde mit einander verglichen werden?

Man hatte Hrn. Gottsched den grösten Poeten und Kunstrichter nach Hrn. Triller genannt; das schien Hrn. Pitschel etwas recht erbärmliches: Das Mitleiden, sagt er, das ich mit dem Verfasser habe, macht daß ich hierzu nicht viel sagen kan. Sehet die 43ste Anm. Bl. 373.

XXII. Wenn die Schüler Hrn. Prof. Gottscheds, die das XXIV. St. der crit. Beyträge noch nicht gelesen haben, sich verreden würden, dasselbe nimmer zu lesen; Ob denn der Schweizer darum zum Lügner würde, weil er vorgegeben, daß ihm alle seine Schüler Beyfall gegeben haben?

Sehet die 44ste Anm. Bl. 375.

XXIII. Ob es denn wohl glaublich sey, daß Hr. Magister Pitschel auch ein Schüler vom Hrn Prof. Gottsched und ein Deutscher sey?

In der 44sten Anm. legt Hr. Pitschel das Bekenntniß ab: Ich sage es ohne mich zu schämen, und zu fürchten, daß ich in einigen Wissenschaften auch ein Schüler vom Hrn. Gottsched bin. Ich bin auch ein Deutscher. Bl. 375.

XXIV. Ob einige von den Gottschedischen Schülern klug handeln, daß sie ihren Beyfall

so lange zurückhalten, bis sie gesehen, ob etwann noch jemand etwas dawider sagen möchte?

In derselben 44sten Anm. heißt es: „ Wie wann nicht „ alle Gottschedischen Schüler gleich ein Endurtheil gefällt „ hätten, sondern zum Theil warten wollten, ob etwa „ noch jemand etwas dawider sagen möchte? „

XXV. Ob Gottscheds, Trillers u. a. deutsche Gedichte, weil sie nicht rauh, sondern wohlfliessend sind, darum nothwendig ohne Nachdruck und arm an Gedancken seyn müssen?

Denn, sagt Hr. Pitschel in der 47sten Anm. im Rauhen steckt der Nachdruck. Bl. 379.

XXVI. Ob Hr. Prof. Gottsched und seine geheimen Schüler das Geheimniß einem Buche das Prognosticon von seinem künftigen Schicksal zu stellen, besser verstehen als alle Schweitzer, und warum?

Im vierten Art. des 24sten Stückes der critischen Beyträge wird gesagt: „ Nach vielen Wahrscheinlichkeiten, die man in Leipzig besser, als in der Schweitz „ haben könne, zu urtheilen, sollte man eher glauben, „ daß die Zürchische Dichtkunst vielmehr hinderlich als beförderlich seyn werde, den Milton in Ansehen zu bringen. „

XXVII. Ob es wahr sey, und woher es komme, daß die Deutschen keine Neigung haben, von den Franzosen etwas zu lernen?

In der 25sten Anm. sagt Hr. Pitschel: „ Daß aber der „ Hr. Verfasser sagt, wir wären geneigt, den Franzosen „ unsre Verbesserung zu dancken, darinnen betriegt er „ sich gewaltig; und zeigt daß er wenig Kenntniß von „ den Neigungen meiner meisten Landesleute habe. Bl. 281.

XXVIII.

XXVIII. Ob dieses ein untrügliches Zeichen der Gelindigkeit und Gefälligkeit an öffentlich bestellten Bücher-Censoren sey, wenn sie nicht vertragen können, daß man überhaupt diejenigen, die andere ohne Grund tadeln, Lügner nennet?

In der Anklage des verderbten Geschmackes, einer critischen Schrift, die 1727. wider den Hamburgischen Pastisten herausgekommen, werden Bl. 38. diejenigen, die andere ohne genugsamen Grund tadeln, Lügner geschol ten. Dieses haben die Censoren in L. wo das Werckgen hatte gedruckt werden sollen, nicht vertragen können, wie aus der Note Bl. 38. besagter Schrift zu sehen ist. Und das ist die Gelindigkeit und die Gefälligkeit, von welcher der Text zu Hr. Pitschels zehnten Anm. redet; Bl. 179.

XXIX. Ob Hr. Pitschel und andere deutsche Magistri nostrandi, darum keine Gemüthesgedancken haben oder leiden können, weil sie alle die ihrigen aus den Fingern hervorsaugen?

Hr. Pitschel setzt in der 35sten Anm. Bl. 365. die Gemüthesgedancken den Gedancken des Leibes entgegen.

XXX. Ob dieses ein Beweisthum von der Scharffsinnigkeit der Deutschen sey, daß sie in Miltons Gedichte viel rauhe Ausdrücke; eine Menge von Schwulst; eine Einbildungskraft, der der Zügel gäntzlich gelassen ist, und die daraus entspringenden häufigen Unwahrscheinlichkeiten, nebst andern Fehlern bemercken, wo die Engelländer, die Holländer, die Italiäner, die Franzosen, die Schweitzer keine sehen können? Und ob sie dadurch klar zeigen, daß ihnen

nen das Gesicht nur nicht völlig so sehr verdorben sey / als dem Milton?

Sehet Bl. 356. die dreissigste Anm.

XXXI. Ob und auf was Weise Milton von dem Lohensteinischen Geschmacke sey angesteckt worden?

Ibid.

XXXII. Ob dieses, daß Addison ein Engelländer gewesen, einen zulänglichen Grund der Wahrscheinlichkeit abgebe, damit zu behaupten, daß derselbe in der Vertheidigung Miltons geirret, und rechte Ungeheuer gelobt habe?

Eben daselbst Bl. 360. 361.

XXXIII. Warum der Teufel in Miltons Gedichte den Deutschen nicht gläublich vorkomme? Und worinn er von denen Teufeln, die für sie und ihre Kinder gemachet sind, unterschieden sey?

Daselbst Bl. 359.

XXXIV. Ob der als dumm oder ungläubig anzusehen sey, der nicht zugestehen will, daß die Engelländer eine ungeheure und ausschweifende Einbildungskraft haben?

Bl. 360. daselbst.

XXXV. Ob eine Handvoll Schweitzer alle Klugheit allein eingenommen habe / und alle andere Leute / so fern sie nicht auf ein Haar wie sie dencken / unvernünftig seyn?

Bl. 276. in der achtzehnten Anm.

XXXVI.

XXXVI. Ob die folgende Schlußrede in ihrer Materie und Form richtig und unwidersprechlich sey: Niemand als ein Deutscher kan die Gottschedische Dichtkunst verstehen; Die Schweizer sind keine Deutsche; derohalben können sie dieselbe weder verstehen / noch davon urtheilen?

Bl. 355, der 29sten Anm.

XXXVII. Ob die französischen und schweitzerischen Missionarien in Deutschland keine Proselyten gemachet? Und die beyden Schweitzer, Werenfels, Muralt, - - dem verderbten Geschmack der Deutschen nichts angewonnen?

„ Daß die Schweitzer unsre vornehmsten, Lehrmeister
„ seyn sollten, das weis ich eben noch nicht. Und es ist
„ gantz wahr, daß wir der klugen Nachbarn noch mehr
„ haben, die sich einbilden, daß sie Missionarien zu uns ge-
„ schickt, welche uns aus der Barbarey gerissen hätten. „

Sehet die 35ste Anm. Bl. 281.

XXXVIII. Warum die Critick keinen Deutschen menschlicher Fehler beschuldigen darf, wenn sie nicht so bündigen Beweis führen kan / der allenfalls auch in der Gerichtsstube gelten könnte?

Bl. 364. Zeile 1. 2. der ein und dreissigsten Anm.

XXXIX. In wieferne man unvermeidliche Fehler verbessern könne?

Hr. Pitschel sagt in der 9ten Anm. daß man von dieser Redensart eine sehr gute Erklärung geben könne Bl. 178.

XL. Ob unförmliche Ausdrückungen und

unbequeme Redensarten für richtig gedacht können ausgegeben werden?

Sehet eben daselbst.

XLI. Ob derjenige, welcher der Trillerischen Fabel vom Affen / der zum Buchdrucker geworden ist / die Kranckheit nicht gleich ansiehet / werth sey / daß er habe lesen lernen?

Bl. 271. in der 14ten Anm.

XLII. Ob das Stoßgebethlein: Es behüte mich der Himmel in Gnaden / daß ich vor meinem Ende nicht noch ein Criticus werde! wenn es vom Hrn. Magister Pitschel Morgens und Abends fleissig und mit Inbrunst gebethet wird, gar keine Erhörung zu hoffen habe?

Bl. 272. in der 14ten Anm.

XLIII. Ob denn die jüdischen Sprüchwörter die in der Heil. Bibel stehen, durchgehends so heilig seyn, daß sie nothwendig entweihet werden, wenn sie von den Leyen neben der Cantzel gebraucht werden?

Sehet Bl. 352. die 28ste Anm.

XLIV. Ob daraus folge, daß man des Aristoteles Werckgen von der Poesie allenfalls wohl hätte entbehren können; weil Homer seine beyden so hochgeschäzten epischen Gedichte verfertiget, ohne dieses Aristotelische Werckgen jemahls gesehen zu haben?

Sehet die 15te Anm.

XLV.

XLV. Ob es eine Beschimpfung sey, wenn man von jemand sagt, daß er zwar Verstand, aber keinen Menschenverstand habe?

In der 29sten Anm. heißt es: „ Man könnte sagen, „ daß der Ergäntzungsstückler zwar Verstand habe, aber „ keinen Menschenverstand. „ Bl. 354.

XLVI. Ob das de gustibus non est disputandum ein unwidersprechliches Axioma sey?

Bl. 361. in der 30sten Anm.

XLVII. Ob Hallers und Hagedorns Gedichte darum rauh können genennet werden, weil sie nachdrücklich sind? Und ob der Nachdruck im Rauhen stecke?

Daß der Nachdruck im Rauhen stecke, sagt Hr. Pitschel in der 47sten Anm. und daß Hr. Haller und Hr. Hagedorn nachdrücklich schreiben, bekennen auch Hr. Gottsched und Hr. Triller selbst. Im VIII. Art. des XXII. St. der critischen Beyträge heißt es, Hr. Hagedorn bringe seine Gedancken oft so ins Kurtze, daß man eine Stelle mehr als einmahl lesen müsse, um selbiger eigentlichen Sinn zu errathen.

Und Hr. Triller bezeuget in der Ode an Hrn. Haller:

Verstand und Witz herrscht überall,
Kein Wort erfüllt umsonst die Reime.

*

Dein Vers scheint wenig in den Ohren,
Als gantz und gar dem Geist gebohren.

XLVIII. Ob man mit Grund urtheilen könne, daß einer ein guter oder schlechter Dichter sey,

wofern man nicht drey grosse Octav-Bände Gedichte von ihm gelesen hat?

Ob der Hr. Hofrath König ein guter oder schlechter Dichter sey, ist eine Frage, auf welche sich der Hr. Mag. Pitschel in der neun und dreissigsten Anm. nicht einmahl einlassen darf. Warum? Er sagt es selbst: Weil er zu wenig von seinen Gedichten gelesen hat. Und doch sind nicht wenige Gedichte desselben in jedermanns Händen.

XLIX. Daß neun und vierzig critische Anmerkungen eine gemeine Lehre in der Absicht des Verfassers haben können, die keine Seele errathen würde, wenn der Verfasser selbs nicht die Gutheit hätte, solche zu entdecken?

Er sagt in der 49sten und letzten Anm. „Ich gebe ihm „zum Abschied die Lehre, daß, eh er sich weiter ins Rich„ten einlassen will, Unbedachtsamkeit, Unachtsamkeit, „und Unhöflichkeit nothwendig abgedanckt werden müs„sen. Denn bloß um dieser Lehre willen habe ich alle „meine Anmerckungen gemacht.„

L. Wenn man gleich zugestehen würde, daß der Leipzigische Notenfabricant in den monatlichen Belustigungen in allen neun und vierzig Anmerckungen recht hätte, wenn folglich für erwiesen angenommen würde, daß der Schweizerische Herausgeber des Ergäntzungsstücks in seinen Anmerckungenn unbescheiden, unhöflich, oder gar -nv-rsch-mt gewesen: Ob dadurch Hrn. Prof. Gottscheds critische und poetische Ehre genugsam geschützt, oder etwas gegen die critischen Schriften der Zürichischen Kunstrichter, die sie im Jahr 1740. ans Licht gestellt haben, mit Recht könne geschlossen werden?

Herren

Herren

Johann Christoph Gottscheds

der Weltweish. u. Dichtk. öffentl. Lehrer zu Leipzig

Seltsame

Vorrede

Zu seinem eigenen

Drey mahl wiederholten Versuche

Einer

Critisch. Dichtkunst

für die Deutschen.

Um weiterer Ausbreitung willen absonderlich
aufgeleget und mit gründlichen Anmerckungen
über die Kunstmittel des Vorredners versehen

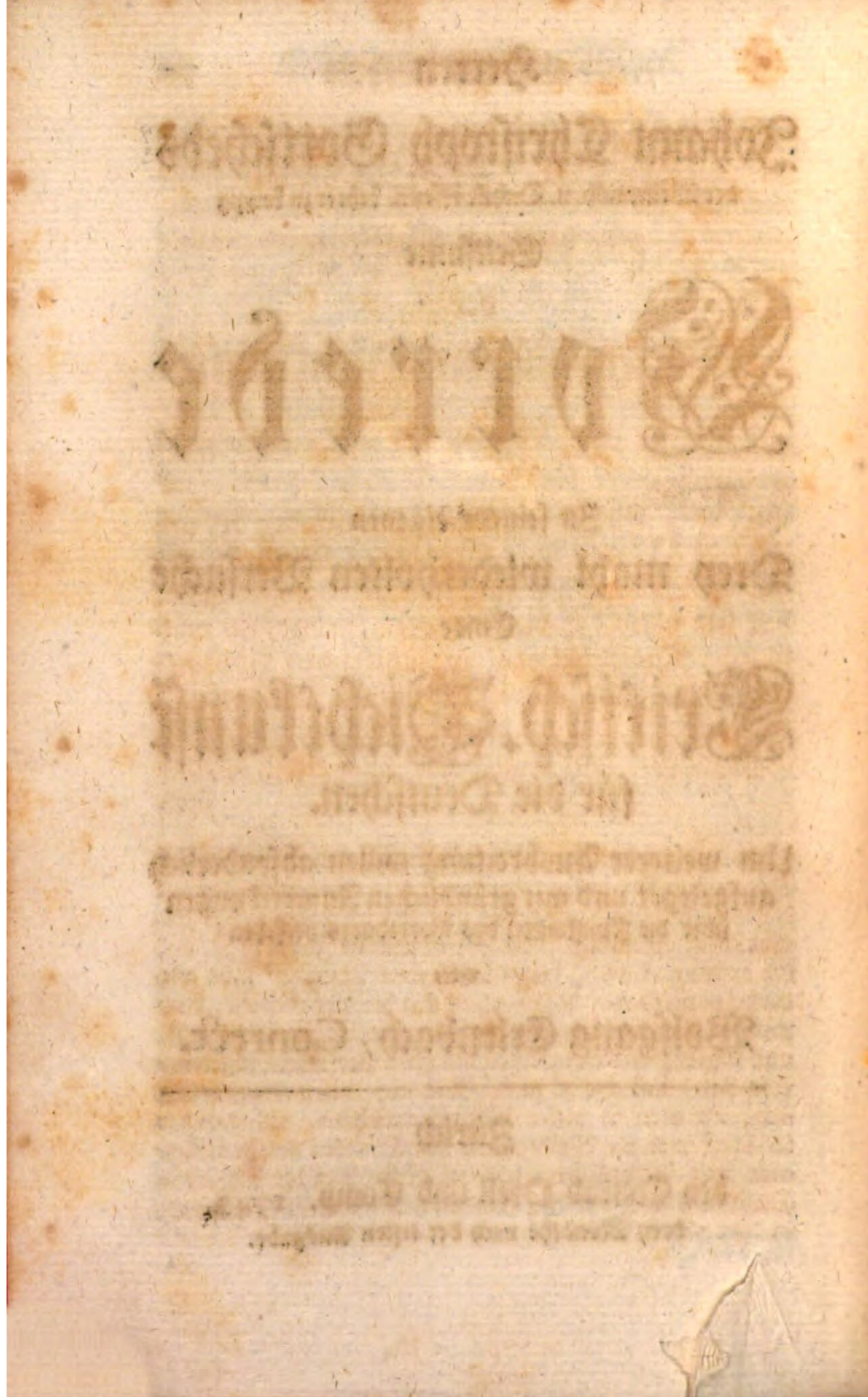
von

Wolfgang Erlenbach, Conrect.

Zürich

bey Conrad Orell und Comp. 1742.

drey Monathe nach der ersten Ausgabe.



Neue Vorrede
zur dritten Auflage
der
Gottschedischen Dichtkunst
von 1742.

MEin Vergnügen, das ich bey der andern Ausgabe dieses Buches, vor vier bis fünf Jahren bezeuget habe, hat sich billig bey dieser dritten verdoppeln müssen. Die wiederholten zahlreichen Abdrücke desselben, haben sich in der halben Zeit verkauffen lassen, A darinn die erste Auflage von 1729. abgegangen war; und mir also einen doppelstar-

A Die zahlreichen Abdrücke haben sich in der halben Zeit verkauffen lassen, darinn ꝛc.) Die erste Auflage dieses Gottschedischen Buches ist schon im Jahre 1729. zum Vorschein gekommen; die zweyte aber im Jahre 1737. und die dritte zu Anfang dieses lauffenden 1742sten Jahr wiederholet worden. Also verhält sich die Progression, nach welcher der gute Abgang der Gottschedischen Dichtkunst, und zugleich das Vergnügen des Hrn. Verfassers zugenommen hat, just wie 8. zu 4. Und auf diesen Grund läßt sichs mit eben so vieler Wahrscheinlichkeit, als man den Umlauff und die Wiederkunft der Cometen vorherbestimmen will, vermuthen, daß die vierte Auflage von dieser Dichtkunst noch vor den Hundstagen des 1744sten Jahrs, in dem nächst darauf folgenden Jahre aber die fünfte, und

An.

starcken Beweis, von der guten Aufnahme dieser poetischen Anweisung an die Hand gegeben. Wollte ich mich nun den angenehmen Empfindungen eines Schriftstellers überlassen B, womit ihn

An. 1746. die sechste und zugleich die siebende Auflage ans Licht hervortreten werden, es wäre denn Sache, daß man bey den künftigen Auflagen die Zahl der Abdrücke verdoppeln, oder daß sich sonst der Geschmack der deutschen Schule für dieses Buch unglücklicher Weise verlieren sollte. Wenn aber bey denen künftigen so geschwind auf einander folgenden Auflagen, sich jedesmahl das süsse Vergnügen des Hrn. Prof. Gottscheds verdoppeln sollte, so stehet zu besorgen, die Grösse desselben dürfte sein Gemüthe endlich wie eine Last erdrücken: Hic puer, ut sit vitalis metuo! Sonsten wird es schwer zu errathen oder vorherzusagen seyn, wie oft die Auflage dieses Buches etwa noch möchte wiederholet werden: denn zukünftige Dinge sind (nach dem Ausspruche des deutschen Strachs Crit. Beytr. St. XXIV. Bl. 666.) ungewiß. Und Hr. Prof. Philippi mag sich wohl ehedem eben so sehr mit der süssen Hoffnung geschmeichelt haben, seine Sechs Reden durch öfters wiederholte Auflagen vermehrt zu sehen, eh und bevor sie das schwere Unglück gehabt, dem Hrn. Liscov bekannt zu werden.

B Wollte ich mich nun den angenehmen Empfindungen eines Schriftstellers überlassen) Es giebt eine gewisse Rhetorische Figur, die uns lehret, wie wir ohne Verletzung der Bescheidenheit groß thun, und uns selbst auf eine so verdeckte Art loben können, daß ob es gleich jedermann mercket, uns doch niemand das bekannte Eigenruhm stinckt mit Recht verwerffen kan. Hr. Prof. Gottsched hat uns durch sein Beyspiel gelehret, daß diese Figur in den Vorreden der Bücher mit gutem Vortheil angewendet werden könne. Sie bestehet darinnen, daß man bey

Gele-

ihn die Eigenliebe bey solchen Vorfällen erfüllen kan C; so hätte ich hier die schönste Gelegenheit dazu. D Wenn andre, deren Bücher Ladenhüter bleiben, auf den verderbten Geschmack E unsrer

Gelegenheit, die einem nicht leicht mangeln kan, die Summarien und Ingredienzen zu seiner Lobschrift fein ordentlich und specificierlich an den Fingern herzehle, und endlich damit schliesse: Doch ich will mir lieber selbst Gewalt und Unrecht thun, als unbescheiden heissen. Die Formeln, deren sich diese Figur gerne bedient, sind folgende: Ich muß es bekennen, ich habe einen vortrefflich guten Geschmack, ich bin ein recht nützlicher Mann, aber ich will es nicht selbst gesagt haben, die unparteyische Nachwelt wird mir schon Recht wiederfahren lassen, und den Leuten zeigen, was man an mir vermisse ꝛc.

C Womit ihn die Eigenliebe erfüllen kan)

Non ego, cum scribo, si forte quid aptius exit,
Quando hæc rara avis est! si quid tamen aptius exit,
Laudari metuam. Neque enim mihi cornea fibra est.
PERS. Sat. I.

D So hätte ich hier die schönste Gelegenheit dazu.)

- - A fronte capillata est, post est occasio calva.

Es ist in der That eine schwere Versuchung eine so schöne Gelegenheit, die man nicht alle Tage wieder haben kan, sein eigenes Lob auszuposaunen, mit Stillschweigen zu übergehen.

E Wenn andre, deren Bücher Ladenhüter bleiben, auf den verderbten Geschmack ꝛc.) Es giebt gewisse Kunstrichter, die hier den Text mit einer kleinen Veränderung also lesen wollen: Wenn andrer ihre Bücher Ladenhüter bleiben, weil sie auf den verderbten Geschmack unsrer Landesleute schmählen. Sie wollen diese Ver-

besse-

unsrer Landes-Leute schmählen F: so dörfte ich nur auf den öffentlichen Beyfall der Käufer und Leser meiner Dichtkunst trotzen G; und daraus entweder den gereinigten Geschmack der deutschen Nation, oder doch den Beweis herleiten, daß

besserung des Textes damit rechtfertigen, daß bey dieser Lesart der Gegensatz weit besser in die Augen leuchte, nach welchem Hr. Gottsched den glücklichen Abgang seiner Bücher vornemlich der übernommenen Vertheidigung des herrschenden Geschmacks und seiner Gefälligkeit gegen seine Verehrer zu dancken hat. Denn da die kleinen Geister allezeit die stärckere Partey ausmachen, so wird derjenige, der den Beyfall des grössern Haufens suchet, seine Rechnung gewiß hinter dem Wirthe machen, wenn er sich vermißt, den verderbten Geschmack desselben anzugreiffen. Und diese andern, die sich die Verachtung der kleinen Geister Deutschlands zugezogen, sind vermuthlich der Hr. von Mauvillon, und die zween Zürichische Kunstrichter; diese letztern haben schon vor vielen Jahren eine Anklage des verderbten Geschmacks der deutschen Nation aus Licht gestellt, und dieselben durch ihre critischen Schrifften von Zeit zu Zeit immerfort beunruhiget.

F Auf den verderbten Geschmack schmählen) Da Herr Prof. Gottsched zugestehet, daß der Geschmack seiner Landesleute verdorben, dabey aber verabscheuet, daß gewisse Scribenten auf denselben schmählen; so giebt er ja deutlich zu verstehen, daß er seines Orts eben kein Bedencken trage, den verderbten Geschmack zu loben.

G Ich dörfte auf den Beyfall meiner Käufer und Leser trotzen.) Doch der Gottsched, der den Versuch der crit. Dichtkunst gemachet hat, ist diesfalls gantz andern Sinns, als der Verfasser von dieser Vorrede ist.

Jener

daß mein Buch nicht ohne Nutzen gewesen H
seyn müsse. So gerecht aber hierinnen meine
G Fol-

Jener sagt Bl. 133. „ Nicht der Beyfall macht eine Sa-
„ che schön; sondern die Schönheit erwirbt sich bey Ver-
„ ständigen den Beyfall. „ Und Bl. 95. sagt er: „ Der
„ allgemeine Beyfall einer Nation kan nicht eher von der
„ Geschicklichkeit eines Meisters in freyen Künsten, ein
„ gültiges Urtheil fällen, NB. als biß man vorher den gu-
„ ten Geschmack derselben erwiesen hat. „ Er beruft sich daselbst mit Recht auf den Ausspruch des Seneca: Non tam bene cum rebus mortalium agitur, ut meliora pluribus placeant: Argumentum pessimi turba est. Da nun von denen, welche die Gottschedische Dichtkunst gekauft und gelesen haben, just nicht alle, keinen ausgenommmen, derselben Beyfall gegeben; und der Geschmack derjenigen, die ihr Beyfall gegeben haben, nicht allerdings unverdächtig ist; so ist der Abgang und der Beyfall eben kein gewisser Beweis von der Güte dieses Buchs, so daß Herr Gottsched eben grosse Ursache hätte mächtig auf denselben zu trotzen. Die Entrevüen und Gespräche im Reiche der Todten hatten wohl ehedem einen stärckern Abgang und Beyfall bey der deutschen Nation erhalten, als Hr. Gottsched immer für seine Dichtkunst verhoffen kann; und gleichwohl wird er nimmer zugeben, daß man den Vorzug dieses Buchs vor dem seinigen darnach bestimmen sollte. Allein da seine Haupt-Absicht bey seinem Bücherschreiben diese ist, daß er gekauft, gelesen und gelobet werde; und er sich damit begnügen will, wenn er diese Absichten erreichen kann; wer will ihm zumuthen, daß er sich edlere Absichten vorsetzen, oder daß er noch ein Mißtrauen auf die Güte seiner Schrifften werffen sollte? Er ist nicht so alber, daß ers sich noch für eine Ehre rechnen sollte; wenn seine Bücher Ladenhüter bleiben; wie der eigensinnige Horatz davon großspricht: B. I. Sat. X.

- - Ne-

Folgerungen vielleicht seyn I würden, so will ich sie

- - Neque te, ut miretur turba, labores,
Contentus paucis Lectoribus. An tua, demens
Vilibus in Ludis dictari carmina malis?
Non ego. - - - - -

Er ist auch nicht so eckel wie Persius, der von sich selbst bezeuget:

- - Recti finemque extremumque esse recuso
Euge tuum & Belle: Nam Belle hoc excute totum,
Quid non intus habet? - - - -

Vielmehr gehet seine einzige Sorge dahin:

Quis leget hæc? - - - - -
Vel duo, vel nemo. Turpe & miserabile!

H Daß mein Buch nicht ohne Nutzen gewesen) Denn ein Buch, es mag im übrigen so schlecht seyn, als es immer will, wenn es nur einen guten Abgang hat, ist niemahls ohne Nutzen, nämlich für den Buchdrucker, und folglich auch für den Verfasser.

I So gerecht aber meine Folgerungen vielleicht seyn) Diese Folgerungen sind: 1.) Wer meine Bücher kauft, lieset, und gutheisset, der hat den gereinigten Geschmack: Die deutsche Nation hat meine Dichtkunst begierig gekauft, gelesen, und gutgeheissen: Ergo hat sie den gereinigten Geschmack. 2.) Wenn ein Buch gekauft wird, so kann es nicht ohne Nutzen seyn: Mein Buch ist gekauft worden: Ergo ist es nicht ohne Nutzen gewesen. Daß nun diese Folgerungen gerecht seyn, wird wohl niemand zweifeln, der sich erinnern wird, daß sie von einem deutschen Lehrer der neuen Weltweisheit herkommen; ob er gleich aus blosser Bescheidenheit ein zweifelhaftes vielleicht beysetzet. Denn da Hr. Prof. Gottsched nicht zweifeln kan, daß sein Geschmack der gute und reine sey, so könnte er ja keinen

sicher

sie doch nicht selber machen K, sondern es lieber der unparteyischen Nachwelt überlassen, ein freyes Urtheil davon zu fällen; welches weder ein Freund, der mir eine Vorrede dazu machte L, noch ein Feind, dem das Glück meines Buchs ein Dorn in den Augen M wäre, mit solchem Nachdrucke abfassen könnte.

sicherern Probierstein für den Geschmack seiner Landesleute haben, als seine eigenen Schrifften, die vollkommen nach seinem Geschmack verfasset sind.

K So will ich sie doch nicht selber machen) Es wird sonst für ein unwiedersprechliches Axioma angenommen: Quod factum est, infectum fieri nequit. Allein durch die Kraft der oben erklärten Figur der Bescheidenheit kan man wircklich geschehene Dinge gar leicht zernichten. Gleichwie das letzte Testament alle vorhergehenden aufhebet, als wären sie niemahls geschrieben worden, und allein rechtsgültig bleibet, so gelten auch in dieser Figur allein die letzten Erklärungen, Kraft deren man das, was gesagt ist, nicht will gesagt haben. Was hiemit Hr. Gottsched in dieser neuen Vorrede bisdahin gesagt hat, das soll nicht gesagt seyn: Doch kan es der unparteyischen Nachwelt zum Unterricht dienen, wie sie etwann ihr freyes Urtheil über seine Bücher abfassen könnte.

L Ein Freund, der mir eine Vorrede dazu machte) Vordem hat Hr. Magister Schwabe Hrn. Gottsched desfalls gute Dienste geleistet: Aber nachdem Hr. Gottsched die schamhaften Bewegungen eines angehenden Schrifftstellers großmüthig überwunden, und seinen Credit so feste gesetzet hat, daß er in seinen Vorreden sich und seine Bücher mit der grösten Zuversicht selbst loben und anpreisen darf; so hat er keines fremden Fürsprechers mehr vonnöthen.

M Dem das Glück meines Buchs ein Dorn in den Augen) Er erkennet hiermit selbst, daß er den guten

Ich übergehe also diese schmeichelhafte Betrachtung billig mit stillschweigen; und rechne es mir mit grösserm Rechte für eine Ehre an, daß ich in dem Vorsatze, eine Critische Dichtkunst zu schreiben, seit einiger Zeit einen Nachfolger bekommen N habe. Ein gelehrter Mann und Abgang seines Buches nicht dem gereinigten Geschmacke seiner Landesleute; sondern dem blinden Glücke zu danken habe, und dieses Glück wird ihm niemand mißgönnen als etwa ein neidischer und gewinnsüchtiger Buchführer. Die Vorrede des zweiten Theils des Bäylichen Wörterbuchs rühmet von einem andern Glück der Gottschedischen Schrifften: „Ich bin bisdahin mit meinen eigenen „ geringen Schrifften, vielleicht ohne Verdienst, so glücklich gewesen, fast keinem, oder doch sehr wenigem „ Widerspruche unterworffen zu seyn. „ Das ist: Ich will von allem Widerspruche, dem meine Schrifften bisdahin nicht ohne Verdienst unterworffen gewesen, durchaus nichts wissen; sondern mich mit Verhöhlung desselben rächen.

N Ich habe in dem Vorsatze eine crit. Dichtkunst zu schreiben, einen Nachfolger bekommen) Hr. Gottscheds Vorsatz war demnach, eine critische Dichtkunst zu schreiben. Allein wenn man die Ausführung mit diesem Vorsatze vergleichet, so muß man voll Verwunderung fragen:

\- - - - - Amphora cœpit
Institui: Currente rota cur urceus exit?

Denn anstatt einer critischen Dichtkunst ist ein magerer Versuch einer sogenannten crit. Dichtkunst vor die Deutschen herausgekommen. Er hat also einen Nachfolger, in Absicht auf seinen Vorsatz, bekommen; keineswegs aber in der Ausführung. Denn wenn Hr. Gottsched seine Pflicht recht erfüllet, und sein Vorhaben zulänglich ausgefüh-

und Kunstrichter in Zürich hat sich die Mühe genommen, diejenige Bahn O, die ich nunmehr vor dreyzehn Jahren, als ein junger Schrift-

 stel-

geführet hätte, so würden sich die Schweitzer gewiß nicht zum andernmahle daran gemachet haben, und er also sich der Ehre in diesem Vorsatze einen Nachfolger zu haben, beraubet sehen müssen.

O Diejenige Bahn, die ich nunmehr vor dreyzehn Jahren, als ein junger Schrifftsteller, gebrochen) Diese verblümte Redensart ist undeutlich: Sie beziehet sich mehr auf den Vorsatz, als die Ausführung des Gottschedischen Versuches. Wer dieselbe deutlich verstehen will, der muß die Vorrede zu der ersten Auflage von 1730. inne haben, (die Hr. Prof. Gottsched in der letzten Herausgabe mit Fleisse weggelassen, damit er desto dreister ohne zu erröthen großsprechen könnte.) In dieser Vorrede tractiert er die Poesie noch als eine brodtlose Kunst und als ein blosses Nebenwerck; und er bekennet daselbst gar zu offenhertzig, daß Hr. D. Pietsch ihm die ersten Begriffe von einer rechten Dichtkunst beygebracht; und daß die Zürichische Mahler ihn auf den critischen Geschmack geführet haben. Von seinem Wercke selbst sagt er: „ Itzo „ liefere ich meinem Vaterlande den Versuch; den ich ge„ wiß nicht aus meinem Gehirne angesponnen; sondern „ aus allen oberwehnten Scribenten, und überdas, aus „ den vortheilhaften mündlichen Unterredungen Hrn. Co„ sten, des Hr. Geh. Secretar Königs, und Hr. Prof. „ Krausens, gesammelt und in einige Ordnung gebracht. „ Will man genauer wissen, was obige Prahlerey, daß er die Bahn gebrochen, eigentlich sagen wolle, so erklärt er sich eben daselbst hierüber gantz deutlich: „ Ich hatte „ mir nur vorgesetzt dasjenige, was in so unzehlich vielen „ Büchern zerstreut ist, in einem einzigen Wercke zusam„ men zu fassen. „ Ein seltener Ruhm, daß er in dieser brodtlosen Kunst die Bahn gebrochen!

steller P zuerst gebrochen, auch zu betreten, und ein doppelt stärckeres und folglich theureres Buch *, als dieses meinige ist, von der Dichtkunst ans Licht zu stellen. Und was das angenehmste bey der gantzen Sache ist, so hat dieser tieffsinnige Mann, seiner gelehrten Waare keinen bessern und reitzernden Titel geben zu können geglaubet, als wenn er ihn meinem Buche abborgete Q, und das seinige gleichfalls eine **Critische Dichtkunst** betitelte.

Ich

P Als ein junger Schrifftsteller) Denn itzo ist er ungefehr dreyzehn Jahre älter, und um soviel ansehnlicher.

* Ein doppelt stärckeres und folglich theureres Buch) Hr. Prof. Gottsched mißt die Nutzbarkeit der Bücher nach ihrer Grösse und ihrem äusserlichen Preise, wie die Buchhändler: Denn da sein Buch um die Helfte kleiner, und um etwas wohlfeiler ist, so ist es auch für die deutschen Schulen brauchbarer. Dieser locus commendationis ist ab oppositо.

Q Als wenn er ihn meinem Buche abborgete) Derjenige hat, meines Erachtens, das beste Recht zu dem Titel eines Buches, der das am gründlichsten ausgeführet hat, was der Titel eines solchen verspricht, nach dem bekannten Axioma: Cui competit definitio, illi quoque competit definitum. Hr. Gottscheds Titel verspricht einen Versuch einer critischen Dichtkunst für die Deutschen. Auf den Titel Dichtkunst hat weder Gottsched, noch jemand anders ein Eigenthums-Recht. Aristoteles hat schon eine Dichtkunst verfertiget. Da nun aber die Gottschedische Dichtkunst nichts weniger als Critisch ist, so verdiente sie auch diesen Titel nicht. Hr. Gottsched bezeuget selbst in der Vorrede: „Ich hatte mir die Regel gemacht, „gar keinen lebenden Dichter zu tadeln oder zu critisieren:

„Daraus

Ich weis wohl, daß es eigensinnige Köpfe giebt, die sich einbilden, ein Schrifftsteller, der sich einmahl gewisser Wörter bemächtiget hat, seiner Schrifft einen Nahmen zu geben, der habe sich dadurch, nach dem Rechte der Natur, das Recht des Eigenthums darauf erworben, und sey nunmehro befugt, alle andere von dem Gebrauche derselben auszuschliessen. Noch andre glauben mit dem scharfsinnigen Bäyle, und nach dem Beyspiele gewisser Schrifftsteller voriger Zeiten: es sey eine Beschimpfung für den Urheber eines Buches, wenn sich bald darauf ein andrer über dieselbige Materie hermacht, und in einerley Absichten die Feder ansetzet. Denn sagen sie, glaubte dieser neue Schrifftsteller, daß sein Vorgänger seine Pflicht recht

„ Daraus floß nothwendig die andre, daß ich auch keinen „ loben müste.„ Nun ist ferner bekannt, daß er in denen beyden ersten Ausgaben durchgehends seine eigenen poetischen Exempel zu Mustern gegeben hat, die er dieser angenommenen Regel nach weder loben noch tadeln dürfte, weil er unter die noch lebenden Dichter mitgehöret, und nicht die erste Ausnahme von einer so fest gesetzten Regel werden wollte. Dieses Buch verdiente darum den Titel einer Critischen Schrift mit keinem Recht: Und also hätte der Zürichische Verfasser ihm nichts geraubt, darauf er eine rechtmässige Ansprache machen könnte, wenn es gleich Grund hätte, daß er seinen Titel dem Gottschedischen Buche abgeborget. Allein auch dieses Vorgeben ist ziemlich zweydeutig, allermassen der Zürichische Kunstrichter sein Buch nicht einen Versuch für die Deutschen; sondern schlechtweg eine Critische Dichtkunst genennet hat. Siehe das Stücke der Schutzvorrede für die Trillerischen Fabeln Bl. 66. 67.

erfüllet, und sein Vorhaben zulänglich ausgeführet hätte: so würde er sich gewiß nicht zum andernmale daran gemachet haben. Eine Ilias nach dem Homer zu schreiben, das heißt also nach der Meinung dieser Richter, eben so viel, als diesen Dichter mit seiner Arbeit verwerffen, und ihm auf eine verdeckte Art in die Augen sagen, daß sein Werck nichts tauge, und noch einmahl ausgearbeitet werden müsse.

Allein so wahrscheinlich auch immermehr diese Schlüsse zu seyn scheinen mögen: so kan ich mich doch denenselben nicht ergeben. R Ich sehe es gar zu deutlich ein, daß man mir durch solche Einstreuungen die Freude versaltzen will, die ich über einen critischen Nachfolger von solcher Wichtigkeit billig empfunden habe. Ohne Ruhm zu melden, bin ich der erste gewesen S, der unserer Nation eine Critische Dichtkunst zu liefern das Hertz, oder die Verwegenheit gehabt. Hätte ich nun darinn, nach dem Urtheile der Kenner, eine unnöthige Mühe übernommen; und wären andre aufgestanden, welche die Poesie von dem Joche der Beurtheilungskunst zu befreyen

R So kan ich mich doch denselben nicht ergeben) Populus me sibilat; At ego mihi plaudo ipse domi.

S Ohne Ruhm zu melden, bin ich der erste gewesen) Versteht sichs, der seinem Buche, wider alles Verdienen, den Titel einer Critischen Dichtkunst zuzulegen das Hertz oder die Verwegenheit gehabt; obgleich in dem gantzen Buche nichts critisches zu finden ist: Daß also das Joch der Beurtheilungskraft, welches Hr. Gottsched der Poesie aufgeleget hat, nur in einer blossen Prahlerey bestehet.

befreyen unternommen hätten: so wäre dieses unstreitig eine Kränckung für mich gewesen, zumahl, wenn diese gar einen grössern Beyfall bekommen, und das Andencken aller Critick gleichsam verhaßt und ehrlos gemachet hätten. Allein dieses harte Schicksal hat mich, zu allem Glücke, nicht betroffen. Die gelehrtesten Männer in Zürich bestärcken durch ihren Beyfall mein Urtheil, daß es nöthig sey, eine Dichtkunst critisch einzurichten: ja, was das meiste ist, sie folgen meinem Exempel selber nach T, und führen etwas von demjenigen, nach ihrer Art, weitläuftiger aus, was ich mit so gutem Grunde und Beyfalle angefangen hatte. V

Bey dieser Vorstellung nun rühren mich die vorigen Einwürffe gar nicht. Der Gebrauch

T Ja sie folgen meinem Exempel selber nach, und) Gottsched trägt sich mit dieser schmeichelhaften Einbildung so sehr, daß er auch diejenigen Schriften für Nachahmungen von den seinigen hält, welche etliche Jahre vor den seinigen existiert haben. Siehe die Nachrichten von dem Ursprunge der Critick bey den Deutschen Bl. 172. u. 173. Die verdiente Abfertigung findet er in der Aesopischen Fabel vom Wolfe und dem Schafe:

Ante hos sex menses male, ait, dixisti mihi.
Respondit Agnus. Equidem natus non eram!

V Was ich mit so gutem Grunde und Beyfalle angefangen hatte.) Zum rechten Verstand dieser Ausdrückung dienet zu wissen, daß Hr. Prof. Gottsched diese zwey Dinge mit gutem Grunde und mit Beyfalle für gleichgültig hält: angesehen er sich beredet, daß eine Schrift desto gründlicher seyn müsse, je allgemeiner der Beyfall ist, den selbige erhält.

der Wörter ist ja von der Art derjenigen Dinge die in dem Reiche der Natur, nach Art der Luft, des Sonnenlichtes und des Wassers grosser Flüsse, bey allem Gebrauche derselben, unerschöpflich sind, und also allen gemein bleiben müssen. Warum sollte also nicht ein Schrifftsteller das Recht haben, sein Kind zu tauffen wie er will, wenn gleich ein andrer dem Seinigen eben den Nahmen gegeben hat? Warum sollte dasjenige in Zürich niemanden frey stehen, was mir in Leipzig freygestanden hat? Oder, warum sollte ich böse werden, daß ein andrer meine Erfindung auf die kräftigste Art, die nur erdacht werden kan, gebilliget hat? X

Der andre Einwurff scheint noch gefährlicher zu seyn, ist es aber in der That nicht; wenn man nur die Sache in genauere Betrachtung zieht. Es kömmt bey den Büchern nicht nur auf ihren Titel, sondern auch auf den Inhalt an. So gleichlautend oft jener auf zweyen Wercken ist, so ungleich kan doch dieser letztere seyn; und ich darf mich, ohne stoltz zu thun, nur auf die zürcher, und leipziger critische Dichtkunst beruffen. Der Inhalt unsrer Bücher ist in

X Daß ein andrer meine Erfindung auf die kräftigste Art gebilliget hat.) Dieses beziehet sich nur auf die Erfindung des Titelblats zu der Gottschedischen Dichtkunst: Denn in dem gantzen übrigen Wercke ist, die Exempel ausgenommen, nichts von seiner Erfindung, wie die Vorrede zu der ersten Auflage solches rund und offenhertzig bekennt. Siehe die Nachrichten von dem Ursprunge der Critick bey den Deutschen Bl. 164. 165.

in den allermeisten Stücken und Capiteln so weit von einander unterschiedenY, daß man sie schwerlich für einerley Buch halten wird, wenn man sie nur ein wenig betrachten will. Z. E. Da ich in meiner Dichtkunst, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poesie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandeltZ, uud einer

Y Der Inhalt unsrer Bücher ist so weit von einandrr unterschieden, daß) Es ist in der That so, daß die Zürchische und die Leipzigische Dichtkunst ausser der Aehnlichkeit des Titels sonst wenig oder gar nichts mit einander gemein haben, wie in dem Ergänzungsstücke zu den Trillerischen Fabeln Bl. 66. 67. u. f. bis 72. ausführlich dargethan worden: Welches aber Hr. Gottsched hier gar klüglich mit Stillschweigen übergehet. Ich habe darum auch den Schluß daraus gemachet, daß also nothwendig eins von diesen Büchern den Titel einer Critischen Dichtkunst nicht verdienete.

Z Ich habe in meiner Dichtkunst von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt) Die Art zu schliessen, deren sich Hr. Gottsched hier bedienet, kömmt mir just so vor, als ob er beweisen wollte, eine Perrüque wäre keine Schlafmütze; oder eine Hausbibel wäre darum nicht gantz, weil die so genannten Apocryphischen Bücher nicht dabey gebunden wären. Der Zürchische Kunstrichter hat sich in die besondere Abhandlung von denen verschiedenen üblichen Arten der Gedichte mit Fleisse nicht einlassen wollen, weil man darüber anderwärts zulänglichen Unterricht finden kan: Sondern sein Vorhaben war allein, dasjenige, was eigentlich zu dem Wesen der Poesie überhaupt gehöret, in so ferne sie eine Nachahmung der Natur ist, aus gewissen Grundsätzen so vollständig auszuführen, als noch von keinem andern geschehen; und die Gewißheit und den Nu-

zen

einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben a habe; dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadeliche Art zu verfertigen; Liebhaber hingegen, dieselben richtig zu beurtheilen: so hält die zürcherische Dichtkunst nichts von dem allen in sich. b Man wird daraus wezen seiner Lehrsätze in critischer Prüffung der vornehmsten Gedichte der berühmtesten Alten und Neuern jedermann zu bewähren. Allein Hr. Gottsched ist nicht gewohnt die Vollkommenheit eines Wercks nach gewissen und bestimmten Absichten abzumessen.

a Und einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben) Ich will zu einem Muster davon nur was weniges aus dem Hauptstücke oder Capitel von poetischen Sendschreiben anführen. Ich habe daselbst nicht ohne Ergötzen folgendes gelesen: „ Von einem solchen Briefe ist erstlich dieses „ zu bemercken, daß er im Anfange denjenigen anreden „ muß, an den er gerichtet ist: Es sey nun, daß es „ gleich in der ersten Zeile geschieht, oder doch bald hernach „ kömmt. So fängt Neukirch z. E. einmal an:

Mein König, zürne nicht, daß mich dein Glantz bewegt.

„ Dieses ist, so zu reden, das eigentliche Merckmaal eines „ Briefes von dieser Art: denn was ist ein Brief überhaupt „ anders, als eine geschriebene Anrede an einen Abwesen„ den? „ ꝛc. Diese einzige Entdeckung, daß man denjenigen anreden muß, an den man schreibt, giebt der Gottschedischen Dichtkunst einen grossen Vorzug vor der Zürchischen. Es ist nur Schade, daß diesem Kunstlehrer nicht auch beygefallen ist, die wichtige Frage zu entscheiden, ob ein poetisches gereimtes oder reimfreyes Sendschreiben nicht auch in Prosa könne abgefaßt werden?

b So hält die Zürchische Dichtkunst nichts von dem allen in sich) Ja in dem ersten allgemeinen Haupttheile

des

der eine Ode, noch eine Cantate; weder ein Schäfergedichte, noch eine Elegie; weder ein poetisches Schreiben, noch eine Satire; weder ein Sinngedicht, noch ein Lobgedicht; weder eine Epopee, noch ein Trauerspiel; weder eine Comödie noch eine Oper machen lernen. Alles dieses stehet in der zürcher Dichtkunst nicht c: es sey nun, weil etwa in allen diesen Stücken die Critick

des Gottschedischen Versuches werden die wichtigsten Fragen für einen Poeten erörtert, die man in der Zürchischen Dichtkunst vergeblich suchen wird: als z. E. ob der Mensch gesungen haben würde, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte? Cap. I. §. 3. Ob die alte Schwedische Sprache eine Tochter der Scythischen und alten Celtischen gewesen sey, wie die Deutsche? §. 7. Ob man den Ursprung der Poesie dem ersten Rausche zu dancken habe? §. 18. Ob man mit besserm Recht sage, die Kinder seyn wie Affen; oder die Affen seyn wie Kinder? Cap. II. §. 9. ꝛc. ꝛc.

c Alles dieses stehet in der Zürcher Dichtkunst nicht:) Wenn ich nach Gottscheds Logick beweisen sollte, daß seine Critische Dichtkunst des Aristoteles Poetick an Vollständigkeit und Nutzbarkeit weit übertreffe; so würde ich sagen, daß man beym Aristoteles nichts von den Regeln finde, wie eine Cantate, ein Schäfergedichte, eine Elegie, ein poetisches Sendschreiben, ein Sinngedichte, ein Madrigal, ein Rondeau, eine Oper eingerichtet seyn müssen: Folglich, daß man daraus keins von diesen Gedichten machen lerne; aber wohl aus Hrn. Gottscheds Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen. „ Wer also „ Aristoteles Poetick in der Absicht kauffen wollte, diese „ Arten der Gedichte daraus abfassen zu lernen, der „ würde sich sehr betrügen, und sein Geld hernach zu „ spät bereuen.„

Critick nichts zu sagen hat; oder weil man ein Poet seyn kan, ohne eins von allen diesen Stüken zu verfertigen. Wer also dieselbe in der Absicht kauffen wollte, diese Arten der Gedichte daraus abfassen zu lernen, der würde sich sehr betrügen, und sein Geld hernach zu spät bereuen.

Ich weis gewiß, daß viele hier voller Verwunderung fragen werden: was denn nun endlich in einer Dichtkunst von zween starcken Octavbänden d stehen könne, wenn es an den wesentlichsten Theilen eines solchen Buches fehlet e? Allein diese Frage wird mir gewiß niemand machen, als der sich nicht besinnet, daß der Urheber derselben einer von den bekannten Zürcher Malern sey, welche vor zwantzig Jahren, in ihren sogenannten Discursen, die Sitten ihrer Stadt abgeschildert haben. Hat nun Herr von Fontenelle richtig geurtheilet, daß jedermann die Welt mit solchen Augen ansehe, die sich zu seinen Absichten schicken; der Held z. E. für einen schönen Platz, Menschen zu erwürgen; der Gärtner für einen bequemen Raum, Gärten zu pflan-

d In einer Dichtkunst von zween starcken Octavbänden) Es nimmt mich schier wunder, daß er dieses ungeheure Buch nicht auch gewogen hat. Siehe das Complot der deutschen Poeten am Ende.

e Wenn es an den wesentlichsten Theilen eines solchen Buches fehlet) Da der besondere Theil der Gottschedischen Dichtkunst das wesentliche des Buchs ausmachet; so ist hiemit der erste allgemeine Theil nur als eine Zugabe zu betrachten.

pflantzen; der Verliebte, für eine gute Gegend zu buhlerischen Abentheuern u. s. w. was war wohl von unserm Maler anders zu vermuthen, als daß er die gantze Dichtkunst in eine Kunst zu malen, verwandeln f, und von lauter poetischen Malereyen, und denen dazu nöthigen Farben handeln würde? Fällt nun dabey jemanden die nützliche Regel ein, die obgedachten Zürcher Malern, von einem Kunstverständigen aus Hamburg, in einem schönen Sinngedichte gegeben worden g, das im III. B. der Poesie der Niedersach-

f Daß er die gantze Dichtkunst in eine Kunst zu mahlen verwandeln) Dieses mag Horatz verantworten, der mit seinem, Ut pictura Poesis erit, schon manchen ehrlichen Mann verführt hat: Und insbesondre auch den scharffsinnigen Dübos, der sich gleichfalls so weit vergangen hat, daß er zween Octavbände mit Betrachtungen über die Vergleichung der Dicht- und der Mahler-Kunst angefüllet.

g Die nützliche Regel - - in einem schönen Sinngedichte gegeben worden) Ich will dieselbe anführen; damit jedermann ein neues Muster von Hrn. Gottscheds reinem Geschmack in der Critick und Morale vor Augen habe.

Ihr Maler scheinet euch vergeblich liebzukosen,
Wenn ihr euch an der Pracht der grösten Dichter wag't,
Und dennoch wenig Teutsch in teutschen Zetteln sagt.
Denn eure Schreibart hat Neapler und Franzosen.
Soll euer Werck gemalt, und nicht geschmieret seyn;
So tunckt den Pinsel nicht mehr in den Nacht-Stul ein.

Horn.

Dieser saubere Dichter hätte einen vornehmen Preis in den Lustspielen verdienet, welche die Göttin der Dummheit

in

sachsen, auf der 250sten S. steht; und verlangt er von mir zu wissen, ob sie in diesem Buche besser beobachtet worden, als in jenen sittlichen Malereyen? so muß ich ihm aus Höflichkeit h die Antwort so lange schuldig bleiben, bis wir in Leipzig die Zürcherische Bergsprache besser werden gelernet haben.

Wie also, damit ich wieder auf meinen Zweck komme, die Ilias Homers, durch die neuere Ilias desjenigen Dichters nicht um ihren Werth gebracht worden, der sich vorgenommen hatte, den gantzen trojanischen Krieg zu besingen, und tausend schöne Sachen nachzuholen, die sein Vorgänger übergangen hatte; indem vielmehr diese vermeinte grössere Ilias, vom Aristoteles, in Ansehung der Homerischen, die kleine Ilias genennet worden: also könnte es leicht kommen (doch ohne mich auf einige Weise mit dem Homer zu vergleichen, als mit dessen Wercke mein Buch

in der Dunciade mit ihren Helden vornimmt, wo derjenige den besten Danck erhält, der sich am hertzhaftesten in einer stinckenden Pfütze untertaucht.

h So muß ich ihm aus Höflichkeit) Ich habe in der Echo des deutschen Witzes, in einem besondern Abschnitte die critische Höflichkeit der Leipziger mit Anführung einer Menge Exempel auser alle Nachrede gesetzet, und gewiesen, daß unsere Bergbauren ihren natürlichen Talent zum Höflichseyn in der Gottschedischen Schule trefflich verbessern und zu seiner Vollkommenheit bringen könnten. Denn daß ein schweitzerischer Scribent einen Geschmack an so saftigen und garstigen Possen gefunden, wie Hr. Gottsched, das ist bisdahin noch unerhört.

Buch gar keine Aehnlichkeit hat) daß auch die zürcherische Dichtkunst, so starck sie ihrer Grösse und Absicht nach ist, dennoch bey dem Mangel so vieler nöthigen Hauptstücke, von allen üblichen Arten der Gedichte, gegen die meinige zu rechnen, bey der Nachwelt, nur eine kleine Dichtkunst genennet würde. i

Ich habe mich bisher mit Fleiß nur immer auf Zürich, und nicht auf die gantze Schweitz bezogen; gantz anders, als bisher von vielen unsrer mißvergnügten Schriftsteller geschehen; die insgemein die Schuld von ein paar Kunstrichtern, der gantzen löblichen Eidgenossenschaft k auf den Hals gewälzet haben. Und gesetzt, ich

 wäre

i Bey der Nachwelt nur eine kleine Dichtkunst genennet würde) Ja, wenn die Nachwelt aus lauter Gottscheden bestehen sollte, welche die äusserliche Forme eines Gedichts für das Wesen der Poesie halten würden, so müßte sich die kleine Zürchische Dichtkunst vor der grossen Gottschedischen bücken und neigen.

k Die insgemein die Schuld von ein paar Kunstrichtern, der gantzen löblichen Eidgenossenschaft) Man hat sich doch die gröste Mühe von der Welt gegeben, Hrn. Prof. Gottsched den Wahn auszureden, als ob die gantze Schweitzerische Nation sich von ein paar Kunstrichtern habe verführen lassen: Allein es scheint, daß er diesem Vorgeben keinen Glauben zugestellet, bis daß ihn erst kürtzlich, nachdem diese neue Auflage seines Versuches schon fast wieder abgedruckt war, ein paar wackere und gelehrte Männer, aus benachbarten Cantons, eines gleichen belehret und versichert haben. Sehet in dem zweiten St. der

wäre selbst bisher, auch wohl in dieser neuen Auflage meiner Dichtkunst, in dieses Versehen gefallen: so will ich doch hiermit selbiges allen andern Einwohnern dieses ansehnlichen Landes abgebethen haben l; seit dem ich von etlichen wackern und gelehrten Männern m, aus benachbarten der Zürichischen Sammlung critischer Schriften die Ablehnung des Verdachts, daß die schweitzerische Nation sich habe überreden lassen, an M. V. P. einen Geschmack zu finden: In dieser Schrift steht Bl. 76. „Ich kann „ zwar nicht leugnen, daß nicht ein halb duzt ungerathene Landeskinder in Zürich und Bern zur Secte Addisons „ übergegangen; allein mit dem grossen Hauffen hat es „ keine Gefahr; insbesondere kann mir Hr. G ⁄ ⁄ glauben, daß die Einwohner der Alpen, je tieffer sie in „ den Spälten der Berge wohnen, destoweniger von den „ Zürchischen Kunstrichtern eingenommen sind; man könnte also noch richtig zu 50000. Eidsgenossen zehlen, „ ohne Weiber und Kinder, welche desfalls noch gantz „ unschuldig sind.„ Zu diesen kommen itzo noch etliche wackere und gelehrte Männer aus benachbarten Cantons, und insbesondere die zween ⁄ ⁄ ⁄ erische Correspondenten Hrn. Gottscheds, die er ausdrücklich als Zeugen anführet. Und Bl. 77. stehet: „Der Eifer für die Ehre meiner Landesleute hat mich nicht ruhen lassen, bis ich Hrn. G ⁄ ⁄ „ davon Nachricht gegeben, und ihn gebethen hätte, daß „ er gütiger von uns dencken, und das Verbrechen, dessen sich etliche wenige unter uns schuldig machen, nicht „ der gantzen Nation in die Rechnung setzen mögte.„

l Abgebethen haben) Wer die Auszüge aus den zweien Schreiben der wackern und gelehrten Männer aus benachbarten Cantons, wodurch diese Busse des Leipzigischen Criticus gewircket worden, gelesen hat, der wird erkennen müssen, quod non plus sit in effectu, quam in caussa.

m Von etlichen wackern und gelehrten Männern) Wenn

barten Cantons n, belehret und versichert worden: daß die gantze Schweitz den zürcherischen Kunstrichtern in ihren Lehrsätzen und Urtheilen eben nicht beypflichte, vielweniger dieselben dazu bevollmächtiget habe, allem deutschen Witze Hohn zu sprechen. o Ich will doch, weil man mir in Zürich das Exempel dazu gegeben hat, einmal auch als ein Mathanasius thun p, und

Wenn alle diejenigen, die Gottscheds reinen Geschmack in der Poesie und der Critick mit gutem Hertzen verehren, und den Zürcherischen Kunstrichtern in ihren Lehrsätzen und Urtheilen eben nicht beypflichten, sich eben dadurch des Titels wackerer und gelehrter Männer würdig machen, so sind derselben so viel in der Schweitz, daß man schwerlich wird errathen können, welche und wie viel eigentlich hier gemeint seyn.

n Aus benachbarten Cantons) Solche sind Bern, Schafhausen, und Zug.

o Allem deutschen Witze Hohn zu sprechen) Diese Ausdrückung ist mit der oben angemerckten, auf den verderbten Geschmack der Deutschen schmählen, gantz gleichgültig: daher bin ich auf die Muthmassung gefallen, es müsse hier anstatt Witz, Unwitz gelesen werden: Allermassen ich versichern kan, daß diese Zürchischen Kunstrichter eben so wenig von der gantzen Schweitz bevollmächtiget worden, dem deutschen Unwitze Hohn zu sprechen.

p Als ein Mathanasius thun) Es wollen einige für Mathanasius, Nataiologus lesen; denen ich aber nicht beypflichten kan; ungeachtet jedermann weiß, daß Mathanasius es sich bey seinen Anzügen nicht vollkommen so einen Ernst seyn lassen, als der Leipzigische Mathanasius bey den seinigen.

Stellen aus ein paar Briefen anführen, die ich deswegen, nur vor kurtzem, und in währendem Drucke dieses Buches erhalten habe.

Der erste vom 1. des Wintermonats q hat folgendes:

„ Wir

q Der erste vom 1. des Wintermonats) Dieser neue Mathanasius ist sehr sorgfältig die historischen Umstände zu bemercken, um die vorgegebene Authentie seiner Auszüge dadurch glaubwürdig zu machen, weil die Auszüge selbst so viel deutliche Merckmahle einer geistigen und vernünftigen Sittsamkeit und Bescheidenheit, so wohl als einer friedfertigen Neigung und Liebe zum Natürlichen an sich haben, daß man leicht auf die Vermuthung gerathen könnte, die Herrn Verfasser dieser Briefe wären mehr denn hundert Meilen von dem helvetischen Siberien entferner, und in einem Lande auferzogen worden, wo Witz und Verstand eben so allgemein sind, als sie leider in der Schweitz nicht seyn sollen: Die Bergsprache verräth sie doch, daß sie Schweitzer seyn, und zwar solche, die eben keine grosse Wörter- und Sprachmänner sind, und die sich keine grosse Mühe geben werden ihren Mitbürgern die reine Hochdeutsche Sprache geläufiger und beliebter zu machen. Es hat deswegen auch Hr. Gottsched alle die Unrichtigkeiten oder vielmehr Idiotismos dieser Bergsprache unverändert, wie er selbige gefunden, abdrücken lassen, damit er diesen Briefen das Ansehen wahrer Schweitzerischer Urkunden durch eine Veränderung oder Uebersetzung in die reine hochdeutsche Sprache nicht vermin derte. Aus welchem Canton dieses wohlgezogene paar Correspondenten eigentlich sey, das läßt sich so gewiß nicht bestimmen; das einzige läßt sich mit Grund schliessen, daß sie Glieder von einem benachbarten Canton seyn, der eben nicht völlig hundert Meilen von Zürich entfernt, und in welchem einige wenige ohnmächtige Seelen sich als

über

„ Wir haben hier mit Freuden und Vergnü-
„ gen gesehen, daß B. . und Br. . hin
„ und her in Deutschland nach Verdienen her-
„ genommen werden. Der Hochmuth und die
„ Einbildung dieser Leuten ist unerträglich. Es
„ ist sich aber nicht zu verwundern: die Herren
„ von Zürich haben grosse Einbildung, weilen
„ sie in dem ersten Canton der Schweitz geboh-
„ ren sind. Es ist unglaublich, wie groß die Ein-
„ bildung der Herren von Zürich wegen diesem
„ Vorsitz ist, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich
„ versichere sie aber, daß Zürich von allen ver-
„ nünftigen Schweitzern als das helvetische Si-
„ berien, in welchem grosse Wörter- und Sprach-
„ Männer entstanden, da aber Witz und Ver-
„ stand wenig Platz finden, angesehen wird.
„ Die Sitten, die Sprache, die Lebensart,
„ die Kleidung der Züricher ist von uns so un-
„ terschieden, daß man glauben sollte, sie wä-
„ ren mehr denn hundert Meilen von uns entfer-
„ net. Das ist gewiß, daß sie arbeitsame Leu-
„ te, aber in geist- und vernünftigen Sitten,
„ werden sie noch lange Zeit grobe Schweitzer
„ bleiben. „

Das andere Schreiben ist vom 3ten desselben Monats, und darinn drücket man sich so aus.

über einen wahren Verlust ängstlich quälen, daß das mißgünstige Glück sie unter dreyzehn Brüdern nicht den ältesten oder erstgebohrnen werden lassen; da doch diese Erstgebuhrt eben kein ander Vorrecht hat, als das Eins unter den Zahlen.

„ Wir nehmen an dem Kriege, den unsre „ Landsleute von Zürich wider die gantze deut„ sche Nation vorgenommen haben, kein Theil. „ Fertiget man sie ferner ab, wie es in einem „ periodischen Wercke erst vor kurtzem geschehen „ ist, so wird ihnen die Lust vergehen. Wir „ wünschen unsren Landsleuten mehrere Liebe „ zum Frieden und zum natürlichen; so werden „ sie von Deutschland ablassen, und mit Mil„ tons Liebhabern anbinden. „

Nach solchen feyerlichen und einstimmigen Erklärungen zweener berühmten schweitzerischen Gelehrten, habe ich meinem Gewissen nach, nicht anders gekonnt r, als daß ich an statt der allge-

r Habe ich meinem Gewissen nach, nicht anders gekonnt, als daß ꝛc. Denn nachdem Hr. Gottsched durch diese zwey Schreiben auf das nachdrücklichste überzeuget worden, daß diese zween berühmte Schweitzerische Gelehrte eine gäntzliche Abneigung gegen Zürich, seine Sitten, Sprache, Lebensart und Kleidung, seine grosse Wörter- und Sprachmänner; wie auch gegen Milton und Miltons Liebhaber bezeigen; sich zu einer völligen Neutralität erklären; mithin aber die Gottschedische Partey mit hertzlichen Wünschen unterstützen, und mit Freuden und Vergnügen zusehen, wie ihre Landsleute in wiederholten Scharmützeln von den critischen Panduren und Topatschen der Gottschedischen Faction hergenommen und empfangen werden: So hat er ja mit Recht den Schluß gemachet: Wer nicht wieder uns ist, der ist für uns: Und daß folglich nicht eben die gantze Schweitz den Zürchischen Kunstrichtern gewogen sey: Zumahlen da diese zween berühmten schweitzerischen Gelehrten ein ansehns

allgemeinen Benennung die besondere erwählet; werde es auch künftig allemal so halten, wenn man mich nöthigen sollte, wider meine Neigung, meine Feder zu critischen Streitschriften zu ergreiffen.

Kürtzlich noch etwas von den Vorzügen dieser neuen Ausgabe zu erinnern, muß ich dem geneigten Leser folgendes melden. Zuförderst habe ich in diesem Buche vom Anfange bis zum Ende, die Schreibart nochmals mit der grösten Sorgfalt und Aufmercksamkeit ausgebessert s; als worinn man immer, nach Verfliessung

sehnlicher Theil von der gantzen Schweitz sind. Dahero er sich im Gewissen verpflichtet befunden, anstatt der allgemeinen Benennung der Schweitz die besondere von Zürich zu erwählen.

s Die Schreibart nochmahls mit der grösten Sorgfalt und Aufmercksamkeit ausgebessert) Ich will zur Probe einige Beyspiele anführen, damit man die genaue Sorgfalt unsers Kunstrichters erkenne. In der ersten Herausgabe war der Titel: Versuch einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen: In der zweyten ward das vor die Deutschen in für die Deutschen verändert: Itzo aber in dieser neuen Auflage hat er sich die critische Lection, die man ihm in dem Ergäntzungsstücke zu Trillers Fabeln Bl. 66. u. 67. gegeben, so zu Nutze gemachet, daß er diesen Anhang des Titels für die Deutschen gäntzlich ausgelöschet, und also sein Buch durch diese leichte Veränderung zum allgemeinen Gebrauche aller Nationen ohne Unterschied tüchtig gemacht hat. In der ersten Ausgabe hat er sein Buch in Capitel abgetheilt: In der zweiten als ein neuer Puritaner die Capitel in Hauptstücke verwandelt:

In

sung einiger Zeit, kleine Unachtsamkeiten entdecket t, die man gleich anfangs nicht wahrgenom-

In dieser neuen Auflage aber die erstere Eintheilung in Capitel den Hauptstücken wieder vorgezogen. Die Capitel hat er in der zweiten Auflage in §§. unterscheiden; In der dritten zwar diese §§. beybehalten, aber per Anagramma durchaus an statt §. 1. §. 2. ꝛc. aus einem zureichenden Grunde 1. §: 2. §: ꝛc. hingesetzet: Auch die Abschnitte in §§. hier und da anders abgetheilt, wie z. Ex. in dem I. Cap. in dem 20. §. II. 1. 2. 19. 20. III. 26. IV. 5. 6. ꝛc. zu sehen ist. Beyspiele von den wichtigsten Ausbesserungen in der Schreibart können folgende seyn: Cap. I. 1. Und geht ihn also weit näher an: Nunmehr liest er: Und also geht sie ihn weit näher an. C. II. 1. Diejenigen haben sichs gemeiniglich angemasset. Nunmehr liest er: Gemeiniglich haben sichs diejenigen angemasset. C. I. 10. Das heißt ausser der gebundenen Schreibart. Izo liest er: Das heißt in ungebundener Schreibart. ꝛc. Wo in den vorigen Ausgaben Musicus gestanden, das hat er in der neuen in Tonkünstler verwandelt; und dadurch eine neue Probe abgeleget, daß er ein würdiger Zestaner sey. Cap IV. Dasjenige so der Ursprung und die Seele der Dichtk. ist. Anitzo schreibt er: Dasjenige, was der Ursprung und die Seele der Dichtk. ist. Daselbst §. 8. Ein Stücke aus einer andern Welt. Izo schreibt er: Ein Stücke von einer andern Welt. Daselbst §. 11. Nur als was fremdes: Anizo: Nur als etwas fremdes. §. 16. Eines Sohns Oedipi und Jocastä: Anizo: Eines Sohns des Oedipus und der Jocasta. Cap. 5. §. 4. Das erste Wunderbare, so die Götter verursachen: Anizo schreibt er: Das erste Wunderbare, was die Götter verursachen.

t Kleine Unachtsamkeiten entdeckt, die man gleich anfangs nicht wahrgenomm.n.) Daß dieses auch in Absicht

nommen. Zweytens habe ich auch in den Regeln und Vorschriften, zu mehrerer Erläuterung

Absicht auf diese neue gereinigte Auflage seinen Grund habe, will ich gleichfalls mit ein paar Exempeln weisen. Cap. IV. §. 3. Man macht zum Ex. ein verliebtes trauriges lustiges Gedichte im Nahmen eines andern. Künstliche Vermischung von ungleichen Eigenschaften in einem Gedichte! In demselben §. Man muß den Unterscheid des Gekünstelten von dem Ungezwungenen angemercket haben. §. 29. Der eingebildete Universal Monarch. In dem V. Cap. 7. §. 175. Bl. ziehet er in einem kleinen neuen Zusatze Tassoni geraubtes Siegel an als ein schertzhaftes Episches Gedicht; wo er aus Unwissenheit einen Wasser-Eimer in ein Siegel metamorphosiert, und sich dadurch verräth, daß er dieses Wercklein weder gesehen noch gelesen habe. In der Uebersetzung von Horatzens Dichtkunst steht V. 473. Bl. 50.

Entweder ein Poet sucht Nutzen oder Lust;
Auch beydes liebt er wohl zugleich mit reger Brust.

Welches nicht allein ein Muster von seiner Ungeschicklichkeit im Uebersetzen; sondern auch wider die Richtigkeit der Sprache anstössig ist: Und ich erinnere mich dabey jenes dummen Schulmeisters, der, als er seine Lehrlinge über die Frage aus dem Catechismus, Wer hat dich erschaffen? in Ansehung ihres Begriffs erforschen wollte, die Frage also umgekehrt hat: Erschaffen wer hat dich? Eben daselbst V. 426. Bl. 46.

- - - - - Ich trachte den Poeten
Hinfort ein Sporn zu seyn, ein Wetzstein ihrer Flöten.
Wie dieser Eisen schärft. - - - -

In der neuen Auflage ist zwar der Wetzstein der Flöten in einen Antrieb der Flöten verwandelt worden: doch ist der Ausdruck noch abentheurlich genug. In dem III. Cap. 1. §. steht: Man hat endlich gar die Regel gemacht:

und Bestärckung derselben, noch manches beygefügt u, das in den vorigen Ausgaben nicht gestanden; auch hin und wieder manchen Scribenten angeführt, worinn dasjenige mit mehrerm nachgelesen werden kann, was ich nur kurtz hatte anführen können. Drittens habe ich auch an verschiedenen Orten, denen Einwürffen begegnen müssen, die man in öffentlichen critischen Schriften, zumal aus Zürich her v, dagegen gemacht:

Ein Poet müsse einen guten Geschmack haben. Diese Regel nun nach meiner Art zu erklären und zu erweisen, das ist meine Absicht in diesem Capitel. Diese Regel kömmt mir eben so spaßhaft vor, als wenn ich sagte: Man hat endlich gar eine Regel gemacht: Ein Tantzmeister muß Beine und Gelencke haben. Weiß denn der deutsche Sprachrichter und Philosophus, der so viel Künste in Regeln will gebracht haben, noch nicht, was eine Regel ist, und wie sie von einer Forderung unterschieden ist?

u Noch manches beygefügt, das in den vorigen Ausgaben nicht gestanden) Diese Zusätze sind meistens historisch und von schlechter Erheblichkeit: Sie bestehen entweder aus bloßen Versetzungen, wie Cap. I. §. 8. III. 24. oder aus historischen Erzehlungen von poetischen Abentheuren, wie III. 25. oder aus eingeschalteten Citationen aus lateinischen Scribenten, wie II. 5. und aus den Schriften der deutschen Gesellschaft, wie IV. 5. Dahin gehöret, daß auch die in den Anmerckungen angeführte Stellen aus französischen, englischen ꝛc. Scribenten ins Deutsche übersezt werden. Zu diesen Veränderungen muß auch die Ausmertzung verschiedener Stellen aus Boileau, wie II. 10. 16. 17. ꝛc. gerechnet werden.

v Denen Einwürffen ꝛ. ꝛ. ꝛ. zumahl aus Zürich her dagegen gemacht) Freylich hat er allen diesen Einwürffen,

gemacht: doch habe ich mich sowohl der Namen meisen, die mit so vieler Gründlichkeit gegen seinen Versuch gemacht worden, begegnen sollen; aber er hat es lieber bey der blossen Erkenntniß dieser Schuldigkeit bewenden lassen. Man durchgehe nachfolgendes Verzeichniß von Beschuldigungen, so von den Zürchischen Kunstlehrern in verschiedenen Wercken mit Nahmen gegen ihn gemachet worden; und erkundige sich hernach durch sein eigenes Nachschlagen, ob und wo er auch nur den kleinsten Versuch gethan, eine von denselben, gesetzt es wäre auch nur mit einigen scheinbaren Worten, von sich abzulehnen. Man wird finden, daß er deßfalls zum Anstoß seiner geringsten Schüler, welche zu ihrer Belehrung sich darnach mit der dazu nöthigen Lernensbegierde umgesehen hatten, als stumm und mundtodt geblieben.

Critische Abhandlung von Gleichnissen.

Bl. 170. 171. wird Hrn. Gottsched vorgehalten, daß er eine Stelle aus Canitzen Gedichten, wo er Virgils Character der Dido erhebet, auf eine unverständige Weise verbessern wollen, aber würcklich verderbet, und den Character, den er doch anpreiset, gantz verstellt habe. Siehe Gottsch. Dichtk. IV. Cap. §. 5.

Eben daselbst Bl. 179. wird das Lob, welches Hr. Gottsched Amthors Uebersetzung von der Rede der erzürnten Dido beym Virgil, beygeleget, in eine critische Untersuchung genommen, und als ein Beweis von dessen üblem Geschmack angegeben. S. Gottsch. Dk. X. Cap. §. 4.

Eben daselbst Bl. 198. wird Hr. Gottscheds Erörterung, wie ferne die Gleichnissen sich in die Schreibart der Tragödien schicken? weitläuftig geprüffet, und als undeutlich, ungewiß und verworren dargegeben: zugleich auch gezeiget, daß Gottsched die Regel: Ahmet der Natur nach: die er so oft in dem Munde führet, bis itzo nicht verstanden habe. S. Gottsch. Dk. II. Th. X. Cap. §. 25.

Eben

meiner Gegner, als aller Anzüglichkeiten billig ent-

Eben daselbst Bl. 266. wird Gottscheds Critick über des Hrn. von Lohenstein Leichrede auf den Hrn. von Hofmannswaldau mit guten Gründen verworffen.

Eben daselbst Bl. 494. u. ff. wird Neukirchs von Hr. Gottsched so gelobtes Gedichte auf die geschützten Nachtigallen in einer ausführlichen Untersuchung vieler Ungeschicklichkeiten beschuldiget. S. Gottsch. Dk. Cap. XI. §. 29.

Critische Dichtkunst.

I. Th. Bl. 304. wird Hr. Gottscheds Urtheil von Achilles Schild beym Homer, welches er nur einem Franzosen abgeborget, als unbescheiden abgefertiget. S. Gottsch. Dk. VI. Cap. §. 5.

Eben daselbst II. Th. Bl. 331. wird gezeiget, daß Hr. Gottsched wider alle Vernunft das gemeine Recht neue Metaphoren in die deutsche Sprache einzuführen einschrancken wolle. Im III. St. der critischpoetischen Samml. Bl. 17-28. und Bl. 107. sind ihm über eben diese Materie deutliche Vorstellungen gethan worden. S. Gottsch. Dk. IX. Cap. §. ult.

Critische Betrachtungen über poet. Gemählde.

Bl. 348. wird Hr. Gottscheds Urtheil von ein paar Stellen in Canitz und Bessers Trauergedichten widerlegt. Siehe Gottsch. Dk. V. Cap. §. 25. und XI. Cap. §. 26.

Daselbst Bl. 505. wird Hr. Gottscheds Uebersetzung von der Rede der Scythischen Abgesandten beym Curtius getadelt.

Daselbst Bl. 339. wird dessen Schutzschrift für die Lehre von der Baukunst der Figuren widerlegt. S. Gottsch. Dk. X. Cap. §. 2.

Amthors Schreibart in der Uebersetzung eines Stückes der Aeneis ist eben daselbst Bl. 89. 104. und 245. und in der critischen Dichtk. II. Th. Bl. 160. 175. 181. der Platt-

heit,

enthalten x; als welche nichts zur Sache thun, und

heit, Mattigkeit, und Ungeschicklichkeit überwiesen worden: In der Gottsch. Dichtk. hatte man sie Cap. XI. §. 14. vor die rechte Schreibart angepriesen, die sich zu einem Heldengedichte schickt; und uns versichert, daß Amthor die edle Einfalt Virgils völlig erreicht habe.

In der Sammlung crit. und poet. Schriften.

I. St. Bl. 67. u. ff. und II. St. Bl. 152. sind seine verwirrten Begriffe von dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen von neuen aufgekläret worden, wie schon 1728. in der Anklage des verderbten Geschmacks geschehen war; ohne daß er es sich zu Nutzen gemacht habe.

Eben daselbst II. St. Bl. 173. 174. wird seine verwirrte und eitele Erklärung des Geschmackes, so er im III. Cap. seiner Dichtk. §. 9. gegeben, jedermann vor Augen geleget.

Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie.

Bl. 97. u. f. wird Hr. Gottscheds Urtheil über Miltons Bau des Pandämoninm, welches er Voltairen nachgesprochen hat, weitläuftig widerlegt. Aber in der neuen Auflage der Dichtkunst VI. Cap. 22. §. 23. §. ist es ungeändert geblieben, wie es in der vorhergehnden Auflage gestanden hat, auffer daß er den ihm so sehr verhaßten Nahmen Hrn. Prof. Bodmers ausgestrichen, und anstatt, welches uns von Hrn. Pr. Bodmern noch neulich im Deutschen geliefert worden, hingeschrieben hat: Welches uns vor etlichen Jahren in der Schweitz im Deutschen geliefert worden. Nicht anders hat ers mit den übrigen Beschuldigungen gemacht, welche er grösstentheils aus Voltairen abgeschrieben, als, die Einwürffe von der abscheulichen Blutschande Satans und der Sünde, von dem Satanischen Geschosse, von den Anzügen aus der

Mythos

und vielmehr einen Uebelstand machen würden. Habe

Mythologie, von der Abwechselung des Tages und der Nacht im Himmel vor Erschaffung der Welt, von den Weltgegenden, Berg und Thal, ja einem Boden voller Metalle, daraus die Teufel allerley künstliche Dinge machen. Alle diese Sachen sind in Hrn. Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren auf gewisse Grundsätze gebracht, und die Einwürffe, welche Hr. Voltaire und Hr. Magny mit einem weit bessern Scheine, als Hr. Gottsched sie ihnen nachgesagt, dagegen gemacht haben, gründlich und zusammenhangend aufgelöset worden. Auf das alles hat Hr. Gottsched nichts anders gethan, als seine Anklage öfters wiederholet, als ob sie von einer jeden Wiederholung ein neues Gewichte bekäme.

x Ich habe mich der Nahmen meiner Gegner enthalten) Dieses gehört zu der unergründlichen Schreibart, und muß verstanden werden, wie das Mater timidi flere non solet: Es hat nämlich Gottsched alle die von Zürich her in vielen critischen Schriften wider seine Dichtkunst gemachten Einwürffe, nicht berührt, sondern für ungeschrieben gehalten, und deswegen alles dieses gantz unverändert aus der zweiten Auflage in die neue hinübergebracht: darum auch keinen Anlaß gehabt, die Nahmen seiner Gegner anzuführen. Im Gegentheil hat er die Nahmen dieser Gegner aller Orte, wo sie etwa vorhin gelobt waren, aus einer recht sorgfältigen Unpartheylichkeit, ausgelöschet. Als z. E. I. Th. IV. Cap. 1. §. stuhnd in der Edition von 1737. Man kan hierbey mit Nutzen nachlesen, was Herr Bodmer in seinen vernünftigen Gedancken und Urtheilen von der Beredsamkeit für seine Regeln und Anmerckungen davon gegeben hat. IV. C. 3. §. beym Ende: Man darf nur die Discurse der Maler nachlesen, wo unterschiedene solche Censuren vorkommen, die hieher gehören. Also VI. 22. Im II. Th. IX. Cap.

Habe ich aber, was den miltonischen Geschmack betrifft, den man uns, nach Verbannung des marinischen, mit Gewalt aufdringen y will, mich

IX. Cap. 17. §. So daß der Nahme Hrn. Prof. Bodmers in der neuen Auflage nirgends mehr zu lesen vorkömmt, als in dem Register, welches unverändert geblieben.

y Man will uns den Miltonischen Geschmack mit Gewalt aufdringen) Hr. Prof. Gottsched will durch diese Klage seinen Eifer, den er wider das besorgliche Uebel des Miltonischen Geschmacks in denen wichtigen Zusätzen des neuen Versuches einer crit. Dichtkunst mit einer ihm sonst nicht gewohnten Ernsthaftigkeit ausgestossen hat, um etwas entschuldigen: Es scheint, daß er die förmliche Ablehnung des Verdachts daß die Schweitzerische Nation sich habe überreden lassen, an Miltons verlohrnem Paradiese einen Geschmack zu finden, nur für einen blossen Schertz aufgenommen habe; sonst würde er wohl erkennt haben, daß die Gefahr diesfalls von Seite der schweizerischen Nation keineswegs so groß sey, als er in seinem fantasierenden Kopfe zu träumen Lust hat. Und ich wollte mich viel eher unterstehen, einen Raben zu bleichen, oder einen Mohren weiß zu waschen, als den steifen Sinn dieses eigenmächtigen Richters in andere Falten zu biegen, oder ihm etwas aufzudringen, daran er sich verredet hat, keinen Geschmack zu finden. Ich will diese wichtigen Zusätze, die ihm sein Eifer wieder den einreissenden miltonischen Geschmack in die Feder geflösset hat, und wodurch er sein Mißfallen an Miltons Gedichte mit einem richterlichen Ansehen, und mit solchen Ausdrückungen, die er sonst ungerne braucht, entdecket, hier beyfügen, damit jedermann die nachdrückliche und immer sieghafte Schreibart dieses philosophischen Kunstrichters bewundern könne.

Hrn.

mich bisweilen, von der Sache selbst harter Redens-

Hrn. Gottscheds Versuch einer crit. Dichtkunst.

II. Cap. 17. §. wird nach dem Satz: Von den Italienern und Spaniern hat uns Bouhours in hundert Exempeln die Früchte gar zu hitziger Geister gewiesen, die keine Prüffung der Vernunft aushalten: folgender Zusatz gemacht: „ Unter den Engelländern aber, die überhaupt sehr starck zu den Ausschweiffungen der Phantasie geneigt sind, hat Milton, alles was man dadurch „ schwärmendes machen kan, in seinem verlohrnen Paradiese gewiesen. „

IV. Cap. 16. §. in der neuen Auflage 15. §. nach dem Urtheil von der kleinen Ilias, steht folgendes eingeschaltet: „ Dahin gehört auch Milton, der in dem verlohrnen Paradiese nicht nur den Fall Adams, und seine Ursache, nämlich die Verführung Satans; sondern auch „ die Schöpfung der Welt, ja was vor derselben vorgegangen, nämlich den Fall Lucifers, erzählet. „

VIII. Cap. 19. §. nach den Worten: Da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorstellen, und empfindlicher machen sollte: bemercket folgenden Zusatz: „ Nicht nur im vorigen Jahrhunderte „ hat die marinische Schule den dunckeln Wust in die „ Dichtkunst gebracht; sondern auch izo will uns die „ miltonische Secte von neuem überreden: Nichts sey „ schön, als was man kaum verstehen, oder doch mit „ vielem Nachsinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann.

IX. Cap 7. §. Nach den Worten: Oder sie meinen doch, um eines guten Gedanckens halber, stehe es ihnen frey, die Sprache zu verstümmeln: wird folgendes beygerücket: „ Einige aber meinen gar, es bestehe die „ Schönheit der poetischen Schreibart in solchen Verkehrungen der Wörter; indem man sich dadurch von der „ prosaischen Rede sehr entfernen könnte. Siehe die Vorrede zu dem schweitzerischen Milton. „

IX. Cap.

Redensarten bedienet: so bedencke man, daß

IX. Cap. 28. §. Gegen dem Ende, zählet er unter die Barbarismos in der deutschen Mundart, durch einen neuen Zusatz, die Mittelwörter, die auch von einigen geschwornen Participianern, sehr unverschämt gebraucht werden.

X. Cap. 2. §. Nach dem Einwurff von der Unnützlichkeit des Unterrichts von Figuren, wird folgendes eingeschaltet: „ Zu dieser Zahl ist noch neulich ein schweizeri„ scher Kunstrichter getreten, der anstatt der Figuren, „ ein unverständliches Mischmasch, und eine sclavische „ Nachahmung des, in seiner eignen Sprache barbari“ schen Miltons einzuführen wünschte.

XI. Cap. 16. §. Zu Ende wird gantz neu beygesetzet: „ Eben hierinn ist auch Milton tadelhaft, dessen Erzäh„ lungen durchgehends gar zu verblümt, stoltz und präch„ tig sind. Er verschwendet tausend Bilder, Gleichnisse „ und Beschreibungen. Er bringt, gleich dem lohenstei„ nischen Arminius, alle seine Gelehrsamkeit und Bele„ senheit an, und verfällt auf langwierige Ausschweif„ fungen, die den Sinn des Lesers zerstreuen. Tasso „ und Voltaire, können die Kunst zu erzählen unzähligemal besser, als dieser Engländer. „

Nach so vielen wiederholten Aussprüchen eines so kühnen und mächtigen Kunstrichters, der sein Ansehen allen Gründen dreiste entgegen setzen darff; wird wohl niemand mehr zweifeln, daß Hr. Gottsched nicht von Hertzen glaube, daß seine Aussage die baare Wahrheit sey: Also wird nun Milton künftighin in Deutschland von allen rechtschaffenen Gottschedianern als ein dunckler und unergründlicher Scribent, als ein poetischer Schwermer und Quacker, als ein in seiner eigenen Sprache barbarischer Dichter, verruffen werden, weil der Schweitzer, so ihn übersetzt und neben Addison angepriesen, das Unglück gehabt, sich

der Eifer wider ein besorgliches Uebel, welches den

der Gewogenheit des Hrn. Profess. G. unwürdig zu machen. Denn zuvor bis gegen das Jahr 1737. hat eben der Gottschedische Geschmack, der sich keineswegs unter das Joch der Critick biegen läßt, sondern die Sachen allemahl finden kann, wie es ihn gelüstet, Miltons Gedichte, und dessen Uebersetzung mit vollem Munde gelobet. Nachdem aber der Schweitzerische Vertheidiger Miltons diese Gewogenheit des Vormunds der deutschen Nation verwürcket hat; und also der Grund des vorigen für ihn so vortheilhaften Urtheils hingefallen ist, so war Hr. Gottsched nach der willkührlichen Freyheit seines Geschmacks wiederum berechtiget, sein ersteres Urtheil zu wiederruffen, und eine gleiche Sache gantz anders zu finden, als vorhin: Denn solche Herren sind keine Sclaven ihrer Worte, und wenn diese gleich hundertmahl offentlich gedruckt wären. Ich will zum Beweißthum dessen ein paar neue Proben anführen. Die gröste und wichtigste Veränderung, die in dieser neuen Auflage des Gottschedischen Versuches gemachet worden, findet sich in dem I. Cap. 25. §. nach der alten Ausgabe auf der 85sten nach der neuern aber auf der 86sten Seite: Ich will beyde neben einander vor Augen legen, damit man sehe, wie wenig es ihm zu schaffen gebe, dasjenige was er einmahl ohne Grund gelobet hat, so bald es ihm gefällt, zu wiederruffen, und mit eben demselben Rechte zu schelten.

Ausgabe von A. 1737. Bl. 85.	Ausgabe von A. 1742. Bl. 86.
Hingegen was die grossen Gedichte der Alten, nemlich Heldengedichte, Tragödien und Comödien anlangt, so haben wir noch nicht viel (nichts rechtes: Ausg. von 1730.)	Was die grossen Gedichte der Alten betrifft, so haben wir gewiß in allen Arten etwas aufzuweisen, das, wo nicht gantz vollkommen, doch nicht so gar zu verwerffen ist, wenn

den bisherigen Glantz z unsrer Mutterspra-
che und

freyen

1730.) in unsrer Sprache aufzuweisen, so nach den gehörigen Regeln ausgearbeitet, und aus keiner fremden Sprache übersetzt wäre. Die Italiäner übertreffen uns durch ihren Tasso, wie die Engelländer durch ihren Milton, denen wir noch nichts entgegen setzen können, was Stich hielte. Denn Postels Wittekind taugt nichts, und alle übrige Heldengedichte so wir haben, sind nur elende Uebersetzungen. Pietschens Sieg Carls des VI. in Ungarn, wo er jemahls völlig herauskömmt, nachdem sein Verfasser verstorben, wird eher einer lucanischen Pharsal, als einer Eneis des Virgil ähnlich sehen; weil derselbe sich nicht nach den Regeln eines Heldengedichts hat richten wollen. August im Lager, davon man nur den ersten Gesang hat, hat keine so ernsthafte Handlung zum Inhalte, daß daraus ein Heldengedichte werden kan, gesetzt, daß es dem Poeten gefiele es zum Ende zu bringen. Denn ein blosses

wenn man es mit den Gedichten der Ausländer vergleicht. Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den Alten, den Theuerdanck und Fröschmäuseler; sondern auch einen Habspurgischen Ottobert, die geraubte Proserpina und den sächsischen Wittekind. Sind diese noch nicht so gut als Homer, Virgil und Voltaire; so sind sie doch nicht schlechter, als das, was Marino, Ariost, Chapelain, St. Amand und Milton in diesem Stücke geliefert haben. Man muß sich nur über die sclavische Hochachtung alles dessen, was ausländisch ist, erheben, die uns Deutschen bisher mehr geschadet, als genutzet hat. Pietschens Sieg Carls des VI. den wir neulich gantz zu sehen bekommen haben, zeigt uns zwar, daß der Verfasser Fähigkeit genug gehabt, ein Heldengedichte zu machen; wenn ihm die Regeln desselben bekannt gewesen wären: Aber selbst verdienet es noch nicht, in diese Classe zu kommen. Neukirchs Telemach aber,

ist

freyen Künste bald wieder verdunckeln könnte, uns

ses Spielwerck', wenn es auch noch so prächtig und Königlich ist, kan zu keinen grossen Leidenschaften Anlaß geben, und folglich in keinem Heldengedichte besungen werden: So wenig als Frischlinus in Beschreibung der Würtenbergischen und Hohenzollerischen Hochzeiten, ein paar Heldengedichte verfertiget hat. Die Franzosen haben izo an ihrem Voltaire einen Poeten, der ihre Ehre gegen die vorerwähnten beyden Nationen durch seine Henriade so gut behauptet, als selbige durch den Chapelain war geschmälert worden. In Tragödien und Comödien aber sind sie die grösten Meister, und können durch ihre Corneille, Racine, Moliere und verschiedene neuere, nicht nur uns Deutschen, sondern so gar den alten Griechen und Römern trotzen.

ist nur eine Uebersetzung, und kan uns also zu keiner Ehre gereichen. In Trauerspielen haben wir den Ausländern nicht nur den Gryphius, Hallmañ und Lohenstein, sondern sehr viele andre neuere Dichter entgegen zu setzen, die sich seit zwölf Jahren, da diese Dichtkunst zum erstenmal erschienen, (ich schreibe dieß 1741.) hervorgethan haben, und schon im Begriffe stehen, ans Licht zu treten. Thun es diese schon einem Corneille und Racine noch nicht in allem gleich, so haben sie auch viele Fehler dieser beyden Franzosen nicht an sich; und können es doch, theils mit den neuern Franzosen, theils so wohl mit den Welschen als Engländern aufnehmen, deren Schaubühne in sehr grosser Verwirrung ist. In der Comödie haben wir nicht nur Dedekinds, Gryphii, Riemers, und Weisens, sondern eine grosse Menge andrer Stücke in Händen, die seit 200. Jahren bey uns gedruckt worden. Und sind diese gleichfalls mit des Moliere und Des Touches Lustspielen

nicht

uns leicht zuweilen einnehmen, und solche Aus-

 drücke

nicht zu vergleichen, so dörfen wir doch weder den Welschen noch Engländern das allergeringste nachgeben; es wäre denn in der Liebe unsers Vaterlands; darinnen es uns jene unstreitig zuvorthun. Doch zeigen sich auch hier schon einige muntre Köpfe, die durch glückliche Proben uns Hofnung machen, daß wir auch den Franzosen nicht lange mehr werden den Vorzug lassen dörfen. Man sehe das Verzeichniß unsrer Schauspiele vor meiner deutschen Schaubühne.

Eben diese Fertigkeit von einem Seil auf das andre zu springen, ohne sich den Hals zu brechen, hat dieser geschickte Künstler auch in folgender Stelle erwiesen:

II. Th. IX. Hauptst. §. 17.

Man hat, wie bekannt, den Vers auf ihn gemacht:

Illa Capellani dudum exspectata Puella,
Post tot in lucem tempora prodit Anus.

Man kan bey uns Deutschen von dem Habspurgischen Otobert, und von Postels Wittekind eben das sagen. Diese Fabeln an sich, oder die Gedichte selbst sind besser gerathen,

II. Th. IX. Cap. 17. §.

Man hat, wie bekannt ist, den Vers auf ihn gemacht:

Illa Capellani dudum exspectata Puella,
Post tot in lucem tempora venit Anus.

Mit besserm Rechte ist Fenelon mit seinem Telemach hieher zu rechnen, den Neukirch bey uns in Verse übersetzet hat. Man kan von uns Deutschen von dem Habspurgischen

Ottos-

drücke in den Mund legen kann, die man sonst ungern gebrauchen würde.

End-

then, als ihre rauhe und garstige Verse: Daher sich sehr wenige überwinden können, solche verdrießliche Wercke zu lesen. - - - - Milton hat hingegen in Engelland - - - die Hochachtung seiner gantzen Nation erlanget. - - - - - Noch neulich hat uns Hr. Prof. Bodmer eine neue deutsche Uebersetzung in ungebundener Rede davon geliefert; die von grosser Stärcke ist, und ihrem Grundtexte eine völlige Genüge thut. Siehe crit. Beyträge.

Ottobert und von Postels Wittekind eben das sagen. Diese Fabeln an sich oder die Gedichte selbst sind besser gerathen, als ihre rauhe und garstige Verse: daher sich sehr wenige überwinden können, solche verdrießliche Werke zu lesen. - - - Milton hat hingegen in Engeland die Hochachtung seiner gantzen Nation erlanget. - - - - Noch neulich hat man uns in der Schweitz eine neue deutsche Uebersetzung in ungebundner Rede davon geliefert, die aber von grosser Härte ist, und ihrem Grundtexte keine völlige Gnüge thut, ausser daß sie das ungeheure, rauhe und widrige des Originals in seiner völligen Grösse ausdrückt. Man sehe hiervon den Auszug im I. B. der crit. Beyträge und das erste Stück des Dichterkrieges im I. Bande der Belustigungen des Verstandes und Witzes nach.

z Den bisherigen Glantz unsrer Muttersprache) Beyspiele davon können folgende seyn. Ich nehme sie aus solchen Gedichten Hrn. Prof. Gottscheds, die er seiner Dicht-

Endlich so ist das Wichtigste, und wodurch diese Ausgabe unfehlbar einen grossen Vorzug vor allen vorigen erhalten wird, dieses: daß ich nicht nur im ersten Theile dieses Buches, mehr Exempel aus guten und schlechten Dichtern angeführet; sondern auch im andern Theile, bey allen Capiteln, wo vorhin Exempel von meiner eigenen Arbeit stunden, lauter Meisterstücke von

Dichtkunst als Muster einverleibet hat: II. Th. 382. S.

So brich denn an, erwünschtes Licht!
* * *
Sonst wird des Himmels Angesicht,
Von unserm Haupte Stralen borgen,
Von Günthern, der dem Phöbus gleicht.

Der spitzfündige Poet bedrohet die Sonne, woferne sie den Geburtstag des Fürsten nicht fein bald zu beleuchten aufsteige, so werde sie dann viel zu späthe kommen: Warum? Der Fürst Günther werde selbst Tag machen; Fragest du, wie dieses möglich sey? so berichtet dich der Poet, daß der Fürst dem Phöbus gleiche, und daß der Himmel aus Ungedult die Stralen von diesem Phöbus borgen werde: Und an diesem geheimnißreichen Unterricht must du dich begnügen lassen. In eben dieser Ode:

Der Sonnen Gold streut Blitz und Glantz.

In einer andern auf der 389sten Seite:

So schmückt das Gold der Einigkeit
Das Ruh erfüllte Sondershausen.

Einen besondern Glantz giebt unsrer Muttersprache die bis-

unsren besten Dichtern eingeschaltet habe. Ich habe aber dieselben mit gutem Bedachte nicht eben aus den neuesten, die ohnedem in aller Händen sind, und die auch ohne mein Zuthun gelesen werden; sondern aus den ältern, als Opitzen, Flemmingen, Dachen, Racheln, Neukirchen u. d. m. die nicht ein jeder hat, oder lieset, hergenommen. Ich will aber dadurch, daß ich sie zu Mustern anführe, nicht eben alle kleine Feh-

bisherige Höflichkeit unsrer Poeten: In eben diesem Lied 388. S.

Denn, Landesmutter, solch ein Tag,
Erlaube, daß mans sagen mag,

(Ich wollte wohl wetten dörfen, daß niemand die folgende Zeile errathen würde:)

Erscheint nicht allzu oft auf Erden.

Das ist, als wenn ich sagte: Ich bin, erlaubet mirs zu sagen, euer gehorsamer Diener. Eben daselbst:

Der Gnadenblicke Seltenheit ꝛc.

Ist dieses ein Lob oder Tadel? Auf der 513. S. in einer Elegie an seine erlesne Braut die Jgfr. L. A. B. Kulmus:

Mein auserwehltes Licht! Acht Tage sind nur hin,
So werd ich laut und frey den theuren Eyd beschweren,
Daß ich dir ewig treu und ganz dein eigen bin.
Ich freue mich darauf! O wär es schon geschehen!

Der Seufzer in dieser lezten Zeile ist in dem Munde eines Bräutigams, der in 8 Tagen zum erstenmal Beylager halten soll, recht geheimnißreich.

Fehler der Wortfügung, des Sylbenmaasses und der Reime billigen; die man noch hin und her, als Ueberbleibsel des vorigen Jahrhunderts anmercken wird. Nein, ich will nur den gesunden und männlichen Geschmack dieser Helden in unsrer Sprache und Dichtkunst anpreisen, und bekannter machen; um wo möglich, der neuen Sucht, gekünstelt, versteckt und unergründlich zu schreiben, die sich hin und her reget, zu steuren. Erlange ich dieses, so wird mich auch in diesem Stücke mein gefaßter Entschluß niemals gereuen.

Geschr. im Jenner 1742.

Gottsched.

Ecloga.

Verlaß einmal Elpin die Mauren, das Gedränge,
Die eingesperrte Luft, des Sonnen-Lichtes Enge,
Wo die bemühte Kunst des Schöpfers Werck verdringt,
Und die Natur verkehrt in Mißgestalten zwingt:
Komm auf das weite Land und schau', und hör', und fühle,
Und rieche der Natur jungfräulich-edle Spiele,
Die sanft, gelind und rein, in die geruhge Brust
Gesunde Regung führt, und ungemischte Lust;
Wovon ich jüngst gehört den Schäfer Hylas singen,
Der an die Lindemag die Musen pflegt zu bringen.

Ihr Gründe, fieng er an, ihr Matten, Busch, und Feld,
O Land, das alle Lust der Sinnen in sich hält;
Der Winter hat zweymal verderbet euer Glänzen,
Zweymal sich euer Schooß verneut im frischen Lenzen,
Seit daß ich euch gemißt, wiewohl ich mit dem Leib
Bey euch vorhanden war, seitdem ein schönes Weib,
Seit Emma mich gehabt, und mich euch gantz entzogen.
Eur Glantz, und eure Lust war weg, sie war verflogen,
Weil ich ihr nicht genoß; ich war in dieser Zeit
Nicht euer, und nicht mein, von euch und mir sehr weit,
So lang' auf Emmens Stirn das Jungfernkränzgen blühte,
Und Scham, der Unschuld Bild, auf ihren Wangen glühte;

So

So lang' ihr leichter Schnur bey mir Gehöre fand,
Sie hätte mir ihr Hertz alleine zugewandt:
Nun da nicht meine Hand, wo bleibet ihr Gewissen,
Seit Aegons wilde Hand das Kränzgen ihr zerrissen,
Den Gürtel aufgelößt, so bin ich wieder mein,
So bin ich wieder eur, ihr Matten, Feld und Hain!
Gesicht, Gehör, Geruch, Gefühle sind entbunden,
Der Liebe schwartze Kunst zerstört und überwunden.

Empfange dann, o Land, mich in den kühlen Raum
Und schattenreichen Grund, wo Tann- und Fichten-Baum,
Mit dichtverschräncktem Ast, sich fest umschliessend gatten,
Aus freundlicher Begier in dem vereinten Schatten
Den Gast, der sie besucht, mit Kühlung zu erfreun;
Die Sonn' erhizte mich, doch mehr der Emma Schein,
Allhier ist Kühlung gnug die Glieder zu erlaben,
Die in der Liebes-Glut sich ausgezehret haben.

Wie hoch ist deine Farb' o Rose, wie so rein,
Wie schön ist die Viol, wie unbefleckt, wie fein,
Wie lieblich lacht das Land, erfreuet Aug' und Sinnen,
Die über dem Gesicht verjüngte Kraft gewinnen;
Zumahl wenn abends sich der regen Sonnen Strahl
Tief in die Wolken drückt, und färbt den blauen Saal:
Zulange hat der Glanz auf Emmens Mund und Wangen
Den euren ausgelöscht, zulang' euch aufgefangen.

Horcht,

Horcht, horcht, was vor Musick erfüllet das Revier,
Die Bache lispelt sanft, die Lerche füllet hier
Die Gegend mit Gesang, die holden Nachtigallen
Ermüden Wald und Feld mit steigen und nit fallen;
Wozu zulezte noch der Schafe Blöcken kömmt,
Und mehrt die frohe Lust, die Hertz und Sinnen nimmt.
Wie fremde deucht mich iezt, daß über meinem Lieben
Für so viel Melodie die Ohren taub geblieben;
Daß solche Melodie ein blosser Thon verdrang,
Wann Emma redete, wann Emma Lieder sang.

Erfülle mich, o West, mit lebendem Geruche,
Durchstreiche Berg und Thal, erforsche und besuche
Ein jedes Kraut und Blatt, wo der Wachholder riecht,
Cypreß und Quendel grünt, und wo die Erdbeer kriecht.
Der Emma Athem hat mir euch zulang' entzogen,
(Und war doch nicht so süß,) zulange mich betrogen.

Wie weich ist, wie so sanft das wolligte Gewand,
Das meine Lämmer deckt! Wie glatt das Feder-Band
An einem Dauben-Hals! Wie kühle sind im Schatten
Die Weste, welche sich mit Sonnenstrahlen gatten!
Der Schafe Woll' ist weich, der Dauben Hals ist zart,
Des Westes Schatten kühl, anbey vor Gift bewahrt:
Wie kam es, daß ich sie so lange nicht gefühlet,
Als Emmens weiche Hand mit meiner Hand gespielet;

Und

Und doch, weil Emmens Hand mit meiner Hand gespielt,
Hat meine bange Brust ein heimlich Gift gefühlt.

O Liebe reisse mich von meiner Landlust nicht
Und laß mir das Gefühl, Gehör, Geruch, Gesicht.
Kein Mägdgen müsse mehr in meinen innern Sinnen
Mit ihrer Bildungs-Art so grosse Macht gewinnen,
Daß sich vor ihrem Reiz der Landlust Reiz zerstreut,
Für diese sag ich ab, der Schönheit Trefflichkeit.

Nun du, der hell wie Glaß die reinen Wellen treibt,
Und an den Kieslingen mit sanftem Rauschen reibt;
Vergönne mir bey dir den Schlaf hinfür zu finden,
Der gern sich aufenthält in deinen stillen Gründen,
Wo der gedämpfte Schall die Augenlieder neigt;
Der wieget mich nun ein, seitdem die Liebe schweigt,
Und mir an deinem Rand die Ruhe nicht verwehrt,
Daran ihr Lermen mich zulange nur gestört.

E N D E.

Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beytragen muß, einen Epischen Poeten zu formiren.

Nach den Grundsätzen der Inquiry into the live and the Writings of Homer.

JEdermann wird mir einräumen, daß eine Menge zufälliger obgleich natürlicher Ursachen zusammen eintreffen muß, einen solchen starken und mächtigen Geist zu formieren, wie Homers oder Virgils gewesen sind, aber wohl die wenigsten werden überlegt haben, was vor Zufälligkeiten dieses seyn, wie wichtig und selten sie seyn, und von was vor eigentlichen gantz verschiedenen Ursachen sie entstehen. Eine Untersuchung, welche uns nicht länger in der ungewissen Verwunderung lassen wird, daß in etlichen tausend Jahren nicht mehr als zween oder drey Menschen in dergleichen glükliche Zufälligkeiten gerathen sind, welche den homerischen Geist hervorgebracht haben!

Zum allererstен kömmt es nicht wenig auf die Temperatur des Clima, und die Beschaffenheit des Bodens an; eine zu fette und zu fruchtbare Ebene macht die Einwohner weibisch, und gebiehrt Trägheit und Schläfrigkeit: Dahingegen eine

Und doch, weil Emmens Hand mit meiner Hand gespielt,
Hat meine bange Brust ein heimlich Gift gefühlt.

O Liebe reisse mich von meiner Landlust nicht
Und laß mir das Gefühl, Gehör, Geruch, Gesicht.
Kein Mägdgen müsse mehr in meinen innern Sinnen
Mit ihrer Bildungs-Art so grosse Macht gewinnen,
Daß sich vor ihrem Reiz der Landlust Reiz zerstreut,
Für diese sag ich ab, der Schönheit Trefflichkeit.

Nun du, der hell wie Glaß die reinen Wellen treibt,
Und an den Kieslingen mit sanftem Rauschen reibt;
Vergönne mir bey dir den Schlaf hinfür zu finden,
Der gern sich aufenthält in deinen stillen Gründen,
Wo der gedämpfte Schall die Augenlieder neigt;
Der wieget mich nun ein, seitdem die Liebe schweigt,
Und mir an deinem Rand die Ruhe nicht verwehrt,
Daran ihr Lermen mich zulange nur gestört.

E N D E.

Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beytragen muß, einen Epischen Poeten zu formiren.

Nach den Grundsätzen der Inquiry into the live and the Writings of Homer.

Jedermann wird mir einräumen, daß eine Menge zufälliger obgleich natürlicher Ursachen zusammen eintreffen muß, einen solchen starken und mächtigen Geist zu formieren, wie Homers oder Virgils gewesen sind, aber wohl die wenigsten werden überlegt haben, was vor Zufälligkeiten dieses seyn, wie wichtig und selten sie seyn, und von was vor eigentlichen gantz verschiedenen Ursachen sie entstehen. Eine Untersuchung, welche uns nicht länger in der ungewissen Verwunderung lassen wird, daß in etlichen tausend Jahren nicht mehr als zween oder drey Menschen in dergleichen glükliche Zufälligkeiten gerathen sind, welche den homerischen Geist hervorgebracht haben!

Zum allererstem kömmt es nicht wenig auf die Temperatur des Clima, und die Beschaffenheit des Bodens an; eine zu fette und zu fruchtbare Ebene macht die Einwohner weibisch, und gebiehrt Trägheit und Schläfrigkeit: Dahingegen eine

reine und milde Luft, mannigfaltige Früchte und Felder, schöne Flüsse in grosser Anzahl, beständig kühle Lüfte, wann sie zusammen kommen, die Geburten der Natur in allen Arten zu der höchsten Vollkommenheit bringen. Sie flössen dem Menschen ein solch mildes Temperament und Leben der Phantasie ein, welche ihm die weitesten Durchsichten gestatten, und die feinesten Begriffe von der Natur und der Wahrheit mittheilen.

Nach der gemeinen Eintheilung der Himmelsstriche bringen die rauhen und kalten, die stärkesten Cörper und die martialsten Geister, hervor; die heissen, träge Leiber, mit kunstreichen und hartnäkigten Leidenschaften; aber die gemässigten Gegenden, die unter dem gütigen Einflusse eines muntern Himmels ligen, haben das beste Geschike für eine feine Vorstellungskraft, und eine geschiktverfasste Wohlredenheit. Gesunder Verstand ist zwar, wie man sagt, eine Frucht, die in allen Ländern wächßt, und ich glaube es auch in der That; allein die herrlichsten Bäume und ihre schönsten Zweige und Reiser, sprossen, so wie andre Pflantzen, und wachsen in dem besten Boden und an den Orten, wo sie die glüklichste Lage häben.

Wenn ein Mensch in einem solchen Land und unter einem so geneigten Aspect der Natur in die Welt gekommen ist, so steht ihm hiernächst ein grosses darauf, wie er bey seiner Ankunft in die Welt empfangen werde, in was vor einem Zustande er die Dinge finde, und was vor Lenkungen diese in einem erhabenen Geist, und hurtigen

Gemü-

Gemüthe nothwendig hervorbringen. Leute, welche mit Regierungsgeschäften viel umgegangen sind, wissen am besten, was vor Veränderungen die Zucht, Pflege, und Auferziehung hervorbringen können, und sind nicht erstaunt, wann sie sehen, wie die Menschen mittelst derselben gleichsam neugestaltet, und seltsamer verwandelt werden, als durch die Zauberkünste der Urganda und der Circe.

Junge Gemüther können von den Umständen des Landes, worinnen sie gebohren und auferzogen werden, so starcke Eindrüke empfangen, daß sie eine gewisse Aehnlichkeit mit diesen Umständen an sich nehmen, und die Merkmale der Lebensart, welche sie durchlaufen haben, mit sich tragen. Ein Mensch der grosses Unglük gehabt hat, ist von einem, der alle seine Lebenstage in voller Wohlfarth zugebracht hat, leicht zu unterscheiden; und eine Person, die bey der Arbeit auferzogen worden, hat ein gantz anders Aussehen als eine andere, die im Müssiagang und in Wollüsten alt worden ist. Beydes unser Verstand und unsre Aufführung führen das Gepräge unsers besondern Amtes, Standes, und unserer Begegnisse; und wie eine adeliche Auferziehung einen Edelmann, und eine bäurische einen Landmann formiert, also empfinden unsre Gemüther und Sitten gleichergestalt den Einfluß, den der Lauf unsers Lebens auf sie thut. In dieser Betrachtung dürften die Umstände, welche die grösten Würkungen auf uns zu haben scheinen, aus folgenden bestehen.

Erstlich, der Zustand des Landes, wo eine Person gebohren und erzogen ist, worunter ich die allgemeinen Sitten der Einwohner mitbegreiffe, ihre Policey und Religion, mit deren Ursachen und Folgen; nemlich ihre Sitten, wie sie überhaupt bey einer Nation aussehen, sofern sie wohlgesittet und wohlgezogen oder barbarisch, wollüstig oder einfältig und roh ist.

Hiernächst die Sitten der Zeiten, oder die herrschenden Naturelle und die Gewerbe, die den Schwang haben. Diese zwey Stüke treffen ein gantzes Volk an, und haben ihre Wirkung auf dasselbe insgesamt.

Von einer engern Natur ist erstlich die absonderliche Auferziehung, und dann der eigene Weg, in den wir in unserm Leben einschlagen, mit unserm Glück in demselbigen.

Von diesen Umständen empfangen die Leute in allen Ländern ihre Character und ihre Manieren. Sie mæchen uns was wir sind, in soferne als sie sich uns empfindlich machen, und geben uns eine absonderliche Form, und Aussehen. Eine Veränderung nur in einem einzigen verursachet eine Verwandlung an uns; und wenn man sie zusammen nimmt, müssen wir sie als die Modelle ansehen, welche diese Gewohnheiten und Fertigkeiten in uns formieren, die unser Verhalten lenken, und unsre Handlungen unterschiedlich bestimmen.

* * *

Es giebt Dinge, welche zwar in allen Weltaltern begegnen, aber doch sehr schwer zu beschreiben sind. Wenig Leute sind tüchtig sie zu bemerken; und darum sind keine Worte gemacht worden, solche Begriffe auszudrüken, welche von den entferntesten Einsichten in die menschlichen Sachen hergenommen sind. Von dieser Art ist ein Umstand, welcher das Schiksal aller Nationen begleitet. Man mag ihn den **Fortgang** oder **Anwachß der Sitten** nennen. Er entsteht grösstentheils von unserm Glück oder Unglück. So wie unsere Sachen ins Aufnehmen oder Abnehmen kommen, so leben wir auch und so lenken wir uns. Die grössesten Veränderungen in denselben verursachen die merklichsten Veränderungen bey einer Nation: Denn die Sitten eines Volkes bleiben selten auf einem Orte bestehen, sondern putzen sich aus, oder verschlimmern sich. Bey Nationen, wo viele Jahre lang keine merkliche Glükesveränderungen begegnen, wird das mannigfaltige Aufnehmen oder Abnehmen in ihrem moralischen Character desto weniger wahrgenommen: Aber wann durch einen Landesüberfall oder Eroberung und Bezwingung die Gestalt der Dinge gantz und gar verkehret; oder wenn die Ureinwohner und ersten Anbauer eines Landes mittelst Policey und guter Verfassungen aus einem Stand der Unwissenheit und Barbarey zu Reichthum und Macht gelangen, alsdann werden die Stufen des Anwachses merklich: Wir kön-

nen dann alle Dinge im Wachsen sehen, gestalt der Genius und die Seele selbst des Volkes sich zu höhern Dingen, und einer edlern Art der Sitten erhebet.

Es ist ein Glük für einen Poeten in diesen Zeiten gebohren zu seyn. Er sieht dann Städte geplündert, die Männer durch das Schwerdt fallen, und die Weiber zu Sclavinnen gemacht. Er sieht ihre hoffnungslosen Angesichter und flehenden Stellungen, höret ihr Trauren über ihre erschlagenen Ehgatten, und ihre Bitten für ihre Kinder. Er sieht ferner Städte die mit Frieden geseegnet, und von der Freyheit belebet sind, die starke Commercien treiben, und an Reichthum zunehmen. Wenn er für seine Person nicht in die Händel verwikelt ist, so daß seine Aufmerksamkeit nicht zerstreuet wird, so kan er die mannigfaltigen Schauspiele durchwandeln, und sie mit aller Musse beobachten. Denn wirds für ihn ein lehrreicher Anblick seyn, wenn er eine Colonie von Land führen, eine Stadt in Grund legen, Policey und Ordnung verfassen sieht, wo nichts, was zur Sicherheit des Volkes dienen mag, aus der Acht gelassen wird. Dergleichen Scenen geben weite, ausgedähnte Durchsichten, die dabey gantz natürlich sind, inmassen sie die unmittelbare Wirkung der grossen Mutter der Erfindung sind, nemlich der Nothwendigkeit, die dann in ihren jugendlichen und ungelernten Versuchen begriffen ist.

Die Wichtigkeit dieses Glükes wird am besten erhellen, wenn wir die Lust betrachten, die von den Vorstellungen natürlicher und einfältiger Sit-

ten entspringt. Sie verzüken uns, und man kan ihnen nicht widerstehen. Dieselben zeigen uns die Bedürffniß und die Empfindungen des Menschen am deutlichsten. Sie geben uns das, was ein unverstelltes Gemüthe bewegt, und die Wege, die es braucht sich zu vergnügen, aufrichtig heim. Güte und Ehrlichkeit haben an diesem Ergetzen ihren Antheil, denn wir legen eine Liebe an diese Leute und haben lieber mit ihnen zu schaffen, als mit spitzfündigen, oder zweyzüngigen Charactern. Also, wenn die verschiedenen Werke, die zu dem Bau eines Hauses, oder eines Schiffes erfodert werden, oder die zur Anbauung eines Feldes oder Verfertigung eines Stückes von Gewehr gehören, mit Absicht auf die Empfindungen und den Fleiß des Manns, der damit beschäftigt ist, beschrieben werden, so geben sie uns ein hertzliches Ergetzen, weil wir eben dergleichen fühlen. Unschuld, sagen wir, ist schön; die Abrisse derselben können nicht anders, als entzücken. Zeugen dessen sind die wenigen Züge von dieser Art in Drydens Eroberung Mexico, und der bezauberten Insel.

Dem gemäß finden wir bey Homer sehr kleine Umstände von Häusern, Tischen, und Lebensarten der Alten beschrieben, und wir lesen dieselben mit Ergetzen. Aber wenn wir unsre eigenen Gewohnheiten betrachten, finden wir im Gegentheil, daß wir, wann wir in dem höhern Tone poetisieren wollen, vor allen Dingen unsern alltäglichen Wandel verlernen müssen; wir müssen unser Schlafen, Essen, und Zeitvertreib vergessen, wir sehen

uns genöthiget, eine Serien natürlicherer Sitten an uns zu nehmen, welche uns doch gantz fremde sind, und so wie Pflantzen in Zwingbeten zuwegegebracht werden müssen. Ja es ist so fern, daß wir die Poesie mit neuen Bildern, die von der Natur gehohlet seyn, bereichern, daß wir mit schwerer Mühe die alten noch verstehen. Wir leben hinter dem Ofen, und gleichsam vor dem Angesichte der Natur verborgen. Wir lassen unsre Tage in einer tieffen Unerkenntniß ihrer Schönheiten vorbeystreichen. Wir denken gerne, die Gleichnisse, so von ihr hergenommen sind, seyn niedrig, und die alten Sitten gemein oder ungereimt. Aber lasset uns aufrichtig seyn, und bekennen, daß die neuern Poeten in der Zeit, da sie nur den Pomp bewundern, und nichts vor Groß oder Schön gelten lassen, als was durch Reichthum zuwegegebracht wird, sich selber die angenehmsten und natürlichsten Bilder vorenthalten, welche die alte Poesie ausgeschmüket haben. Staat und Schön verstellen den Menschen; und Reichthum und Ueppigkeit verstellen die Natur. Ihre Wirkungen sind in den Beschreibungen wie diese Ursachen. Eine grosse Procession läßt sich nicht mit sonderlicher Lust lesen, wenn sie bis auf die kleinen Umstände, und der Länge nach beschrieben wird; und grosse Cerimonien sind in einem Gedichte zum wenigsten eben so verdrüßlich, als in dem gewöhnlichen Umgange.

Es ist eine alte Klage, daß wir gerne alle Dinge verkleiden, und mehr als alle andere Dinge uns selbst. Alle unsre Titel und Vorrechte sind

Deken

Decken, und Zusätze zu der Grösse, die uns die Natur mitgetheilt. Sie sind in der That glüklich gnug zu der besten Absicht, nemlich der Ruhe und Ordnung in der Gesellschaft, aber in der Poesie können sie kein Ergetzen geben.

Der Himmel hat einem und demselben Lande nicht gegeben, daß es reiche Weinstöcke und kriegerische Männer hervorbringe. Es scheint auch einem und demselben Königreiche nicht gegeben, daß es gantz und gar wohlgesittet sey, und anständigen Stof für die Poesie an die Hand gebe.

Das Wunderbare ist der Nerve der Epischen Sayte: Aber was vor wundervolle Dinge begegnen in einem wohleingerichteten Staate? Schwerlich kan uns da etwas in Verwunderung setzen; wir wissen die Springfedern der Dinge, und die Art wie sie geschehen. Alle Dinge folgen in der Ordnung, und der Gewohnheit oder den Satzungen gemäß. Aber in einem weiten ungebauten Lande, wo kein eingerichtetes Regiment ist, oder wo das Regiment vielfältig zertheilt ist, wo die Einwohner zerstreut leben, und von Gesetzen und Mannszucht nichts wissen, in einem solchen Lande sind die Sitten einfältig, und alle Tage werden neue Begegnissen vorfallen; Kinder werden weggetragen oder verlohren werden; Ueberfälle; Fluchten; Befreyungen; und was sonst vor Dinge die Leidenschaften des Menschen in der Zeit, daß sie vorgehen, in Feuer setzen, oder durch die Beschreibung und Nachahmung sie wieder aufwecken können.

Diese Dinge sind unter einer guten Regierung nicht zu finden; ausgenommen in der Zeit eines ein-

einheimischen Krieges, wo die Gesetze schweigen: und doch bey allem dem Jammer und der Verwirrung, welche dieses gröste Uebel begleiten, ist die Zeit, da es wüthet, ein bequemerer Stof für ein episches Gedichte, als der rühmlichste Feldzug, der jemahls in Flandern gemachet worden. Eben die Dinge, die in einer eingerichteten Regierung den grösten Ruhm bringen, die grössesten Ehren und höchsten Bedienungen, werden sich schwerlich für die Poesie schicken; die Muse weigert sich ihren Zierrath an die Patenten eines Herzogs, oder die Commission eines Generals zu wenden. Diese können weder in Verwunderung setzen, noch das Hertz einnehmen: Denn Friede, Harmonie, und gute Ordnung, welche ein Volck glückselig machen, sind Gift für ein Gedichte, welches durch Ueberraschen und Verwunderung lebet.

Die Wohlfarth eines Volckes beschneidet demnach seinen Poeten die Flügel. Sie giebt wenig Stof für die Verwunderuug, oder das Mitleiden an die Hand. Aber wie, kan ein Poet nicht dichten? Kan er nicht Sitten nachmachen, und Begegnisse ersinnen, wie er es gutfindet. Ist er nicht genugsam berechtiget, Scenen zu eröffnen, und Leute und Sitten nach Belieben aufzuführen. Lasset ihn nur sein Vorrecht ausüben, so wird es ihm gerathen, unsre Sitten werden ihn nicht hindern, er kan seinen neuen Geschöpfen eine Form und Gestalt geben, welche er will.

Allein, wiewohl dieses viel zu versprechen scheint, so darf ich doch sagen, daß ein Poet nichts glüklicher beschreibt, als was er selbst gesehen, und

daß

daß er allein in seiner eigenen Sprache schulgerecht redet; auch daß er nur diejenigen Sitten treulich nachmacht, welche er in ihren Originalen gekannt und mit ihnen Umgang gehabt hat.

Dieser Grundsatz scheint scharf, und doch wird man in der Untersuchung finden, daß er in der Erfahrung gegründet ist.

Aber die Wahrheit desselben wird am klärsten erhellen, wenn wir seinen Einfluß in dem Umgange und der Aufführung betrachten. Der, welcher keine Sitten als seine eigenen an sich nimmt, wird es auf einen höhern Grad der Trefflichkeit bringen, als wenn er sich vornehmen wollte, eines andern Menschen Art nachzuahmen, ob dieser gleich seiner eigenen sowohl in der Sprache als in dem Betragen und der Stellung vorzuziehen ist.

Die Wahrheit zu sagen, so sind wir mit sehr eingeschrenkten Gaben gebohren, unser Gemüth ist nicht fähig, sich von zwo Gattungen Sitten Meister zu machen, oder mit einer Fertigkeit sich in verschiedene Lebensarten zu richten. Unsere Gesellschaft, Aufferziehung, und Umstände machen tiefe Eindrüke, und formieren in uns einen Character, den wir nach der Hand mit schwerer Mühe wieder ablegen können. Nicht allein die Sitten der Zeiten und der Nation, worinnen wir leben, sondern unserer Stadt und Verwandtschaft hangen uns an, und verrathen uns bey jeder Wendung, wenn wir uns vermeinen zu verstellen, und gerne vor fremde angesehen werden wollten. Diese verstehen wir und können sie vollkommen wohl schildern.

Dem-

Demnach ist es ein Glück für einen Poeten, der seine einfältigen natürlichen Bilder von dem würklichen Leben hernehmen kan; der Krieger, und Schäfer, und Bauern sieht, wie er abreissen soll; der täglich mit solchen Leuten umgehet, als er vorstellen will; der in solchen Zeiten lebet, und schreibet, wo die Sitten so ungekünstelt und unverstellt sind, daß die Winkel und Krümmen des menschlichen Hertzens offen vor Augen liegen; wo die Leute noch nicht gelernet haben, sich vor sich selbst und ihren natürlichen Lüsten zu schämen, folglich sie zu verbergen; wo sie kein Bedenken haben, die Neigungen ihres Busens zu bekennen, und ihren Leidenschaften öffentlich nachhängen, ohne Zwang und Gleißnerey.

*

* *

Wer dem Auf- und Abnehmen der Staaten nachdenket, der wird erkennen, daß zugleich mit ihren Sitten auch ihre Sprache zunimmt und fällt. Die Sprache ist der Dolmetscher unsrer Gedanken, und soferne diese großmüthig, frey, und ungehindert sind, wird die Rede beydes in ihrem Schrot und in ihrem Innhalt mit ihnen in einem Schritte gehen. Vermittelst dessen wird eine Rathsversammlung von geistreichen und verständigen Männern natürlicher Weise Redner und Wohlredenheit formieren. Wann eben dieselben Männer auf das Land gehen, und um sich schauen, werden sie von den Gegenständen, welche ihnen von der Natur vor das Gesicht geleget werden, mit eben

der

der Freyheit und dem glüklichen Ausdruke reden; und wenn in einem weiten Land viele dergleichen Provintzen (*) sind, die eine und dieselbe Sprache reden, aber in verschiedenen Mundarten, so wird der Ausdruk seinen Vortheil dabey machen, und mit neuen Worten, Redensarten und Metaphern, nach dem Temperament und Naturelle der verschiedenen Völker bereichert werden: Da inzwischen ein jedes seinen eigenen gutheissen wird, weil er in ihrem eigenen freyen Staat von ihren Regenten gebrauchet wird.

Es ist wunderlich, was vor eine verächtliche Figur das menschliche Geschlechte bey seinem Ursprunge laut der Vorstellung der Alten gemachet hat.

Cum

(*) Unser Deutschland bestehet aus einer Menge solcher Provinzen, welche von einander gar nicht, oder in wenig Stüken abhängen, die Regierungen in denselben sind von sehr verschiedener Art; und es herrschet in einigen keine geringe Freyheit; alle dieselben aber reden die einzige deutsche Sprache. Was vor Vortheile sollte man daher in dieser Sprache und allen ihren Mundarten für den Gebrauch, nnd das Bedürfniß der Poesie mit Recht vermuthend seyn? Sie wären auch in der That darinnen, wenn nicht zum Unglüke gewisse eigensinnige Puritaner sich die schädliche Mühe gäben, die Wörter, Redensarten, und Metaphern, welche die Einwohner gewisser Provintzen für ihre eigene Nothwendigkeit eingeführet, und von ihren Umständen, Sitten und Gebräuchen hergenommen haben, zu verwerffen und auszumustern; ohne Betrachtung ob sie mit der Natur der Dinge, der Sprache-Aehnlichkeit, den Stamm- und Wurzelwörtern, übereinkommen oder nicht; ob sie sich überdas mit einem ansehnlichen Alter rechtfertigen können, oder erst von gestern oder vorgestern her sind.

Cum prorepserunt primis animalia terris &c.

Sie dachten vermuthlich die Rede hätte zuerst die Menschen zahm gemachet, und wäre anfänglich nichts anders als zufällige rohe Töne gewesen, welche dieser nakete Haufe umschweifender Sterblichen von ungefehr von sich gegeben hatte.

Dieses vorausgesetzt folget daraus, daß sie diese Töne in einer viel höhern Note geäussert, als wir izo thun. Vielleicht wurden sie dazu erstlich durch heftige Leidenschaften als Furcht, Wunder oder Schmertzen veranlasset, da sie nachgehends denselben Ton wieder gebraucht, wann entweder dieselbe Sache oder derselbe Umstand ihnen wieder vorgekommen, oder wann sie etwas, das sie in dessen Gegenwart gefühlt hatten, beschreiben wollen. Das Leben der Alten war den Zufällen und der Gefahr weit mehr unterworffen, eh und bevor noch Städte gebauet, und die Menschen durch bürgerliche Gesellschaften beschirmet wurden. Folglich muß ihre Rede anfänglich gantz affectesvoll und metaphorisch gewesen seyn. Die Metaphern müssen von den kühnesten gewesen seyn, jedoch gantz natürlich; bequem die höchsten Leidenschaften auszudrüken, und von den empfindlichsten Sachen, welche in einem einsamen wilden Leben vorkommen hergenommen.

Wann sich nachgehends die Sachen dieser rohen Gemeinde ein wenig gebessert haben, so daß sie in erträglicher Sicherheit leben, und ohne Furcht um sich her schauen können, so wird dann Verwunderung und Bestürtzung nachfolgen. Dieses sind die eigenen Leidenschaften roher und unerfahrner

Leute

Leute, wann sie von Furcht befreyet sind. - Und da von dieser Unwissenheit und Verwunderung ein grosser Zwischenstand zu der Erfahrenheit eines weisen Mannes ist, den wenig Dinge in Verwunderung setzen, welcher den Zustand der Völker, ihre Gesetze und Schranken kennet, so wird die Rede von einem Grade zum andern fortgeführet, und alle diese Grade lassen sich darinnen durch ihre Merkmahle verspüren.

Ohne Zweifel denn muß eine blühende glükliche Nation, die anfänglich nicht sonderlich gesittet gewesen, aber nach einem langen Kampf, verwirrter Unruh, und vielen Versuchen, es in allen Friedens- und Kriegeskünsten hoch gebracht hat, die trefflichste Sprache bekommen. Demnach hat ein Poet wohl von Glücke zu sagen, der eine solche Sprache vor sich findet, welche mittelst obenerwehnter Stuffen dazu gelanget ist, daß sie alle die besten und stärkesten Empfindungen des Menschen ausdrüket, und ihre ursprüngliche, wunderreiche, metaphorische Tinctur in einem zulänglichen Masse behalten hat.

Man giebt es vor eine Regel in der Poesie, daß man den gemeinen Zufällen des Lebens ihren einfältigen Aufputz ausziehen, und sie einer höhern geistlichen Macht zuschreiben müsse, damit sie also ihre Würde behalten; und was unbelebte Dinge anlanget, müsse man ihnen das Leben mittheilen, sie in Personen kleiden, und ihnen anständige Eigenschaften beylegen. Allein was vor ein glüklicher Umstand ist es vor einen Poeten, der zu einer Zeit schriebe, da die ge-

wöhnliche Sprache dieses metaphorische Kleid angezogen hat?

* * *

Auf eine Sprache thut die Religion eines Landes, und die Sitten der Zeiten einen mächtigen und sonderbaren Einfluß. Wir haben eine Menge Exempel wie ein steifer Glaube einer Secte die Leute von derselben so kräftig beweget, in dem beliebten Idioma zu reden und zu schreiben. Sie führen es in ihren täglichen Geschäften ein, und alludiren darauf in ihren Lustbarkeiten; insonderheit wann die Lehre den Schwung hat, und im Flor ist. Was vor grosse Vortheile würde nun ein Poet von einer Religion haben, welche so allegorisch wäre, wie ehmals die Egyptische gewesen war? Wo die Leute bewunderten was sie nicht verstuhnden, und unbekannte Kräfte fürchteten und ehreten, in der Einbildung, daß sie vermögend wären, ihnen viel gutes oder viel böses zu thun? Wo die Gottesgelahrtheit, der Glaube, und die feyerlichen Ceremonien nach dieser Neigung eingerichtet sind? Es folget nothwendig, daß diese Lehre in einer kurtzen Zeit mit den Sitten des Volkes vermischet werden, sich in ihre Sprache eindringen, und allgemeinen Beyfall erhalten muß. In diesem Fall würde die Allegorie ungesucht in die Schreibart des Poeten hineinkommen.

Die

* *
* *

Die Sitten der Zeiten, die Studien und Gewerbe, die im Schwang gehen, und dem der es darinnen weit gebracht hat, am meisten Ehre bringen, können gleicherweise ihre grossen Vortheile für einen Poeten haben. Sie richten sich nach dem Glükesstande einer Nation. Die Künste, die in dem Leben den grössesten Nutzen haben, welche nemlich unsrer natürlichen Bedürfniß zu Statten kommen, und unsre Personen, unsre Haab und Gut in Sicherheit setzen, machen vor allen andern ihre Erfinder berühmt; und mit weiterm Verlaufe der Zeit, wenn der Reichthum in ein Land gekommen ist, ziehen die Künstler in wollüstigen Dingen, und die Meister in prächtigen Gebäuden, unsre Augen auf sich. Wo noch der erste von diesen beyden Umständen die Oberhand hat, behütet er den Poeten vor zwey Uebeln, welchen Longinus den Verfall der Poesie Schuld giebt, nemlich einer unersättlichen Begierde nach Reichthum, und der Liebe zur Wollust. Was vor ein grosser Vortheil ist es in der That vor einen Poeten, zu dessen Zeiten die Waffen das rühmlichste Handwerk sind, und ein patriotischer Geist der beliebteste Character ist? Wo man nothwendig dergleichen haben muß; wo der Mann, der seine Stadt heldenmüthig beschützt, sein Gebiethe erweitert hatte, oder für das Vaterland gestorben war, göttliche Ehre erlanget? Wo Liebe der Freyheit, und Verachtung des Todes mit ihrem herrlichsten Gefolge, der

Ehre, der Redlichkeit, und der Mässigkeit, etwas würkliches waren? Ein Poet, der diese Tugenden von der Nothwendigkeit lernete, und von den Umständen selbst darauf geführt würde, müßte sie besser kennen, als ihn die Schulen, und Bücher davon unterrichten könnten. Und seine Vorstellungen solcher ächten Character würden die Kennzeichen der Wahrheit auf sich tragen, und die Character weit übertreffen, welche von angemaßter Dapferkeit, verstellten Tugenden, oder noch schlechtern Mustern abgebildet werden.

Lebte ein Volk natürlich, und würde durch das natürliche Gewichte der Leidenschaften, das in eines jeden Menschen Brust liegt, regiert, so würde dieses machen, daß sie ohne allen Zwang, allein nach ihren eigenen angebohrnen Begriffen vom Guten und Bösen, Rechten und Unrechten, redeten und handelten, so wie ein jeder von seinem Hertzen gelenket würde. Diese Sitten nun würden einem Poeten die natürlichsten Schildereyen, und geschikte Worte sie auszumahlen, an die Hand geben.

Sie haben einen sonderbaren Einfluß auf die Sprache, nicht allein soferne sie natürlich sind, sondern auch sofern sie aufrichtig und gütig sind. So lange ein Volk einfältig und offenhertzig bleibt, so lange bekömmt alles was es sagt, ein Gewichte von der Wahrheit; seine Gemüthesgedanken sind starck und ehrbar, welches allemahl bequeme Worte herschaffet, sie auszudrücken: Seine Leidenschaften sind von ächtem Schrote und Korn, nicht unächt, nicht unterschoben, nicht verstellt, und drü-

ken sich in ihrer eigenen ungekünstelten Redensart aus. Es ist nicht an das Geplauder, und die kleinen spitzfündigen Formeln gewöhnt, welche die Rede eines sogenannten wohlgezogenen Menschen aller Kraft berauben; seine Sprache ist mit Schulwitz, Wort- und Sinnenspielen, und Sylbengeklingel nicht durchsetzet; welche in allen Ländern sehr späthe eingerissen sind. Und dieses mag wohl die Ursache seyn, daß alle Nationen sich so sehr an ihren alten Poeten belustigen. Ehe sie so höflich, und verzärtelt worden, daß sie in Schmeicheley und Falschheit verfallen, fühlen wir den Nachdruk ihrer Worte, und die Wahrheit ihrer Gedanken.

* * *

Jezo sollte ich noch von den Vortheilen reden, welche einem Poeten die glücklichen Umstände seiner Person mittheilen; was seine Auferziehung, seine Lebensart, und sein Glück in derselben vor eine absonderliche Wirkung bey ihm als einem Poeten haben müssen. Allein dieser Vortheile sind so viel, und sie sind so mannigfaltig, wie die Gelegenheiten die Menschen überhaupt kennen zu lernen, und absonderliche Gegenstände, so für die Poesie bequem sind, ins Auge zu bekommen, nothwendig seyn müssen, so daß eine solche Abhandlung mich weiter führen würde, als ich diß mahl gesonnen bin zu gehen. Ich gedenke nur eines Stückes, nach welchem man von der Wichtigkeit der übrigen urtheilen kan, nemlich der vie-

len Reisen, und weitläuftigen Erfahrungen, die einer in eigener Person gemachet hat. In einem reisenden Leben hat man öfters Gelegenheit mit den Originalen seiner Abrisse, und Erdichtungen bekannt zu werden; diese Schildereyen mögen materialisch oder moralisch seyn, so entsteht ihre Trefflichkeit daher, daß sie der Natur und der Wahrheit ähnlich seyn. Aber viele und weite Reisen fallen wenigen Leuten vor; am seltensten Leuten, die eine poetische Geistesart haben. Diese sind gemeinialich nicht die gesundesten, sie sind zu zart, die Beschwerlichkeiten auszustehen, und sich in die Gefährlichkeiten zu wagen, welche in langen Reisen unvermeidlich sind.

Ich meine nicht zu irren, wenn ich behaupten darf, daß Homers Armuth, die ihn nöthigte, ein umschweifendes Leben zu führen, als ein irrender Barde, in Ansehen seiner Poesie ein grosses Glück für ihn gewesen. Homer blieb in einer jeden Stadt so lange als er nöthig hatte ihre Sitten zu sehen, ohne daß er seine eigenen in dieselben umgösse. Er führte weder ein Stadt- noch ein Landleben, und war in dieser Betrachtung wahrlich ein Weltbürger. Wenn ein Mensch Kälte und Müdigkeit ausgestanden, und hernach wieder erquiket worden, stellet sich die Freude mit Macht bey ihm ein, sein Hertz wird weiter, seine Lebensgeister fliessen strenger, und wenn ein poetischer Geist bey ihm ist, wird solcher gewißlich loosbrechen. Die poetischen Landfahrer, wie Homer einer war, müssen gesunde Leute seyn, und sehr rege und sichere Fühlungen haben. Ihre

Cörper sind durch keine strenge Arbeit abgenuzet, ihre Gemüther nicht daniedergeschlagen. Ihr Leben ist ohne Kummer, ohne Ehrgeitz, voller Wechsel und Verschiedenheit: Das Herumstreichen aus einem kleinen Staat in den andern bereichert ihre Phantasie für sich selbst. Ihre öftere Einsamkeit führet sie auf das Denken, so wie die Lustbarkeiten, die einander wechselsweise ablösen, davon abführen. Wenn wir alleine sind, so sind wir genöthiget, uns mit uns selbst zu unterhalten. Wir müssen uns zusammenraffen, und in uns hineinschauen, ob etwas vorhanden sey, was unsere Aufmerksamkeit verdiene. In der Gesellschaft zerstreuet das Aufsehen, das wir auf einen jeden haben müssen, das Gemüthe, und hindert es am überlegen. Ein Mittel wenig zu denken ist, daß man von einer Kurtzweil zur andern forteile, damit man so sich selbst entfliehe. Aber der Mensch, der einfältig lebt, und zu Zeiten von dem Getümmel des Lebens beyseits geht, geniesset ein ächteres Ergetzen: Er erlanget von der stillen Natur entzückende Schauspiele und Gesichtespuncten, und betrachtet ihre einsamen Scenen ungestört. Er richtet sein aufmerksames Gemüthesauge ofte auf sich selbst, zeichnet seine eigenen Leidenschaften, und befestiget sich in seinen Empfindungen der Menschlichkeit.

Es giebt zwar viele Einsame, welche dem Denken nicht sonderlich ergeben sind, und gewisse Leute, derer Gewerb erfodert daß sie reisen, sind merklich tumm. Aber ich rede hier nicht von dem Leben eines Anachoreten, oder Einsiedlers, noch

von den mühseligen Tagreisen solcher Leute, die um der Nahrung willen von Land zu Lande wandern: Ich rede von der kurtzen Einsamkeit eines freudigen Gemüthes, dessen Thun es ist, daß es andere ergetze; welches, wie Homer, die erste Gesellschaft, die es antrift, auf die lebhafteste und beweglichste Art unterhalten muß. Dieser Zustand ist von eines Einsiedlers oder eines reisenden Handwerkers gantz unterschieden, es ist ein Stand, der Homer nöthigte, nicht nur die Leidenschaften seiner Zuhörer, weil er erzehlte, zu studieren, ihre Gesichtesminen in Acht zu nehmen, alle Bewegungen ihrer Augen und den Schwung ihrer Gedanken, sorgfältig zu bemerken, sondern, wenn er alleine war, um sich zu schauen, und einen Vorrath von solchen Bildern zu sammeln, als vermöge seiner Erfahrung die nachdrüklichste Würkung haben mußten.

Hierzu kömmt ein andrer Vortheil, der das Leben eines umherschweifenden Rapsodisten begleitet; nemlich die Fertigkeit, welche er dadurch erlangen muß, gantze Strophen aus dem Steigreife zu singen. Wir haben alle Tage Proben von der Macht der Uebung in allen Künsten und Geschäften. Eine Neigung, der man den Gang läßt, wird zu einer Fertigkeit, und diese erhebet sich, wenn sie fleissig gepfleget wird, zu einer meisterlichen Leichtigkeit in einem Handwerke.

Von

Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause.

Ein gelehrter Mann (*), dem die Stafeln, nach welchen die Litteratur gestiegen, wohl bekannt gewesen, hat in Acht genommen, daß die Zeiten da Freyheit und Sclaverey mit einander um die Oberhand gestritten, der Welt gemeiniglich etwas vortreffliches von Werken des Geistes geliefert haben: In dergleichen Zeiten geben die Leute sich durchaus zu erkennen; das menschliche Geschlecht ist denn gewissen indianischen Federn gleich, welche sich in mehr als einem Lichte zu ihrem Vortheil zeigen. Die Verwirrungen und Gefährlichkeiten, die in solchen Umständen häuffig sind, setzen alle ihre Leidenschaften in Bewegung, und kehren sie in alle möglichen Gestalten. Wenn diese moralischen Stellungen denn wol in Acht genommen und geschikt beschrieben werden, müssen vortreffliche Werke daraus werden.

Eben derselbe hat in diesen Zeiten der Fehden eine Art Freyheit bemercket, die ihnen eigen ist. Sie verursachen einen freyen und hurtigen Geist, der sich in das gantze Land ausbreitet. Jedermann sieht sich dann seinen eigenen Herrn, und daß er aus sich selber machen darf, was er kan. Er weis nicht, wie hoch er steigen mag, und die Ge-

(*) Sehet Inquiry into the live and the Writings of Homer.

setze schreken ihn nicht, weil sie denn keine Macht haben. Die abgezogenen Wissenschaften sind ein Werck der Ruhe und Stille, aber die, welche sich auf die Menschen beziehen, und nach dem menschlichen Hertzen zielen, werden am besten in Bewegungen und Verrichtungen kennen gelernet.

Diese Betrachtungen und andre, auf welche mich der eben erwehnte geschikte Mann geführet hat, haben mich die beste Hoffnung von den Scribenten, welche unter den Kaisern aus dem schwäbischen Stamme gelebet haben, fassen heissen. Damahls that die deutsche Freyheit ihr äusserstes, sich des sclavischen Jochs zu entschütten, das ihr von Rom angedrohet war. Die Deutschen waren nicht mehr diese rohen und halbwilden, die aller Gemächlichkeiten des Lebens, und politischen Veranstaltungen beraubet waren. Sie hatten friedliche Zeiten, zwischen langen und zweyträchtigen Versuchen, gehabt, wo sie es in den Künsten und Wissenschaften auf einen gewissen Grad gebracht hatten. Doch waren sie von Zucht, Höflichkeit und Cerimoniel nicht zu enge eingethan. Sie hatten noch vieles von ihrem unbändigen und ungezähmten Geist behalten, und die Schranken der Religion oder der Policey hatten die natürlichen und einfältigen Bewegungen ihres Hertzens nicht eingezwänget. Sie liessen ihren angebohrnen Neigungen insgemein den vollen Zügel und verstellten sich nicht sonderlich, daß sie anders schienen

nen, als sie waren. Man kan sagen, daß jeder Staat sein eigener Herr war, wiewohl sie durch gewisse schwache Bande des Lehenrechtes ꝛc. verbunden waren. Ihr Gehorsam kam allzusehr auf ihren Willen an; und eine Nation von so kriegerischem Naturell konnte diesen Willen nicht lange behalten. Die Waffen waren im Ansehen, und die Stärcke setzte einen in Besitz. Ein jeder Staat eiferte auf den andern, und versuchte, was sein Geist im Frieden, und noch lieber was seine Stärcke im Kriege vermöchte. Diese Zeiten nun gaben einem viel zu sehen, und viel zu fühlen. Man konte Städte erobert, und geplündert, Männer durch das Schwerdt fallen, und Weiber gefangen wegführen sehen. Man konnte verzweifelte Gebehrden, drohende Stellungen sehen, ꝛc. Es kan nicht seyn, daß dieser Character, diese Empfindungen und Regungen nicht in ihre Sprache und Schriften eingeflossen seyn. Ihre Sprache muß von ihnen dahin gebracht worden seyn, daß sie diese starken und tapfermüthigen Fühlungen darinnen haben ausdrüken können. Die Erbauung so vieler Städte und die besonderen Regierungen in denselben, welche mit dem Regimente so vieler kleinen Fürsten und Grafen, die zwar anderer Vasallen waren, doch wieder ihre Unterthanen hatten, so seltzam absetzeten, die Nothwendigkeit der Arbeit, die Einführung der Handwerke, und der Kaufmannschaft, die verschiedenen Angelegenheiten so vieler eigenmächtigen

tigen Herrschaften, und so vieler Städte, die auf einander eiferten, mußten eine reiche und nachdrükliche Sprache mit sich gebracht haben. Der politische Stylus wächßt mit der Verfassung eines Staats, und steigt auf seine Höhe, wenn man am meisten dergleichen Geschäfte hat, an welchen uns sehr viel gelegen ist, daß wir sie geschikt vollführen. Die Rathsversammlungen eines freyen Staats werden durch das Mittel der Rede geführt, wohin man will, dieses bringt die Beredtsamkeit ins Aufnehmen, und die Kunst andere auf seine Meinung zu führen, in Werth. Wo die Gedanken stark, und ehrliebend sind, fehlt es nicht, daß sie nicht bequeme Worte an die Hand geben; womit man sie ohne Abbruch ausdrüken könne.

Indessen war diese Sprache noch nicht so sehr auspoliert, daß sie dadurch wäre abgeschliffen und geschwächet worden. Durch die Ausputzung wird manches Wort weggeworfen, sie stekt den Menschen gleichsam in einen Sack, gestattet ihm nur eine gewisse Zahl von üblichen Redensarten, und beraubet ihn vieler nachdrucksreichen Wörter, und starker schöner Ausdrüke, welche er wagen und dabey in Gefahr stehen muß, daß sie veraltert und platt scheinen.

Die Poesie beruhet insonderheit auf den Sitten der Menschen, die dann sind, da man schreibt; die besten Poeten copieren die Natur, und liefern sie uns so, wie sie solche finden. Ein Scribent von Friedrichs des I. oder II. Zeiten habe

nur

nur mit der damahligen Sprache getreulich geschildert, was er gesehen, und empfunden, so muß sein Werk anmuthig und nachdrüklich seyn. Seine Vorstellung einfältiger und natürlicher Sitten, wird uns einnehmen, sie wird uns das Bedürffniß und die Empfindungen der Menschen zeigen, sie wird uns die Bewegungen eines unverstellten Gemüthes vorweisen, wir werden darinnen sehen, was in unsern Hertzen vorgeht, und was vor Wege wir brauchen, wenn wir unsern Neigungen nachgeben. Es ergetzet uns dergleichen zu lesen, weil wir gerne mit Leuten umgehen, denen wir ins Hertze sehen, die nichts vor uns verborgenes haben.

In dergleichen Zeiten, da Italien so wohl als Deutschland in Parteyen zertheilet war, da die kleinen Staaten gegen einander ligiert waren, mitten in dem hitzigsten Streiten und Blutvergiessen der Guelfen und Gibellinen, schrieb Dantes den nachdrüklichsten Entwurff und Abriß von den Menschen und ihren Neigungen und Leidenschaften.

Dieselben Zeiten hatten für einen Poeten auch das Glück, daß einer viele Reisen thun, und viele persönliche Anmerkungen machen konte. Die Kreutzzüge in die Orientalischen Länder gaben ihm dazu häufige Gelegenheiten, und er konnte auf denselben seine Phantasie mit einer wunderbaren Mannigfaltigkeit von Sitten, Manieren, Religionen, ꝛc. welche mit seinen eigenen so starck abstachen, bereichern.

chern. Die Natur mußte ihm von diesen Dingen, die sie ihm in ihrer Würklichkeit vor Augen stellte, die lebhafteste Empfindung geben.

Und weil ein grosser Theil Italiens nebst dem angenehmen und fruchtbaren Sicilien damahls unter der Herrschaft des schwäbischen Stammes stuhnd, so daß die Deutschen in dasselbe als in ihr eigenes Land öftere Reisen thaten, so können wir natürlicher Weise vermuthen, daß diese gemässigten Landschaften, die unter dem gütigen Einfluß eines freudigen Himmels liegen, der Deutschen martialischen Geister einigermassen besänftiget, und mit den lekern Früchten ihrer Felder und Gärten den Geschmack der Wolluſt verbessert, jedoch nicht verzärtelt haben.

Meine Hoffnung zu den poetischen Schriften dieser Zeiten hat noch einen absonderlichen Grund in der Gewohnheit derselben, welche die Poesie zu einer Profession gemachet, und zwar zu einer solchen, welche sich Freyherren, Fürsten und Grafen vor keine Schande hielten, indem sie nicht nur dieselbe schützeten und die Poeten in ihre Schlösser und Gastgebothe aufnahmen, Wettstreite unter ihnen anstelleten, sich ihre Wercke offentlich in Gegenwart der vornehmsten Gesellschaften von beyderley Geschlechte vorlesen liessen, sondern sich selber damit bemüheten, und um den Preiß sangen. Eine Gewohnheit, die sie vielleicht eben aus Sicilien, wo die Trovadori unter den neuern die früheſten gewesen, die zur Poesie ein na-

türli-

türliches Geschick gewiesen, herüber gehohlet haben. Friederich der II. war selbst ein grosser Liebhaber der Poesie, und man hat noch auf diesen Tag einige von seinen Gedanken, welche er in der Italienischen Sprache ausgebildet hat.

Die Nachrichten von diesen deutschen Sängern geben, daß sie in dem Land herum reiseten, und hier und dar an grossen Höfen ihre poetischen Erfindungen vorlasen und sangen.

Ihre Gedichte waren gemachet, daß sie erzehlt oder vor einer Gesellschaft gesungrn, nicht daß sie im Cabinet durchgangen, oder in einem Buche gelesen würden. Wenig Leute konnten damahls lesen.

Sie dorften nicht fürchten, daß sie nicht allerorten willkommen wären, da sie solche beliebte Geschiklichkeit mit sich brachten. Dieses mußte nothwendig eine gute Würkung in ihren Schriften haben, weil sie so den Character der grössesten Männer, und die innersten Springfedern ihrer Handlungen erlernen konnten. Sie konnten sie in ihrem Privatleben kennen lernen, ihren Umgang nach seiner besondern Art, und ihre Manieren sich zu unterhalten.

Diese Gewohnheit seine Muse in dem Lande herumzuführen hatte daneben den wichtigen Nutzen, daß sie weder Concetti noch tiefgelahrte Verse in einer unverständlichen Sprache sagen durften. Sie durften wohl wunderbare Geschichten erzehlen, aber sie mußten

ten deutlich erzehlt, und die natürlichen Sitten, und menschlichen Leidenschaften niemahls aus Augen gesetzet werden.

Sie stelleten öfters poetische Wettstreite unter einander an, in Gegenwart grosser Versammlungen, welche dem Obsieger einen Gewinn zutheileten. Also war eine tägliche Uebung ihr bester Kunstlehrer in der Dichtkunst. Sie bedurften keiner erworbenen Wissenschaften die natürliche Neigung ihres Geistes, ihre Bekanntschaft und Umgang mit dem Menschen versahe sie mit genugsamen Vorrath.

Man wird mit mir nicht zufrieden seyn, daß ich bloß die Möglichkeit, darinnen dieses Weltalter gestanden, auf eine vortreffliche Art zu poetisieren, angezeiget habe; man wird sagen, es sey von der Möglichkeit noch ein weiter Schritt zur Wirklichkeit, es sey nicht genug, daß der Zustand von Deutschland so wohl in politischen, und moralischen, als in physicalischen Dingen damahls in einer rechten und bequemen Temperatur gestanden, treffliche Poeten hervorzubringen, und sie mit einem geschickten Etofe für poetische Wercke zu versehen; es gehören noch mehrere Bedingungen dazu, vielerley geringere Umstände des Privatlebens, viele Vortheile der absonderlichen Auferziehung, und eigene Gelegenheiten das menschliche Geschlechte durch und durch kennen zu lernen. Aus dieser Ursache wird man von mir begehren, daß ich würkliche Muster von Schriften anzeige, welche die Würkung

kung und Frucht meiner obigen Anmerkungen gewesen seyn.

Wären gewisse Wercke, von denen wir noch die Titel haben, nicht verlohren gegangen, so wäre ich ohne Zweifel im Stande, ihrem Verlangen eine Gnüge zu thun. Hätten wir noch Hermanns von Sachsenhausen Gedichte, die Möhrin genannt, Wolframs von Eschilbach starcken Rennewart, eben desselben Gedichte von Marggraf Wilhelm von Narbone, desgleichen was er von Gamuret, und seinem Sohne Parcifall, gedichtet; hätten wir vornehmlich Klinsors Gedichte von der Erschaffung, den Geschöpfen, dem Gestirne, und desselben Histörgen und Erzehlungen, so würden wir mein Vertrauen zu ihren Zeiten und ihrer Geschicklichkeit in voller Kraft erfüllet sehen. Der gemeine Ruf, in welchem Klinsor gestanden, daß er zauberische Künste gewust, leget zu unsern Zeiten nur ein Zeugniß von seinen ungemeinen Talenten ab, und hat einerley Ursprung, wie ein gleiches Geschrey, welches von dem kunst- und geistreichen Mönchen Roger Bacon in demselben unwissenden Weltalter gegangen war. Wir haben zwar noch etwas von Eschelbach, von Albrecht von Halberstatt, von Ofterdingen, von Freydank, das in dem fünfzehnten Jahrhundert im öffentlichen Druck das Licht gesehen hat, aber die Herausgeber haben in den Lesarten, den Wörtern und gantzen Redensarten, so wichtige Veränderungen vorgenommen, daß wir die Sprache und die ächten Gedanken der Originale öfters darinnen missen. Dieses Un-

glück hat obiger Dichter Erzehlungen von Ottenis-ten, von Wolfdietrichen, von dem kleinen Rosengarten, und dem König Laurin, die Uebersetzung der Verwandlungen des Ovidius, und Freydanks moralisches Gedichte von der Bescheidenheit starck getroffen. Wikram hat sich am meisten Freyheit mit ihnen genommen; und Burckard Waldis hat eben dieses mit Pfinzings Theuerdanck gethan, der doch von seinen Zeiten nicht gar weit entfernt gewesen. Sebastian Brand selbst hat in Freydancks Wercke die Sprache mehr geändert, als es dienlich war; wiewohl er den Sachen und Gedancken am wenigsten genommen hat.

Das ächteste, das wir aus dem Schwäbischen Weltalter haben, sind Winsbeckes Gedichte, wovon uns Goldast und Schertz gute Auflagen geliefert haben. Wir finden theils in denselbigen, theils in einzelen Zeilen, welche Goldast hier und da angezogen hat, so ungekünstelte Originale von den eigenen und ursprünglichen Sitten der damahligen Deutschen, und diese werden mit einer solchen Art und Kraft der Redensart, so wohl durch Metaphern von den natürlichsten Gegenständen, als durch einen glücklichen Schatz der Sprache, ausgedrücket, daß wir gnugsam daraus erkennen, daß der Character der damahligen Zeiten und Umständen eine Würkung seiner Natur gemäß gethan, und sich in die Schriften ergossen habe. Wir haben Recht aus diesen wenigen guten Stücken, die uns übrig geblieben sind, zu schliessen, daß noch so gute verlohren gegangen seyn. Die Nachreue wegen dieses Verlustes wird

dadurch

dadurch am allermeisten vermehret, und wir müssen die Nachlässigkeit unsrer Voreltern, welche sie hat untergehen lassen, um so viel schmertzlicher bedauern. Wenn wir zwar nicht eben so viele Nachlässigkeit hätten, so könnten wir vermuthlich noch heutiges Tages diesen erlittenen Verlust ziemlichermassen ersetzen; gestalten nicht unbekannt ist, daß in der Königlichen Bibliotheck zu Paris Num. 7266. ein pergamener Codex ist, worinnen eine grosse Anzahl Poesien aus dem hohenstaufischen Weltalter zusammengeschrieben sind. Wir wissen auch die Nahmen der vornehmen Verfasser, von denen einige Stücke darinnen enthalten sind; darunter sind etliche die mittelst eintzelner Zeilen, die von Goldast aus ihnen angezogen worden, ein starckes Verlangen nach dem gantzen erweket haben; nämlich Klinsore von Ungerlant; Walter von der Vogelweide; Werner von Túfen; Chunrad von Würzburg; Herzog Henrich von Pressela; Reimar von Zweeter. Alle die Dichter, derer Schriften in dem angeregten Codex begriffen sind, haben unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause gelebet. Der Untergang des Stammes von Hohenstaufen ist der Poesie gantz verderblich gewesen. Man muß nicht wohl zu unterscheiden wissen, wenn man die Poeten desselben Alters mit den Meistersängern der spätern Zeiten in eine Classe setzet; wie Wagenseil und andre gethan haben. Sie sind einander an Geschicklichkeit, an Kunst, an der Sprache, allzu ungleich, wiewohl sie einander darinnen gleichen mögen, daß diese und jene ihre Erzehlungen vor

einer Gesellschaft Zuhörer abgesungen haben. Die Mundart deren sich die Poeten des XIII. Jahrhundert bedient haben, ist durchgehends die Schwäbische, welche damahls auch die Sachsen vor die beste erkennt und gebraucht haben.

Von einem solchen Gedichte aus dem dreyzehnden Jahrhundert hat der Zufall ein paar Hundert Zeilen auf einem zerrissenen Pergament geschonet, welches mir ungefehr in die Hände gefallen ist. Ich halte diese Schrift beynahe gleich alt mit dem Dichter. Der Innhalt ist von der schönen Meliure, welcher die grössesten Fürsten von Europa und Asia aufwarteten, und Hoffnung hatten, daß sie einen von ihnen zu ihrem Gemahl erwehlen würde. Vor allen andern schmeichelten sich, ihre Gunst zu haben, der Soldan aus Persien, und Partenopier, ein Fürst aus dem Stamme der Könige von Kerlingen. Dieser letztere hatte sich insgeheim vom Hofe verlohren. In unserm Fragmento findet er sich unbekannter Weise wieder ein, einem Turniere, der unter den Mauren der Stadt Schifdiere sollte gehalten werden, beyzuwohnen. Unweit denselben, in einem anmuthigen Thal, begegnet ihm Gaudin, ein christlicher Ritter, mit welchem er Freundschaft machet, und auf den Turnierplatz reitet. Sie fanden auf einer Ebene zwischen der Stadt und dem Meere alles von Christen und Saracenen wimmeln. Diese werden durch einander gemischet, so daß kein Unterschied unter ihnen gehalten ward, hernach werden sie in zwey gantze Theile getheilt. Der König von Kerlingen hatte gegen Meliu-

ren einen Anschlag im Kopf, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie ihm Partenopier, seinen Vetter, aufgefangen hätte. Das ist es, was wir aus diesem kleinen erretteten Stücke erlernen können. Wir haben schon darinnen Erfindung, Sitten, und poetische Farben: Erfindung in Meliurens Worte, einen von den christlichen oder den saracenischen Fürsten zum Gemahl zu erwehlen, welches einige Aehnlichkeit mit Penelopens Versprechen hat, und vielleicht mit gleichmässigem Zwang, Bedingung, und Umständen, wie bey dieser begleitet gewesen; in Partenopiers heimlichen Abschied, und heimlicher Wiederkunft, welche uns einen Knotten in dem Gedichte zu vermuthen giebt; in der freundlichen Vermischung der Saracenen und der Christen, welche etwas neues und seltsames in sich hat. Sitten haben wir in eben dieser Vermischung, und ferner in dem freundschaftlichen Betragen Partenopiers und Gaudins, in des Kerlinger-Königs Hasse gegen Meliuren, un Meliurens Furcht vor demselben. Poetische Farben finden sich in der Beschreibung der Gegenden, der Kleidungen, der Zurüstungen, der Eintheilung des Turnieres. Die Sprache zur Ausdrükung aller dieser Dinge fehlte dem Verfasser nicht, und wann wir sie als eine fremde oder gar als eine todte Sprache ansehen, und die Begriffe mit den Wörtern verknüpfen, welche zur Zeit, als sie noch geredet ward, damit verknüpfet waren, so werden wir keinen schlechten Geschmack darinnen finden. Urtheilt selbst davon:

geliches willen mueſte iehen
ſchiefdeire wart von in geſehen
in harte kurzer wile
mit ſnelleclicher ile
kamen ſi geriten dar
ein tal von bluomen lieh gefar
lac da bi mit ſtete
dar inne Gaudin hete
empfangen wunneclich gemach
ein herberge und ein obedach
was im alda gewunnen
bi eime kalten brunnen
da gruene boume ſtuonden obe
ein pavilune wol ze lobe
waz in geslagen uf das velt
unde ſtuont vil ſchoene ſin gezelt
mit loumen und mit grase beſt
der meie hete do gevroeut
mit der lichten kúnſte ſin
diu wilden walt vogelin
dar umbe alda ze priſe
ir ſuezen ſumer wiſe
wurden lute erklenket
ſi heten ſich geſenket
in die ſchoenen bomes bluot
vnde liezen ſueze ſtimme guot
des males hellen úberal
in diſem wunneclichen tal
Gaudin ſich nider ſchiere
lie mit Partinopiere
der im die nacht vil eren bot
des tages do das morgen rot
durch den lichten himmel ſchein

von

von koufe der vil nuzzes birt
die knehte ſolten einen wirt
in kiesen der in gebe ſa
des ſi durftic weren da
ze ritterliche koſte
ſi wolten uf die joſte
nach hoher minne lone
bereiten ſich vil ſchone
Nu daz die knechte vúr geriten
die ritter da niht langer biten
Gaudin unde Partinopier
zuo der Stat ſchone unde fier
diu Schiefdere waz genant
kamen ſi da ſa zehant
da ſi vil geſte ſahen
zuo riten unde gahen
uz manegem kunecriche
ſi beide vil geliche
ir ougenblicke niht verlurn
wan ſi da ſpurten unde kurn
werder kunege ein wunder
ouch ſahen ſi dar under
manegen herzogen hoch
vil grafen unde frigen zoch
hin zuo dem turneie
rich unde manger leie
ſchein diu gezierde ir werden hers
hie diſſit unde ienhalp mers
was ir volc gewahsen
Weſtfalen unde ſahsen
vranken peier ſwabe

durch werder minne gabe
kamen dar mit hoher craft
- - -
- - -
der ſchone dienten ſinre hant
der Kúnec von Egipte lant
vnd der von Iturie
mit grozer maſsenye
wurdent beide erkennet da
der kúnic rich von Libia
kam dar mit disen beiden
ouch vuor da hin der Meden
gebieter und ir Landevogt
von Barbarie dar gezogt
waz der kúnec ſchone
ein here truoc die krone
des riches in Arabia
den ſach man werdeclichen da
zuo gahen unde riten
ouch waz da bi den ziten
der kùnec von Syrie
und der von Armenye
brahte dar vil groz gedranc
von Baldach unde von Zazamanc
die zwene kúnge vuoren dar
ſo waz dahin mit ſinre ſchar
geſtrichen der von Marroch
diz waren heiden alles doch
vnde hete ſi der Soldan
gefueret dar us des ſiges wan
daz in div vrouwe ſolte erweln.
Nu wil ich iv die Kúnge zeln
die von der werden criſtenheit
ouch riten uf die heide breit

vnd

vnd uf das wol geblvemte gras
der Keiſer da von Rome was
herlich und ſchone komen

\- - -

die zwene kamen ouch aldar
die fuorten beide in lichter ſchar
manegen ritterlichen degen
der Kúnec rich von Norwegen
vnd der von Orchadie
mit grozer maſſenie
zuo ritten unde randen
der Kúnec von Irlanden
vnd der von Tenemarken
vuoren dar mit ſtarken
rotten uf die gruenen wiſen
ouch wart geſehen da mit diſen
der Kúnec von Yſpanie
des Riches von Britanye
Pfleger waz da hin gefarn
der brahte dar in ſinen ſcharn
vil manegen werden Britun
da was der Kúnec von Arragun
und der Kerlingere Vogt
von Nafarre dar gezogt
kam ein Kúnec wit erkant
ſo waz ouch der von Engellant
komen dar mit hoher craft
und ein Kúnec ellenthaft
geheizen von Cecilie
Koufliute von Marſilie
kamen dar mit ſinem her
die den market bi dem mer

zierten mit ir krame guot
vil werden vurſten hoch gemuot
begunden ſich da dringen
der herzoge uz Lutringen
vnd der von Normandie
- - -
- - -
wan ir werdent hie gewert
ſwez iuwer edel herze gert
vnd úber das noch liebes mer
owe ſprach do Partinoper
wúrde erfúllet hie min gir
ſon gert ich niht das mir
gelunge baz geſelle kluoc
io duhte mich ſin rehte gnuoc
vil hochgelobter man hiemite
geſchehe das des ich hie bite
Sus giengen ſi do slafen
ir harnaſch und ir wafen
heten ſi von in geleit
ſi pflagen ir muedekeit
vil ruowe unz an den morgen vruo
do wurden ſi bereit dar zuo
das ſi da langer niht enbiten
ſi kerten abr vnde riten
fúr die ſtat hin uf den plan
da ſanc ein werder Capelan
in eime gezelte Meſse
der criſtenlichen preſse
vor allem ungelouben vri
ſi zwene ſtuonden ouch dabi
mit reinem willen ſtete
ny man geſungen hete

nach

nach vil goetelicher art
der turnei do geteilet wart
das Criſten unde Heiden
bliben ungeſcheiden
vnde man ſi miſchete under ein
durch das kein ſtrit da von in zwein
ſich huobe noch kein . . .
- - -
- - -
hin under die getouften ſchar
nv ſi gemiſchet wurden gar
zein ander uf der heide
ſo daz kein underſcheide
wart von in gehalten
da wurden ſi geſpalten
vnd in zwei ganze teil geſ . . .
der criſten und der heiden w . . .
beidenthalp geliche vil
an dem ritterlichen ſpil
en weder teil wart minre
daz uzer und daz inre
niht eines mannes hete me
kein tvrnei weder ſit noch e
wart als eben uf geleit
das kam do zeiner ſelekeit
in allen und ze heile
eim ietwedern teile
das turnieren da began
wurden zwene houbtman
beſunder uzbeſcheiden
die criſten unde heiden
niht ſtreites liezen walten
den turnei mueſte halten

der

der Soldan zeinre ſiten
unde vvielt ſin an den ziten
mit im ein kúnec uzerkorn
der waz uz Spangenlant geborn.
Si zwene mit ir lieb . . .
des males werde cl . . .
vvurden in die ſtat . . . .
diu veſte michel und . . .
- - -
- - -
ze halten in ir pflege
. . . uf des gruenen planes wege
. . . ren ſi das beſte
. . . zwene vúr die veſte
. . . vvurden uzerhalb geleit
. . . uo dem mere vvit unde breit
vnder boume uf gruenez gras
der kúnec von Kerlingen vvas
der Keiſerinne vvunneſam
von herzen vigent unde gram
durh das er vvande han verlorn
von der vrouvven hochgeborn
Partinopieren ſinen mac
des vvart er an des meres vvag
geleit mit hoher vvitze
ſin vride und ouch ſin litze
vvaz uzerhalp der mure
der ſchoenen Meliure
ze wibe er niht en gerte
- - ſvoht er unde werte
- ie ritterſchaft durch verluſt
vnd truoc den vvillen in der bruſt
moeht es ſich vvol gefueget han
- - - het ir etsvvaz getan

das

das ſi betruebet hete gar
nieman gefueret hete dar
ſo manegen ritterlichen Degen
- - - hete ſich uf ſtrit gevvegen
- - - d er der ſchoenen vvas gehaz
- - - - - in Meliure entſaz
- - - - - - - vvip vil uzerlesen
- - - - in bi dem keiſer vveſen

\- - -
\- - -

Nu daz die geſte riche
den turnei ſus geliche
geteilet heten under in
do vvart geleit dar uf ir ſin
vnd ir vvilleclich gedanc
das iedermann an vveinic tranc
vnd az ein edel murzel
darnach ſi beide vvurden ſnel
das ſi kerten uf den plan
von Perſia der Soldan
vz der veſte kam gezogt
ſo reit der keiſerliche Vogt
im engegen von dem mer
ir zvveier kúneclichez her
vnd ir zvvo ſchoenen parte
gezieret vvaren harte
mit ſiden unde mit golde licht
von endian von Vztricht
von kriechen unde von heidenlant
vvas in ze ſtiure dar gesant
vil manec edel ſamit
die vverden kúnge in vviderſtrit

haten

haten ſich gegeſtet
vnd an ir lip gebeſtet
tiure unde ſelzene vvat
der purpur unde der phat
der zendal unde das paldekin
die varen vvunneclichen ſchin
ir liehten ougen reine
das golt und das geſteine
das ſilber und das ſtahelvverc
mit glanze do tal unde berg
- - -
- - -

Wir müſſen die Worte wunneſam, ſchone unde fiere, nicht vor Flickwörter halten. Sie haben ihre nöthige Bedeutung, wo ſie geſetzet worden, und daß ſie hinter ihrem ſubſtantivo ſtehen, war der damahligen Sprachverfaſſung nicht entgegen. Wer es probieren wollte, dieſes Ueberbleibſel in unſre Sprache zu überſetzen, würde die Trefflichkeit der Grundſprache bald an der Mühe erkennen, welche er haben würde, die Begriffe eben ſo kurtz, ſo natürlich und geſchickt, ohne Mattigkeit, und ohne Niedrigkeit, zu geben. Das Metrum iſt demjenigen gantz gleich, welches der Engliſche Schafer noch in dem 14ten Sæculo gebraucht hat, da uns aber verborgen iſt, wie man es geleſen, oder geſungen habe. Schafer ſchreibt zum Ex.

It ſtood upon ſo high a rock
Higher ſtandeth none in Spayne,
What manner ſtone this rock was
For it was like a lymed glaſs

But

But that it schon full more clere
But of what congeled matere
It was, I nisste redily.

Die Engelländer haben sich von diesem Sylbenmasse nicht irre machen lassen, daß sie den Innhalt und die Erfindungen darunter aus dem Gesichte verlohren hätten, ihre heutigen Poeten finden noch ietzo die Perlen darinnen, und wissen sie geschickt herauszunehmen. Sie halten Schasers poerisches Naturell noch ietzo in Hochachtung, da sie seine Sprache haben untergehen lassen. Wir aber haben unsre Schaser mit ihrem Zahlmasse, ihrer Sprache und ihrer Poesie, unter die Banke geworffen.

Indessen haben die Poeten des 13ten Jahrh. noch andre bequemere Sylbenmasse gehabt, zum Exempel folgendes, das Winsbeke gebraucht hat:

Swas si redent, ich bin dir holt
Und nem din glesin vingerlin fúr einer kuneginne golt.

Ferner:

Leb du in tugentlicher Aht
Und las den kranken also leben, als im von Arte ist geslaht.

Und:

Gut das ist Gitikeit ein Klobe
Dem es ist lieber denne Got u. weltlich ere, ich wen er tobe.

Wer mit der deutschen Sprache umgegangen ist, der wird bald erkennen, daß dieses Metrum für sie

sie noch auf den heutigen Tag treffliche Bequemlichkeiten hätte.

In der Bürgerbibliothek zu Zürch wird ein Codex von Papier aufbehalten, worinnen eine ziemliche Anzahl Fabeln aus Avienus und andern in deutschen Versen enthalten ist. Der Sprache und Orthographie nach hat der Verfasser des Wercks zu den Zeiten Kaiser Rudolfs des ersten aus dem Hause Habsburg gelebt, wiewohl das Buch zu hundert Jahren später, und zwar nicht von dem geschicktesten Abschreiber geschrieben ist. Es verdiente wegen seiner natürlichen Einfalt und ungekünstelten obgleich nachdrücklichen Erzehluug von unsern neuangehenden Scribenten gelesen zu werden. Unter andern hat mich die Fabel von dem Hunde, der nach dem Fleische im Schatten schnappet, geschickt erzehlet bedünket:

Man liset von ainem Hunde
Der trug in seinem Munde
Ain stük flaisch das was gross
Des sein geschlechte nie verdross
An ainen bach trug in sin weg
Do vand er weder brugg noch steg
Do was weder schiff noch man
Ze fuss so must er über gan
Do er kam fer in den bach
Den schatten er des flaisches sach
Das er in seinem munde trug
Er sprach ich hette wol genug
Moecht ich das Stuck zu diesem han
Vil schier er ginen began

Vnd

Vnd wolt das stuck begriffen
Do muost im das entschliffen,
Das er in dem munde hatt.
Do stund er ledig und matt
Das er sin stucki hatt verlorn
Durch gitigkait das was im zorn.

Die Geschichte von der Matrone zu Ephesus ist mit einer so leichten und guten Art erzehlet, daß einer viele Geschicklichkeit haben muß, der sie fliessender erzehlen will:

Man liset von zwain menschen das
Ir hertz mit Minne verstriket was.
Das was ain man und ouch sin wib,
Die hatt er lieb als sinen Lib.
Die starke minne schied der tod.
Der man starb do kam in not
Die Frau und ouch die minne grosz;
Alles Trostes was si blos.
Do si verlor ir lieben Man.
Si wolt von niemand trost enpfan.
Sy schray und wainet ân underlas.
Ob im sy stætenklichen sasz.
Do er ward in das Grab gelait,
Do huob sich jammer und laid.
Sy wolt nit von dem Grab hindan,
Sy clagt als iren lieben man.
Sy schrai vil lut ach und we.
Weder regen und der schne
Mocht sy geschaiden von dem grab
Sy lebt in grosser Vngehab

Bedi Nacht und den Tag,
Das ſi da anderſt nút en pflag.
Ir Ruowe die was clain.
By dem grab ſaſs ſy allein,
Vnd wainet by dem Fúre.
Kurzwil was ir túre.
Nu fuegt ſich uf derſelben vart
Das da ainer erhenket wart
Hin von dem grab úber ain veld,
Des huot ain man dem gab man gelt
Das er nit dannen ſolt kommen,
Wurd ab dem Galgen abgenommen
Der tieb, das waer dem richter Zorn
Und mueſt er ſin houpt han verlorn.
Do er das fúr ſach und das Wib
Clagen hort ir mannes lib
Vil ſer in túrſten began.
Zu dem grab gieng er hindan
Und ſach die Frowen die was ſtoltz.
An das fúr bracht er ir holtz
Das ſi vor froſt wart behut.
Er ſprach Frow hand guten mut,
Sid tod iſt úwer lieber man
So ſond ir úch zu ainem lebenden han.
Ain anderù muoter ainen andern trait
Als guten der úch úwer laid
Abnimpt vnd úwer ungemach.
So er ſi ie me an ſach
So er ie me in minne bran.
Der man gar von im ſelber kan.
Er ſprach hertz liebe Frowe min
Moecht es an úwer hulde ſin

Ich woelt úch ergetzen zwar
Alles laides, nement war
Was lib und Sele erzúgen mag
Das iſt ûwer hût uf dieſen tag.
Die Frow wuſt vil tougen (a)
Die træhen uſs den ougen
Der man ſach ſi gar lieplich an,
Vnd ſprach moecht ich an dir han
Mit Wahrhait das du haſt geſait
Ich wœlt ablan mins herzens lait
Vnd wœlt tuon den willen din.
Er ſprach liebi Frow das ſol ſin.
Gar lieplich er ſy um vieng,
Vil liebes er mit ir begieng.
Das wil ich nun nit ſagen hie,
Darnach do dis red ergie
Vnd von der Frowen gieng der man
Vnd wider zu dem Galgen kan,
Do hatt er nit gehuetet wol,
Sorgen wart ſin herze vol,
Ab dem galgen was der Dieb
Genomen das was im nit lieb.
Er vorcht ſer des richters zorn,
Sin leben mueſt er han verlorn,
Er ſolt bas gehút han.
Zu dem grab er wider kan,
Da er vor die Frowen lie
Vil lieplich ſi in umbe vie,
Er ſait ir boeſe mære.
Wie im geſchehen wære.

(a) Die Frau wuſch gantz heimlich ꝛc.
Her Walther von Klingen:
Weder offenbar noch tougen.

Die Vrow ſprach nu volge mir
Vnd hoer was ich ſag dir.
Ain guoten rat wil ich dir geben
Das du wol macht behan din leben.
Wir ſond minen man usgraben
Vnd mueſſen ainen hælfig haben,
In ziehen an des Galgen matt
Vnd henken an des tieben ſtatt.
Das rat ich uff die trûwe min.
Wolher ich wil din helfer ſin.
Der man tett das ſy im riet,
Von dem toten ſi ſich ſchied.
Das was ain jæmerlicher rât.
Wol im der nùtz ze tuond hat
Mit bœſen wiben der hertze ſtat
Vff Schalkait und vff Miſſetat.

Ich erinnere mich nicht, daß dieſe Erzehlung, aus welcher La Fontaine und St. Evremond ſo viel machen, von einem Deutſchen ſeithero in Verſen beſchrieben worden ſey; Philander von Sittenwald hat ſie in dem Geſichte von dem Weiberlobe in Proſa verfaſſet.

Man weis, was vor eine zärtliche Furcht die Franzoſen vor den ungewöhnlichen Wörtern haben, welche entweder zu neu oder aus der Mode ſind; nichtsdeſtoweniger haben ſie es La Fontaine verziehen, daß er Marots veralterte Sprache in der Erzehlung ſeiner Fabeln und Mährgen angebracht hat, wo er es mit Artigkeit hatte thun können. Dieſe Artigkeit entſteht durch die beſondere Beſtimmung eines Begriffes, durch das natürliche Weſen, durch die Kürtze eines

Aus-

Ausdruckes. Sie haben es ihm nicht nur verziehen, sondern sie haben diese Marotische Schreibart mit unter ihre begünstigten Moden auf- und angenommen. Sie ward dem zierlichen Schertz und der geistreichen Kurtzweil gewidmet, in welchen Marot ein so grosser Meister gewesen war, und kündiget uns diese zuvor an, wie den Harlekin der Schnitt und die Farbe seines Kleides. Wenn meine Landesleute in die Gemüthsverfassung kämen, für den artigen Schertz gleichermassen eine besondere Sprache einzuführen, so könnten sie in diesen alten Fabeln schon eine ziemliche Anzahl geschickter Wörter und Ausdrücke zu diesem Ende antreffen. Ich verstehe keinesweges solche Flickwörter und Flickzeilen, welche zu der Sache und der Absicht gar nichts thun, und nur um des Reimes willen da sind, womit Hans Sachsens Arbeit zusammengeschmiert ist. Diese sind vielmehr lächerlich als lustig, und ergetzen nur mittelmässige Geister durch ihre abgeschmackte unvernünftige Zusammensetzung. Ich will in diese Sprache auch die *han*, *lan*, *gie*, *lie*, *vie*, *kan*, statt, **haben**, **lassen**, **gieng**, **ließ**, **fieng**, **kam**, nicht aufnehmen, weil sie in Hans Sachsens Schriften verächtlich und pöbelhaft geworden, ungeachtet solche in der poetischen Sprache des schwäbischen Weltalters mit allen Ehren ihren Platz behaupteten. Dantes und die Poeten Italiens von seiner Zeit haben in ihren Schriften eine Menge solcher verschnittenen Wörter gebraucht, welche sich bey der einmahl empfangenen Ehre und Würde bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Von der Poesie des sechszehnten Jahrhundert nach ihrem schönsten Lichte.

Die deutsche Poesie, welche unter den Kaisern von dem schwäbischen Stamme auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gestiegen war, nahm mit dem Untergange dieses Hauses wieder ab, und fiel in den folgenden Jahrhunderten viel tiefer, als sie zuvor in der Höhe gestanden war. Sie gerieth dem Pöbel in die Hände, und ward von ihm dergestalt gemißhandelt, wie sie noch in den Schriften Hans Sachsens aussiehet. Denn die glückliche Wiederherstellung des Geschmackes der Alten kam der deutschen Poesie am wenigsten zu Statten, weil die muntern Naturelle und Köpfe ihre Kräfte nicht in dieser versuchten, noch ihr zum besten anwendeten. Die beyden besten und dabey gelehrtesten Ingenia, welche nach der Wiederfindung der Wissenschaften vor Opitzen Witz und Poesie in die deutsche Verse gebracht haben, sind nach meinem Wissen Sebastian Brand, und Johann Fischart, zween Doctores der Rechte von Straßburg; wiewohl ihre Nahmen zu unsern Zeiten ins Vergessen gekommen sind, und nicht einmahl die Art der Unsterblichkeit erhalten haben, welche Hans Sachse sich durch den aberwitzigen und kahlen Innhalt seines Reimengeklappers erworben hat. Von Fischarten hat

war

zwar Zinkgräfe in der Vorrede zu einer Sammlung Gedichte, welche er als einen Anhang zu den allerersten Opitzischen Gedichten drücken lassen, mit einer ausnehmenden Hochachtung geredet.

„ Johann Fischers, genannt Mentzers, glück-
„ liches Schiff von Zürich, sagt er, wäre an Reich-
„ thum poetischer Geister, artiger Einfälle, schö-
„ ner Worte, und merkwürdiger Sprüche, (aus
„ welchen Stücken abzunehmen, was stattliches
„ dieser Mann hätte leisten können, wenn er den
„ Fleiß mit der Natur vermählen, und nicht viel-
„ mehr sich an dem, was ihm einfältig aus der
„ Feder geflossen, hätte begnügen wollen,) gar
„ wohl der römischen, griechischen, italiänischen
„ und Französischen Poesie an die Seite, wo
„ nicht vorzusetzen, wenn ihm nicht, wie ange-
„ deutet, etwas weniges fehlete, welchen Man-
„ gel ich jedoch mehr der unachtsamen Gewohn-
„ heit seiner Zeiten, als ihm selbsten zuschreibe,
„ und mögte er mit gutem Fuge sagen:
„

Ich hab das mein gethan, so viel mir Gott bescheret,
Ein andrer thu das sein, so wird die Kunst gemehret.

Aber diese Worte sind auch die Leichenpredigt des poetischen Nahmens Johann Fischarts gewesen. Dem Nahmen und der Poesie Sebastian Brandens ist es eben so unglücklich ergangen, und hat ihm nicht helffen mögen, daß er an Kaisersberger einen so sorgfältigen und weitläuftigen Ausleger gefunden hat. Ihre Gedichte sind mit ihrer Sprache weggeworffen und ver-

gessen worden. Diese hat eine so starcke Veränderung erlitten, daß unsre heutige kaum mehrere Lineamente von derselben behalten hat, als einem Enkel von den Gesichtszügen des Ahnen übrig bleiben. Wenn gleich die Worte selbst öfters noch vorhanden sind, und nur in der Aussprache eine geringe oder gar keine Veränderung erlitten haben, so haben sie doch eine eingeschränktere oder eine weitläuftigere Bedeutung bekommen, oder haben wenigstens in dem Munde des Pöbels, von welchem sie durch die Länge der Zeit entweihet worden, eine gewisse Niedrigkeit empfangen. Man liebete zu ihren Zeiten die Verschlückungen der Buchstaben und der Sylben, welcher sie vielleicht durch die zarte Aussprache wieder zu helffen wusten; wie noch auf disen Tag die Engelländer thun, welche eben so gerne, als unsre Urahnen, die Worte zu stümmeln pflegen, und doch diesen gestümmelten Wörtern in der Aussprache so gut zu helffen wissen, daß ihre Sprache mit allen ihren einsylbigten zusammengeschmoltzenen Wörtern der unsrigen, welche sich über diesen Punct gebessert, und die Neigung zum stümmeln verlohren hat, an sanftfliessendem Wohllaut nichts nachgeben will. Nichts von dem Sylbenmaasse, der beständig gleichen Abwechselung der kurtzen und langen Sylben, den sorgfältigen Reimen, und dergleichen Dingen zu sagen, in welchen die Dichtkunst zu unsern Zeiten sich von der Poesie der vorigen Jahrhundert gäntzlich entfehrnet hat. Wenn wir alle diese Sachen auf eine Seite stellen, und uns daneben insbesondere

die

die Sprache des 15. und 16ten Jahrhunderts als eine besondere eigene Sprache bekannt machen, so werden wir erst von den Schriften Brands und Fischarts ein tüchtiges Urtheil fällen können. Wir werden dann bisweilen solche poetische Erfindungen und Ausbildungen darinnen wahrnehmen, als wir in manchem Poeten, der unsre neue Sprache redet, vergebens suchen würden.

Es ist wahr, die veralterte Wörter, die abgeschaften Redensarten, die harten Sylbenverbeissungen, sind den meisten von unsern heutigen Lesern und Kunstlehrern allzu anstössig, als daß sie sich überwinden könnten, den Sachen und Gedancken, die darunter verborgen liegen, nachzusuchen. Die Seele muß da für die Schuld ihres Cörpers büssen; und der Cörper selbst muß für das zerfetzete Kleid, womit er angethan ist, leiden. Es bleibt dabey, was Addison gesagt hat, wer nicht mit einem wahrhaftig erhabenen Geist und Genius begabet ist, kan die Sachen und Gedancken vor dem lächerlichen Anstriche nicht sondern, welcher ihnen von der ungewöhnlichen und verlegenen Sprache anklebet. Eben derselbe berichtet uns, daß Mylord Dorset, bey dem der trefflichste Witz mit der grösten Aufrichtigkeit gepaaret war, einer von den feinesten Kunstrichtern und den besten Poeten seiner Zeit', eine zahlreiche Sammlung von alten Englischen Liedern gehabt, und aus dem Lesen derselben ein sonderbares Vergnügen geschöpfet habe. Er meldet eben dasselbe von Dryden, und sagt, daß er noch etliche andre scharfsinnige Scriben-

ten kenne, welche eben diesen Geschmack haben.

Ich will eine Probe machen, wie weit wir fähig seyn, das Poetische in Fischart und Brandon, wenn es von der rohen Sprache nicht verdunkelt wird, zu bewundern. Lasset uns erstlich Johann Fischarts Gedichte auf das glückliche Schiff betrachten, welches in einem Tage den Weg von Zürch nach Straßburg gemacht hat. Die Verse von diesem Gedichte sind bekannt:

So hat sein glücklich Schiff zwar einen lustgen Grund,
Und giebt doch die Natur in starcken Proben kund.
Durchsichten, Wasserfäll', als so verschiedne Bühnen,
Character, Neigungen, auch Reden und Maschinen;
Dies alles fehlt hier nicht.

Eben diese Dinge wollen wir darinnen aufsuchen, und damit wir den schwachen Leser desto sicherer vor Aergerniß bewahren, die Verse in Prosa umsetzen, und die Wörter nach der heutigen Sprachlehre orthographieren, dabey aber alle dieselben behalten, welche wir in dem Poeten finden.

Unter den Dingen, die aus der stillen Natur hergenommen sind, haben mir folgende in die Augen geleuchtet; der Rheinfall bey Laufenburg:

„ Da etliche Berge sich dem Rhein mit grosser Schalle widersetzen, die sich doch selbst dadurch verletzen, denn der Rhein etzet eine freye Strasse durch dieselben, und wird sie mit der Zeit verzehren. „

Der Strudel unter Lucken, welcher im Rhein der dritte ist: „ Er lautet von Nahmen erschrek-

„ lich,

„ lich, denn er wird im Höllenhacken genannt,
„ weil er nach den Schiffen zwacket. „

Das Städtgen Neuenburg: Dieses Städtgen, heißt es, „ bedarf grosse Sorge, dieweil
„ der Rhein mit seinem Laufe so starck und hef-
„ tig darauf zudringet, und seine Macht da so
„ strenge schauen läßt, daß man ihn nicht genug
„ verbauen kan.

Das Rudern der Schiffenden: „ Sie zükten die Ruder so starck, als wollten sie auf
„ den Rücken fallen, in gleichem Zuge, in glei-
„ chem Fluge, der Steuermann stund fest an
„ dem Pfluge, und schnitt solche Furchen in den
„ Rhein, daß das unterste oben zu stehen schien.
„ Die Sonne hatte auch ihre Freude damit, daß
„ das Schiff so dapfer fortschritt, sie schien so helle
„ in die Rinnen der Ruder, daß sie von ferne
„ wie Spiegel schienen. Auch das Gestade scher-
„ zete mit dem Schiffe, wenn das Wasser dem
„ Lande zulief, denn es gab einen Wieder-
„ ton, gleich wie die Ruder fielen. Eine Flut
„ trieb die andre so geschwind, daß sie einem
„ unter dem Gesichte verschwand. Ja der Rhein
„ warf auch kleine Wellen auf, die zu Gesellen
„ um das Schiff tantzeten. „

Es dünkt uns, daß wir selbst eingeschiffet seyn, wir werden mit den Schiffenden fortgeführet, und in alle die Stände gesetzt, in alle die Gegenden gebracht, welche dem Schiffe erschienen. „ Die
„ Sonne strich ihnen by Rheinau vor, und
„ zeigte sich dem Schiffe auf der Seite, ihm zu
„ dem Wettlaufe auszubieten, welches diese Män-

„ ner

„ ner destomehr ermannete, daß sie weidlich Hand
„ anlegeten; vornehmlich da sie von ferne dauchte,
„ wie ihnen ein neues Gestirn hervorschien, von
„ dem Widerscheine der hohen Spitze des Thur-
„ mes zu Straßburg.

Es fehlet ihm, wie ihr sehet, an geschickten Worten zur Ausbildung seiner Gegenstände nicht. Die Hitze der Sonne kan nicht poetischer vorgestellet werden, als, wie folget: „ Je mehr sie
„ der Rhein fortstieß, je mehr bewies die Son-
„ ne ihre Kraft, denn als sie mit ihren schnellen
„ Säulen so heftig in die Höhe eilete, damit sie
„ zu Mittag in der Mitten wäre, und da ausspan-
„ nen mögte, ward sie vom eilen so erhitzet, daß
„ sie nichts als Feuerstralen von sich schwitzete. „
Von dieser Art werde ich unter dem Artickel von den **Maschinen** noch mehr Stellen anzumercken haben. Folgendes Gleichniß ist zu der Zeit, da es gemacht worden, in der deutschen Sprache so neu gewesen, als es bequem ist, die Geschwindigkeit auf einem der höchsten Grade vorzustellen: „ Sie fuh-
„ ren so gählings unter der Brücke durch, als ob ein
„ Pfeil vom Bogen flöge, oder ein Sperber entflo-
„ gen wäre. „ Und folgendes ist noch auf diesen Tag so neu, als geschickt ersonnen. „ Sie tö-
„ neten hingegen mit den scharffen und rauhen
„ Trompeten, daß es so einen Widerhall gab,
„ als thät ein Baum in einem Thal einen Fall. „
In dem Original ist noch der Ton des fallenden Baumes in den Worten selbst nachgeahmet:

Es gab so einen Widerhall,
Als thät ein Baum im Thal ein'n Fall.

Eben

Eben so gut hat mir folgendes gefallen: „ Da „ gieng es in dem Wasser daher, als ob es in den „ Wellen flöge, die Ruder giengen schnelle auf „ und ab, so daß es ein Ansehen gab, als ob „ ein fremdes, ungewohntes Gevögel die Flügel „ auf dem Wasser rührete. „

Den Titel der **Character** können wir gantz bequem mit den **Neigungen** vereinigen, weil er eben durch die Neigungen am deutlichsten ausgedrüket ist. Hier finden wir die Dankbarkeit der Schiffenden: „ Als sie nun daselbst mit des Rheins „ gutem Glücke durch die Brücke fuhren, dan„ keten sie ihm für die Treue. „ Und als sie durch den Wasserbruch bey Rheinfelden gekommen waren: „ Da lobeten sie den reinen Fluß „ daß er so gedultig und ohne Verdruß durch „ seine Standhaftigkeit die Ungestümigkeit der „ Felsen durchdränge. „

Ihre Arbeitsamkeit: „ Jedoch die männlichen „ Reisegefehrten achten der Beschwerden nichts. „ Ihre ehrenhitzige Ruhmbegierde stritt ungeirret „ mit der Hitze der Sonne. Die äusserliche „ Brunst am Leib vertrieb die innerliche nicht. „ Jemehr ihr Blut erhitzet ward, desto mehr ward „ ihr Muth entzündet, ꝛc. „ Ihre Gottseligkeit und Andacht, als sie vor Straßburg angelanget: „ Sie liessen auch dem Rhein zu Lobe die Trom„ meln und Trompeten gehn, daß es ein gros„ ses Freudengetöne gab. Sie danketen auch „ Gott sonderlich, der ihnen seine Geschöpfe zu „ der Schiffahrt so gnädiglich lassen dienen, das „ Wasser, das Wetter und die Sonne. „

Also

Also hat der Poet bey jeder Gelegenheit die Affecte, in welche die Schiffenden versetzet worden, geschickt ausgedrücket, und damit den Leser in eben dergleichen Affecte gestürtzet. Als die Gesellschaft bey Neuenburg gesehen, daß der Rhein ein gutes Stück von der Stadt weggerissen, meldet der Poet, „ daß sie es sehr betrauret, und den „ Rhein um Bedauren gebeten habe, daß er seinen Zorn wollte verfliessen, und diese Stadt „ einmahl der Ruhe geniessen lassen. „ Die Freude, so sie empfunden, als sie zuerst aus der Aar in den Rhein getreten, drücket er dergestalt aus: „ Da freueten sich die Reisegefehrten als sie nun „ den Rhein rauschen hörten, und wünschten sich „ auf ein neues Glück, daß der Rhein sie glücklich „ fortschickete. „

Doch diese Character und Affecte werden noch lebhafter in ihren Reden ausgedrücket: Ihre erste Anrede an den Rhein ist sehr poetisch und mit geschickten poetischen Beweggründen eingeführet: „ O Rhein, diene du uns nun mit deinem hellen Flusse zur Förderniß. Laß uns deiner Gunst „ geniessen, dieweil du doch bey uns entspringest, „ am Vogelberg bey den Luchtmanen im Rheinzierland, von alten Ahnen; und wir dein Thal, „ dadurch du rinnst, mit Feldbau, dem schönsten „ Dienste auszieren. Schalte dieses Wagschiffelein nach seinem Begehren; wir wollens dir „ doch verehren; leite es nach Straßburg, davor du doch gerne und mit Begierde läufest, „ weil es deinen Strohm wie ein Gestein im Ringe versetzet, zieret und ergetzet. „

Von

Von ihrer Unerschrokenheit konnte man uns keinen höhern Begriff erwecken, als mit der kurzen Rede bey Isstein: „ Aber bey Isstein, einem Schloß, welches zerstört, öde, und bloß „ stehet, wollte sich auch ein Strudel streuben, „ und begunte grosse Wellen aufzutreiben. Jedoch „ die Gesellschaft verachtete ihn, und sprach: Er „ hätte gleich so viele Macht, als dieses Schloß, „ bey dem er herstrudelte; welches zur Wehre „ gar verhudelt wäre. Konnten wir Strudelberg „ durchdringen, so wollen wir auch Hügel über„ springen. Kan uns keine Hitze den Muth zer„ spalten, so wird den auch kein Eisstein er„ kalten. „

Noch mehr Reden finden wir unter dem Titel der **Maschinen**, welche wir noch zu betrachten übrig haben. Diese Reden sind zwar andern Personen, als den Schiffenden in den Mund geleget, denn der Poet hat nach der Manier der Alten ein gewisses Ministerium Deorum in seinem Gedichte eingeführet, wodurch er der Kleinigkeit desselben trefflich geholffen, und ihm ein grosses Ansehen mitgetheilet hat. Eine Kunst, welche sonst auch unser Frauenzimmer mit ihren kleinen Wahren und Gunstbezeugungen wohl versteht, welche sie, wie Opitz sagt, **mit Worten zu bessern wissen**. Diese Personen sind die Limmat, der Rhein, und die Sonne; welche Fischart an dem Geschicke und Fortgang des Glückesschiffes gewissermassen Antheil nehmen läßt. Von der Limmat erzehlt er uns zwar allein, was sie vor Gedancken gehabt habe, sie selber läßt er nicht

nicht reden, und er giebt deßwegen eine Ursache an, welche ungemein lebhaft ist, die Geschwindigkeit des Schiffes vorzustellen: „Die Limmat wollte „ sich erstlich etwas strauſſen, sie erzeigte sich mit „ rauschen und brausen wild, denn ihr war solch „ schnelles Schiffen ungewohnt, und sie hätte sie „ gerne eine Weile ergriffen, von ihnen Bescheid „ zu erfahren, was doch dieses Eilen bedeutete; „ ob vielleicht ihre Landeszucht Zürich grosse Noth „ litte, daß man von ihr weichen müssen. Aber „ ehe sie dieses von ihnen erfahren konnte, ka„ men sie schnell aus ihr in die Aar.

Die Rolle des Rheins, auf welchem sie länger zu schiffen hatten, ist schon grösser. Er erscheinet nicht in der menschlichen sondern in seiner eigenen Gestalt, und die Manier, womit er seine Gedancken vernehmlich machet, ist gantz poetisch: „Der Rhein mogte dieses kaum aushö„ ren, so wand er sich krause um das Schiff, „ machete ein weites Rad um die Ruder und „ schlug mit Freuden an das Gestade. Dann „ ließ er eine Stimme hören, aus welcher man „ diese Worte erklären mogte: Frisch dran ihr „ lieben Eidsgenossen, frisch dran, seyd unver„ drossen. Folget also euern Vorfahren, die „ vor hundert Jahren eben dieses gethan haben. „ Wann man den Alten nachschlagen will, muß „ man auf diese Weise Ruhm erjagen. Ihr „ seyd mir von eurer Vorfahren wegen willkom„ men. Ihr suchet die alte Gerechtigkeit, die „ euch eure Alten bereitet haben. Dieselbige will „ ich euch gerne gönnen, so wie sie von den Al„

„ ten

„ ten gewonnen worden. Ich weis auch, ich
„ werde noch oftmahls sehen, daß solches auch
„ von euren Nachkommen geschehen wird. Also
„ erhält man Nachbarschaft; denn der Schwei-
„ zer Eigenschaft ist in der That nachbarliche
„ Freundschaft. - Mit solchen Leuten sollte man
„ durch die Meerwirbel und Meertieffen schif-
„ fen. - Mit diesen Knaben sollte einer des Ja-
„ sons Schiffsgemeinder werden, in die Insel zum
„ güldenen Widder; da wüßte er daß er wieder
„ zurück kommen würde. Wären diese am Meer
„ gesessen, so wäre America, die neue Welt, nicht
„ so lange unbesucht geblieben. Denn ihre Lob-
„ begierde hätte dahin gestellt. „ Die Rede endiget mit einer Aufmunterung und Weissa-gung: „ Lasset euch nicht hindern, daß die Sonne
„ euch auf die Haut sticht, sie will euch dadurch
„ nur mahnen, daß ihr die Furchen tapfer durch-
„ schneidet. Denn sie sähe gern, daß ihr die
„ Geschichte bey ihrem Schein und Lichte voll-
„ brächtet, damit sie auch Ruhm davon trüge,
„ gleichwie ich mich dessen rühmen mag. - - Ihr
„ dörffet euch nicht nach Wind umsehen, ihr
„ sehet der Wind will euch nachwehen; gleiche
„ wie euch nun dieses Wetter liebt, also bin
„ auch ich unbetrübt. Ihr sehet mein klares
„ Wasser, das offenbar ist, wie ein Spiegel.
„ So lange man den Rhein hinabfahren wird,
„ wird keiner euer Lob sparen, sondern man wird
„ wünschen daß sein Schiff liefe, wie das glück-
„ hafte Schiff von Zürich. Wohlan, frisch
„ daran, ihr habet mein Geleit, um eurer stand-

„ haften Freudigkeit wegen; die Strasse auf
„ Straßburg sey auch offen; ihr sollet erlangen,
„ was ihr hoffet. Was ihr heute früh euch
„ vorgenommen habet, das soll euch noch diesen
„ Abend wahr werden. Ihr werdet heut die Stadt
„ Straßburg sehen, so wahr ich selbst zu derselben
„ hinzunähern werde. Heute werdet ihr als
„ willkommene Gäste zu Straßburg ankommen.
„ Nun liebes Wagschiffgen lauf bekende, du
„ wirst noch heute Glückesschiff genannt werden,
„ und durch dich werde ich auch gepriesen werden,
„ weil ich an dir solche Treue bewiesen habe. „

Die Wirckung, welche dieser Zuspruch bey den Eingeschifften gethan, wird auf eine recht poetische Art beschrieben: „ Solche Stimme war der
„ Gesellschaft etwas seltzames, sie ward darüber
„ gar erstaunet, und schwieg stille. Es dauchte
„ sie, daß sie die Stimme fühlte, als wann
„ ein Wind in eine Höle bliese. Derhalben
„ jagte sie ihr einen Muth ein, gleich wie das
„ Horn und das Rufen des Jägers den Hunden thut, wenn es in dem finstern Wald weit
„ erschallet, so sie sich im tiefsten Thal verlaufen haben, und die Berge auf und ab durchschnaufen. Alsdann schäumet ihnen die Wasfel erst, und sie kommen ungesäumet auf die
„ Spur. Also war äuch die Stimme dem Schiffe.
„ Es bekam erst einen Grimm zu rudern. „ Das Gleichniß ist gantz homerisch so wohl in der malerischen Ausführung, als in der Verknüpfung verschiedener Absichten.

Nach

Nach diesem wird die Sonne, eine noch vornehmere Person, aus einer sehr natürlichen Ursache eingeführet, weil nemlich die Schiffenden sich vermessen, die Stadt Straßburg vor dem Untergange der Sonne zu erreichen. Aus diesem Grunde fließt vor sich selbst die Erdichtung des Poeten, daß das Schiff mit der Sonne einen Wettstreit eingegangen habe, wer von ihnen zuerst in Straßburg ankäme. Es war nur ein Streit um Ruhm, ἔρις ἀγαθὴ, und Fischart hat dieses in der Zuneigung und Hochachtung, welche er der Sonne für die Schiffenden zuschreibet, an etlichen Orten ausgedrückt. Durch diese Erdichtung hat er dem Vornehmen der Schiffenden eine grosse Würde beygeleget, er hat die sinnlichsten Bilder daher erhalten, die Geschwindigkeit der Schiffahrt vorzustellen, er hat davon Stof zu etlichen wunderbaren Schildereyen der leblosen Natur bekommen. Diese gantze Scene aber wird nur erzehlet, und nicht aufgeführet. Ich will sagen, die Sonne redet nicht selbst, sondern der Poet beschreibt ihre Gedancken und Meinungen: „ Vornemlich aber schoß die Sonne ihre „ Strahlen auf unser schmales Schiffgen, weil sie „ ihm schier mißgönnete, daß es mit ihr in die Wette lief, und ihr ihren Lauf nachthun, mit ihr auf- „ und auch niedergehen wollte. Jedoch die männlichen Reisegefehrten achteten der Beschwerde „ nichts. Sie hielten der Sonne Stiche nur vor „ eine Anmahnung sich zu födern. Denn wer schönes „ Wetter haben will, muß leiden, daß er die Sonne fühle. Derowegen, als die Sonne vermerckte,

„ daß ihre Mannheit nur dadurch gestärcket
„ ward, und das Schiff immer forteilen sah,
„ sorgete sie, sie mögte sich verweilen, daß
„ ihr das Schiff vielleicht vorkäme, und ihr
„ also das Lob benähme. Ehe sie derohalben
„ halb ausgeruhet hatte, spannte sie frische
„ Pferde vor, sie ließ sich aus ihrem güldenen
„ Saal, und rennte in einem Keif zu Thal,
„ als wenn ein Feuerstrahl vom Himmel plötz-
„ lich in ein fernes Thal schießt. Sie brauchte
„ sich auch so emsiglich, daß sie ihnen bey Rhein-
„ au vorstrich, und sich dem Schiffe auf der
„ Seite zeigete, ihm zum Wettelaufen auszu-
„ bieten, welches diese Männer desto mehr er-
„ mannete, daß sie weidlich Hand anlegeten,
„ vornehmlich, da sie von ferne dauchte, daß
„ ihnen ein neues Gestirn hervorschiene, das
„ war der Wiederschein der hohen Spitze
„ des Thurmes zu Straßburg wegen der hel-
„ len Blitze, welche die Sonne auf derselben
„ erregete, auf daß sie die Gesellschaft bewe-
„ gete, und also mit ihr schertzete, und sie be-
„ hertzt machete zu fahren, denn der Keif war
„ ihr vergangen, seitdem sie ihres Vortheils
„ gewahr worden. Sie ließ ietzo die Pfer-
„ de gerne langsam traben, mehr Kurzweil
„ mit dem Schiffe zu haben, welches ungewohn-
„ ter Weise auf dem Rhein mit ihr um den
„ Preis wettelief. Denn grosse Händel un-
„ ternehmen, wird so wohl gelobt, als sie be-
„ gehen. Aber sie mußte heruntereilen, sich
„ von der Erden erkühlen zu lassen, und sich

„ selber

„ selber im Meere zu erfrischen, und den feu-
„ rigen Schweiß abzuwischen. Jedoch, ehe sie
„ verläuft, sprang sie zuletzt hinter den Ber-
„ gen zu etlichen mahlen mit ihren Blicken auf,
„ zu sehen, wie sie sich nachschicketen; und als
„ sie es schier vollbracht sahe, sprang sie zu
„ guter Nacht noch einmahl auf, und befahl
„ die Gesellschaft dem Rhein; sie gar in die
„ Stadt hinein zu leiten. „

Man müßte ungerecht oder ungelehrt seyn, wenn man dem Verfasser dieser Erfindungen und Ausbildungen das poetische Naturell absprechen wollte. Wir erkennen vielmehr, daß Zinckgräf in seiner Vorrede zu der allerersten Ausgabe einiger opitzischen Gedichte, ehender zu wenig als zu viel von Johann Fischart gesagt habe. Ich bekenne zwar, daß ich meinem Vorhaben gemäß die besten Stellen dieses Gedichtes ausgeschrieben habe, und daß hier und dar viel schwächeres Zeug darinnen ist, zum Exempel in dem Tagbuche, was den Zürchern zu Straßburg von Tage zu Tage begegnet sey, welches an Stof und Worten allzu prosaisch ist: Doch giebt es in diesem kleinen Werckgen noch mehrere Schönheiten, deren ich gedenken könnte, und mich würklich nicht hinterhalten kan, noch einiger zu erwähnen. Die Anruffung bey der Abfahrt von Zürich an die Sonne zeiget poetische Andacht, Vertrauen, und hoffende Munterkeit: „ O hel-
„ ler Tag, o liebe Sonne, sprachen sie, gön-
„ ne uns nun deinen Schein, und zeige uns

„ dein lichtes rothes Haupt, dessen du uns diese
„ Nacht beraubet hattest. Geh uns zum Heile
„ mit Freuden auf, daß wir unser Theil voll-
„ bringen, halt mit deinem Scheine heute bey
„ uns, laß dir keine Wolke hinderlich seyn.
„ Zünd uns heute den Weg durch dein Licht
„ bis auf Straßburg, welches noch sehr weit
„ ist. Denn du wirst durch diese Geschichte auch
„ berühmt werden. Wolan, dein Vortrab,
„ die Morgenröthe, zeigt uns, daß du stets
„ bey uns halten willst. Wann wir heute
„ deine Hitzstiche empfinden, wollen wir dei-
„ nen Beystand verkündigen. „

Die Eigenschaften und die Gestalt der Flüsse, werden mit einer Geschicklichkeit beschrieben, welche in den lateinischen und den griechischen Poeten gewöhnlich bey dergleichen Gelegenheit vorkommt, und in unsern Deutschen noch auf den heutigen Tag mangelt: „ Die Limmat,
„ welche auf dem Märchberg, der Ury umrin-
„ get, entspringt, und durch das Lindthal für
„ Glaris läuft, dann in dem Obersee ersäuft,
„ aber im Zürichersee wieder hervorkömmt, und
„ straks für Baden her nieder läuft. „

Von der Aar sagt er: „ Die Aar entspringt
„ beym höchsten Gebürge, dem Gotthard, der
„ in die Wolken dringet, sie windet sich ge-
„ schwind, und wie ein Fischangel durch Brienz
„ und den Thunersee, und umringet Bern,
„ die Landreiche Stadt, die wohl einen Bä-
„ renmuth hat, beydes wahre Lehre zu pflan-
„ zen, und ihre Länder mit Wehr zu schirmen.

Fol-

„ Folgends krümmet sie sich bey Aarberg,
„ die alte Stadt Salothurn zu umgeben. „

Die Stelle von dem Rhein habe ich schon oben angeführt. In der eben angezogenen Stelle ist der Character der Berner mit ein paar wahrhaften Zügen berührt. Von der Stadt Zürich und ihren Einwohnern hat er auch die deutlichsten Merckmahle ausgezeichnet: „ Diese
„ Stadt ward wegen ihrer Tugend macht so hoch
„ gehalten, daß den Eidgenossen gefallen hat,
„ sie sollte das erste Ort unter allen seyn.
„ Diese Stadt hat die Limmat mit etlichen
„ schönen und weiten Brücken eingefangen,
„ und ist von vielen Stücken berühmt, von
„ Policey, von Religion, von mancher ge-
„ lehrten Person, von weisen Leuten zum Rath,
„ und von streitbaren Männern zur That. „

Ich habe oben den lebhaften und affectvollen Abschied des Rheins von unsrer schiffenden Gesellschaft nicht vergessen sollen: „ Drauf
„ hat der Rhein seinen Abschied genommen,
„ auf daß er bald ins Meer kommen, und ihm
„ die fremde Zeitung bringen mögte, wie er
„ mit ihm um Ruhm ringen werde, weil man
„ auch auf ihm so geschwind fahre, dazu oh-
„ ne Segel, und ohne Wind.

Wenn der Poet für sich und in seinem eigenen Nahmen redet, nimmt man öffters eine Art Geistes und Witzes wahr, die in einer sinnreichen und sehr glücklichen Anwendung der Geschichte besteht: Zum Exempel gerade im Anfange: „ Man list von Xerxes dem Be-

„ herrscher des Aufganges und der edlen Per-
„ ser, welcher neun hundert tausend Mann
„ wider die Griechen angeführt, als er sehr
„ grossen Verlust zur See gelitten, sey er so
„ sehr ergrimmet, daß er das Meer habe geis-
„ seln lassen, und Ketten darein geworffen,
„ es zu stillen, und es nach seinem Willen zu
„ fesseln. Aber dieser Hohn half ihm nichts,
„ er floh davon. Desgleichen höret man von
„ Venedig, daß sie das Meer ihnen gnädig
„ zu machen, jährlich einen Ring hineinwerf-
„ fen, damit es sie wie eine Braut umfienge.
„ Aber wie oft hat es sich mit Uebergüssen feind-
„ lich gegen ihnen erwiesen? Wenn sie auch
„ ihrer Gemahlin wohl traueten, was dörfften
„ sie viel Dämme um dasselbe bauen? Des-
„ halben hat man eine gewissere Weise die
„ Wasser und Flüsse zu zähmen, daß sie ge-
„ schlacht und gefolgig werden, und die Leute
„ ohne Beschwerden fertigen, handfeste Ar-
„ beitsamkeit, und standhafte Unverdrossenheit,
„ durch rudern, stossen, schalten, 2c.

Dieses Gedichte ist durchgehends ernsthaftig, und man trifft nicht eine schmutzige Zeile darinnen an, die einem sittsamen Leser anstössig seyn möchte. Man weis sonst wie hoch es Fischart in der cynischen Sprache gebracht hat. In seiner freyen Uebersetzung des Gargantua hat er den Rabelais selbst, den Vater der Lotterbübischen Schreibart, beynahe übertroffen.

Wenn

Wenn sein Gedichte von der Flöhhetze mit diesem Fehler nicht besudelt wäre, so dürften wir es wegen vieler poetischer Gedancken und Vorstellungen, in welchen sich eine natürliche Fähigkeit zur Poesie zeiget, desto freyer anpreisen. Ein Floh klaget der Mücke seine Noth, die ihm und andern von seinem Geschlechte von den Weibern angethan wird: Die Mücke begegnet ihm mit Trost und Rath auf das freundlichste. Dem ist die Verantwortung der Weiber auf der Flöhe Verkleinerung angehänget, samt dem Flöhurtheile. Der Floh fängt seine Klage an: „ Wem soll ich meine Noth kla-
„ gen? Den Menschen kan ich sie nicht wohl
„ sagen, wiewohl sie von Natur erkennen,
„ was gut, und was recht zu nennen sey;
„ dieweil sie mir gar gehässig sind; denn der
„ Gehässige spricht unrechtmässig. Soll ich sie
„ denn meines gleichen sagen, so wird man
„ mir hinwiderklagen: Das ist denn Klage um
„ Gegenklage, welche keinem etwas frommen
„ mag. Es muß einer seyn, der sie beur-
„ theilet, und nach dem Rechten darüber
„ spricht. Derohalben will ich zu dem fliehen,
„ von welchem wir alle den Anfang ziehen,
„ der nach seiner Güte und Macht nicht das
„ geringste Geschöpfe verachtet, und überall
„ gantz nichts verwahrloset, ohne dessen Wil-
„ len kein Thier sein Haar läßt. Darum o
„ hoher Jupiter, gewähre nun mich armes
„ Thiergen. - Ich bin eine lebendige Todten-
„ leiche; das machet ein unzartes Frauenbild.

„ - O du böse unbarmhertzige Art, die von
„ keinem Menschen gebohren ward, sondern
„ vom Krokodil herkömmt, der zum Morde
„ vor Freude weint. Sie lachte zu allen die-
„ sen Dingen, daß ihr die Augen übergiengen.
„ O Jupiter, wie kanst du zusehen, daß sol-
„ che Unbille geschieht, da doch alle Unbillig-
„ keit Gott zur Unwilligkeit erweckt! Ich thue
„ ja dieses, wozu du mich erschaffen, und neh-
„ re mich, wie du mich beruffen hast, mit et-
„ wan einem Tröpflein Blutes; und thu es
„ nicht, wie man meint, aus Trutze; so we-
„ nig, als der Mensch der Erde zu Trutze sie
„ mit den Pferden zerackert, und dem Scha-
„ fe zu Trutze es beschiert, dem Baume zu Leide
„ seine Früchte abnimmt. - Es sollten hinfort
„ alle Flöhe Jovem um einen Angel bitten,
„ daß sie ihren Mangel einbrächten, ja um
„ einen dreyspitzigen Spieß, den man bis an
„ das Heft einstiesse; ja daß der fromme Jupiter
„ mit seinem Strahle in sie herschösse, und sie
„ lehrte an Geschöpfen, die niemand betrü-
„ ben, dergleichen Muthwillen üben. Aber
„ wie einmahl einer geschrieben hat, die Strah-
„ len sind bey ihm gar theuer, weil der Vul-
„ canus alt worden ist, daß er nicht wohl
„ mehrere schmieden kan. Oder die Strah-
„ len sind sonst bey ihm werth und theuer,
„ daß er sie nicht um eine jede Beschwerde so
„ liederlich verwaget; gleichwie man von St.
„ Peter sagt, als er einen Tag Herr im Him-
„ mel war, und eine Magd Garn stehlen sah,

„ habe

„ habe er ihr gleich einen Stuhl zum Schopf
„ geworffen, und dadurch seinen Peterskopf
„ erwiesen. Hätte er es solchergestalt lange ge-
„ trieben, so wäre kein Stuhl mehr im Himmel
„ geblieben. Also, sollte Jupiter seine Strah-
„ len, so oft wir es verdienen, auf uns los-
„ schiessen, so hätte er schon längstens kein
„ Geschoß mehr. Doch soll darum keiner sicher
„ seyn, eine langsame Pein ist eine lange Pein. -
„ O könnte ich iezt einen Hagel kochen, ich
„ liesse es doch nicht ungerochen hingehen,
„ denn wie kan ich mir doch abbrechen, daß
„ ich mich nicht greulich rächen sollte, weil
„ sie mir als die greulichsten Feinde meine
„ Aeltern, Geschwistern, meine getreuesten
„ Freunde, ja meinen Gemahl ermördet ha-
„ ben? O daß mir das Hertz nicht in tau-
„ send Stücke bricht, wenn ich gedencke, daß
„ diese lieben Freunde noch dazu unbegraben
„ sind! Ach warum hast du mich doch also
„ gemacht, daß ich dem Weibervolck zum
„ Opfer würde? Oder warum hast du die
„ Weiber also geschaffen, nur daß sie uns
„ straffeten? Entweder sollten keine Flöhe seyn,
„ oder kein Weib sollte mehr werden, weil
„ diese beyde sich nie vertragen. Aber es ist
„ gar ein ungleiches Ding, daß ein Zwerg
„ mit einem Riesen ringe, was zörne ich denn
„ lange, ich thue mir nur selbst mit Zorn weh.
„ Ich will es dir befehlen, Jupiter, du kanst
„ mein Recht zurecht bestellen. Räche du den
„ Mord in unsrem Nahmen; laß uns als deine

„ Ge-

„ Geschöpfe nicht so zu schanden machen. Denn
„ an den Bösen nicht Rache üben, das heißt
„ den Frommen Schmach anthun. „

Es sind in dieser Rede Affecte und Empfindungen genug; und diese sind mit einer gewissen Scharfsinnigkeit, und einer lehrreichen Einsicht begleitet. Sinnreiche Sprüche und kluge Lehren regieren in dem gantzen Gedichte; sie werden nicht zu weit hergeholet, daß sie dem Verstande Mühe machten, sondern sie fliessen freywillig aus dem Affecte und der Sache selbst; und werden daneben in einer deutlichen Redensart vorgetragen. Man könnte etliche Dutzend dergleichen, die eben nicht von den abgenutztesten sind, zusammenlesen. Z. E.

„ Sorge und Angst dörret das Hertz aus, des
„ Gemüthes Schmertz verzehret den Leib. - Den
„ Schaden verschweigen macht ihn steigen, und
„ ihn anzeigen, macht ihn neigen. - Der Witz
„ der Armen liegt in der Asche, da der Reichen in der Tasche liegt. Der Tasche Witz
„ gilt nicht länger, als so lange man Geld hat;
„ der Aschen Witz ruhet wie ein Schatz, und
„ scheinet, wenn man ihn hervorkratzet. - Das
„ Kleine kömmt auch zu statten, ein kleines Härgen giebt auch einen Schatten. - Schlägt List
„ zu der Grausamkeit, so hilft keine Geschwindigkeit für den Tod. - Auch schuldiges Blut,
„ naget einem das Hertz, geschweige, was das
„ unschuldige thut. - Was ist sich zu verwundern, wenn die Wolcken in der Hitze donnern,
„ das ist, wenn die Jugend muthwillig ist, die
„ es sich vor billig hält; so es doch kalte Wol-

„ ken

„ ken ebenfalls thun, nemlich die alten Betteln?
„ - Der Feind muß öfters unverhoft auch seinen
„ Feind verehren. - Der Tod, den grosse Leute
„ einem anthun, wird gering geachtet. - Es lau-
„ tet gleich, etwas nicht wissen, und das man
„ weiß, nicht geniessen können. „ Diesen letz-
tern Gedancken hat Milton vor werth gehalten, in sein heroisches Gedichte einzutragen, wo er ihn also gegeben:

For Good unknown sure is not had, or had
And yet unknown is as not had at all.

Von den Erzehlungen, wo die Hetze und Niederlage der Flöhe beschrieben wird, könnte ich die Anmerkung machen, welche man zum Lobe des Homers über die Ilias gemachet hat, daß unter hundert Todesarten, die da umständlich erzehlt werden, keine der andern gleich ist: Aber die Eingezogenheit unsers Jahrhunderts läßt mir nicht zu, mich hierüber aufzuhalten, ignotis pereant mortibus illi. Doch zu einer Probe von des Autors Kunst im Erzehlen will ich die Fabel von der Stadtmaus, und der Feldmaus, die er in seinem Werck eingewebet hat, ausschreiben.

„ Die Feldmaus lud die Stadtmaus zu Gast,
„ mit dem Felde verlieb zu nehmen. Darauf
„ richtete sie zu, uud trug hervor, was sie im
„ äussersten Winckel hatte, was sie den Win-
„ ter über gespart hatte, so daß ihre Speiskam-
„ mer fast leer ward, damit sie nur der zarten
„ Zucht mit den schönsten Früchten ein Genügen
„ thun mögte. Aber was sie immer dem Jun-

„ ker

„ ker aus dem Stadtfrauenzimmer vorsetzete,
„ runtzelte er nur Nase und Stirn darüber, und
„ sagte, das wäre nur Bauerwerck, er hätte
„ drinnen in der Stadt eine andre Lust, desglei-
„ chen der Feldmäuse König selbst mit seinem Ho-
„ fe nicht hätte. Er habe schleckhafte Speise
„ vollauf. Seine Speise sey gesotten, und ge-
„ braten, er habe Fleisch und Brod und Käse zum
„ Fladen. Solches zu erfahren führte sie die
„ Feldmaus aus dem Feld, und in ihr Haus.
„ Daselbst trug sie bey der Schwere auf, und
„ fragte immer, hast du noch nicht genug? In-
„ dessen weil sie sich da vergessen, hören sie
„ den Schlüssel im Schloß umdrehen, und je-
„ mand zu ihnen nahen. Die Stadtmaus auf,
„ und davon. Die Feldmaus wollte auch nicht
„ stehen bleiben; und konnte doch schwerlich aus
„ der Gefahr kommen, weil ihr Sache und Ort
„ ungewohnt waren. Als ietzo der Hausknecht wie-
„ der hinweg war, gieng die Stadtmaus wieder zu
„ ihrem Schlecke; und rufte der Feldmaus auch
„ zu Tische; sie wollten nun auf ein frisches ze-
„ chen. Aber diese wollte lange nicht trauen.
„ Doch wagte sie es endlich auf der andern
„ Bitte. Da nun die Stadtmaus sie wohl ze-
„ chen und trincken hieß, fragt sie dieselbe: Ob
„ sie solche Gefahr oft so unverhoft bestehen müß-
„ te? Sie antwortet, es wäre ihr gemeines
„ Brodt, man müßte eine gemeine Noth nicht
„ achten. Wie, sagte die Feldmaus, ist es dir
„ gemein? So achtest du dein Leben wenig. Wer
„ sich muthwillig in Noth stecket, der ist an sei-

„ nem Tode selbst schuldig. Ich verlange kei-
„ nen Schleck, der Schrecken bringt. Schre-
„ ken kan keinen fetter machen. Deine Speise
„ ist mit Zucker besprenget, aber auch mit Ge-
„ fahr sehr vermenget. Was der Honig daran
„ versüsset, das verwüstet dann die Gefahr wie-
„ der. Mir aber will die Speise nicht gefallen,
„ wenn die Galle schon verhoniget ist. Ich will
„ lieber meine Sparsamkeit und Dürftigkeit mit
„ Sicherheit, als deinen Ueberfluß mit solcher
„ Angst, Sorge, Flucht, und Schrecken. „

Man wird an den Umständen dieser Erzehlung, der Ausbildung derselben, der Verbindung, der Deutlichkeit, und dem Ausdrucke nicht viel auszusetzen wissen. Ich habe dem Poeten in meiner prosaischen Uebersetzung nichts geliehen. Man kan es probieren, ob man aus Hans Sachsens Schriften dergleichen Gedanken und Ausdrückungen herausbringen könne, wenn man ihm gleich seine Flickwörter, seine veralterten Wörter, seine Versetzungen, und dergleichen Fehler verzeyhen wollte. Nur bey dem Ausdrucke allein stehen zu bleiben, so kennen wir manchen Neuern, der der Knittelsprache unsers Fischarts lachet, welcher nicht fähig wäre, eine von folgenden, oder dergleichen Redensarten auszufinden: Böses Blut gießt keine schöne Farbe ein. - Diese both uns ihre Füsse feil, damit sie uns den Tod verkaufte. - Den Unfall hoch spreissen. - Gerechter Jupiter, der das Geringe achtet, wie das Schwere. - Die heilige Gerechtigkeit schicket ihr eine Strafe. Der Welt

Trinck-

Trinckgeld ist Gallentranck, der allen Danck verbittert. Die bleichen Wangen mit Glantzstaube bestäuben. Der Ueberfluß nistet nicht, wo keine Sicherheit ist. Einen Hagel kochen. Des Reichen Witz liegt in der Tasche. Grosse Leute stossen sich in der Enge ab. Der Blinde muß den Lahmen tragen. Die Leber gegessen haben. Ein Held mit trösten seyn. Die Kleinmuth durch Standhaftigkeit dämmen. Auch das schuldige Blut nagt einem Menschen den Muth. Pluto trug ihn in eine Kammer. Neid kochen. Seine Brunst im Schnee abbaden. Die Schand muß sich auf euch enden.

Ich erinnere mich, daß dieser Verfasser selbst in seinen Wercken folgender poetischer Schriften Meldung thut, welche von ihm verfertiget worden seyn: Die Schwalben- und Spatzenhetze; das Gauchslob; der Rathschlag von Erweiterung der Höllen; die Hofsuppe. Keines von diesen Stücken ist mir noch zur Zeit in die Hände gekommen. Wenn sie mit schmutzigen Vorstellungen nicht besudelt sind, so läßt uns die Materie von dem Witze des Verfassers etwas verhoffen, welches der Aufmerksamkeit, und des Aufhebens nicht unwürdig wäre.

Die Fortsetzung wird in dem folgenden Stücke kommen.

Aben-

Abentheuer, das sich mit der Aeneis Hrn. Joh. Christ. Schwartzen in Conrector Erlebachs Schule zugetragen hat.

ICh habe so viele Proben von der Gütigkeit meiner Leser empfangen, daß ich mich dißmahl aus blossem Vertrauen auf dieselbe erkühne, der Neigung, nach welcher jeder Mensch gerne von seinem Handwercke redet, nachzugeben, und ihnen eine Handlung aus meinem Schulstaate zu erzehlen. Ich darf dieses desto dreuster thun, nachdem diejenige, für welche ich vornehmlich schreibe, sich in den Gottschedischen **Beyträgen zur deutschen Sprache**, in den **Belustigungen des Witzes und des Verstandes**, und in andern Schriften von dieser Art, an Schulübungen, an Jugendfrüchte, an Erstlinge des Geistes, an grammaticalische Exercitien, und dergleichen Sachen dergestalt gewöhnt haben, daß sie solche nicht selten ihres Beyfalles gewürdiget, und manchmahl gar vor Meisterstücke des Witzes bewundert haben.

Ich habe vor wenigen Tagen meinen Untergebenen etliche Stellen aus der Aeneis zu übersetzen vorgeschrieben, und demjenigen der es am besten machen würde, einen saubergebundenen Login nach Heineckens Uebersetzung mit der neuen Vorrede, als einen verdienten Preis versprochen, dahingegen derjenige, welcher die schlechteste Probe liefern würde, den Schuleſel besteigen, und drey Viertelstunden darauf sitzen sollte.

Unter denselben ist ein junger Auffsprößling von gutem Hause, Nahmens Joh. Christoph Weiß, ein zwar fähiger, aber dabey allzu flüchtiger Kopf, der in der Literatur mehr die Bagatelle, als die Gründlichkait liebet, und insbesondere eine natürliche Neigung zum Sylbenmasse und den Reimen hat; womit er sich oft in den Gedancken schlägt, wenn er einer ernsthaften Lection nachdencken sollte. Seit ein paar Jahre sind ihm gewisse Büchelgen aus Leipzig von dergleichen Materie in die Hände gerathen, welche ihm den Kopf dergestalt zerrüttet haben, daß er bisweilen in dem Paroxysmus um Sinnen und Gedanken kömmt.

Dieser junge Weiß lieferte mir eine gereimte Uebersetzung, ungeachtet ich nur eine prosaische gefodert hatte, und machete dabey eine solche Mine, daß ich seine Hoffnung den aufgesetzten Danck zu erlangen, deutlich daraus abnehmen konnte. Allein ich hatte seine Arbeit kaum übersehen, als ich wahrnahm, daß sie weit schlechter war, als die andern Proben, und nichts weniger als den Nahmen einer Uebersetzung, geschweige einer poetischen Uebersetzung, verdienete. Sie betäubete zwar das Ohr durch das Geklingel der Reimen mit einigem Wohlklang, und schien diesfalls vor den andern etwas vorauszuhaben; aber dieser Vorzug verschwand, sobald man sie von den Banden der Reimen befreyete, und jedermann erkannte, daß es eine ungestaltete und übel gerathene Geburt war, welche die Merckmahle einer groben Ungeschick-

schicklichkeit, oder einer unverantwortlichen Nachlässigkeit nicht verleugnen konnte.

In dem ersten B. der Aeneis sagt Juno diese Worte zum Aeolus:

Incute vim ventis, submersasque obrue puppes,
Aut age diversas, et disjice corpora ponto.
Sunt mihi bis septem præstanti corpore Nymphæ,
Quarum quæ forma pulcerrima, Deiopeiam
Connubio jungam stabili, propriamque dicabo,
Omnes ut tecum meritis pro talibus annos
Exigat, et pulcra faciat te prole parentem.

Diese Zeilen hat mein Lehrling dergestalt in Reimen übersetzt:

Mach einen Sturm und stürtz ihr Schiff ins Meer hinein,
Laß sie ein Gaukelspiel der tollen Wellen seyn.
Und weil mir vierzehn schön gewachsne Nymphen dienen,
So soll für diesen Dienst die prächtigste von ihnen,
Deiopeia, dir auf ewig eigen seyn;
Und diese müsse dich mit manchem Sohn erfreun:]
Denn sie soll sich mit dir als Ehefrau vermählen.

Nachdem ich ihn die lateinischen Verse gegen die deutschen Reimen halten heissen, hatte ich alle Mühe, ihm vorstellig zu machen, wie weit er sich von dem Originale entfernet, und Dinge gesagt, an welche Virgil niemahls gedacht hätte.

„ Siehest du nicht, sagte ich zu ihm, daß Ju-
„ no beym Virgil zwey verschiedene Dinge von
„ Aeolus bittet, und daß diese zwey Dinge zwo
„ Arten Straffen seyn sollen, womit sie ihre Ra-
„ che an den Trojanern ausüben will. Eine oder
„ die andere gilt ihr gleich viel; entweder sollte

„ Aeolus die Trojanische Flotte in den Abgrund
„ des Meeres versenken, oder er sollte die Schiffe
„ von einander zerstreuen, und sie an verschie-
„ denen Oertern scheitern lassen. Hingegen ist
„ deine Juno ein possierliches Weib; sie ver-
„ bindet mit einander, was unmöglich zugleich
„ bestehen kan; sie wollte gerne das Schiff in
„ den Abgrund gestürtzet, und zugleich den Wel-
„ len zur Kurtzweil übergeben wissen. Das ist
„ so viel, als wenn sie aus einer besondern Ra-
„ che jemanden wollte um das Leben bringen,
„ und doch nicht gar töden lassen. Zudem ist deine
„ Göttin recht kurtzweilig in ihrem Ausdrucke:
„ **Einen Sturm machen**, ist ohne Zweifel eine
„ neumodische deutschübende Redensart, die du
„ in deinen Collectaneis gefunden haben wirst.
„ Die Drohung, **das Schiff ins Meer zu stür-**
„ **zen** ist eben so lächerlich, als da jener albere
„ Kerl im Zorn den Krebs in die Bache geschmis-
„ sen. Und warum wird in deiner Uebersetzung
„ die Trojanische Flotte in ein einziges Schiff ver-
„ wandelt? Aber das **Gaukelspiel der tollen**
„ **Wellen** in der zweyten Zeile zeiget, daß we-
„ der du noch deine Juno im rechten Ernst ge-
„ redet haben. Die Virgilianische Göttin unter-
„ stützet ihr bitten mit einer Verheissung: Sie
„ will dem Aeolus, wenn er ihr Verlangen er-
„ füllete, die schönste von ihren Nymphen ver-
„ mählen: An dessen Statt verheißt deine Ju-
„ no diese Vermählung dem Aeolus nicht für
„ den Dienst, den sie von ihm bittet, sondern
„ diese soll nach deiner Vorstellung eine Beloh-

nung

„ nung für die treue Dienste seyn, welche die-
„ se Schöne, nemlich die Nymphe Deiopeia der
„ Göttin geleistet hat; denn sie sagt:

Und weil mir vierzehn schön gewachsne Nymphen dienen,
So soll für diesen Dienst - - -

„ Sonst hast du es glücklich errathen, daß zwey-
„ mahl sieben richtig vierzehen ausmachen. Wenn
„ auch deine Juno sagt, **Deiopeia soll dir auf**
„ **ewig eigen** seyn, so könnte man dieses ver-
„ stehen, daß Juno sie dem Aeolus zur Scla-
„ vin überlassen wollte; deßwegen hast du wohl
„ gethan, daß du in der nächstfolgenden Wunsch-
„ zeile deutlich ausgedrücket, zu was vor Dien-
„ ste dem Aeolus erlaubet seyn sollte, diese Da-
„ me zu gebrauchen: Und durch den am Schluß-
„ se beygefügten Grund:

Denn sie soll sich mit dir als Ehefrau vermählen;

„ hast du gantz überzeugend gelehret, erstlich daß
„ Aeolus die gewünschte Erzielung einer Fami-
„ lie durch keine übernatürliche Mittel zuwege
„ bringen sollte, hernach, daß das Kinderzeu-
„ gen eine nothwendige Folge der ehlichen Ver-
„ bindung sey. Man hätte ohne diesen Erweis
„ allzu leicht auf die Gedancken gerathen kön-
„ nen, die Meinung der Göttin wäre, daß Aeo-
„ lus mit dieser schönen Nymphe in einem be-
„ ständigen Concubinat leben sollte.

Eine andere Stelle, die beym Virgil im III. B. also lautet:

Littora tum patriæ lacrimans portusque relinquo;

Et campos, ubi Troja fuit; feror exul in altum
Cum ſociis, natoqne, penatibus, & magnis Diis.

hatte mein Schüler dergeſtalt gegeben:

Da ich mein Vaterland und Trojens Port verließ,
Da weint ich; und mein Sohn, und die ſo bey uns waren
Sind mit der Götter Schutz ins Elend abgefahren.

Bey dieſer Stelle hieß ich ihn anmercken, daß er durch ſeine Ueberſetzung den Nebenumſtand lacrimans in die Haupthandlung verkehret, und dadurch den Zuſammenhang der Erzehlung und den Character des Helden übel verderbet; ferner daß er die nachdrückliche Ausdrükung: Et campos ubi Troja fuit, welche daneben die Thränen des Helden rechtfertiget, gäntzlich aus der Acht gelaſſen; drittens, daß er den in Thränen zerflieſſenden Helden durch ſeinen zweydeutigen Ausdruck an dem Ufer ſeines Vaterlandes ſtehen laſſen, und bloß allein geſagt hätte, der Sohn des Aeneas wäre mit einigen andern Gefährten ins Elend abgefahren. Endlich, daß er Virgils Abſicht bey den letzten Worten gar nicht gemercket, wenn es im Deutſchen heißt, **ſie ſeyn mit der Götter Schutz ins Elend abgefahren**, an ſtatt daß Aeneas beym Virgil durch die Nahmhaftmachung der gantzen Reiſegeſellſchaft vielmehr anzeigen wollen, daß die Götter ſelbſt kein beſſeres Loos betroffen hätte, ſondern daß ſie ſelbſt, nachdem ihr voriger Aufenthalt im Grunde zerſtört worden, mit in das Elend hätten fortwandern müſſen.

Gleich anfänglich, als ich den Vers geleſen hatte:

Nach einen Sturm und stürtz ihr Schiff ins Meer hinein.

Kam es mir vor, als ob mein Lehrling geglaubt hätte, die Trojaner wären in Luftschiffen daher-gefahren; in dieser Muthmassung ward ich nicht wenig durch folgende Reimen besteifet, mit welchen er eine Stelle aus dem IV. B. übersetzet hatte:

Der Götter Gnadenwink und Junons günstigs Fügen
Ließ der Trojaner Schiff an unsre Küsten fliegen.

Dennoch scheint es, daß er selbst das Fliegen der Schiffe vor ein Wunderwerck gehalten habe.

Dergleichen Verstossungeu gab es noch mehrere und verschiedene, welche ich aber mit Stillschweigen übergehe; nur dieses muß ich noch erwähnen, daß er im IV. B. bey Anlasse folgender Worte:

Post, ubi digressi; lumenque obscura vicissim
Luna premit, suadentque cadentia sidera somnos.

eine gantz unerhörte Anmerckung sehr geschickt angebracht, und solche dabey mit einem unwidersprechlichen Grund unterstützet hat:

Worauf man bey der Nacht zwar aus einander geht,
Denn es ist Schlaffens Zeit. - - - - -

Nachdem ich nun mit dieser gereimten Uebersetzung meines Schülers zu Ende war, sagte ich ferner zu ihm: Erkennt er nun, was er vor ein geschickter Uebersetzer sey; wo Virgil Weiß sagt, sagt er mehrentheils Schwartz. Wenn verkehren übersetzen wäre, so würde er den Preis unfehlbar davon tragen. Er hörete diese Bestraffung, wie

es schien, ziemlich gelassen an, und gestuhnd mir, daß seine Arbeit mit denen ausgestellten Fehlern würcklich behaftet wäre. Aber da ich ihn folgends zu der angesetzten Strafe des Schulesels verurtheilete, konnte er sich nicht so leicht darein ergeben; es reuete ihn der gebrauchten List, welche ihm so übel bekommen sollte; und er that ein freyes Bekenntniß, daß er diese gereimte Uebersetzung, die ich so scharf beurtheilet hätte, nicht selbst verfertiget, sondern aus einem gedruckten Buche, das erst in diesem Jahr zu Regensburg an das Licht gekommen wäre, von Wort zu Wort abgeschrieben hätte; er hätte sich nicht getrauet etwas bessers zu machen. Er zog das Buch aus der Tasche hervor, und zeigete mir die Stellen, die er ohne die geringste Veränderung abgecopiert hatte. Er hieß mich überdies das Auge auf den Gnadenbrief werfen, womit seine Hochedelg. Magnificenz, der Hr. Prof. Gottsched, diese neue Uebersetzung begleitet, und angepriesen hatte; desgleichen auf das stattliche Zeugniß, welches eben derselbe dieser Uebersetzung in dem XXIX. St. der critischen Beyträge beygeleget hat. Wir lesen an diesen beyden Orten von Joh. Christoph Schwartzen, (das ist der Nahme dieses deutschen Uebersetzers Virgils, den mein Schüler Johann Christoph Weiß ausgeplündert hatte,) unter andern folgende Worte: „ Derselbe scheint „ allerdings zu Uebersetzungen alter Poeten recht „ gebohren zu seyn. -- Ich statte unserm Vater„ lande zu dieser deutschen Aeneis meinen Glück„ wunsch ab. - - - - Er hat darinn gewiesen,

„ daß

„ daß er die Virgilianischen Schönheiten einge-
„ sehen. - - Geschickte Schulmänner werden die-
„ ses Buch sehr nützlich bey ihrer studierenden Ju-
„ gend zu gebrauchen wissen, da zumahl der la-
„ teinische Text dabey steht. „ Mein junger Versmacher wußte dieses wohl zu seinem Vortheil zu kehren, und sagte: „ Sollte ich mir auf
„ eine solche Uebersetzung, die von dem grossen
„ **Gottsched** so sehr gerühmet wird, nicht etwas
„ eingebildet haben? und wäre es nicht eine stoltze
„ Vermessenheit an mir gewesen, wenn ich mir
„ vorgenommen hätte, selbige zu übertreffen?
„ Jetzo aber erkenne ich wohl daß mich das
„ Gottschedische Ansehen geblendet und verführet
„ hat; und ich werde mirs gesagt seyn lassen,
„ daß ich künftighin nichts mehr auf seine Ehre
„ und seinen berühmten Nahmen ohne vorher-
„ gehende Prüffung glaube. Indessen da diese
„ elende Uebersetzung nicht mein ist, sondern Herrn
„ Schwartzen und Herrn Gottsched zugehöret,
„ so hoffe ich, daß sie mir mit dem Schul-
„ esel gütig verschonen werden.

Ich mußte dieser seltsamen Begebenheit hertzlich lachen; es dünckete mich auch, daß er ziemlich gute Gründe vorgebracht hätte, die Strafe mit dem Schulesel von sich abzuwenden. Auf der andern Seite fand ich mich beleidiget, daß **Ihre Hochmagnificenz** uns ehrlichen Schulmännern so wenig gesunder Einsichten in die Virgilianischen Schönheiten, oder, was noch schlimmer wäre, so wenige Treue und Sorgfalt für die studierende Jugend zugetrauet hatten, als sie

mit ihrer gefaßten eitelen Hoffnung zu verstehen geben, daß wir diese schwartzische Uebersetzung in unsern Schulen **einführen und nützlich gebrauchen würden.** Sie werden uns noch nicht die Nebelkappe über die Augen werffen, und Virgil im Schwartze weisen. Dieses mag Ihnen einmahl mit jungen Knaben angehen, wie meinem Lehrling begegnet ist; den sie doch nicht zum andern mahl fangen werden. Ich wollte diesen darum nicht harter strafen, als er verschuldet hatte, und weil er als ein unbesonnener Jüngling von alten erwachsenen und sonst angesehnen Männern verführet worden, hielt ich vor billig, daß sie die Straffe mit ihm theilen sollten. Ich that ihm weiter nichts als daß ich ihm seine deutsche Aeneis confiscirte. Diese heftete ich mit Nägeln dem Schulesel auf die Brust. Ueberdies erlaubete ich meinen Schülern, daß jeder von ihnen täglich ein Blatt zu seinem Bedürffniß ausreissen dürfte. Dieses Urtheil ward von ihnen mit solchem Eifer vollzogen, daß in 14 Tagen die gantze Schwarzias, (diesen Nahmen gaben sie der deutschen Aeneis Hrn. Schwartzen) bis auf den pergamenen Band zerfetzet ward. Also ist Schwartzens Troja durch einen Esel, wie Virgils durch ein Pferd zerstöret, und zu Schande gerichtet worden.

Neue Sachen in der Critischen Literatur.

Endlich hat ein Unbekannter in der Vorrede zu der neuen Ausgabe des Longinus Hrn. Heineckens den Hr. Prof. Gottsched, und die Belustiger mit ihrem gantzen Anhange, welche sich selber unberuffen und ohne gehörige Bestallung den Character von Verfechtern des deutschen Witzes und Geschmackes angemasset, durch eine gründliche und nachdrückliche Entsagung zurücke gewiesen. Alle Leser von wahrem deutschen Geblüte und Witze haben in dieser Abfertigung ihre eigenen Gedancken und Urtheile gelesen, für welche ihnen so viel Jahre her gantz fremde und abgeschmackte Meinungen waren aufgeheftet worden. Sie erkennen derowegen den Verfasser vor ihren aufrichtigen Dollmetscher und Vormund, und verlangen, daß die ietztlebende und die künftige Welt ihm in seinen Reden und Schriften als ihrem characterisierten Kantzler vollkommenen Glauben zustellen sollen.

Kurtz nach der Michelis-Messe des vergangenen Jahres ist in Dresden **das Vorspiel, ein Episches Gedicht**, zum Vorschein gekommen. In dieser Schrift reget sich ein satyrischer Geist und siegreicher Scribent gegen den Herrn Prof. Gottsched; den sein Stoltz und die Streitbarkeit seiner Schüler und Bewunderer, ja der gründlichste Breitkopfische Druck so vieler zierlichen

chen Bücher schwerlich der Nachwelt anschmeicheln werden, und auf dem Gipfel erhalten können, welchen er sonst zu behaupten und alles, was in Deutschland dencket und schreibet, zu übersehen und zu meistern verhoffet hat. Er, seine Victoria, und der gantze Anhang dieses erbitterten Paars waffnen sich indessen ietzo zu der stärkesten Gegenwehre.

Die Belustiger werben zum deutschen Dichterkriege. Die vertrauten Rednergesellschaften schwitzen und sinnen auf neue Philippicas. Der Hr. Professor verspricht sich insbesondere eine handfeste Hülfe von **den zween wackern und gelehrten Männern aus benachbarten Cantons**, welche ihn ihres Beyfalles so nachdrücklich versichert haben, wiewohl sie bisdahin äusserlich neutral geblieben, und sich begnüget, ihn mit ihren Wünschen und Zusprüchen zu unterstützen. Er gläubt, daß er die Schweitzer am allersichersten durch Schweitzer im Zaum halten könne. Er dürfte sich aber mit ihrem Beystand vergebens schmeicheln, wenn wahr ist, was man uns gesagt hat, daß sie nur zu dem Ende die Neutralitet gehalten haben, damit sie sich auf die Seite, die siegen würde, lencken könnten. Man sagt in der That, daß sie den Schweitzern von Zürich ihre Hülfe angebothen haben. Indessen hat Herr Gottsched wahrhaftig nöthig, alle seine Völcker zusammenzuziehen; massen seit der Erklärung, welche vor dem deutschen Longinus wider ihn gethan worden, auch die friedfertigsten, und diejenigen, welche sonst aus einer sattsamen

Kennt-

Kenntniß der empfindlichen Partheilichkeit des ehedem so angesehnen und zum Verurtheilen so fertigen Gottschedischen Anhanges stillegesessen waren, sich nicht mehr scheuen, sich in den critischen Wirbel hineinzuwagen. Ich schliesse dieses aus einer Menge Schriften, von welchen ich aus verschiedenen Orten Nachricht empfangen habe, daß sie theils in der Schmiede seyn, theils auf einen hertzhaften Verleger warten.

Ein Hofrath von B. hat einen **Vorschlag** aufgesetzet, daß die Anfoderungen auf Geist und Witz künftig durch die Mehrheit der Stimmen erörtert werden sollen. Er giebt diesen Vorschlag einem Rathsverwandten von Eulenburg in den Mund. Ein geheimer Secretar von D. hat eine Weissagung verfertiget, was vor ein Urtheil ein Kunstrichter aus dem XIX. Jahrhundert von den critischen Streitigkeiten unsrer Zeiten fällen werde. Ein berühmter Professor hat eine **Untersuchung** von der Natur des Lachens unter Händen; er handelt von dessen verschiedenen Arten, und den Mitteln eine jegliche zu erregen. Er hat seine Absicht vornehmlich auf die Comödie. Ein sächsischer Gelehrter arbeitet an einem prosaischen Gedichte von dem **zerstörten Tempel des blinden Geschmackes**, eines ohnmächtigen Abgottes der Cherusker. Ein Ungenannter von Br. . . . hat unter dem Titel, **der Zwitter**, Addisons Cato, und Deschamps seinen, untersuchet, und gezeiget, wie diese beyde Trauerspiele in Hr. Profess. Gottscheds deutschen Cato zusammengewachsen. Ein L. . . Prediger hat sich entschlos-

sen,

die **Bekehrung** eines verstockten Kunstlehrers und Poeten, bey welchem das Hertz eben so verderbt, als der Geist schal gewesen, durch den Druck bekannt zu machen. Man macht uns Hoffnung, daß man uns einige dieser Schriften überlassen werde, sie in unsrer Sammlung an das Licht zu geben. Ein Unbekannter, der sich **Stephan Finck** unterschreibet, hat uns eine satyrische Schrift eingesendet, so den Titel hat: **Vorschlag**, wie Hr. Schwartzens Aeneis von dem Gerichte der Maklatur zu erretten wäre. Er hat diesen Vorschlag in einem Schreiben an Hrn. Zunkel, den Verleger der deutschen Aeneis, vorgetragen. Er giebt sich vor einen Leipziger aus.

Wir sind durch den Beystand eines auswärtigen Gelehrten in den Stand gesetzet worden, unsrem ehmahligen Versprechen gemäß die **Critik der Iphigenia** des deutschen Pradons bäldest zu liefern; sie soll in dem folgenden, oder gewiß im neunten St. zum Vorschein kommen.

Wir haben uns entschlossen dem Begehren eines geschikten Freundes Statt zu geben, und die **Gottschedische Uebersetzung** des Horatz von der Dichtkunst genau und ohne Nachsicht vorzunehmen: Wir hoffen daß ihn dieses veranlassen werde, auch an seinem Orte die Fehler dieses Werckes zu bemercken, und uns seine Anmerkungen mit der Zeit einzusenden. Unser Hr. Conrector Erlebach ist auch noch nicht müde sich mit den Gegenfüssern des deutschen Witzes herumzuschlagen. Er hat zum Drucke fertig: **Ehrenerklärung** für den guten Geschmak der wahren Deutschen. In dieser

Schrift

Schrift wird insbesondere Herr Heineke der Gesellschaft elender Scribenten, denen er in dem Complot in die Hände gefallen, entrissen.

Eben derselbe arbeitet an einem Auszuge der Gottschedischen Dichtkunst für die Deutschen. Er getraut sich das gantze Buch ohne Abbruch der Sachen auf 3. Bogen zu bringen. Er wird es mit Erklärungen und Anmerckungen versehen, und ihm den Titel geben: **Gottscheds Dichtk.** in Nuce.

In der ansehnlichen Stadt Chur in den Graubünden, hat ein Swistischer Kopf ein Werck unter Händen, welches er Scrutinium Ingeniorum betitelt. Er hat uns davon folgenden Auszug zugestellet. Die Tollheit, eine Muse auf dem Blocksberge hält jährlich eine Prüffung der Geistesfähigkeiten unter ihren Lehrlingen, damit sie eigentlich wisse, zu was vor Arten der Schriften ein jeder am meisten Geschicke habe, das Aufnehmen der Barbarie zu befördern. Diese Prüffung geschieht von ihr nach der Neigung und der Geschicklichkeit, welche einer zu cörperlichen Arbeiten hat, die mit andern Arbeiten des Geistes einige Aehnlichkeit haben. Z. E. **Grillen im finstern fangen**, deutet an, schreiben ohne zu wissen, wie man auf die Einfälle kömmt; **aus Kupferstücken hier eine Figur, und dort eine herausschneiden, und in einer neuen Verknüpfung auf einem Caffe-Brette zusammen leimen**, ein neues Gedichte aus etlichen alten zusammenflicken; **harte Eyer, Strumpfbänder, und Raupennester in einer Schüssel auftragen**, seltenen Geschmack in der Eintheilung und Anordnung haben.

In

In diesem Wercke wird auch erzehlet, was vor natürliche und unparteyische Wege diese Vorsteherin des Bloksberges braucht, die Streitigkeiten, die unter ihren Pflege-Söhnen des Vorsitzes, oder des Vorzuges ihrer Schriften wegen entstehen, zu entscheiden. Sie läßt die beyden Streitenden, jeden auf einem Esel in einen beschlossenen Platz reiten; dessen Esel zuerst anfängt zu rahren, dem wird der Vorsitz zugesprochen. Ist der Streit um ein poetisches Werck, so muß die Natur den Ausspruch unmittelbar thun. Wer von den Prätendenten zuerst anfängt gluchsen, wer es mit dem grösten Wohlklang thut, und am längsten treibt, der bekömmt die Krone von Hasenpappeln. Durch dieses letztere Scrutinium hat die regensburgische Uebersetzung der Aeneis den Vorzug vor Doctor Murners erhalten.

Der erhabene Poet Hr. Triller hat sich ietzo vorgenommen statt der Füchse und Feldmäuse, die er vordem in seinen Fabeln besungen, grössere Helden zu verewigen. Er besinget unter dem Titel des **Fürsten-Raubes** die Entführung der beyden Printzen Churfürst Friderichs des sanftmüthigen von Sachsen, die durch Kuntz von Kaufungen geschehen. Der Köhler, der gedachten Edelmann in dem Walde zu Boden geschlagen und die Prinzen befreyet, der vornehmste Held in diesem Wercke, ist einer von den Ahnen des Hrn. Doctors, von welchem er in gerader Linie abstammt. Wir hoffen, daß Hr. Triller nicht vergessen werde, dem Ehren-Tempel, den er diesem seinem Ahnherrn aufführet, auch eine Capelle für seine eigene vornehme Person anzubauen.

Der Brief des gelehrten Frauenzimmers vom 12. Nov. ist eingelaufen.

Von der Poesie des sechszehnten Jahrhunderts.

ICh komme auf Sebastian Branden. Unter den rohen Versen desselben kan man einen satyrischen Sittenlehrer wahrnehmen, der mit gesunden Lebensregeln wohl versehen ist; und dem es an geschickten Zügen, dieselben auszubilden, nicht gefehlt hat. Seine Geistesart war zu dergleichen allegorischen Redensarten und Bildern, womit man zu seiner Zeit die moralischen und politischen Wahrheiten einkleidete, und welche damahls so beliebt waren, gantz geschickt. Man spüret ihm auch seine Literatur auf allen Blättern an, insbesondere blicket Horatz hier und dar aus seinen Vorstellungen hervor. Wir dörffen nur seine abgebissenen und verschrumpelten Wörter wieder herstellen, und ihnen die gehörige Gestalt, Ausbildung, Länge und Maaß geben, so wird dieses offenbar gnug werden, und die Kühnheit, die ein sächsischer Purist haben muß, sich an der ungeschliffenen Sprache zu verunreinigen, wird ihm mit guten Lehren und Characktern bezahlt werden, welche er in dem Schlesischen Helicon, Golau, Kortwitz, Lakmann, Langnau, Corvini, und zwantzig ihres gleichen vergebens suchen wird. Was er von seinem eigenen Gemüthszustande, als eines moralischen Scribenten schreibt, zeiget ein philosophisches und grosses Hertz: „Wer Ohren hat, der höre,

„ und mercke. Ich schweige, denn der Wolf ist
„ nicht fern von mir. Ein Narr straft man-
„ chen vor der Zeit, ehe er weis, was ihm an-
„ liegt. Müßte jeder des andern Rücken seyn,
„ so würde er bald innen werden, was ihn drü-
„ ket. Ich weis wohl, wo mich der Schuh drü-
„ ket, darum ob man mich schelten und sprechen
„ wollte, Artzt heile dich selber, denn du bist
„ auch in unserer Rotte, so weis ich das, und
„ bekenne es Gott; nemlich daß ich viel Thor-
„ heiten gethan habe, und noch ietzo im Nar-
„ renorden gehe; wie fast ich an der Kappen
„ schüttle, will sie mich doch nicht gantz lassen.
„ Doch habe ich zu diesem Ende Fleiß und Ernst
„ angekehrt, und damit, wie du siehest, so viel
„ gelernet, daß ich ietzo viel Narren kenne; ich
„ habe auch den Muth mich, ob Gott will, fer-
„ ner mittelst Witzes und mit der Zeit zu bes-
„ sern. „ Das stimmt mit Horatzens Vorsatze überein: - - - - Fortassis & istinc.

Largiter abstulerit longa ætas, liber amicus,
Consilium proprium, neque enim desum mihi.

Unsere heutigen poetischen Moralisten haben das Hertz nicht, selber ein solches Bekenntniß von sich selbst abzulegen. Brand erzehlt uns sein Vorhaben mit dem grösten Nachdruck bey der natürlichsten Einfalt: „ Die gantze Welt lebt in finsterer Nacht,
„ und verharret als blind in Sünden. Alle Stras-
„ sen und Gassen sind voll Narren; die mit
„ nichts anders als mit Thorheit umgehen, aber
„ doch den Nahmen nicht haben wollen. Aus

„ dieser

„ dieser Ursache habe ich gedacht, Schiffe für
„ die Narren auszurüsten; Galeren, Fusten,
„ Kragken, Nauen, Barken, Kiele, Weidlin-
„ ge, Hornache, Rennschiffe, daneben Schlitten,
„ Karren, Roßbären, Rollwagen, denn ein
„ Schiff möchte nicht alle die tragen, die ietzo in
„ der Zahl der Narren sind. Einige haben gar
„ kein Fahrzeug gefunden. Diese alle stieben um
„ mich herum wie die Immen, viele unterstehen sich
„ zum Schiffe herzu zu schwimmen. Hier will
„ ein jeder Fuhrmann sey. Ich habe die Bild-
„ nisse dieser Thoren und Narren daneben aus-
„ gefertiget, damit ob jemand wäre, der die
„ Schrift verachtete, oder vielleicht nicht lesen
„ könnte, derselbe sein Wesen im Gemählde sähe.
„ Er wird darinnen finden, wer er ist, und wem
„ er gleich sey, und was ihm gebricht. Ich
„ nenne dieses den Narren-Spiegel, in welchem
„ sich ein jeder Narr kennen kan. Wer recht
„ in denselben sieht, wird von ihm berichtet, wer
„ er sey. Wer sich recht spiegelt, der lehrt wohl,
„ daß er sich nicht vor weise achten solle, nicht
„ auf sich halten, was nicht ist. Denn es ist nie-
„ mand, dem nichts gebricht; oder der mit Wahr-
„ heit sprechen dürffe, daß er weise und nicht ein
„ Narr sey. Aber wer sich vor einen Narren
„ achtet, der ist bald zu einem Weisen gemachet;
„ hingegen wer witzig seyn will, der ist mein
„ Gevater Fatuus. Dieser thut mir auch daran
„ Gewalt, so fern er dieses Buch nicht behält.
„ Hier ist kein Mangel an Narren, ein jeder
„ findet, was ihn gelüstet, und wozu er gebohren

„ sey; auch warum so viele Thoren sind; was
„ vor Freude und Ehre die Weisheit hat, und wie
„ beforglich sie dem Narren steht. Hier findet
„ man den gantzen Lauf der Welt, so daß das
„ Buch zum Kauf gut werden muß. Man findet
„ hier Narren, wie man will, zum Schimpfe,
„ zum Ernst, und zu allem Spiele. Ein Wei-
„ ser findet was ihn erfreuet, ein Narr redet
„ gern von seinen Brüdern. Man findet hier
„ arme und reiche Thoren, schlimm schlemm, ein
„ jeder findet hier seines gleichen.

Es zeigt ein unerschrokenes Gewissen, ein starckes Vertrauen auf die Wahrheit, und eine grosse Liebe für die Besserung des Nebenmenschen, wie er sich über die Vorstellung der gefährlichen Arbeit Satyren zu schreiben, tröstet. „ Ich schneide
„ hier manchem Manne eine Kappe, der sich doch
„ dessen nichts annimmt. Hätte ich ihn bey sei-
„ nem Nahmen genannt, so hätte er gesagt, ich
„ hätte ihn nicht erkennt. Doch hoffe ich, daß
„ die Weisen ein Wolgefallen daran haben, und
„ aus ihrer Wissendheit sagen werden, daß ich
„ recht und wahr gesagt habe. Nachdem ich
„ von den Narren solche Kundschaft habe, so
„ gebe ich einen Squizzo von ihnen, sie müssen
„ alle die Wahrheit hören, ob sie ihnen gleich nicht
„ gefällt; wie Terentius wohl spricht, daß wer die
„ Wahrheit sagt, Haß verdiene. Und wer sich
„ lange schneutzt, der wirft etwann Blut von
„ sich; und wann man die Coleram anreget, so
„ wird gar oft die Galle beweget. Darum achte
„ ich es nicht, ob man mich schon mit Worten

„ hinter-

„ hintergehen, und um meine nützliche Lehre schel-
„ ten wird. Ich habe mehr derselben Narren, de-
„ nen die Weisheit nicht wohl gefällt, dies Buch
„ ist derselben voll, doch bitte ich einen jeden,
„ daß er vielmehr Vernunft und Ehre als mich
„ oder mein schwaches Gedichte ansehen wolle.
„ Ich habe wahrlich nicht ohne Arbeit so viele Nar-
„ ren zusammengebracht. Ich habe manchmahl
„ des Nachts gewacht, da die schliefen, derer ich
„ gedachte; oder vielleicht beym Spiele und Wein
„ sassen, und wenig an mich dachten. Einige
„ fuhren in Schlitten im Schnee herum, daß
„ sie wohl halb erfroren. Andere giengen sonst
„ auf Kalbesfüssen; noch andre rechneten den
„ Verlust, den sie den Tag gehabt hatten, oder
„ was ihnen vor Gewinn aus etwas kommen
„ mögte; oder wie sie Morgens liegen und mit
„ Schwätzen verkaufen, und manchen betriegen
„ mögten. Denselben allen nachzudenken, wie
„ ihre Weise, Worte, Wercke, mir gefallen,
„ ist kein Wunder, ob ich schon oft, da es nie-
„ mand hoffete, gewachet habe, damit mein Ge-
„ dichte nicht gestraffet würde. In diesen Spie-
„ gel sollen beyde Geschlechter der Menschen, die
„ Männer und die Frauen hineinschauen. Ich
„ meine je eines bey dem andern. Die Männer
„ sind nicht die eintzigen Narren, sondern man
„ findet auch viel Närrinnen, denen ich hier
„ die Schleyer, die Schürtze und Voiles, mit
„ Narrenkappen bedecke; auch Metzen haben Nar-
„ ren-Röcke an. Sie wollen ohne dieses ietzo
„ tragen, was vormahls den Männern schänd-

„ lich war, spitzige Schuhe, und ausgeschnitte-
„ ne Röcke, damit der Milchmarckt nicht be-
„ decket werde. Sie wickeln viel Hudeln in die
„ Zöpfe, und machen grosse Hörner auf die Köpfe,
„ als ob es ein grosser Stier wäre. Also gehen
„ sie her, wie die wilden Thiere. Doch sollen
„ ehrbare Frauen mir verzeyhen, denn ich will
„ ihrer zu keinem Argen gantz nicht gedencken.
„ Der bösen giebt es doch nur zu viel. „

Ein Scribent, der mit dergleichen Gemüthes-Gedancken zum Vorschein kömmt, muß sich so wohl mit seiner Guthertzigkeit als seinem Verstande die Gunst der Zuhörer und Leser erwerben.

Die Lehren und Lebensregeln, die Brand vorträgt, die Frucht einer gereinigten Vernunft, werden mit einer Menge satyrischer Stiche und characterisierender Züge belebet. Die Exempel, die zwar symbolisch, doch meistens aus der wahren Historie hergenommen sind, bekommen am meisten Platzes. Manchmal führt er seine Personen selbst redend ein, zum Exempel den Koch, den er unter andern sagen läßt: Wir achten fleissig darauf, wie wir viele Trachten zurichten; damit wir den Magen und die Lust zu essen reitzen, kochen wir, sieden, braten, schweitzen, rösten und baken; wir machen Pfefferbrey voll Zucker, Gewürtze und Specerey, wir geben einem Oxymel ein, der denn bey der Steige Gewell leidet, oder es wieder mit Syropen und mit Klistieren von ihm purgieren muß.

Von dem Ueberhandnehmen der Pracht bey schlechten Leuten sagt er: Die Bauren waren ehe-

ehedem einfältig; da die Gerechtigkeit aus den Städten und den Mauren floh, wollte sie in strohern Hütten seyn, ehe denn die Bauern Wein tranken. Ihnen schmeckt der Zwilch nicht mehr, wie ehemals, sie wollen kein Gippen mehr, es muß lündisches und mechelsches Kleid seyn, und gantz zerhacket und gespreitet, mit allen Farben wild über wild, und auf dem Ermel ein Gauchsbild. Der zuvor ein Bürgerkauffmann war, will edel und Rittersgenosse seyn, der Edelmann begehrt ein Frey, der Graf gefürstet zu seyn, der Fürst begehrt die Krone des Königs.

Von der Pracht mit den Grabmählern sagt er: Die Seele hilft ein köstliches Grab nichts, oder daß man es von Marmor habe, und Schild, Helm und Panier aufhänge. - Dann erstechen sich die Freunde um das Gut, welcher es gantz behalten solle; die Teufel sind der Seele gewiß und triumphieren wüste mit derselben, führen sie bald von einem in das andere, von eitel Kälte in eitel Hitze. Wir Menschen leben gantz ohne Witz, daß wir der Seele nicht wahrnehmen, und immerdar des Leibes sorgen. Alle Erde ist Gott gesegnet, der liegt wohl, der da wohl todt ist. Der Himmel decket manchen Todten, der sich unter keinem Steine streckt; wie könnte der ein schöneres Grab haben, dem das Gestirne von oben herab leuchtet. Wer wohl stirbt, dessen Grab ist das höheste, der Tod der Sünder ist der böseste.

Wie schwer es sey den Frauen recht zu thun: Die gröste Weisheit auf Erden ist thun können, was jeder begehrt, und wo man das nicht ver

gut nimmt, doch thun können, was jedem geziemt. Wer aber Frauen recht thun will, der muß etwann mehr, als ein Knecht seyn. Denn sie thun gar oft mehr durch ihre Blödigkeit, als durch ihre Listigkeit.

Folgendes hat einen satyrischen Schwung: Wen der Teufel betriegen will, dem giebt er viel Gut und Reichthum. Gedult in der Armut ist besser, als aller Welt Glück, Reichthum und Gut. Niemand überhebe sich seines Glücks, denn es nimmt ab, wann Gott will. Der ist ein Narr, der oft schreyt, o Glück wie verläst du mich, was zeihest du mich, gieb mir so viel, daß ich noch eine Weile ein Narr bleibe! Denn grössere Narren sind niemals worden, als diejenige, welche hier alles Glück gehabt haben.

Das Capitel von unnützlichen Wünschen ist gantz lehrreich: Gott giebt uns allen das, was er will; er weis was recht ist, was zu viel; auch was uns nütze sey, und wohl komme; woraus uns Schade entspringen solle; wenn er uns nicht lieber hätte, als wir uns selbst haben, und thäte, was wir wünschen, und machte es wahr, so reute es uns eh ein Jahr auskäme. Denn unsre Begierde macht uns blind, daß wir Dinge wünschen, die wider uns sind. Wer wünschen will, daß er recht lebe, der wünsche daß ihm Gott zu diesem Ende einen gesunden Sinn, Leib und Gemüthe gebe, und ihn vor der Furcht des Todes, vor Zorn, Begierde, und dem bösen Geitz behüte.

In dem Capitel von dem Vorherwissen Gottes sind etliche tiefsinnige Gedancken: Eine Artz-

ney

ney macht einen gesund, und macht einen andern noch mehr kranck. Einer nachdem er Gottes Strafe und gewaltige Hand empfunden, hat seine Sünde mit viel Seufzern bedacht; der andere hat seinen freyen Willen gebraucht, und da er Gottes Gerechtigkeit gemercket, doch seine Barmhertzigkeit gemißbrauchet. Gott hat nie keinen verlassen, er wußte wohl warum ers gethan hätte. Wenn er alles gleich wollte gehabt haben, so hätte er wohl nichts als Rosen gemacht: Aber er wollte auch Disteln haben, daß man an denselben seine Gerechtigkeit sähe. - - Die Urtheile Gottes sind heimlich, niemand weis ihre Ursachen gäntzlich, je mehr man sie zu ergründen begehrt, je minder erfährt man davon. Ob jemand schon wähnet, daß er sie wisse, so ist er dessen doch gantz ungewiß.

Folgender Character von denen, welche mit Vorsatz und aus Ruhmbegierde Narren seyn wollen, ist bey den Sittenrichtern seltenes Vorkommens: „ Es ist auf Erden mancher Narr, der „ sich närrischer Gebehrden annimmt, und wenn „ man ihn schünde, und sötte, so könnte er es doch „ nicht weiter bringen, als daß er etwann die „ Ohren schüttelte; er will mit allem Fleisse närrisch seyn, doch seine Narrenweise gefällt niemanden; und wiewohl er einem Narren gleich thut, nimmt doch niemand seinen Schimpf vor „ gut auf. Daher sprechen die Leute von ihm, „ der Narre wollte sich gerne närrisch stellen; und „ kan doch weder Weise noch Gebehrden, er ist

„ ein

„ ein Narre, und nichts werth. Es ist ein
„ seltzames Ding auf Erden, daß mancher ein
„ witziger Mann seyn will, der sich der Thor-
„ heit annimmt, und daß ers vor einen Ruhm
„ hält, wenn man spricht: Der kann Narr-
„ heit wohl. „

Er hat der Deutschen nicht vergessen; und wir erkennen die Deutschen seines Weltalters noch in ihren Jtztlebenden Nachkindern. „ Man-
„ cher Narr hält sich vor hoch, daß er aus
„ welschen Landen gekommen ist, als ob nicht
„ auch in deutscher Art Vernunft, und zarte
„ Häupter wären, welche Weisheit und Kunst
„ lehren mögten, daß nicht noth wäre, so fern
„ zu Schulen zu kehren. - - Man meinte ehe-
„ dem es wäre keine Lehre, als zu Athen über
„ Meer. Hernach fand man sie bey den Wel-
„ schen, ietzo sieht man sie auch in Deutsch-
„ land. Und gebräche uns nichts, wäre der
„ Wein nicht, und daß wir Deutschen voll
„ seyn wollen; und keine rechte Arbeit thun
„ mögen.

Unter den allegorisch-moralischen Bildern, an welchen man um die Zeiten der Glaubens-Reformation viel Geschmackes gefunden, dünken mich folgende sehr natürlich: Wenn er z. Ex. von dem gedrückten Narren sagt, daß ihm der Esel auf dem Rücken sitze. Er führt denselben ein, wie er sich selbst dergestalt schildert: „ Ich bin der, den alle Dinge
„ drücken, ich will mich in einen Winkel schmie-
„ gen, ob der Esel mich verlassen, und nicht

„ stets

„ stets auf meinem Rücken stehen wollte. „ Ferner, wenn er einen der ein altes Weib zur Ehe nimmt, um das Schmer in den Esel kriechen läßt; wenn er die, welche sich muthwilliger Weise ins Unglück stürtzen, in einen Brunnen springen läßt; wenn er den Frauenhüter der Heuschrecken an der Sonne hüten läßt; wenn er die Venus Affen, Esel, und Gäuche an einem Seile nach sich ziehen läßt; wenn der Bibliotaphos die Fliegen mit einem Wedel von den Büchern jagt; wenn er einem Alten, der seine Narrheiten nicht lassen kan, das Schindmesser in den Hintern setzt, alldieweil er auf der Grube geht. Das gantze Werck ist voll solcher kleinen Allegorien, welche aus Sprüchwörtern von gantz gemeinen Handlungen formiert, und geschickt appliciert sind. Es ist verwundersam, was er vor eine Mannigfaltigkeit an Vorstellungen und Ausdrücken hat, eine jede Art der Thorheit unter einem eigenen sinnlichen Bilde des alltäglichen Lebens sichtbar zu machen. Man wird in dem Buche wol 100 verschiedene Ausdrücke zehlen, die so viel sagen, als ein Narr seyn.

Dieses kömmt nun in einem Wercke poetisch genug heraus, wo ein satyrischer Scribent sich von der Prosa nicht weit entfernen darf. Doch fehlt es ihm auch nicht an Kunstmitteln der Poesie, die niedrige Redensart am rechten Orte zu erhöhen z. Ex. in diesen Zeilen: „ Wen Cupido trift, den entzündt „ Amor sein Bruder, daß er brennt, und die

„ Flam-

„ Flamme nicht wohl löschen mag, die der
„ Dido ihr Leben nahm: Tereus wäre kein
„ Wiedehopf, Pasiphae vermiede den Stier,
„ Phädra führe nicht dem Theseus nach, und
„ suchte nicht an ihrem Stiefsohne Schande;
„ Scylla liesse dem Vater sein Haar, Hya-
„ cinth wäre kein Ritterspurn, Leander schwöm-
„ me nicht, Sappho fiele nicht vom Berg,
„ Cyclops und Pan pfiffen nicht so traurig,
„ Leucothoe gebähre nicht Wyhrauch, Myrr-
„ ha wäre nicht Adons Scheer, Danae em-
„ pfienge nicht durch das Gold, Nyctimene
„ flöge nicht des Nachts aus, Echo wäre nicht
„ zu einer Stimme gemacht, Thisbe färbte nicht
„ die weissen Haare, Atallante wäre keine Lö-
„ win, ꝛc. wenn es die Liebe nicht gethan hätte. „

Nach dieser Art hat Hr. Hagedorn gesagt:

Wer führt den Orpheus in die Hölle?

Horatzens pallida mors æquo pulsat pede pauperum tabernas, regumque turres, **ist recht gut gegeben: Der Tod erschüttert mit gleichem Fusse die Königssäle und die Hirtenhütten. Und in demselben Capitel von denen, welche den Tod nicht vorher sehen, sind etliche malerisch ausgebildete Gedancken: Die Narrheit färbet uns, daß wir nicht daran gedencken, daß der Tod uns nicht hier lassen, und unsers schönen Haares, noch unsrer grünen Kräntze und Kronen nicht schonen wird. Er heißt wahrlich Hans acht sein nicht, denn welchen er ergreift und erschüttert, wie starck, schön oder jung der sey, den lehret er einen gar seltzamen**

men Sprung ꝛc. - Darum ist ein Thor, wer den, dem er nicht entrinnen mag, alle Tage flieht, und meint, wann er seine Schellen schüttere, daß ihn der Tod nicht sehen möge. Es ist kaum um einen Rock zu thun, daß der Sohn nach dem Vater lebe. Zuweilen stirbt er vor dem Vater, und man findet auch viel Kälberhäute. „

Es ist eine Scharfsinnigkeit, die aus der Sache selber entspringet, wenn er von dem König Midas sagt, er habe recht gehabt, daß er seinen Kopf gedeckt habe, damit man ihm seine Eselsohren nicht sähe; wiewohl diese hernach in den Rohren gewachsen wären.

Und was vor Worte könnten erhabener für folgende hohe Gedancken seyn, als diese, welche er der Weisheit in den Mund giebt: Durch mich, sagt sie, haben die Könige ihre Kronen, durch mich entstehen alle rechtmässige Gesetze, durch mich haben die Fürsten ihr Land, durch mich hat jede Obrigkeit ihre Rechtssprüche. Wer mich lieb hat, den liebe ich auch; wer mich frühe sucht, der findet mich. Bey mir ist Reichthum, Gut, und Ehre. Mich hat Gott der Herr von Anbeginn in der Ewigkeit besessen, Er hat alle Dinge durch mich zubereitet; nichts ist ohne mich gemachet.

Und mit was vor starcken Zügen hat er den weisen Menschen nach der Vorbildung Virgils geschildert: „ Der Weise ist sein eigener Richter, so oft er Abgang an Weisheit leidet,

„ det ; er versucht sich auf ein Nägelgen ,
„ er achtet nicht , was der Adel spricht , noch
„ das Geschrey des gemeinen Volckes , er ist
„ rund , gantz , wie ein Ey , damit kein frem-
„ der Mackel auf ihm bleibe , und sich auf glat-
„ tem Wege anreibe. Wie lange der Tag
„ sich im Krebs strecket , wie lange die Nacht
„ den Steinbock bedecket , so gedencket er ,
„ und wiegt eben aus , daß er in keinem Win-
„ kel seines Hauses etwas treibe , oder ein
„ Wort rede , das nicht auf allen Seiten
„ gleich wege , ꝛc.

Ich habe schon Meldung gethan , daß Brand die moralischen Sprüche , von der Bescheiden-heit betitelt , zum Drucke befödert , welche Freydanck , einen Poeten aus dem dreyzehn-ten Jahrhundert , zum Verfasser gehabt. Brand sagt uns davon in der Beschlußrede , die er zu diesem Buche geschrieben hat , daß er da-zu von Mattheus Hölderlin , und Jacob Wol-fen verursacht worden , dieser Letztere habe es zu Straßburg in der Cantzley zweymahl ab-geschrieben. Er lobet Freydanck als einen hertzhaften Freund der Wahrheit , und stellt ihn den Deutschen zu einem Beyspiel vor , daß auch vor langen Zeiten Leute unter ihnen ge-wesen , welche die Wahrheit mit der erfoder-ten Freyheit haben reden dörffen. Er hat dem Werck den Titel gemacht : Von dem rechten Wege des Lebens und aller Tugenden Aem-tern und Eigenschaften. Allein wir sehen gleich aus den ersten Versen , daß der Ver-

fasser

fasser es betitelt hat: Von der Bescheidenheit; denn es fängt mit diesen Zeilen an:

Ich bin genannt *Bescheidenheyt*,
Die aller Tugend Kron auftreyt.
Mich hat gedichtet Herr Freidanck.

Er nimmt das Wort Bescheidenheit vor die Tugend Ziel und Maaß in seinem Thun und Lassen zu halten. Seine moralischen Lehren hangen selten lange zusammen, sie sind meistens eine Verfassung von kurtzen Sprüchen, Lebensregeln, und Betrachtungen, die zwar öfters lange von einem Hauptstücke handeln, aber unter sich nicht verknüpfet sind. Es giebt darunter eben so wohlgedachte, als sie insgemein klug und gründlich sind. Er sagt von dem Liebhaben:

Der liebe fläucht, den fleucht auch sie,
Und der ihr begehrt, dem ist sie by.

* * *

Da man um Pfenning Lieb feil treit,
Da kauft ein Mann Unseligkeit.

* * *

Von den Weibern hat er recht feine Gedancken:

Ein Mann man oft für Ehre hat,
Was frommen Weibern übel staht.
Durch Not muss oft syn keusch ein Weib,
Der niemand anspricht ihren Leib.
Wo Weib mit Lieb je missethet,
Das kam zuvor von Mannes Bet.

Verſagen was je der Frauen Sitt,
Doch thut in ſanft daſs man ſie bitt.

* * *

Thut ein Weib eine Miſſethat,
Der ein Mann tauſend an ihm hat,
Der tauſend will er Ehre han,
Und muſs des Weibes Ehr zergahn.

* * *

Würden die Weib ſo leichtlich froh
Von dem Mann, als die Mænner von ihn'n,
So hielten ſie oft ſteten Sinn.

Von der Weisheit ſagt er mit weiſen Sinnen:

Der Weiſen und der Tummen Streit
Hat nun geweret manche Zeit,
Und muſs auch noch viel længer weren;
Man mag in leyder nicht entberen.

* * *

Den Weiſen oft gar manches würret,
Das die Thoren gantz nicht irret.
Die Weiſen mœchten nicht geneſen,
Solten ſie gantz ohn Thoren weſen.

* * *

Wie viel der Weis Weisheit ausgiet,
Hat er deſsminder Weisheit nit.

Von der Ehre macht er die wahre Anmerkung:

Der Ehr niemand für Gut begert.
Des Mannes Ehr recht alſo ſtaht,
Darnach als er ſich ſelber hat.

Wie soll des Lasters werden Rath
Dem all sein Ehr zu Laster gat.
Vil mancher hat der Ehre Namen,
Und will sich doch der Ehre schamen.

Von dem Lobe:

Wer wohl thut, lobt sich selber wohl.

Von Gewalt:

Es ward kein Kayser nie so reich
Ich mag ihm seyn an denken gleich.
Die Fürsten zwingen mit Gewalt
Das Feld, Stein, Wasser, Berg und Wald.
Dazu all Thier, beid wild und zam,
Sie thetens auch der Luft allsam
Wo sie vermœchten mit Gewalt
Aber Gott hat solches abgestalt.
Sie müssen die gemein lan seyn.
Mœchten sie uns der Sonnen Schein
Verbergen, den Tauw, Wind und Regen,
Sie liessen es nicht unterwegen.

Man wird in diesen Exempeln den natürlichen Nachdruck der alten Sprache durchgehends wahrnehmen. Die Wörter sind nicht so zerfetzet und zerbissen, wie bey Branden; von dem Sylbenmasse können wir nicht wohl urtheilen, weil es uns nicht völlig bekannt ist, und man über das aus gewissen Merckzeichen gewahr wird, daß hin und wieder einige Sylben von dem Abschreiber bald weggeworffen, bald hinzugesetzet worden. Es kömmt mir auch vor, als ob einige alte Wörter aus-

gemerkzet, und neuere dafür gesetzet worden. Viel Poesie finden wir darinnen nicht, der Verfasser hat eintzig auf das Spruchreiche, und Deutliche gesehen; doch können wir auch einige lebhafte Stellen auszeichnen:

Wo sind die nun, der Rom erst was?
Auf ihrem Palast wæchset Gras.

* * *

Wie lieb der Mensch lebendig sey,
Er ist nach Tod Beywohnung frey.
Der Bauch ist gar ein bœser Sack
Er verhœnt aller Würtze Geschmack.
Wer Muscatnuss nimt in den Mund
Und es wieder austhet zu Stund;
Sie wær ihm darnach ungezæm,
Dass er sie in Mund wieder næm.
Seit wir uns selber widerstahn,
Wer soll uns dann vor sauber han?

* * *

Zu der Seelen drey Strassen gahn,
Die dem Tod allzeit offen stahn.
Wer in Sünden erlieget todt,
Des Seel wird leiden ewig Not.
Die ander ist, wer übel thut
Und sich bedünkt dennoch syn gut.
Die dritt Strass ist so breit und weit
Dass all Welt darauf geht allzeit.

* * *

Die Welt mit Falschheit wircken thut
Ein Band, das zeucht zur Hœllen Glut.

Criti-

Critische Betrachtungen über des Herrn von Hagedorn Ode auf den Weisen.

DEr Herr Friedrich von Hagedorn Secretair der Englischen Compagnie in Hamburg ist einer von denen wenigen Verfassern, welche den Kunstrichtern unsrer Zeiten durch vortreffliche Wercke Anlaß geben, die gute Beschaffenheit ihres Hertzens, das mit Begierde lobet, und nur genöthiget tadelt, an den Tag zu legen. Die Muse hat ihn an ihrer Brust gesäuget, und sein großmüthiger Geist hat ihm die Denckensart der Engelländer gantz üblich und eigen gemachet. Diese hat sich in seine Gedichte ergossen. Doch ich kan seinen Werth nicht lebhafter abschildern, als einer von meinen Landesleuten in der poetischen Sprache, (da er von einem Poeten redet,) gethan hat:

Ein andrer, dessen Schrift mein wallend Hertz bewegt,
Daß mein Gesang sein Lob auf willgen Flügeln trägt,
Ist jener, den ein Schwarm verbuhlter Fröhligkeiten,
Die Zärtlichkeit, der Witz, und schlaue Schertz begleiten.
Er führte sie zuerst bey Hamburgs Schönen ein;
Bey ihrer Ankunft floh der falschen Frommen Schein,
Der Zunge Furchtsamkeit, die Plumpheit im Betragen,
Der Glieder träge Last, die Minen, die nichts sagen,
Das Lachen ohne Sinn, die schwartze Sudeley,
Mit der gekauften Lust, und wüsten Schwelgerey.
Wovon er nur erzählt, das kriegt urplötzlich Sitten.
Annehmlichkeit und Reitz wächßt unter seinen Tritten.

Die Wahrheit weiset sich in holder Zierlichkeit,
Und die Natur gläntzt hier gantz prächtig ungekleidt.
Natürlichs dieser Art ist kaum genug zu schätzen,
Und dem Erhabnen selbst nur wenig nachzusetzen.

Das Lob, das dieser geschickte Mann von Kennern der wahren Poesie bekommen, hat die Würckung gehabt, daß auch schale Köpfe angefangen haben, ihn vor etwas zu halten. Dieses hat ihm das Unglück zugezogen, daß er von den verwegenen Verfassern der Belustigungen des Witzes und Verstandes vor einen ihrer Bande ausgeruffen worden. Ueberdies haben sie ihm seine Ode auf den Weisen, die er absonderlich für seine Freunde, und gar nicht für sie gedruckt hatte, aufgefangen, und unter die monatlichen Geburten ihres Witzes geworffen. Eine unbillige und corsarenmässige Caperey! Wir haben darum nicht vor gut gefunden, ihnen diese Beute zu lassen; wir haben sie ihnen wieder abgenommen, und der Hr. Verfasser selbst hat uns erlaubet, sie in der gegenwärtigen Sammlung einzutragen, wo wir Sorge tragen wollen, sie in ihrem eigenen unverdunckelten Glantze vorzulegen.

In diesem philosophischen Gedichte stechen überhaupt zweierley Schönheiten hervor. Einige beziehen sich auf die Erhabenheit der Gedancken; die andern hingegen auf die Kraft und Kühnheit des Ausdruckes Indem der Poet uns die erhabenen Entschlüsse seines Weisen entdecket, und zeiget wie er sich dadurch

von

von dem niedrigen Pöbel entfernet, und seine Glückseligkeit bey sich selbst findet, läßt er uns sein eigenes großmüthiges Hertz gleichsam offen sehen und bewundern; er giebt dadurch seiner philosophischen Beschreibung ein grosses Gewicht der Glaubwürdigkeit: Zumahlen da in diesem kleinen Gedichte mehr dergleichen kühne Entschlüsse und Hertzens-Gedanken zu finden sind, als man in mancher weitläuftigen Sammlung deutscher Poesien vergeblich suchen wird. Dergleichen sind:

Doch wer ist groß? Der Fürsten nicht vergöttert,
Und edler denkt, als mancher Fürst gedacht.

* * *

Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, und ruht auf keinem Orden.

* * *

Wie oft ist der der Welt im Zorn gegeben,
Den Clerisy und Hof und Land erheben?

* * *

Von der Schmeicheley und unverdienten Schande:

Führt im Triumph die Blöden, die nichts wissen,
Und, was sie sind, vom Pöbel lernen müssen.

* * *

Von der Weisheit:

Ihr Geist ist starck und geht durch alle Geister.

Was jetzo den edeln und kühnen Ausdruck betrift, der diesem sonst philosophischen Gedichte ein poetisches Ansehen mitheilen soll, so finde ich, daß der Verfasser unterschiedliche Kunstgriffe gebraucht hat, dieses zu erhalten: Als

z. Ex. da er abgezogene Wesen mit guter Wahl und Nachdruck in Personen verwandelt, und ihnen auch so gar äusserliche und sichtbare Handlungen zuschreibet.

Die Schätze,
Um die der Geitz nach fernen Ufern reist.

* * *

Die Sorgen:
Er schläft mit Lust, wo andrer Sorgen wachen.

* * *

Die Gunst, Macht und Freyheit,
Gunst krönt den Fleiß, den Macht u. Freyheit schützen.

Das Lob,
Wann war es nicht des Glückes Folge-Magd?

Die Schmeicheley:
Die Schmeicheley legt ihre sanften Bande,
Ihr glattes Joch nur eiteln Seelen an.

Von der Weisheit sagt er:
An ihr verliert der Zufall seine Kraft.

Ein anderer Kunstgriff sind einige glücklich angebrachte Umschreibungen, und Erweiterungen. z. E.

Den Schatz, an dem kein Diebes-Finger klebet,
Nach dem allein der Reichen Neid nicht strebet.

Der Handlung Frucht und was ihr Muth erstritten,
Wird., unbereut, Verdiensten zugewandt.

Und meidet den, der den Genuß vom Leben,
Der jeden Tag nur dem Gewerbe weiht.

Ich sage nichts von den hier und da eingestreuten kleinen, aber lebhaften Beschreibungen, als z. E. in der dritten Strophe, noch von der glücklichen Wahl der Beywörter u. a. d.

Ein

Der Weise.

I

Ein Midas trotzt auf den Besitz der Schätze,
Um die der Geitz nach fernen Ufern reis't.
Prüft auch der Thor der Wahrheit ew'ge Sätze,
Des Weisen Glück, den echten Helden-Geist,
Den Schatz, an dem kein Diebes-Finger klebet,
Nach dem allein der Reichen Neid nicht strebet?

II.

Ein Weiser lebt, obgleich nicht krumme Griffe
Ihm Geld und Trost in Schränk' und Kasten ziehn;

V. 1. Auf den Besitz der Schätze)
Das Possessivum mein, dein, sein, kann öfters, wie hier geschehen, mit gutem Nachdruck durch ein Substantivum gegeben werden. Und da der Poet hier von dem Besitz nicht aber von dem Genuß redet, so dienet die Wahl dieses Wortes den Trotz eines solchen Midas recht lächerlich zu machen.

V. 5. An dem kein Diebes-Finger klebet)
Jeder Verständiger kan merken, daß der Verfasser den Werth des verborgenen und geheimen Schatzes der Weisheit durch den Gegensatz der Unbeständigkeit des betrüglichen Reichthums erhöhen will: Da jener nicht wie dieser durch tausend Zufälle geraubet werden kan.

V. 7. Ein Weiser lebt)
Das Wort leben muß hier mit Nachdruck und in seinem wahren Begriff genommen werden. Er lebt vernünftig und vergnügt. Folglich ist alles andere, was die Menschen als die grösten Schätze suchen, zu dem wahren Leben eines Menschen gantz überflüssig.

V. 8. Ihm Geld und Trost ꝛc.)
Diese Figur ist zwar kühn, leidet aber darum keinen Abgang an Wahrscheinlichkeit: Sondern dienet den Geitzigen, der seinen

Beschweret gleich sein wuchernd Gut nicht Schiffe,
Die zum Gewinn mit schnellen Segeln fliehn.
Er darf sich groß, er darf sich glücklich preisen;
Kein fremder Fluch versaltzet seine Speisen.

III.

Er schläft mit Lust, wo andrer Sorgen wachen;
Wann Boreas um Dach und Fenster heult,
Und dann vielleicht der Wellen schwartzer Rachen

Den

seinen Trost in Kasten und Schräncke verschliessen muß, recht lächerlich zu machen. Der Poet sagt, Trost in die Schräncke und Kasten ziehn, wie Virgil gesagt hat:

Attollitque humeris famamque & fata Nepotum.
Aen. VIII. 731.

Und Ovidius:

- - - - Rupit cœlestia crimina.

Das Wort Geld, welches bey dem Worte Trost steht, mässiget die Kühnheit der Figur, die viel fremder geschienen hätte, wenn es nur geheissen hätte, keine krumme Griffe ziehn dem Weisen seinen Trost, wie dem Geitzigen in Schräncke und Kasten. Nach derselben Figur hat Opitz gesagt:

O Mensch du Glückesball, was häust du aus den Gründen
Und suchest in der Bach, im Sande deine Sünden?

Die Sünden werden hier für das Gold, als den Werckzeug derselben gesetzt, gleichwie von unserm Poeten der Trost, als die Wirckung des Goldes, die es bey dem Geitzigen hat, dem Gelde beygeselllet ist. In den beyden angezogenen lateinischen Versen werden der Ruhm, das Schicksal, und die Uebertretungen für die Sachen gesetzt, welche durch den Grabstichel und den Pinsel geschildert waren.

V. 15. Der Wellen schwartzer Rachen)

Nach dem Gottschedischen Geschmack würde dieser Tropus aufs wenigste Lohensteinisch, oder gar Miltonisch, d. i. abentheurlich seyn: Da müßte man die seltsamen critischen Fragen hören,

Den Frachten droht, und Mast und Kiel ereilt,
So oft der Herr der Wasser und der Erden.
Die Krämer beugt, daß sie nicht Fürsten werden.

IV.

Was Recht und Fleiß und Zeit und Glück ihm geben,
Verwaltet er mit milder Danckbarkeit,
Und meidet den, der den Genuß vom Leben,
Der jeden Tag nur dem Gewerbe weiht,

Und

hören, ob denn die Wellen auch eine Zunge, ob sie auch Zähne haben? Wenn man schon antworten würde; der Geitzige stelle sich in seiner Einbildung die Gefahr in dergleichen Umständen noch so groß und erschrecklich vor, als sie ist; der Tropus an sich selbst habe seine malerische Wahrscheinlichkeit; man sage in den gemeinen Reden, von den Wellen verschlungen werden, und was dergleichen mehr zur Rechtfertigung dieser Redensart vorgebracht werden könnte; so bleiben diese critischen Helden auf ihrem sechsten Sinne, und geben ihrem Ausspruch durch ihr Ansehen, und durch eine öftere Wiederholung einen solchen Nachdruk, daß ihre gläubigen Schüler sich verschweeren würden, es wäre unmöglich daß die Wellen einen Rachen haben können, wie die Löwen.

Also hat Hr. Gottsched selbst schon im Jahr 1728. den gleichmässigen Tropum, daß die Bluhmen ihre Hälse emporrecken, mit dergleichen seltsamen Fragen lächerlich zu machen gesucht. Er hat gesagt: Der Lilie und der Tulipe wird ein Haupt zugeschrieben; Hr. Broks giebt ihnen gar eine Stirne. Haben sie ein Haupt und eine Stirne so haben sie auch einen Hals, so können sie ihn auch hervorrecken. Vortrefflich! Warum nicht auch eine Nase, warum nicht auch Ohren? Warum nicht auch Schultern u. s. w.

Wir haben es seiner Bescheidenheit zu dancken, daß er uns auf die absonderliche Aehnlichkeit, so einige Theile der Blumen mit gewissen Gliedmassen des menschlichen Leibes haben, nicht einen gantzen Menschen gestaltet, und ihn mit Nägeln, Nabel, desgleichen Lungen, Leber, und übrigen Eingeweide versehen, zuletzt noch mit Seele und Leben begabet hat.

V. 20. Verwaltet er.

Er besitzt es nicht als ein Eigenthums-Herr; sondern er verwaltet es nur als etwas fremdes.

Und jüdisch lacht, so oft er sieht und höret,
Wie die Vernunft Geschmack und Wahrheit ehret.

V.

Wie edel ist die Neigung echter Britten!
Ihr Ueberfluß bereichert den Verstand.
Der Handlung Frucht und was ihr Muth erstritten
Wird, unbereut, Verdiensten zugewandt;
Gunst krönt den Fleiß, den Macht und Freyheit schützen:
Die Reichsten sind der Wissenschaften Stützen.

VI.

O Freyheit! dort, nur dort ist deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Starck wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie ihr Licht, und reich wie die Natur.
Halb-glücklich sind die Sclaven, die dich nennen
Und nicht zu viel von deiner Würde kennen!

Wer

V. 26. Ihr Ueberfluß bereichert den Verstand.
Auch dieses ist eine nachdrückliche Ausdrückung, die viel gedenken läßt. Er sagt nicht nur, daß in Engelland der Verstand ein Mittel sey Geld zu erwerben: Sondern daß die Freygebigkeit den Verstand auf tausend Erfindungen führe, und ihn an Erfindung reich mache, und daß die Engelländer ihren Ueberfluß zu diesem Ende gebrauchen.

V. 31. O Freyheit dort, nur dort ist deine Wonne, ꝛc.
In dieser und den drey folgenden Zeilen werden die Güter, und Vortheile, welche der rechte Gebrauch der Freyheit der Stadt Londen zutheilet, mit dem gröfesten Nachdruck erhoben. Die Gleichnisse in der 33. und der 34sten Zeile sind von den herrlichsten Gegenständen in der Natur hergenommen, und ihre Zusammenstellung häufet Nachdruk auf Nachdruck.

V. 35. Halb-glücklich sind ꝛc.
Die Bürger, die unter einer despotischen Regierung leben,

und

VII.

Wer heißt oft groß? Der schnell nach Ehren klettert,
Den Kühnheit hebt, die Höhe schwindlicht macht.
Doch wer ist groß? Der Fürsten nicht vergöttert,
Und edler denkt, als mancher Fürst gedacht,
Der Wahrheit sucht und Recht und Wahrheit findet.
Und seinen Werth auf Witz und Tugend gründet.

VIII.

Ein solcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück zu selten Kluge steckt.
Ihn rühret nicht der Aufputz hoher Bürden;
Ihm strahlt kein Stern, der kleine Hertzen deckt.
Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band und ruht auf keinem Orden.

IX.

Wann machte sich das Lob der Tugend eigen?
Wann war es nicht des Glückes Folge-Magd?
Wie oft beschämt der, dem die Schmeichler schweigen,
Dem

und die Freyheit nur nach dem Nahmen, nicht nach ihrer vortrefflichen Natur kennen, sind einiger massen glücklich zu heissen; denn wenn sie dieselbe vollkommen kenneten, so würde der Verdruß sie zu missen, oder die Begierde und Bemühung sie zu erlangen, ihr Leben unglücklich machen.

V. 46. Ihm strahlt kein Stern, der kleine Hertzen deckt.
Das sagt euch, daß ihn der Glanz und Schimmer der äusserlichen Ordenszeichen nicht blenden, und bethören können, daß er das kleine Hertz, so oft darunter verborgen liegt, nicht entdecken sollte.

Den, dem ihr Schwarm viel süsses vorgesagt?
Wie oft ist der der Welt im Zorn gegeben,
Den Clerisey und Hof und Land erheben?

X

Die Einfalt lobt was vieler Stimm'n loben;
Die Menschen-Furcht was sie nicht stürtzen kan.
Germanicus wird billig hoch erhoben;
Doch betet Rom auch seinen Buben an:
Domitian, Roms schändlichster Berather,
Heißt wie August des Vaterlandes Vater.

XI

Wie mancher wird aus Eigennutz besungen,
Mit Lob betäubt, den jede That entehrt!
Des Frevlers Ruhm ertönt auf feigen Zungen,
Bis ihm das Glück den falschen Rücken kehrt.

Ahito-

V. 62. Mit Lob betäubt, den jede That entehrt. Welcher Nachdruck! Denjenigen, den alle seine Thaten alles Lobs und aller Ehre unwürdig machen, durch ein schmeichlerisches Lob so sehr und ungestüm erheben, daß ein solcher Eiteler selbst dadurch betäubt wird, und sich des übertriebenen Lobs fast schämet.

V. 63. Des Frevlers Ruhm ertönt auf feigen Zungen. Das ist, wird ein Gottschedianer sagen, ein Blümchen aus der unergründlichen und geheimnißreichen Schreibart, die allmählich bey uns einschleichen will, die mehr gedencken läßt, als sie wircklich sagt, und darum den Leser ermüdet. Da hingegen Gottsched eine so deutliche und flüssige Schreibart in Gang gebracht hat, welche auch die Unverständigsten verstehen müssen, und die von Gedancken nicht so beschweret ist, daß sie die Leser ermüden könnte.

Ahitophel, und solcher Räthe hundert,
So gar ein Süß ward, eh er hieng, bewundert.

XII

Die Schmeicheley legt ihre sanften Bande,
Ihr glattes Joch nur eitlen Seelen an.
Unedler Ruhm und unverdiente Schande,
O waget euch an keinen Bidermann!
Führt im Triumph die Blöden, die nichts wissen,
Und, was sie sind, vom Pöbel lernen müssen!

XIII

Ruhm, Ehre, Lob (wie wir den Beyfall nennen,
Den alle Welt Verdiensten schuldig ist)
Euch kan uns nur die Weisheit zuerkennen,
Die unsern Werth nicht nach dem Ansehn mißt.
Ihr Ernst verscheucht die Künste kleiner Meister;
Ihr Geist ist starck und geht durch alle Geister.

XIV

Ihr Preis, ihr Werth wird nicht vom Glück entschieden;
An ihr verliert der Zufall seine Kraft:
Sie kennet sich, und ihren innren Frieden
Zerrüttet nicht die Macht der Leidenschaft.
Was? darf man noch die niedren Grössen preisen?
Kein Stand ist groß, als nur der Stand des Weisen.

XV

Er weiß, sein Gott kennt, wählt und wirkt das Beste:
Das einzusehn, ist seine Lust und Pflicht,
Und bebte gleich der Welten Bau und Veste,
So zaget er bey ihrem Einfall nicht.
Er stirbt getrost: er segnet seine Zeiten
Und heiliget sein Theil der Ewigkeiten.

V. 87. 88. Und bebte gleich ꝛc.

Fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinæ. Horat.

Fällt der Himmel, er kan Weise decken;
Aber nicht schrecken.

Haller.

Wohl-

Wohlgemeinter Vorschlag,

wie Herrn Christoph Schwartzen deutsche Aeneis von dem Gerichte der Maklatur noch zu erretten wäre; in einem Schreiben an Herrn Heinrich Gottfried Zunkel, als den Verleger derselben.

Mein Herr.

Ihr alleine müßtet nicht wissen', was vor einen gewaltigen Stoß das Ansehen des Hrn. Prof. Gottscheds seit einem halben Jahre erlitten hat, wenn ihr euch noch mit der Hoffnung aufhalten könntet, daß sein Beglaubigungsbrief die Kraft habe, eurer Aeneis den Credit wieder herzustellen, den ihr die Critiken bekannter Kunstverständigen fast durchgehends genommen haben. Der Hr. Prof. hat seit einiger Zeit selbst Creditive nöthig; seine heftigen Gegner haben ihm so wenig Credit übrig gelassen, daß man ihm auf sein Wort nichts mehr glaubt, was er nicht, wie einer aus dem niedrigsten Pöbel, mit baaren Gründen beweisen kan. Aber was hat er eurem neuen Werke zum besten hervorgebracht, die Censuren zu widerlegen, oder die Schönheiten desselben, die unter den Schnitzern verborgen liegen, darunter hervorzuziehen. Er sagt uns viel Zeug von einem Schocke elender Uebersetzungen der Aeneis,

die Hrn. Schwartzens vorhergegangen sind, und schließt zuletzt, daß diese letztere alle dieselben übertreffe. Ein ungeschicktes Lob, daß Hr. Schwartz es besser gemacht habe, als Murner oder Spreng, oder Lau! Er versichert uns zwar, daß es ihn nicht gereuet habe, was er von der ersten Probe geurtheilet: Aber was beweiset dieses gegen seine Richter? Sie werden sagen, er mögte ein solch verstockter Sünder seyn, daß ihn eine grössere Uebelthat nicht reuete. Vielleicht sey die Zeit seiner **Bekehrung** noch nicht vorhanden, sein Hertz sey noch versteinert. Wahrhaftig der Pflegvater der deutschen Aeneis, der zuerst den Talent des Hrn. Schwartzens zu einem solchen Unternehmen erblicket, und ihn durch seine Aufmunterungen dazu verleitet hat, hätte sich besser angreiffen sollen, er hätte Virgil den halben Weg herunterreissen, und Schwartzen die andre Helfte emporrücken sollen, damit sie näher zu einander gekommen wären. Vordiesem hätte er Muthes und Worte genug dazu gehabt. Er hätte uns gesagt: „ In Virgils Gedichte herrschete lohen„ steinische und miltonische Schwulst, sein Aus„ druck sey in allen unsern Büchern unerhört, „ mancher wackere Magister könne vieles darin„ nen nicht verstehen, oder müßte es mit vielem „ Nachsinnen und Kopfbrechen errathen, die „ Construction sey verworffen, man höre der„ gleichen Latein auf den Universiteten nicht; Vir„ gil verschwende die Beywörter zu überflüssigen „ Vorstellungen, die weiter zu nichts dieneten, als „ zu schildern. Daher habe Hr. Schwartz bil-

„ lig

„ lig die Aeneis natürlicher, allgemeiner und ver-
„ ständlicher gemachet ; er habe billig alle die
„ Ausdrücke , die nur mahleten, weggeworffen ;
„ und die andern in unsre gewöhnliche Sprache,
„ die man auf den Gassen und in den Krambu-
„ den redete, übersetzet. „ Mit dergleichen Vor-
stellungen hat Hr. Gottsched die Leser nothwen-
dig einnehmen sollen , wenn er gewollt hat , daß
sie Hrn. Schwartzens Uebersetzung vor gültig er-
kenneten , welche in allen diesen Stücken von ih-
rer Urkunde abweichet , und gantz mager , kalt
und platt ist, wo diese lebhaft, mahlerisch, präch-
tig und poetisch ist. Es war um so viel noth-
wendiger , weil die Critiken durchgehends tieffe
Eindrücke gemachet hätten.

Der Hr. Schwartz selbst hat die Nothwen-
digkeit dessen wohl eingesehen , und darum einen
ernstlichen Versuch gethan zu beweisen , daß es
unmöglich wäre , alle Redensarten des lateinischen
Originals mit ihren bestimmten Begriffen in ih-
rem wahren Grade zu geben , und solche gleich-
wohl nach seiner Art , nemlich Zeile von Zeile , in
gereimte Prosa zu bringen. Man muß auch be-
kennen , daß er dieses mit seinen eigenen Exem-
peln genugsam dargethan hat , und man kan nichts
dagegen einwenden , woferne das was ihm nicht
möglich war , auch allen andern eben so unmög-
lich ist. Es scheint zwar daß er selbst einen Zwei-
fel in seinen Satz gesetzet habe , weil er das gan-
ze erste B. der Aeneis umgesetzet hat , damit er
den Erinnerungen seiner Tadler gemäß die Be-
griffe des Virgilianischen Ausdruckes genauer und

getreuer verdeutschete; und man könnte daraus schliessen, daß es zum wenigsten ihn **gereuet** hätte, die erstere Probe, die Hr. Prof. Gottsched sich **nimmer reuen** läßt zu loben, so schwach und niedrig verfertiget zu haben: Allein seine zweyte Uebersetzung ist nicht prächtiger oder lebhafter ausgefallen als die erstere, und wird ihn vermuthlich in seinem Grundsatze von der Unmöglichkeit Virgils Gedancken deutsch zu geben besteiffet haben. Man hätte es ihm auch vor ein redliches Stücke anfgenommen, wenn er dieses geradesweges bekennt hätte, und er hätte damit, wo nicht seine übelgerathene Uebersetzung, doch wenigstens seine Aufrichtigkeit bewähret. Allein jedermann hat sich daran geärgert, daß er seinen Kunstlehrern, deren getreuen Unterricht er genossen, und gerne genutzet hätte, wenn es in seinem Vermögen gestanden wäre, so ungeschickte und loose Worte giebt, als wenn sie Ursache wären, daß er es nicht hat besser machen können: Es ist in der That sehr unerbaulich, daß er so viel böse Worte mit so grosser Gelassenheit giebt, und bezeuget, **er rede noch ohne einen aufgebrachten hitzigen Affect, und sey gantz und gar nicht gesonnen, sich zu rächen, weil er sonst gantz anders mit seinen Gegnern zu verfahren wüßte.** Bey Lesung dieser Worte hat ein ehrbarer Mann gesagt: Wenn es hier aus kalten Wolcken donnert und blitzet, was wird wohl vor ein Ungewitter entstehen, wenn sie in Hitze kommen? Der gute Herr ist in seinem Affecte so blind, daß er es selbst nicht weis. Was hat

ihn

ihn sonst verblendet, wenn es nicht ein aufgebrachter Affect gethan hat, daß er seinen grösten Feind nicht erkannt, sondern ihn vor Hrn. Bodmer angesehen hat? Er sollte doch von seinem grossen Gönner, dem Hrn. Prof. Gottsched mehr als einmahl gehöret haben, wie der Verfasser der fatalen Zürichischen Dichtkunst heisse, die seiner eigenen ein Ende gemacht hat. Hr. Bodmer hat ihm nicht den geringsten **Schnitzer** in seiner Uebersetzung ausgestellet, daß er damit das **Gesetze der Natur an ihm übertreten, oder sich an der Gottheit versündiget hätte.** Vielleicht aber hat Herr Schwartz allein zu einer Probe seines **gelinden Verfahrens, damit er nicht böses mit bösem vergölte,** dem wahren Nahmen seines Gegners verschonet, und an dessen Statt Hrn. Bodmers gesetzet, welchem seine ungebundensten Reden keinen Schaden thun mögen, weil ein andrer gemeint ist. Es wäre gut, daß man dieses gewissen Lesern überreden könnte, welche lieber hundert Schnitzer, als eine eintzige Unbill verzeyhen, weil sie die Fehler des Witzes nur vor lächerlich, die Fehler des Willens hingegen vor sündlich halten. Man läßt einem Scribenten gern das Recht widerfahren, daß ers nicht im Vermögen gehabt habe, in die feinen und für ihn unspürbaren Fußtapfen Virgils einzutreten. Mancher armer Dichter hat eine innerliche Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit seines Werckes, er redet davon seiner kurtzen Einsicht gemäß, und man glaubt ihm so gut, als man einem Selbsüchtigen Glauben zu-

stellt. Man siehet auch wohl, daß Virgils Ausbildung, Mahlerey, Bestimmung der Begriffe, Hrn. Schwartzen zu fein und zu versteckt waren, und ein jeder fiel vor sich auf die Gedanken, daß er sie ohne Muthwillen und ohne Sünde so matt gegeben hätte. Aber wie will man ihn doch entschuldigen, daß er Leute die sich Mühe gegeben, ihn etwas rechtes zu lehren, und ihm weiters nichts zu Leide gethan haben, ja daß er Bodmern, der ihm nicht einmahl dieses zu Leid gethan hat, mit so feindseligen Worten übersudelt. Es zeiget zwar ein gutes Gemüthe, da er eine so grosse Sorgfalt für eure Buchhandlung, und einen so grossen Eifer gegen diejenigen blicken läßt, die euch an eurer Nahrung Abbruch thun wollen. Aber wenn diese Sorgfalt und dieser Eifer nicht etwas angenommenes sind, so dürffet ihr ihm nur sagen, daß eben er dieser schädliche Mensch ist, der euch mit der deutschen Aeneis den grösten Schaden zugefüget hat; das wird ihn schon vermögen, daß er euch den Verlust bis auf die eitele Hoffnung von Gewinn, wovon er euch güldene Berge vorgeschwatzet hat, ersetze. Er hat das Werck gemacht, woran er Verlust vorsiehet, und er hat es so ungeschickt gemacht, daß nothwendig dabey verlohren werden muß. Weder Hr. Breitinger noch Hr. Pyra, noch Hr. Bodmer haben es verfertiget, und so schädlich gemacht. Diese Herren haben es nicht dadurch zu einem schlimmen Buche gemacht, daß sie dessen Fehler eingesehen, oder daß sie solche kund gemacht

macht haben. Sie sind durch seine innerliche Beschaffenheit genöthiget und berechtiget worden, so davon zu denken und zu reden, wie von ihnen geschehen ist. Eure Aeneis hätte nicht einen Donatschnitzer weniger, als sie hat, wenn kein Kunstrichter sie angetastet hätte, und wenn ihr 1000. Thaler damit gewonnen hättet. Ihr könnet von ihnen unbehindert noch ietzo so viel darauf gewinnen, wenn es den Käufern gelegen ist. Der Hr. Prof. Gottsched hat mit eben so schlechter Waar noch ein weit mehrers gewonnen. Es scheinet Hr. Schwartz traue den ietzigen Zeiten nicht so viel gutes zu, als den vorigen, da öfters der blosse Nahme Hrn. Gottscheds ein mageres Buch verkauft hat, eh und bevor er noch mit einer Hochmagnificenz verherrlichet war. Lasset uns die Wahrheit gestehen, eure Aeneis ist eine grundplatte Schrift. Ich sage es nicht euch zu beleidigen, oder zu erschrecken, sondern vielmehr eurem mehrern Schaden vorzukommen. Das schlimmste für euch ist, daß jedermann dieses einsiehet, man hat sie in allen Gesellschaften zum Besten, und dem plumpesten Kopf entfährt bey dieser Gelegenheit ein lustiger Einfall. Man sagt öffentlich, der Hr. Verfasser habe seine Sinnen und Gedancken vielmehr in patina als in Virgils Aeneis gehabt; die Uebersetzung sey nur seine Nebenabsicht, die Hauptabsicht sey eine gute Suppe und ein Kälberbraten gewesen; er habe die Aeneis in Beyerische Schincken und Knackwürste übersetzet; dem Leser würde von seiner Verdeutschung so übel, als wenn unus coquus confundit

multa Jura; in diesem Verstande sey Hr. Schwartz ein Coctor Jurium; und was mehr dergleichen possierliche Einfälle sind, die wenigstens nicht so zauberisch herauskommen, als wenn dieser schertzhafte Verfasser ein paar Schweitzerhosen verschlückt. Aber niemand hat die deutsche Aeneis ärger geschimpft, als der Herr von Jonquilie. Die gantze Stadt trägt sich mit der Execution, die er damit vorgenommen. Er lud am letzten Abend des vorigen Jahres eine grosse Anzahl Herren und Frauenzimmer zu sich, denselben eröffnete er beym Camin, daß er über Schwartzens Aeneis Gericht gehalten hätte; und er hätte bey seinen richterlichen Amtspflichten gefunden, daß das göttliche Gedichte Virgils darinnen geschändet, entweyhet und entheiliget wäre; dafür habe er sie zum Feuer verurtheilet. Er hoffete daß niemand wider sein Richteramt oder sein Urtheil etwas einzuwenden haben werde, jenes habe er mit einem halben Reichsthaler rechtmässig gekauft, und dieses wollte er gegen einen jeden behaupten, wofern jemand vorhanden wäre, der für die Verurtheilete reden wollte. Man billigte insgemein sein ausgesprochenes Urtheil, und lobete seinen Eifer für die Ehre des römischen Poeten. Es schien, daß sich niemand der deutschen Aeneis annehmen wollte, bis nach langem ein junger Magister, Nahmens Hr. Tulipe, ein bekannter Freund der Hrrn. Gottsched u. Schwartz, auf den jedermanns Augen gerichtet waren, ein Hertz fassete, und erstlich vorstellete, was vor saure Mühe es den Hrn. Schwartz gekostet hätte, die Aeneis Virgils

gils in eben so viele deutsche Verse Zeile von Zeile zu übersetzen, und dabey alle **Regeln der critischen Reinigkeit** auf das genaueste zu beobachten, damit er der **studierenden Jugend ein Muster einer reinen Poesie vorlegete.** Er bat ferner daß Hr. Jonquilie auf die künstliche Vermischung der Selbstlauter und Mitlauter Acht geben mögte, welche in verständigen Ohren einen so süssen Wohlklang verursachete. Dieser antwortete ihm darauf: Es wäre nicht genug, daß die schwartzische Aeneis eben so viel Zeilen hätte, als die Römische, sie sollte ihr vielmehr an der Anzahl der Begriffe, an dem Maasse, dem Nachdruck, und Leben derselben gleichen; nichts wäre leichter als ein Werck von eben so vielen Versen machen, als Virgils hätte; man könnte die Anzahl der Virgilianischen Verse vielleicht eben so richtig im Hans Sachsen finden. Was den Wohlklang anlangete, so wäre wahr, daß die Ohren so viel Verstand darinnen fänden, daß es schiene aller Verstand und Witz des Uebersetzers wäre in die Buchstaben und Sylben gefahren; man würde in folgenden und tausend dergleichen Zeilen nichts weiters antreffen, als künstlich vermischte Selbstlauter und Mitlauter; und in dieser Betrachtung könnte eine jede von denselben für sich selbst bestehen, ohne daß sie einen gewissermassen bestimmten Verstand in sich fassete; oder die von ihm gerühmte **critische Reinigkeit** verletzete, welche sich nicht weiter als auf den Klang bezöge. Wie rein und klingend, sagte er, sind zum Exempel:

- - Besetzten Trinkpocal, füllt ihn, wie Bel und die - - -

†

- - Ihm folgende mit Wein, ein jeder schwieg und sie - -

†

Die Nymphen wohnen da, man braucht kein Seil und kei-
(nen - -

†

Als Priams älteste Princessin trug, und die - - - -

†

- - Entellen, der bey ihm im Grase lag, dies scharf - -

†

- - Auf dem sidonischen geschenkten Pferd, und das - -

Jedoch, fuhr er fort, damit Hr. Tulipe sehe, daß ich mit der Aeneis seines Freundes nicht nach der Schärfte verfahre, so will ich nicht so viel fodern, wie Horatz gethan, der ein Werck verwarf, das nicht mehrere Schönheiten, als Fehler hatte, sondern ich will zufrieden seyn, wenn er mir nur fünfzig Zeilen von Virgils Geist und Leben zeigen kan. Ich will in solchem Fall mein Urtheil alsobald widerruffen. Hier nahm ein gewisser Hr. das Wort und sagte im Spotte, fünfzig Virgilianische Zeilen von Schwartzen zu fodern, wäre zu viel; wenn man ihm dreissig zeigen könnte, so würde er nicht so grausam seyn, und um der zwanzig willen, die an der gefoderten Anzahl abgiengen, sein Urtheil vollstrecken. Hr. Jonquilie erklärete sich darauf, daß er um der anwesenden Frauenspersonen willen, die aus angebohrner Mildigkeit an Mord und Brand keinen Gefallen hätten, dem gantzen Wercke verschonen wollte, wenn man ihm nur zehn Zeilen von

Vir-

Virgils Mahlerey und Nachdruck vorlegen könnte. Nach dieser Erklärung blätterte Hr. Tulipe in der neuen Aeneis lange hin und her, und kam endlich mit folgenden Versen vor den Tag:

\- - - - - - - der Tag bricht an, es scheinen
Die Sternen schon nicht mehr, so daß ihr schlaffen sollt.

* * *

Worauf Achat ein Feur auf trockne Blätter schlägt.

* * *

Sie aber machen sich zur Schmauserey geschickt.

Er wollte die Anzahl der zehne, mit dergleichen Zeilen voll machen, als Hr. Jonquilie ihm einredete, und sagte: Wenn ich nicht irre, so giebt er mit seinem **der Tag bricht an**, Virgils nox humida cœlo præcipitat, und mit **es scheinen die Sternen schon nicht mehr, so daß ihr schlaffen sollt**, giebt er das suadent cadentia sydera somnos. Er setzt, **ein Feuer schlagen**, wo Virgil gesagt, silicis scintillam excudere, **und sich zur Schmauserey geschickt machen**, ist das Lateinische se prædæ ac dapibus futuris accingere. Nun will ich schon wetten, er giebt das torquet medios nox humida cursus, **die Mitternacht ist vorbey**; und me sævus equis oriens afflavit anhelis, **ich spüre daß der Tag vorhanden sey**; rapere in fomitem flammam, **ein Feuer anmachen**, Ceres undis corrupta, **das nasse Brod**, cerealia arma expedire, **das Backzeug auspaken**; implentur veteris Bacchi, **sie trancken Wein**; o quam te memorem Virgo, **o Jungfer wie**

soll

soll ich dich grüssen? Er giebt dieses in der That nicht anders, sagte Hr. Tulipe, und warum sollte ers anders geben, das ist der eigentliche Verstand dieser Wörter. Wolltet ihr wohl begehren, daß man bey einer Uebersetzung bey allen Redensarten des Originales bleiben, und solche gleichwohl nach Hrn. Schwartzens Art, Zeile von Zeile in gereimte Verse bringen sollte? Das wäre eine physicalische Unmöglichkeit; denn die Natur der Sprache litte solches nicht; es wäre auch würklich abgeschmackt und ungereimt, wenn man überall der Lateiner Redensarten behalten wollte. Es hat ja jede Sprache ihren besondern Nachdruck, welchen man *Genium linguæ* nennet. Hr. Jonquilie erwiederte: Niemand sagt, daß man das Latein von Wort zu Wort geben müsse, wie man jedes im Wörterbuche nach seiner ersten und flüchtigsten Bedeutung verdeutschet findet; sondern man muß die Idee von einem jeden mit aller Genauigkeit und Bestimmung in ihrem rechten Maasse und Grade liefern. Glaubet ihr nun, daß man die Virgilianischen Redensarten nicht genauer und nachdrücklicher geben könne, als Hr. Schwartz gethan hat, woferne man von der Natur der deutschen Sprache nicht abweichen, und nicht abgeschmackt werden wollte? Würde es nicht schon Virgilianischer tönen, und doch Deutsch bleiben, wenn ich sagte: Ich muß endlich scheiden; die thauigte Nacht hält ihren Lauf an dem mittlern Theile des Himmels, ich verspüre schon die scharfe Luft des ankommenden Morgens, der mich

mit

mit seinen schnaubenden Pferden anwehet. Vielleicht aber mißfällt euch dieses, weil es euch unerhört ist. Wir drücken uns im gemeinen Umgange nicht so aus. Dem ist also, aber wir geben uns im gemeinen Leben auch vor keine Poeten. Man hat sich auch zu Rom nicht ausgedrücket, wie Virgil in der Aeneis thut, wenn man mit seinem Koche, oder seinem Becker geredet hat. Hr. Tulipe merckete, daß er anders fassen müßte, er erinnerte sich einer Stelle, die er in Hrn. Gottscheds Vorrede zu der deutschen Aeneis gelesen hatte, welche er dergestalt anbrachte: Ich sehe wohl Hr. Schwartz hat für euch zu deutlich geschrieben, ihr haltet als ein scharfsinniger Kopf mehr auf etwas weitgesuchtes, gelehrtes und schweres. Das ist nun euer Geschmack, und de gustibus non est disputandum. Wenn euch aber Hr. Schwartz in diesem Stücke keine Gnüge gethan, so ist das zu wenig, als daß ihr deßwegen seine gantze Arbeit verwerffen solltet. Die Vortrefflichkeit der Aeneis bestehet nicht bloß in der Reinigkeit und der Schönheit des Lateins, in dem Adel und erhabenen Pracht der Schreibart, in dem fliessenden Wohlklange, und der bezaubernden Anmuth der Verse. Es giebt darinnen noch viel schätzbarere Eigenschaften, z. Ex. **die äusserliche und die innerliche Grösse seiner Fabel**, und der Hauptzweck des Dichters, nach welchem er die Römer bereden wollen, **ihre republickanische Freyheit zu vergessen, und sich dem neuen Regenten willig zu unterwerffen.** Auf diese Stücke hat Hr. Schwartz hauptsächlich gesehen,

sehen, und sie in seiner Uebersetzung glücklich vorgestellet. Die sittsamern und gewöhnlichern Redensarten, womit er sich ausdrücket, haben ihn daran nicht gehindert. Ich will euch dieses gelten lassen, sagte Hr. Jonquilie, aber ich sehe dann nicht, was Hr. Schwartz vor grössere Verdienste habe, als Murner, oder Sprenge. Wir finden in ihren Knittelreimen die Fabel der Aeneis, ihre Anlage, Verfassung, ihre Hauptabsicht, und Hauptlehre so gut, als in Hrn. Schwarzens Wercke, und ein Uebersetzer müßte den Kopf in den Fingern haben, wenn er sie gäntzlich verfehlen sollte. Wenn ihr dann dasselbe vom Holtzstosse erretten wollet, so müsset ihr mir etwas mehrers darinnen zeigen, als diese geschicktern Brüder Hans Sachsens haben, ihr müsset mir die Kürtze Virgils darinnen finden, der seinen besten Vortheil aus den Beywörtern ziehet, womit er die Gestalten und die Beschaffenheiten der Dinge erkläret, seine zusammengepreßte Begriffe, die Höhe und den Glantz der Farben in seinen kunstreichen Gemählden. Könnet ihr dieses nicht, so muß der Gerechtigkeit eine Genüge gethan, und die deutsche Aeneis **dem Vulcan abgethan werden.** Ihr sollet bald sehen, was ich mit diesem **unerhörten** Ausdrucke sagen wolle. Mit diesem Worte hielt er sie, wie sie mit einem ehrbaren Leichenkleide in schwartzem Marroquin angethan war, über das Caminfeuer, wo sie sich bald in Rauch und Asche, ihre ersten Elemente, wieder auflösete.

Ihr

Ihr könnet aus dem allen genugsam abnehmen, Herr Zunckel, was euch die grosse Hoffnung eintragen werde, welche man euch von diesem Buche gemachet hatte. Es wäre ein Glück für euch, wenn es vielen dergleichen scharffen Richtern in die Hände gerathen würde, ihr könntet sein so wenigstens ohne Schaden loos werden, allein es giebt allzuvenig Leser, die einen Poeten zum Holtzstosse erkauffen, damit sie ihn vom Moder errettten. Die gemeine Stimme der Grossen und der Kleinen spricht über sie das Urtheil, daß sie Maklatur sey, und wieder zu Maklatur werden solle. Dieses kan freylich nicht ohne Abbruch eurer Nahrung geschehen, und weil ich sehr zweifle, daß Hr. Schwartz, der sie nicht besser gemacht hat, oder Herr Gottsched, der ihn zu dieser schädlichen That aufgestiftet hat, euch den Verlust gutthun werden, so kräncket es mich, um eurentwillen, in der Seele. Das Mitleiden, das ich deßwegen mit euch habe, hat mich sinnreich gemachet, ein Mittel zu erfinden, wie ihr wenigstens ohne Schaden davon kommen könnet; und ich habe euch würcklich einen Vorschlag zu thun, den ich vor unfehlbar ansehe. Er ist sehr einfältig, und bestehet kurtz darinn, daß ihr die neue Aeneis für das ausgebet, was sie ist, nehmlich für eine verkleidete, und verkehrte Aeneis, wo Virgils Werck seiner Pracht und Majestät in den Begriffen und dem Ausdruck beraubet, und zu der alltäglichen Plattheit des Ausdruckes und abentheurlichen Possen erniedriget worden, jungen Magistern und ihren Untergebenen, welchen sie im Latein unver-

unverständlich und unerhört gewesen, das Lesen derselben zu erleichtern, und sie für ihre Fähigkeit gemäß und anständig zu machen. Ihr schriebet zwar hiemit dem Hrn. Schwartzen einen Vorsatz zu, den er nicht gehabt haben will, der ihm aber weit mehr Ehre brächte, als da er seine Plattheiten und zweydeutige Schwäncke vor eine getreue und sorgfältige Uebersetzung der lateinischen Aeneis geben will. Jetzo sagt man, er habe die Aeneis aus Unwissenheit, Unvermögen und Mangel an Geschmacke und Empfindung so niedrig und possierlich gemacht, er habe ihr das zugetheilet, was ihm natürlich und eigenthümlich wäre, was albern wäre ohne daß er es verstühnde und einsähe; das lustige Zeug darinnen wäre eine ungeschmakte Frucht seines schalen Geistes, der Plattheit vor Natürlichkeit, und Lappereien vor Witz hielte. Anstatt dessen würde es künftig heissen, Hr. Schwartz hätte durch seinen Witz und muntern Kopf aus eben denen Dingen Niedrigkeit und Possen herausziehen können, in welchen Virgil Hoheit und Pracht gefunden; er habe uns damit lustig gemacht, womit jener uns in Verwunderung gesetzet; er habe mit Witz und Geschicklichkeit ausgeschweifet; er habe die Possen so künstlich nachgeahmet, als wenn sie ihm eigen wären. Man wird ihn mit dem Titel des deutschen Scarrons beehren. Es ist ohne Zweifel ein grösserer Ruhm, die **Narrheit wohl können**, als die Weisheit und den Ernst ungeschickt nachmachen. Es wäre darum gut, daß ihr zu dieser verkleideten Aeneis Anmerckungen und Erklärungen

rungen machen lieſſet, worinnen der lächerliche Witz und die poſſierliche Verkehrung in ihr rechtes Licht geſetzet, und dem Leſer auf die Spur des Luſtigen geholffen würde; man müßte die wohlflieſſende Plattheit, die feinen Zweydeutigkeiten, die geſchickte Erniedrigung des Prächtigen, die unerwartete Vermiſchung des Schimpfes mit dem Ernſte, die angenehme Vermeidung aller harten und Nachdencken erfodernden Gedancken ſorgfältig anmercken, und das alles des Hrn. Schw. Kunſt und Vorſatze zuſchreiben. Man müſte umſtändlich anzeigen, wie er verſchiedene und gantz abgeſonderte Begriffe in einem Guß zuſammengeſchmeltzet; mit einander verbunden, was unmöglich zugleich beſtehen kan; den Nebenumſtand in die Haupthandlung verkehret; Wunderwercke verrichtet; alltägliche Wahrheiten mit unwiderſprechlichen Gründen unterſtützet hat; und was dergleichen mehr iſt. Dieſes iſt deſto nöthiger, weil man ihm mit gutem Grunde vorwerffen könnte, ſeine Schwäncke ſeyn zu ſchal und ſeine Ausſchweifungen haben das Saltz nicht, das in dem franzöſiſchen Scarron den Poſſen einen Geſchmack giebt; dergeſtalt daß man ihn mit denen Pritſchmeiſtern vergleichen könnte, welche ſich gerne närriſch ſtellen wollten, aber weder Weiſe noch Gebehrde dazu verſtehen, und wenn man ſie gleich ſchünde, es nicht höher bringen können, als daß ſie die Ohren ſchütteln. Wird die Sache nach meiner Idee geſchickt ausgeführet, ſo wird eure Aeneis nicht nur den jungen Magiſtern und Studenten anſtändig ſeyn, welche die geheimnißvollen und mit Be-

griffen und Bildern so beschwerten und unverständlichen Verse Virgils ihrer Last so geschickt entlediget, und mit Schertz und Schwäncken ihrem Witz und Naturelle gemäß bereichert sehen, sondern selbst diejenigen, die jetzo nicht leiden können, daß Hr. Schwartz seine Aeneis mit Virgils in einen gleichen Grad der Würde stellen will, werden ihr den Werth einer verkehrten Aeneis gerne zugestehen. Sie mögen wohl leiden, daß Virgil so klein gemachet werde, als die Menschen insgemein sind, aber sie gestehen nicht gerne, daß Schwartz eben so groß seyn solle, als Virgil ist. Wenn er es recht überleget, so wird er mit meinem Vorschlage wohl zufrieden seyn, er wäre denn aus der Zahl derer, die lieber possierlich seyn, als heissen wollen. Er wird mir dancken, daß ich seinen wahren Talent, und den eigentlichen Werth seiner Aeneis ausgefunden habe. Ist er in der poetischen Mahlerey nicht geschickt ein lebhaftes Auge oder einen wohlberedten Mund zu schildern, so hat er hingegen ein natürliches Geschicke, einen Schincken, einen Schuh, oder einen Buckel nach dem Leben zu entwerffen. Er hat denn schon verantwortet, warum man nicht zehn Virgilianische Zeilen in seinem Wercke finde, das wäre wider seine Absicht gewesen, er hat nicht übersetzen sondern verhudeln wollen, und dieses geschickt ausgeführt. Wäre es ihm aber nicht anständig, so hat es nichts zu bedeuten, ihr habet seine Einwilligung nicht vonnöthen, die Aeneis ist euer, ihr habet sie bezahlet. Wenn ihr zu der vorgeschlagenen Einrichtung oder den Anmerckungen

gen meiner Dienste nöthig habet, so stehen sie euch bereit. Ich will dann trachten, den Hrn. Conrector Erlebach, und den Hrn. Conr. Pyras wie auch den unparteyischen Correspondenten, meine allerliebsten Freunde, zu bereden, daß sie zu Verherrlichung eurer Aeneis das ihrige mit beytragen. Lasset mir eure Gedancken durch den Weg, durch welchen euch diese Zeilen zukommen werden, mit ehestem wissen, und seht mich an, als denjenigen, der gantz geneigt ist, euch aus der augenscheinlichen Gefahr grossen Abbruches an eurer Nahrung nach seinem Vermögen zu erretten. Ich habe das Titelblatt, wie es nach meinem Vorschlage lauten müßte, nach seinem völligen Inhalt und der scheinbarsten Absetzung der Zeilen hier beygeschlossen. ꝛc.

Leipzig den 12. Jan. 1743.

Stephan Finck.

Nachschrift. Ich habe die Ehre euch hierbey aus dem siebenden Stücke der Schweitzerischen Critischen Sammlung das Abentheuer

zu übersenden, welches sich in Hr. Conrector Erlebachs Schule mit eurer Aeneis zugetragen hat. Ihr werdet selbst sehen, wie wacker Hr. Schwartz in dieser Schrift zugedecket ist. Man will überdiß wissen, wann er unter dieser Decke nicht liegen wolle, so wollen ihn die Schweitzer noch mehr überdecken, bis daß er zu schwitzen komme; in Hoffnung, werde er nicht weiß, so werde er doch ein wenig zarter, und wie sie sagen, handsamer.

Die verkleidete

Aeneis

Ein

Heldengedicht

Für die

Gottschedianer;

In welchem Virgils Aeneis von der
Hoheit ihrer Begriffe und der Pracht
ihres Ausdruckes befreyet,

Und in die verständliche und leichte Sprache der
Deutschübenden Seelen,

Mit Eintragung vieler lustiger Schwäncke
Und schimpfreicher Zweydeutigkeiten Zeile von
Zeile fliessend und rauschend übersetzet ist

Von Johann Christoph Schwartz;

mit Rath, Hülfe, und Beyfall

Sr. Hochedelgebohrnen Magnificenz
des Hrn. Professors Gottsched;

Samt nöthigen
Einleitungen, Vertheidigungen und Erklärungen,
von Stephan Finck ꝛc. ꝛc.

Regensburg

Gedruckt und zu finden bey Heinrich Gottfried Zunckel.
1743.

Versuch einer Uebersetzung von Fabeln aus einer deutschen Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts.

Wer recht übersetzen will, muß vornehmlich den Geist dessen haben, den er übersetzet; und dann auch die Sprache desselben wohl verstehen. Man hat darum in der neuen Vorrede zu Hrn. Heinekens Longin dem Hr. Prof. G. gerathen, daß er aus dem Beyerischen übersetzen sollte; ohne Zweifel, weil man das Vertrauen zu ihm gehabt hat, daß er den Geist der beyerischen Scribenten glüklich erreichen, und sich daneben von ihrer Sprache leichter als von der lateinischen meister machen könnte. Der junge Mensch, von welchem folgende Uebersetzung ist, hat sich aus eben dieser Ursache nicht höher gewaget, als daß er einige Fabeln aus der alten deutschen Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts übersetzet hat, von welcher in dem Abschnitt von der deutschen Poesie unter dem schwäbisch. Stamme einige Nachrichten gegeben worden. Es dünket mich in der That, daß er in den Geist und die Sprache seines Originales geschikt eingeschlagen habe. Ich habe ihn darum angefrischet, daß er mit dieser Arbeit fortfahren sollte, und ihm versprochen, daß ich eine Probe davon in dieser Sammlung einrücken wollte, damit er das Urtheil der Kunstverständigen darüber vernehmen könnte.

Die

I.

Die Schwalbe

DJe Schwalbe sah einst Hanf auf einen Acker säen.
Gleich fiel ihr in den Sinn, was dieses mögte seyn,
Deßwegen warnet sie die Vögel insgemein:
Merckt ihrs nicht, das geschieht zu unsrem Schaden;
Wir sind mit Feinden gar umringt, und überladen.
Es wird mir schwer in meinem Muth.
Es ist um uns gethan, stehn wir nicht auf der Hut.
Denn wächßt der Hanf einst auf, so werden sie ihn spinnen:
Dann wird von uns der zehnte nicht entrinnen.
Denn aus dem Garn wird Netz und Strick gemacht,
Mit diesen fängt man uns bey Schaaren,
Wenn wir nach unsrer Speise fahren.
Doch weis ich euch noch einen Rath zu geben;
Gehorcht ihr dem, behütet ihr eur Leben.
Ihr sollt dem Anfang widerstreben.
Versammelt euch mit einem Sinn,
Und flieget auf das Hanffeld hin.
Allda verbreitet euch und esset alle Saat,
Ein jedes Körnlein auf, das ist mein Rath.
Dadurch wird dann die Ursach hingenommen,
Von welcher wir in Noth und Arbeit mögten kommen.
Die Vögel daucht, sie sagte dies im Spott.
Sie schimpften auf den Rath, und das Geboth.
Der Hanf wuchs auf, nach seiner Art,
Worauf er gleich gesponnen ward;
Dann wurden Netz und Stricke draus gemacht;
Wann ietzt der Vögel Heer nach Speise wollte fahren,
Und sicher dacht zu seyn, so fieng man sie bey Schaaren.

II.

Die Fliege und der kahle Mann.

Man sagt, daß eine Flieg in Ungestüme flog,
Und einen kahlen Mann vielmahls betrog.
Indem sie ihm oft an die Stirne saß;
Wenn er dann seiner nicht vergaß,
Und mit der Hand oft nach ihr schlug,
Da floh sie bald und schnell genug.
Sie trieb hernach noch ihr Gespötte,
Daß er sich selbst geschlagen hätte.
Bald aber flog sie wieder dar.
Der kahle Mann nimmt ihrer wahr
Und spricht: O Fliege hör was ich dir sage.
Ob ich dir deinen Spott vertrage,
Und ob ich mich gleich zehnmahl schlage:
So werd ich doch davon nicht wund,
Ich bleib hernach wie vor gesund.
Dein Stachel tödet auch nicht mich;
Träff aber ich nur einmahl dich,
So lägest du im Staube todt.

Begiebt sich jemand selbst in Noth
Durch kleinen Schaden, den er thut,
Der hat wohl einen tummen Muth.

III.

Der krancke Löwe.

EIn Löwe war an Jahren alt,
An Tugenden und Kräften kalt,
Als ihm von Feinden weh geschah.
Da ihn ein Eber liegen sah,
Dacht er an seinen alten Schaden,
Und biß den Löwen in die Waden.
Der Ochs kam auch daher gerannt,
Wo er den alten Löwen fand
Er übt an ihm auch seine Rach',
Indem er ihn mit beyden Hörnern stach.
Mit andern Thieren kam zugleich
Der Esel auch hinzu, und gab ihm manchen Streich
An seine krancke Stirn. Das ist für die Untugend,
Die du mir vor der Zeit erzeigt in deiner Jugend;
Sprach er. Der Löwe fieng mit einem Seufzer an:
„ Ich litt es, schlüge mich ein Mann,
„ Daß mich ein Esel schlägt, schmerzt mehr als alle
(Noth,
„ So weh thut nicht der bittre Tod.

IV.

Der König der Frösche.

EIn Weiher war von Fröschen voll.
Denselben war nach ihren Arten wohl.
Sie hatten Wasser Land und Feld,
Und dessen gnug ohn alles Geld.
Sie waren unbeherrschet gar,
Und nahmen keines Herren wahr.
In Freyheit stuhnd ihr aller Muth,
Ihr Leib, ihr Leben, und ihr Gut.
Die Freyheit mogten sie nicht mehr vertragen.
Sie fiengen ernstlich an zu klagen,
Sie mögten nicht ohn' einen König leben.
Gott Jupiter sollt ihnen einen geben,
Der ihr Regent und König wär.
Daß lachete Gott Jupiter,
Und schwieg. Sie hielten wiederum
An einen Herrscher an. Kein Frosch blieb stumm.
Da lag ein Trämel, plump und groß;
Den Jupiter itzt in den Weiher schoß.
Der sollt ihr König seyn. Dazu wär er gebohren.
Sie hielten sich zuerst vor gantz verlohren,
Sie waren schnell die Flucht zu wehlen,
Verstummet waren ihre Kehlen.

So

So schrecklich war der erste Schlag,
Nach welchem bald der Trämel stille lag.
Er rührte sich nicht um ein Haar.
Die Frösche wurden das gewahr.'
Sie konnten sich im Spott nicht fassen,
Daß sie nicht auf den König sassen.
Sie fiengen wieder an zu schrey'n,
Sie könnten nicht in Ruhe seyn,
Würd ihnen nicht ein Fürst gegeben,
Ein König, unter dem sie mögten leben.
Ihr Ungestüm verdroß den Gott ein wenig.
Im Zorn ernennet er den Storch zu ihrem König.
Der kam mit grossem Staat, mit hohem Muth u. Wesen
Vor seinem Ernste mocht kein Frosch genesen.
Sein Magen war sehr heiß, weit waren Kropf u. Schlund,
Und immer offen stuhnd der Mund.
Was ihm bekam, verschlang er lebendig.
Das Fröschen-Volck sah sich in letzter Noth,
Sie schrien: hilf Jupiter, sonst sind wir alle todt.
Er schonet weder groß noch klein.
Wir wollen gern ohn einen König seyn.
Es mag nicht seyn, sprach Jupiter,
Er ist und bleibet euer Herr;

Ein Richter über euer Leben.
Ich hab ihn euch auf euer Flehn gegeben,
Dem müsset ihr ietzt unterthänig seyn.
Will er, so tödtet er so groß, als klein.
Dadurch geschieht euch lauter Recht;
Wer Herr mag seyn, der sey nicht Knecht.

V.

Der Weih und die Dauben.

DEr Weih stritt mit dem Volck der Dauben.
Er griff es feindlich an mit morden und mit rauben.
Die Dauben sahen das mit Schmertzen,
Und plagten sich in ihrem Hertzen.
Sie hielten einen Rath, und kamen überein,
Daß sie ohn' einen Vogt nicht sicher mögten seyn;
Zu diesem wollten sie den Habicht nehmen,
Der wäre starck genug, des Weihen Grimm zu zähmen.
Da dieser nun ihr Pfleger ward,
Verjagt er zwar den Weih, doch ließ er nicht von Art.
Da er der Dauben Freund
Und Schirmer sollte seyn, war er ihr gröster Feind.

VI.

Der Geißbock und der Löwe.

Es suchte seine Weid in Hungersnoth
Ein Geißbock, wie es ihm sein Naturell gebot.
Er gieng sehr hoch in einer Fluh (a);
Kein Thier kam' ihm daselbsten zu.
Da sah er einen grimmgen Löwen
Weit unter ihm im ebnen Boden stehen.
Der sprach zu ihm mit hingelegtem Grimme
Und einem sanften Ton der Stimme:
Mich wundert, daß du magst dein Leben
Um solche schlechte Speise geben.
Dein Steig ist alles Schreckens voll,
So hoch daß niemand ihn betreten soll.
Auf Speise dort zu gehn, ist gar nicht gut;
Mißlänge dem, der dieses thut,
So hieß es, ihm geschähe recht:
Hierunten ist der Weg nicht schlecht,
Hierunten wo der Klee, und Gras und Blumen stehn.
Hier giebt es auserlesne Weide.
Kehr denn hieher auf diese Heide.
Verlaß die Felsen ohne Reue,
Und komm herab auf meine Treue.
Der Geißbock ward in seinen Sinnen,
Des Löwens bösen Willen innen.
Ich weis, sprach er, du sagest recht:
Das Wort ist gut, der Wille schlecht.
Dein Hertz ist bös, dein Rath ist gut.
Hätt ich darunten meine Hut
So gut als hier, ich nähme bald
Dort meinen bessern Aufenthalt.
Nun mag ich dort nicht sicher ruhn,
Drum kan ich dir nicht Folge thun.

Die

(a) Vocab. antiquum Alpinis noſtris uſitatiſſimum.

VII.

Die Schnecke, der Adler und die Krähe.

Die Schnecke hatte sich tief in ihr Haus gezogen;
Da kam ein starcker Aar geflogen.
Der fasset sie mit seinen Klauen an,
Er zweifelt, was es sey: als auf denselben Plan
Gleich eine Krähe kömmt, und zu ihm saget: Höre,
Die Schaal ist guter Speise voll:
Doch folgest du nicht meiner Lehre,
Geniessest du sie nimmer wohl.
Flieg auf, und schwinge dein Gefieder;
Dann wirff mit Macht die Schnecke nieder.
Zerbrich die Schaal und glaube mir
Du hast dann Speise nach Begier.
Die Krähe lehrt den Adler so.
Deß ward die Schnecke gar nicht froh.
Er warf sie und ihr gantzes Haus
An einen Stein, es brach, sie fiel heraus.
Die Krähe nahm der Beute wahr,
Fuhr zu, und aß sie vor dem Aar.

VIII.

Die Tanne und der Dornstrauch.

DJe Tanne kam in Ubermuth,
Wie noch seithero mancher thut,
Der öfters dessen muß entgelten.
Sie fieng voll Stoltzes an, den Dornstrauch auszuschelten,
Der unter ihr so nah am Boden stuhnd.
Sie sprach: ich bin gantz lang und breit;
Mit Aesten bin ich wohl bekleidt.
Grün ist die Kleidung meiner Zweigen,
Den Wipfel sieht man Luft an steigen.
Mich lobt die Frau und auch ihr Mann.
Ohn' alles Lob sieht man dich an.
Du bist sonst zu nichts besserm gut,
Als in ein Feuer für die Glut.
Wer dich berührt der wird bald wund.
Dein Stachel ist gar ungesund,
Verfehrt er eines Menschen Leib.
Dich haßt der Mann, und auch sein Weib.
Noch manch verächtlich Wort floß ihr vom Munde,
Und sehet, in derselben Stunde,
Kömmt unverwarnt ein Zimmermann,
Mit blanken Sägen, Aext und Beilen,
Und scharfgeschliffnen harten Keilen.
Er braucht den starken Arm, und streckt sie auf den Plan
Der Dornstrauch stuhnd gantz sicher in dem Porte.
Derselbe sagt hiernächst zur Tanne diese Worte:

O wie bist du gefallen, stoltzer Baum!
Wie bald, wie tief, von welcher Höhe!
Da ich verachtester noch aufrecht stehe.
Dein Schmuck und deine Würdigkeit,
Dieselben thaten dir dies Leid.
Die Schönheit ists, was dir geschadet hat.
Nun ist dein Ruhm zu Boden und schachmatt. (a)
Wovon du dachtest zu genesen, (b)
Dasselbe ist dein Tod gewesen. (c)

Der

(a) Dinem rum ist geschehen matt.
(b) Davon du wandest sin genesen.
(c) Sich das ist din tod gewesen.

IX.

Der Mann der warm und kalt bläst.

EIn Mann gieng über Feld an einem Tag
Da eine Menge Schnees lag, (a)
Er kam in einen Wald sehr tief,
Wo er lang in der Irre lief.
Er litt von Hunger grosse Noth,
Von Frost erwartet er den Tod.
Sein Glück war, als er sich so weit vergieng,
Daß ihn ein wilder Mann mit Gütigkeit empfieng.
Er nahm ihn in sein Haus, und hielt ihn wohl;
Wie jeder Wirth mit seinem Gaste soll.
So bald er in die Hütte kam,
Begunt er wegen Frostes lahm
In die gefrohrne Hand zu hauchen.
Sein Wirth fragt ihn, warum er das gethan;
Darauf antwortet ihm der fremde Mann:
Ich hauche darum in die Hände,
Damit die Wärme sich dahin zurücke wende.
Der Waldmann sprach: Das ist sehr gut.
Die Wärme ists, was dir wohl thut.
Er macht ein Feur, und satzt ihn nieder;
Von grossem Frost half er ihm wieder.
Indem sie so beym Feuer sassen,
Wollt es sein Wirth nicht bey dem halben lassen.
Er sah wohl, daß er hungrig war,
Er stellt ihm gute Speise dar;
Und reicht ihm einen Trunk: Trinck nur, er ist gesund.
Der Fremde setzt den Becher an den Mund,
Und trinckt; doch wird er bald gewahr,
Daß dieser Tranck gekochet war.
Er brannt ihn auf die Zung: Alsbald blies er daran.
Da sprach zu ihm der wilde Mann:

Was

(a) Ains tages so vil schnewes lit.

Was soll das seyn, was hast du izt gethan?
Thu mir es kund. Er sprach: Zu heiß ist mir der Wein;
Ich blase dieserwegen drein,
Damit er kälter mögte seyn.

Der Waldmann sprach: Wie? trägst du heiß und kalt
In einem Mund? Würd ich steinalt
So könnt ichs dir zu bösem nicht vergessen.
Auch hab ich mich (a) vermessen,
Aus meinem Hause muß der Mann,
Der heiß und kalt im Munde haben kan.
Deßwegen raff dich auf, und geh hinaus,
Du bleibest nicht in meinem Haus.

(a) Ouch han ich mich vermessen.

X.

Der Bauer, sein Sohn, und ihr Esel.

EIn Bauersmann wollt auf den Jahrmarckt reiten,
Sein Esel und sein Knabe sollten ihn begleiten;
Der Esel trug ihn fort, der Sohn gieng hinten nach.
Ein Mädgen sah den Ritt, es wundert sich, und sprach:
Fürwahr es dauret mich des Knaben;
Er ist zu zart dem Esel nachzutraben,
Da dieser starckgebeinte Mann
Indeß zu Pferde sitzt, das ist nicht wohl gethan.
Da dieß der Alte hört, macht er den Sattel leer,
Er setzt den Knaben auf, und geht zu Fuß einher.
Darauf begegnen ihm zween Greisen,
Die mit den Fingern auf ihn weisen;
Und einer spricht: Es ist wohl Schein,
Der Alte muß nicht recht bey Sinnen seyn,
Er geht als ein Lakey dem Esel an der Seiten,
Er könnte doch zugleich mit seinem Buben reiten.
Der Alte folgt dem Rath, er sizt zu seinem Sohn
Dem Esel auf das Kreutz, und reitet braf davon.
Nicht lange reiten alle beyde,
So wards dem alten Mann zu Leide. (a)
Denn als mehr Leute ihm bekamen, (b)
So sagten sie; In Midas Nahmen,
Was vor ein alter Thor fährt dort mit seinem Knaben
Auf einem Eselgen? Er will es wohl todt haben.
Doch könnt er dieses leichtlich wenden,
Und mit dem muntern Sohn den Weg zu Fuß vollenden.
Da dieses Wort geschah, sprach jener zu dem Knaben,
Hinunter Sohn, wir sollen beyde traben;
Der Esel muß auch Ruhe haben.

Nach

(a) Das wært im schier ze laide.
(b) Da im die Lüt bekament.

Nach diesem riefen Mann und Frau
Aus einem Munde: Ey doch, schau!
Wie thörigt diese beyde sind,
Der alte Mann so wie sein Kind,
Daß nicht ihr Sinn zu reiten steht, (c)
Da doch der Esel ledig geht!
Ein Wunder, daß nicht sie den Esel tragen!
Drauf sprach der Vater: Sohn wohlher!
Der Esel ist uns nicht zu schwer,
Daß wir ihn nicht wohl mögten tragen.
Laß sehn, was dann die Leute sagen.
Sie warffen bald den Esel nieder,
Und banden ihm den Kopf und alle Glieder.
Sie hängten ihn an eine Stangen;
Doch war er freudiger zu Fuß gegangen.
Bald ward ein groß Geschrey, man rief von Ort zu Ort:
Zween tragen ihren Esel fort,
Der billiger sie beyde sollte tragen.
Man mag es wohl zur neuen Mähre sagen. (†)
Man sieht wohl, daß sie Narren sind,
An Witze sind sie beyde blind. (o)
Der Alte hörte wohl, daß jedermann
Nur übels von ihm redt. Er fieng izt seufzend an:
Mein Sohn, du hörst, der Esel trage mich,
So ists nicht recht; er trage dich,
So zehlet man mich zu den Thoren;
Trägt er uns beyde dann, so ist mein Witz verlohren
Und geht er ledig fort, so weiß ich nicht zu leben;
Wenn wir ihn dann auf unsre Schultern heben,
So ist kein Mensch unsinniger als wir.
Wie ist ihm denn zu thun? Der beste Rath ist hier:
In allen Handlungen thu recht und wohl.
Und sieh nicht auf die Welt, sie ist der Schalckheit voll;
Und kan nicht ohne Tadeln seyn.
Deßwegen hülle dich in deine Tugend ein.
Thu was du thust, nach des Gewissens Licht
Und fürchte Gottes Zorn, und nicht der Welt Gericht.

(c) Das ir sinn nit ze riten stât.
(†) Man mag es wol ze maere sagen.
(o) An wizen sint si bede blind.

XI.

Der Frosch ein Marcktschreyer.

Es kam ein Frosch auf eine Wiesen,
Da war manch wohlgemachtes Thier,
Von Ansehn, herrlich und gepriesen;
Die redt er an, und sagte: Glaubt ihr mir,
So muß ich euch Artzneyen geben;
Dadurch verlängert ihr das Leben.
Durch meine grosse Wissenschaft
Geb ich den Krancken neue Kraft;
Mir mag in allen Königreichen
Kein andrer Frosch an Weisheit gleichen,
Und selbst der Mensch hat nicht so hohe Kunst.
Des hab ich aller Leute Gunst.

Ein Fuchs erwiedert drauf: Herr Frosch, ey kan das seyn,
Daß sie Artzneyen können geben?
Dem widerspricht der grünen Farbe Schein.
Verstehn sie diese Kunst, so heilen sie ihr Leben,
Und ihre Kranckheit erst; sie machen sich gesund,
Hernachmals mich; so wird uns kund,
Daß sie ein grosser Doctor sind.
Thun sie das nicht, so sind sie blind.

XII. Der streit der Vögel u. der Thiere.

VOr diesem ist ein schwerer Streit gewesen,
Darinnen kaum der zehnde Mann genesen.
Die Thiere foderten für sich und ihr Geschlecht
Das Land, als ihr gebührend Recht.
Gott, sagten sie, hat uns das Land gegeben,
Auf dem wir sollten gehn und leben;
Und was es bringt und trägt gehöret uns zur Speise.
Die Vögel sprachen gleicherweise
Das Erdreich an; die Erde nebst der Luft;
Die beyde wären nur für sie gemacht.
Für diese wollten sie in einer strengen Schlacht
Ihr Leben an die Thiere wagen.
Daher erhub sich nun ein tödlich-schwerer Krieg.
Man stritt mit Heldenmuth um Ehr, Besitz und Rechte,
Mit Schilde, Spieß u. Schwerdt, so Ritters-leut als Knechte.
Man jagt und ward gejagt, mit ungewissem Sieg;
Bis daß ein grosser Riß im Vogelheer geschah.
Sobald als dieß die Fledermaus ersah,
Verließ sie heimlich ihre Schaaren.
Sie mischt sich unter die, die ihre Feinde waren.
Sie folgt des feigen Hertzens Rath,
Und flieht da man sie nöthig hat.
Inzwischen steht mit stürmendem Gefieder
Der Adler vor den Riß, ergäntzt die Lücke wieder.
Er schrie die Vögel an, gab ihnen Hertz und Muth,
Wie Ajax that, und noch ein kühner thut.
Sie würgten ihm mit scharffen Schnäbeln nach.
Dadurch verkehret sich des Krieges Glücke,
Es wendet sich der Sieg von seiner Flucht.
Mit ihm fliegt auch die Fledermaus zurücke.
Sie kam zu der verdienten Straffe,
Die Vögel machten sie gantz nackt und bloß;
Sie gaben ihr manch harten Puff und Stoß.
Dazu ward ihr zur Busse das gegeben,
Sie sollte Nachts ihr schändlich Leben
Mit Speise zu versorgen fliegen;
Des Tages sollte sie im Finstern liegen.

XIII.

Die gefangene Wiesel.

MAn saget, eine Wiesel gieng
In eines Wirthes Haus, wo sie viel Mäuse fieng.
Zulezt geschah auf einer Fahrt,
Daß sie von ihm gefangen ward.
Da sprach sie: Wirth, du sollst mich lassen gehn.
Wahrhaftig ich verdient es wohl,
Daß man im Frieden mich erlassen soll.
Gieb acht, wie sauber ist dein Haus,
Da läuft izt weder Ratt noch Maus.
Dafür sollst du mir nun zum Lohne geben,
Daß du mich friedlich lässest leben.
Das nehm ich an von dir zu einer Gabe
Für allen Fleiß, womit ich dir gedienet habe.
Der Wirth sprach: Ja, das ist wohl wahr,
Mein Haus ist izo gantz und gar
Von Ratten und von Mäusen rein.
Das thatest du: doch nicht um meinetwillen;
Nicht daß du mir so wolltest nützlich seyn;
Nein, sondern deinen Balg zu füllen.
Du fiengest, Wiesel, meinen Feind;
Warum? Er war nicht mein, und nicht dein Freund.
Du wolltest meine Speis' allein,
Und ohne viel Gesellen seyn.
Warum denn solltest du vor mir genesen;
Dieweil du in der That mein Feind gewesen?
Verderbtest du mir nicht mein Fleisch und Brod?
Deßwegen denn bereite dich zum Tod.
Die Wiesel konnt es nicht entsagen;
Dahero mußte sie die Straffe tragen.
Sie ward getödet auf der Statt,
Weil ohne Willen sie gedienet hatt.

XIV.

Die zween Gesellen und der Bär.

Zween Spießgesellen waren gut
Von Worten, aber nicht von Muth.
Sie giengen izt durch einen Wald,
Gefahr war nah und mannigfalt. (a)
Da sagten beyde auf den Eid,
Sie wollten mit Aufrichtigkeit
Zusammenhalten, bis zum Tod.
Der eine Freund war braun, der andre roth.
Weil sie in dieser Rede sind,
Kömmt träges Schritts ein Bär gegangen.
Der Rothe wartet nicht, ihn zu empfangen,
Er klimmt auf einen Baum geschwind.
Der Braune kam in grosse Noth;
Er stellt sich an, als wär er todt.
Er rührt sich weder hin noch her.
Bedachtsam kam zu ihm der Bär,
Wo er am Boden lag, der Länge nach gestreckt,
Er hält ihn für ein Aas, das längst verreckt.
Er wirfft ihn um, und riecht ihn an.
Zulezt gieng er davon, und ließ den todten Mann.
Dieß alles sah der rothe Spießgeselle;
Er gieng vom Baum herab zur Stelle,
Und sprach zu seinem Freund: Ey mein!
Was mogte das Geraune seyn? (b)
Was raunte dir der kluge Bär?
Ich sah wohl auf dem Baum daß er
Zu deinen Ohren hielt den Mund;
Hat er dich was gelehrt, so thu mirs kund.
Der Braune sprach; Ja freylich raunt er mir,
Und was er mir geraunt, das raun ich dir,
Er sagte: Meide den, (das ist mein Rath,)
Der auf den Baum geflüchtet hat:
Denn geht es ernstlich an die Noth,
So läßt er dich, denn er ist roth.

(a) Ir beder Red was manigfalt.
(b) Was mocht das gerune sin?

XV.

Die zween Töpfe.

EIn Wasser ward einmahl so groß,
Daß es aus seinem Bete floß,
Und weit und breit im Land umschweift;
Es schleppt dahin, was es ergreift;
Mit andern Dingen schleifts davon
Zween Hafen, einer war von Thon:
Der andre war aus Ertz gegossen.
Die beyde kamen so geflossen,
Und weil der erste leichter war, (a)
Gelang sein Weg ihm desto besser
Auf dem starckströhmenden Gewässer.
Er fuhr voran, der andre nach.
Der rief ihm zu: Ist dir so gach, (b)
Mein Freund, und warteſt du nicht mein?
Wir wollen Spießgesellen seyn.
Wart mein, ich will mit dir hinfahren;
Gott wird uns beyde wohl bewahren.
Der Topf von Thone sprach: Ich bin für dich zu kranck (c)
Gewünneſt du mir an nur einen Wanck,
Thät ich von ungefehr nur einen Stoß an dich,
Und stiessest du zurück an mich,
So wär ich erstes Streiches todt.
Ich hüte mich vor dieser Noth.
Du übertrifft an Stärcke mich,
Drum bin ich kein Gesell für dich.
Die Stösse wären mein und dein,
Der Schade wäre immer mein.

(a) Und won der irdin liechter was
Des wegs gelung im deſter bas
(b) Der erin sprach ist dir so gach.
(c) Der irdin sprach ich bin ze krank
Gewunneſt du mir an ainen wanck.

XVI.

Der Frosch und der Ochs.

EIn Frosch war einst mit seinem Jungen
Aus seinem Sumpf ans Land gesprungen;
Wo er ein grosses Rindvieh fand;
Das hielt er sich vor eine Schand.
Er sprach: O Himmel, hab ich dir
Darum zu dancken, daß du mir
Solch einen kleinen Leib gegeben?
Wie gantz verschmähet ist mein Leben
Vor vielen, welche gröſſer sind,
Wie gegenwärtig dieses Rind!
Er wollte gern dem Ochsen gleichen,
Er bläht sich sehr, ihn zu erreichen.
Sein Sohn sieht das, und spricht: o nein!
Es hilft nicht: Laß dein blähen seyn.
Du magst dem nicht wohl widerstreben,
Was die Natur dir hat gegeben.
Der Alte folgte nicht dem Knaben,
Die Hoffart wollt er für sich haben.
Zum andern mahl nun, bläht er sich,
Und sprach zu seinem Sohn: Mögt ich
Dem grossen Ochsen gleicher werden,
Geschähe mir auf dieser Erden
Nichts liebers, Sohn, auf meinen Eid.
Der Sohn sprach: Vater, mir ist leid,
Daß du dich marterst ohne Noth
Ich fürchte sehr, du blähst dich todt,
Folg mir und sey mit Willen klein,
Und laß dein üppig Blähen seyn.
Der Alte sprach: Es wär ein Spott,
Ich thu es nicht; mir helffe Gott;
Ich muß groß werden, wie das Rind,
Deß hast du Ehre, werthes Kind.
Er blähte sich, indem ers sprach,
So heftig auf, daß er zerbrach.

XVII.

Der Affe mit den Nüssen.

EIn Affe kam auf einen Platz gerannt,
Wo er viel guter Nüsse fand.
Von diesen äß er nur zu gern;
Man hatte ihm gesagt, der Kern
Wär angenehm und köstlich gut.
Verwirrt ward ihm sein dummer Muth
Als er die Bitterkeit entdeckt,
Die in den grünen Häuten steckt: (a)
Noch mehr, als er die Schalen nagt.
Von Nüssen ist mir viel gesagt,
Sprach er, izt ist mir anders kund;
Sie haben mir verderbt den Mund. (b)
Er warff die Nuß verächtlich auf die Erden,
Von welcher ihm der Kern nicht mogte werden.

(a) Do er die Bitterkait bevand
Der Praetschen.
(b) Sy hand verhoenet mir den Mund.

XVIII.

Der Fuchs und das hölzerne Bild.

EIn Fuchs lief ehmals über Land,
Als er ein Menschenbildniß fand;
Aus Holz gehauen, kunstesvoll,
Sein Haupt gezieret, als es soll,
Die Stirne schön, die Augen klar,
Die Wangen roth, ein silbern Haar;
Der Mund war klein, die Zähne weiß;
Es war gezieret auf den Preis.
Als nun der Fuchs das Bild ersah,
Erstaunt er sehr, und sagte da:
Potz Stern! welch Wunder mag das seyn?
Ist das ein Mensch, was vor ein Schein!
Indem er diese Worte sprach:
Gieng er hin, wo das Bildniß lag.
Er kehrt es hin, er kehrt es her;
Betrachtets wohl, da mercket er,
Daß seine Augen ohne Licht;
Daß es ein Mund ist, der nicht spricht;
Die Hände nie zu Wercke gehn,
Die Füsse immer stille stehn.
Der Fuchs ward dieses ungern innen,
Er dacht in seinen Fuchses-Sinnen:
Was soll das Auge sonder Licht?
Was soll der Mund, so er nicht spricht?
Die Hände, die zu Werck nicht gehn?
Die Füsse, die nur stille stehn?
Wer sie mit reichem Schmuck bekleidt,
Der treibet grosse Ueppigkeit.

XIX.

Der Krebs und sein Sohn.

EIn Krebs fuhr seinen Sohn mit diesen Worten an:
Wie gehst du so verkehrt, Sohn, stehst du in dem Wahn
Du gehest hinter sich ganz recht?
So bist du Herr, und ich bin Knecht.
Du solltest lernen vor sich gehn,
Wie auch dein Vater geht; das wird dir besser stehn.
Ein Sohn, der wie sein Vater thut,
Der wird gelobt, und das ist recht und gut.
Der Sohn sprach: Vater, du saast wohl.
Ich weiß es, daß ein Sohn dem Vater folgen soll.
Deßwegen geh nur vor; laß sehen, wie du gehest,
So geh ich auch, wie du; und wie du stehest,
So steh ich auch; und wie du dich
Dann stellest, stell ich gleichfalls mich.
Da nun der Vater seinen Weg
Zum Beyspiel sollte vor sich gehen,
War er dazu ganz ungeschickt und träg;
Hingegen war er schnell sich rückwerts fortzudrehen.
Da sprach der Sohn zum Vater: Mein!
Was soll das vor ein Beyspiel seyn?
Du hast denselben Gang, wie ich,
Und gehst geschwinde hintersich,
Indem du solltest vor sich gehn.
Drum laß dein Strafen lieber stehn.

XX.

Der Rabe und der Fuchs.

Es saß ein Fuchs mit leerem Magen,
Und im Gemüthe gantz zerschlagen,
Im Schatten eines hohen Baums.
Auf diesen setzte sich ein Rab in gleicher Stunde;
Der hatt ein Stücke Käs' im Munde.
Der Fuchs sah dieß Begegniß gern:
Er redt ihn an: Ich grüsse meinen Herrn;
Ich bin und bleibe stets dein Knecht.
Das dünckt mich billig, gut, und recht.
Du bist so edel, schön, und liederreich,
Kein andrer Vogel ist dir gleich;
Man suche gleich in allen Königreichen.
Ich schmeichle nicht, mein Herr, dir weichen
Der Falck an Adel und an Macht;
Der Pfau an Schein und lichter Pracht;
An lieblichem Gesang die süsse Nachtigall.
Du übertrifft sie weit mit deinem scharffen Schall.
Man hört ihn weit und breit im holen Wald erklingen.
Wenn du die Stimm erhebst ein süsses Lied zu singen,
So dringt die Wollust sich durch alle meine Glieder,
Ich hör entzücket deine Lieder.
Der Rabe sprach: Du hast ein zartes Ohr;
Und Urtheil und Geschmack darinnen.
Ich will dir diese Lust auch jezo nicht mißgönnen.
Damit schloß er das Aug, und hub den Kopf empor.
Er stimmte starck den widrigen Gesang,
Der krachend durch den Berg und tiefen Thal erklang.
In währendem Gesang entfiel der Käs ihm bald;
Den nahm der Fuchs zum Danck, und trug ihn in den Wald.

XXI.

Die Lehren der Nachtigall.

EIn Weidmann fieng ein Vögellein,
Das war voll Symphonie, doch klein;
Es ward die Nachtigall genannt.
Der Vogler nahm es in die Hand
Und wollt ihm gleich den Hals umdrehn,
Als es ihm flehte: Laß mich gehn,
Du äffest dich nicht satt von mir; (a)
Für solche Wohlthat geb ich dir
Drey Lehren, die dir nüzlich seyn,
Prägst du sie im Gedächtniß ein.
Er sprach, sag an: was mag das seyn?
Da sprach das kleine Vögellein:
Die erste Lehre: Glaube nicht
Das, was sich selber widerspricht.
Die andre: Gieb in deinem Hertzen
Nicht Platz dem unbedachten Schmertzen
Um was, das nicht kan widerkommen,
Dergleichen Leid mag niemand frommen.
Die dritt und letzte schärfft dir ein,
Du sollest nicht bemühet seyn
Um das, was dir nicht werden mag;
Der führt auf seinen Kopf den Schlag, (b)
Der übersiehet dieß Gebot,
Und macht sich zu der Leute Spott.
Behältst du diese Lehren wohl,
So bist du aller Weißheit voll.
Der Mann hatt an der Lehr Begnügen
Und ließ den kleinen Vogel fliegen.
Er flog auf einen Baum hinauf,
Mit leichtem Muth, und sprach darauf:

(a) Du machst nit satt werden von mir.
(b) Er tuot im selber grossen Schlag.

Du solltest dich wohl selber hassen,
Thor, daß du mich hast fliegen lassen.
Das muß dir Schad und Unglück seyn. (c)
Denn ich trag einen edeln Stein
Im Leibe, wer ihn hat, wird groß,
Im Felde nimmer sattellos.
Er dämpft und tödet allen Gift;
So groß, daß er ein Straußey übertrift.
Du siehst, so viel hast du verlohren.
Der Weidmann hätte nun geschworen,
Das alles wäre kurtzum wahr.
Aus dummem Sinn vergaß er gar
Der Lehren, die ihm erst der Vogel selbst gegeben.
Er ward betrübt, als um sein Leben;
Er glaubte, was sich widerspricht;
Er schonte seines Fleisses nicht
Den Vogel, der ihm so entgangen,
Und sein Gelück damit, zum andern mahl zu fangen.
Der weise Vogel redt ihm ein:
Willst du allzeit ein Narre seyn,
Und denckst an meine Lehren nicht;
Daß man nicht glauben soll, was selbst sich widerspricht?
In mir dergleichen grossen Stein
Zu tragen, bin ich allzuklein.
Daneben hast du Leid und Schmertzen
Um mich in deinem eiteln Hertzen,
Dieweil ich deiner Hand entgangen.
Zuletzt bist du bemüht, mich wiederum zu fangen.
Mein Weg und deiner sind nicht gleich,
Du wirst an Weisheit nimmer reich.

(c) Das muſs dir Schade sin.

Sinnliche Erzehlung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Original-Stückes von Cato.

Ich glaube nicht, daß es einer von unsern Kunstlehrern in dem Mechanismo der Regeln höher gebracht habe, als der Hr. Prof. Gottsched gethan hat. Er ist darinnen so weit fortgegangen, daß seine Schüler des Naturelles, der Erfindungs-Kraft, und dessen, was in Latein Vivida vis animi genennt wird, keineswegs vonnöthen haben, und sich statt des Verstandes mit dem Gedächtniß, dem Wörterbuche, und der Sprache behelffen können. Ihr Auge, ihre Hand und ihr Ohr bekömmt bey Verfertigung eines Gedichtes das meiste zu thun, der Kopf und das Hertz haben gemeiniglich Ruhe. Daher werden die Gottschedischen Kunstregeln so brauchbar, daß ein jeder, der nur Augen, Hände und Ohren hat, sich ihrer bedienen kan. Was dieser kunstvolle Mann gedacht und geschrieben hat, der Tragischen Poesie bey den Deutschen die Bahn zu brechen, ist insbesondere in Absicht auf diese mechanische Geschicklichkeit und Leichtigkeit gantz ausnehmend, und hat ihm bey allen seinen Verehrern den Nahmen des grossen Beförderers der deutschen Schaubühne verdienet. Ich habe mir von seinen tragi-

schen

schen Regeln folgende, als die tiefsinnigsten und brauchbarsten angemercket: Ein Trauerspiel muß fünf Aufzüge haben; die Personen müssen nicht von der Bühne gehen, oder wiederkommen, ohne zu sagen, warum; die Scenen müssen abgetheilt seyn, wann neue Personen auftreten, oder alte abgehen, **weil es eine Unordnung in dem äusserlichen Ansehen verursachete**; in den Trauerspielen muß keine lustige Person seyn; die Gleichnisse schicken sich vor die tragische Schreibart nicht wohl; man muß sich des edeln **Du** der Alten bedienen, **weil es manchen Vers viel stärcker und nachdrücklicher macher, als er vorhin hat werden wollen.** Diese und einige andere noch verborgenere Kunst-Regeln hat dieser Kunstlehrer in seinem Cato mit grosser Geschicklichkeit angewendet, und ihn dadurch zu einer Vollkommenheit gebracht, daß er vor ein deutsches Originalstücke gelten kan. Darum hat er sich auch berechtiget gesehen, denselben endlich aus der Liste der Uebersetzungen und Nachahmungen heraus zu nehmen, und mit den **Horaziern**, dem **Timoleon** und andern unter die deutschen Originalstücke zu stellen. (†) Und der Herr Mag. Joachim Schwabe hat lieber zu wenig als zu viel sagen wollen, als er in der ersten Vorrede zu seinen eigenen **Belustigungen**

(†) Daß wir nicht bey Uebersetzungen und Nachahmungen stehen geblieben, das zeigen ja ausser dem Cato, Titus Manlius, der Tod Cäsars, Ulysses, die Horazier, Timoleon, ꝛc. Vorrede zum zweyten Theil der deutschen Schaubühne.

gen versichert, der grosse Corneille der Frantzosen habe noch weniger Antheil an seinem Cid, als sich dieser grosse Hr. Gottsched von seinem Cato aus Bescheidenheit zugeeignet. Wenn künftig dem Hr. Gottsched gefallen wird, die süsse Hoffnung zu erfüllen, welche er uns zu Anmerckungen über des Aristoteles Dichtkunst gemachet hat, so wird ihm sein Cato allein die geschicktesten Exempel leihen, auf welche er sich in seinen Erläuterungen beruffen kan. Da er solche in den Griechischen Dichtern vergeblich gesucht hätte, hat er gantz klüglich gehandelt, daß er das Muster und Exempel zu den Kunstlehren der Tragödie selbst verfertiget hat, wodurch der Leser zum Empfang derselben vorbereitet, und die Kunst noch vor ihrer dogmatischen Erklärung durch das Werck und die Erfahrung bekräftiget wird. Ein aufmercksames Gemüthes-Auge kan sie gantz deutlich darinnen erblicken, und im Geist vorhersehen, was es von der versprochenen Aristotelisch-Gottschedischen Dichtkunst zu gewarten hat. Ich habe dem kunstreichen Mechanismo in dieser Tragödie mit allem Fleisse nachgespüret, und manches darinn entdecket, das ungemein dienen kan, die deutsche Schaubühne ohne grossen Aufwand von unserm Eigenthum mit Original-Stücken zu bereichern. Ich getraue mir so gar die Kunsträder und Springfedern der mechanischen Arbeit des Poeten von einem zum andern ausgespähet zu haben.

Sobald der Hr. Verfasser bey sich beschlossen, eine deutsche Original-Tragödie von Cato zu verfertigen, hat er sich vor allen Dingen in einen recht-

rechtmäßigen Besitz des Frantzösischen Cato des Herrn Deschamps gesetzet; wozu er ungefehr drey gute Groschen aufgewendet hat. Das ist eine Tragödie, die in ihrem Vaterlande ziemlich unbekannt geblieben war, dergestalt daß ihr Verfasser sich aemüssiget gesehen, zu ihrem und seinem Lobe die Feder anzusetzen, welches er in einer Vergleichung derselben mit Addisons Engelländischer von demselben Innhalt gantz aufrichtig gethan, und ihr mit grosser Bescheidenheit den Vorzug vor der fremden zugesprochen hat. Er hat dabey eine solche Manier gebraucht, daß er vielmehr für den Vorzug der Frantzösischen Schaubühne vor der Engelländischen als vor seine Tragödie zu fechten geschienen. Da Addisons Cato die beste Engelländische Tragödie ist, und seine eigene eine von den besten Frantzösischen, so bestreitet er in Addisons Tragödie die gantze Engelländische Schaubühne, und setzet sie unter die Frantzösische hinunter. Ich muß bekennen, daß er dieses so gut ausgeführet hat, als er gründlich bewiesen, daß sein Werck besser als Addisons sey. Man mag den Englischen Mylord, den er zum Schiedrichter genommen hat, darum befragen, wenn man ihn irgend antrifft. Deschamps hat die Welt überreden wollen, er habe vor Verfertigung seines Cato den Englischen nicht gesehen, aber man ist so unbillig gewesen, daß mans ihm nicht hat glauben wollen, ungeachtet man in seinem Wercke nicht die geringste Spur von Addison wahrnehmen kan.

Ferner hat Hr. Gottsched sich auch ein Recht auf Addisons Cato mit etlichen Groschen erwor-

ben. Einige wollen zwar sagen, daß er ihn bloß nach des Hr. Boyers Französischen Uebersetzung gehabt habe, aber das kömmt nur von seinen Feinden, die ihm wohl ehe vorgeworffen, daß er aus Uebersetzungen übersetze.

Von der erstern Tragödie des Hr. Deschamps hat er nun in einem guten Zeichen mit einem wohlschneidenden Messer folgende Scenen abgelöset: die fünfte Scene des zweyten Aufzuges; im vierten Aufzug die Helffte von der vierten Scene; und die fünfte daselbst ganz; endlich den fünften Aufzug mit allen seinen Scenen; als so viele abgefaulte und gangrenirte Glieder. Mit Addisons Cato hat er eine noch strengere Operation vorgenommen, und ihm auf einmahl alle vier erstern Aufzüge abgeschnitten, und allein die eilfte und die zwölfte Scene aus dem vierten Aufzuge stehen lassen. Selbst in dem fünften Aufzuge hat er in der lezten Scene die Bestätigung der beyden Heyrathen, des Portius und des Juba, geschickt herausgeschnitten. Alle diese abgelößten Stücke warff er vor die Hunde; die andern tractierte er mit der grösten Sorgfalt. Es waren disjecta membra von zween verschiedenen Poeten, Stücke von zween gesonderten Cörpern, deren einer an seinem Obertheile, der andere an den untern Theilen gestümmelt war. Er probierte jezo sie in einen Leib auf ein neues zusammenzusetzen; Allein einige Theile waren in der ersten Operation verschnitten, oder gelähmet, die Gelencke und Muskeln waren hier und dar verletzet worden; darum mußte er, sie zu ergäntzen, neue erschaffen, so wie die Göttin Ceres

die

die aufgegessene Schulter des Pelops mit einer helffenbeinern ersetzen mußte. Ueber dieses waren einige ohne Proportion und Ebenmasse an Länge und Grösse; diese mußte er, gleich Procrustes, aus einander dähnen oder zusammen ziehen, bis sie auf einander passten. Er verfertigete also die fünfte und die sechste Scene in dem zweyten Aufzuge, nebst ein paar Verse am Ende des vierten Auftrittes daselbst; die lezte Scene im dritten Aufzuge; die hintere Helfte der ersten Scene im vierten Aufzuge; einige Zeilen des Portius im andrrn Auftritte daselbst; und 14. oder 15. Verse im vierten Auftritte auch daselbst, welche er unter Portius, Portia und Cäsar vertheilet hat. Alle diese Ergäntzungswercke machen nicht gar den zwölften Theil von dem Gantzen. Sein Chirurgisches Messer hatte ihm vornehmlich darinnen gefehlt, daß es Addisons Portius mit dessen födern Aufzügen weggeschnitten, dadurch war des Poeten erschaffende Kraft meistens zu diesem kleinen Kosten eigener Arbeit gemüssiget worden. Jezo schickten sich alle Theile in dem gehörigen Masse und Configuration zu einander, aber es mangelte ihnen noch an Zusammenhang und Festigkeit; und diese gab er ihnen mit einer Pappe von magischem Pulver, damit heftete er alle diese verschiedene Stücke von Scene zu Scene, und von Aufzug zu Aufzug, in einen tragischen Leib fest zusammen. Er nahm mit Freude wahr, daß ihm an Föder- Mittler- und Hintertheilen nichts gebrache, und daß er sich auf seinem eigenen Gewichte aufrecht halten konnte. Es war an Gestalt und Ansehen eine vollkommene, wohlgestaltete, und in allen ihren Theilen wohlgeord-

ordnete Tragödie, die einen Anfang, ein Mittel, und ein Ende hatte, die mit Protasis, Epitasis und Catastrophe versehen war, und der nicht das geringste Gliedmaß zu ihrer gehörigen Statur mangelte.

Dennoch konnte sie noch kein deutsches Originalstücke genennt werden, weil das födere Französisch, das hintere Englisch, und hier und dar etwas deutsches mit eingestreuet, war. Der Herr Verfasser übersetzete derowegen mit Beystande eines Frantzösischen und eines Englischen Lexicons alles in das Deutsche; und dieses that er mit einer solchen Geschicklichkeit des Gedächtnisses, und wenn ihm dieses fehlte, des Auges und der Hand im Aufschlagen der Wörterbücher, daß er dem Kopf die meiste Arbeit mit dencken ersparete. Es glückete ihm damit so wohl, daß er auch durch sein Uebersetzen allein seinem Wercke den Werth und den Nahmen eines Originales erworben hätte. Er verwandelte das Traurige in Lustiges, das grosse in kleines, das kleine in grosses, das einfältige in vermischtes, er umtauschete die Födersätze mit den Hintersätzen, er machete die Folgen zu ihren Ursachen, und die Ursachen zu ihren Folgen, er fieng mit einem Nachsatz an, ohne daß er solchem einen Vordersatz hätte vorher gehen lassen, auf welchen dieser sich bezogen hätte; er erweiterte, verkürtzete, vermehrete, verschwieg. Er tauschete das nichtswirdige **Ihr** mit dem edeln **Du**, und setzete einen Monologum in der ersten Scene des vierten Aufzuges in einen Dialogum um. Er übersetzete bis auf die Nahmen der Personen; Addisons Lu-

cia

cia ward in Phenize, Marcia in Portia überse-
zet. Also ist der Nahme der Phenize gesetzt, wo Lucia stehen sollte, derer Rede und Gedancken dieses sind:

. . . . Kein Mitleid nimmt ihn ein,
Denn weil er selbst nicht fehlt, so will er nie verzeihn.

Lucia redet dieses von ihrer Schwachheit, die sie beym Addison mit ihrer Liebe gegen Portius hatte blicken lassen; von dieser sagt sie, daß Cato sie niemahls gefühlt, und darum nicht verzeihe. Vor Gottscheds Phenize schicket sich dieses nicht, weil sie sich mit keiner solchen Schwachheit vergangen hatte. Deßgleichen ists nicht der Portia, sondern der Marcia Hertzensempfindung und Erfahrung in folgenden Zeilen:

. . . . Noch hab ich allezeit,
Seitdem das Schicksal mich an diesen Ort geführet,
Das zärtste Vaterhertz in seiner Brust gespüret.

Portia hatte erst seit dem Mittage desselben Tags einen Vater an Cato erkennt, und die zärtlichen Spuren seines väterlichen Hertzens gegen ihr nicht eher wahrnehmen können. Zuvor hatte sie sich in ihrem gantzen Leben vor Arsazens Tochter gehalten. Wir mercken bey dieser Ungeschicklichkeit der Gedancken und Empfindungen, daß die Nahmen und Personen der Lucia und der Martia umgesetzet worden. Eben dasselbe ist mit Juba und Lucius geschehen. Jener ward in Artaban, dieser in Phokas übersetzet.

Man weiß sonst ohne mein Erinnern, wie Hr. Gottsched auch in denen Schriften, die er so beschei-

den ist, vor Uebersetzungen auszugeben, die Bilder und Begriffe nicht in dem Originale, oder der Natur der Sachen selbst, sondern aus seiner Kenntniß der deutschen Sprache hernimmt, und beständig auf das sieht, was sich dem Gebrauche und der Gewohnheit in dieser Sprache gemäß mit Annehmlichkeit geben läßt; er vergißt niemahls, daß er ein deutscher Schriftsteller ist, und für den Geschmack deutscher Ohren schreibt, dergleichen an seinem eigenen Kopfe, und nicht an aller Leute, sitzen; dergestalt kan er mit einer halben und gantz seichten Kenntniß der Sprache seines Originales, und des bestimmten Nachdruckes in derselben in zierliches Deutsch übersetzen, und wenn er dieses thut, so kömmt meistens ein Ausdruck seiner eigenen Gedancken an den Tag.

Die Erfahrung hat gezeiget, daß es Hrn. Gottscheden vollkommen geglücket, seinen neugestalteten Cato vor ein Originalstücke zu verkaufen; gestalt der geschickte Hr. Riccoboni selbst den Cato des Hrn. Deschamps unter den deutschen Originalgedancken keinesweges erkannt, und einen langen Auszug daraus als aus einem deutschen Originale gemachet hat. Und wahrhafftig, wenn Addison oder Deschamps einige Anforderung auf den deutschen Cato machen würden, müßten sie weder ihre eigene, noch die deutsche Sprache verstehen. Jemand nehme nur die leichte Mühe und übersetze diesen ins Frantzösische oder ins Englische zurücke, so werden alle Zeilen im Masse, Grade, Art, Kraft, und Verbindung der Gedancken, der Bilder, und des Ausdruckes, anderst herauskommen,

men, als in den Catonen des Engelländers und des Frantzosen.

Wir lesen z. Ex. in dem deutschen Cato:

. . . Mein Vater, wie man spricht,
Arsazes hat nunmehr das lezte Lebenslicht
Mit Tod und Gruft vertauscht. . . .

I. Aufz. 1. Auftr.

Da gehört nicht der Tropus nur allein Hr. Gottscheden, sondern er hat in den Gedancke selbst mehr Sinnes geleget, indem er uns einigermassen gedencken läßt, Arsene wüßte nur aus der gemeinen Sage, daß Arsazes ihr Vater wäre, und setzete einiges Mißtrauen darein. Ob wir nun gleich hernach entdecken, daß sie etwas anders hat sagen wollen, so ergetzet es uns doch, daß sie ohne es zu wissen wahrgesagt hat. Ich zweifle nicht, das **wie man spricht** sey eine Nachahmung der Zeile in Neukirchs Telemach, die von dem Hr. Mauvillon so hertzlich gelobet worden:

Und wie man sagt, und glaubt, hat er also gesprochen.

Wenn Cato im zweyten Auftritt sagt:

Hier zieht die Freyheit noch die lezte Kraft zusammen,
Mit der die Republick gewiß zu Grunde geht,
Und wann sie einmal fällt, wol niemal aufersteht.

So redet er aus Gottscheds Hertzen. Deschamps Cato hatte mit einer großmüthigen Zuversicht auf seine Person gesagt:

Du Capitole en feu, de Rome gemissante
Je ranime en ces lieux la liberté mourante.

Im dritten Auftritt sagt Phokas:

Ich hab es auch geglaubt, und konte nichts davor.

Er hatte geglaubt, daß Portia wäre verlohren worden, und es war nicht seine Schuld, daß er eine Geschichte geglaubt hatte, die wircklich geschehen war, er konnte sich selbst nicht befehlen, daß er sie nicht glaubte, wenn er gleich gewollt hätte. Deschamps Phokas weiß von dergleichen gründlichen und nothwendigen Entschuldigungen nichts.

In der lezten Scene des ersten Aufz. sagt Deschamps Pharnazes mit einer gottlosen Frechheit, er thue nach dem Exempel der Götter, wenn er dem Cäsar in seinen ungerechten Unternehmungen diene: Diese tolle Rede hat Gottsched auf eine erbauliche Art gemildert:

Ich folg in Cäsars Dienst den Göttern, wie mich deucht.

Im andern Auftritt des zweyten Aufz. fragt Cato Cäsars Abgesandten um die Ursache seiner Abfertigung, und dieser giebt ihm folgende Antwort:

Sprich, Cäsar wollte gern der Römer Wolfahrt wegen
Mit dir allein allhier was grosses überlegen.

Durch das einzige Sprich ist hier Deschamps platter Gedancke so tiefsinnig geworden, daß wir ihn aus dem Gesichte verliehren.

Im vierten sagt Arsene zu Pharnazes:

Den Cato klagst du an? kan das wol gläublich seyn?
Beschließt er was von mir? Gut, ich geh alles ein.
Das Laster zittert nur, wann uns die Tugend schützet.

Auf Frantzösisch hiesse dieses: Vous accusez Caton ? Cela est-il croyable ? Est-ce qu'il a resolu quelque chose sur moy ; Eh bien ! j'obeis. Le vice tremble seulement, quand la vertu nous protege. Da ist alles, was Deschamps gesagt hat, umgekehrt:

En accusant Caton, est-on digne de foi?
Ses Projets ne sont pas redoutables pour moi.
L'appuy de la vertu n'est l'effroi que du vice.

Wenn Pharnazes beym Deschamps drohet, daß er aus Utica ein Scheusal und Schreckenbild machen wolle:

. . . . Il faut dans ma fureur
Rendre Utique à jamais une image d'horreur;

So bekömmt er hingegen beym Gottsched so gütige Gedancken, daß er den Schutt von dieser Stadt aufräumen will:

. . . Wir müssen nichts versäumen,
Den Schutt von Uttica auf ewig aufzuräumen.
II. Aufz. 7. Sc.

Deschamps hat dem Cäsar nichts mehr als den freyen und sichern Zutritt in Catons Pallaste in währendem Waffenstillstande gegönnet; Gottsched ist viel weiter gegangen, und hat diese beyden Feinde in einen vertraulichen Umgang mit einander verbunden:

So läßt, Domitius, der Waffenstillstand zu,
Daß ich und Cato hier so gar vertraulich thu.

Nach Deschamps hält Cato es vor ein ruhmwirdiges Schicksal, wenn man sich rächet, oder im Unternehmen der Rache umkömmt:

Se vanger ou perir est un sort glorieux;

Nach Gottsched geht Cato viel fertiger zum sterben,

Der gröste Ruhm ist der sich rächen und erkalten.

Wenn Gottscheds Cato dem Portius den Rath giebt, daß er sich auf sein Sabinum zur Ruhe begeben sollte, sagt dieser darauf:

Du giebst mir in der That ein solches Leben an,
Das ich auch von mir selbst unmöglich hassen kan.

Welches gantz was anders ist, als was Addison seinen Portius auf einen gleichen Rath hat antworten lassen: „ Ich hoffe, sagt dieser, mein Va„ ter werde dem Portius kein solches Leben anprei„ sen, welches er selber vor niederträchtig und ver„ ächtlich hält. „ Eben dieser Portius Addisons hat in der lezten Scene, da Cato halbtodt hergetragen wird, nicht so viel Standhaftigkeit ein Wort hervorzubringen, da hingegen Gottscheds Portius in demselben Umstande in diese kräfftigen Worte ausbricht, die sich vor ihn selbst, vor Cato, und die gantze Tragödie so gut schicken:

. . . . Mein Vater stirb doch nicht.

Hätte ihm sein Vater gefolget, so hätten wir ein Trauerspiel mit einem frölichen Ausgange bekommen.

Man wird kaum einen von den herrschenden Poeten finden, der mehr Scharfsinnigkeit im Ohre habe, als Hr. Gottsched; in seinem rechten Ohre ligt ein Geschmack, der bey ihm die Wirkungen des Verstandes und des Geistes thut. Dieser

ser ist überaus fruchtbar, und wiewohl er sich in einer solchen Menge Schriften ergießt, nimmt er doch niemahls ab.

Zu diesem allen kömmt jetzo noch, daß kein Poet sich der alten und gewöhnlichen Hülffsmittel, des Reimes und des Sylbenmasses, geschickter zu seinem Vortheil und Entmüssigung zu bedienen gewust hat; mit dem Reime weiß er, wie mit einer Wünschelruthe Quellen von unbekannten und unerhörten Gedancken und Einfällen zu entdecken, und mit dem Sylbenmasse kan er sie als mit einem kunstreichen Canal in die dürresten Felder des Gehirnes hinleiten, wo nichts als ein öder Sandboden angetroffen wird. Die tragischen Gedancken und Ausdrücke Catons und seiner Cameraden sind grossentheils durch diese Baguette entdecket, und durch diese Röhren und Leitungen in die Tragödie gebracht worden; Zum Ex. der edle Ausdruck des edeln Gedanckens Pharnazens:

Wie so, rückt Cäsar an? Ich gäbe was darum.

Ferner, wann Cäsar auf Arsenens Gestandniß, daß sie ihn liebe, mit Entzückung ausbricht:

Du hassest Cäsar nicht, der dich verehrt und liebt;
Welch unverhoftes Wort! Nun bin ich nicht betrübt.

Und wann Caro selbst so heldenmüthig fluchet:

Da schlüge Jupiter mit Blitz und Donner drein!

Noch mehr, wann er sich in einem so wohl versehenen Waffenplatze so ruhig und gelassen Spieß und Schild wünschet:

O wären wir nur bald mit Spieß und Schild versehen,
Da sollt ihm schon sein Recht durch meine Faust geschehen.

Und da er an einem andern Orte den kühnen Vorsatz fasset:

Ich eile selber hin, und schone nicht des Lebens.

Wenn hier und dar in der Schreib- und Redens-Art gewisse Verwindungen und Umwelzungen vorkommen, so sind solche zweifelsfrey daher entstanden, weil die Gedancken und Ausdrücke in den oberwehnten Canälen und Röhren dergestalt eingesperret waren, daß sie sich selbst gepreßt und gestossen haben, und mit Ungestüm neben einander heraus gefahren sind. Daher kömmt es, daß Seleucia, sobald Cäsar Arsenen erblicket, zuerst sein Haupt durch die Pracht dieser Schönheit bestricket hat. (a) Und, daß Catons Anblick in Domitius viel Ehrfurcht für sein Haupt gewürcket hat. (b) Deßgleichen daß Felix nicht begreift, was der Abgesandten des Pharnazes Widerkunft im Lager widerspricht. (c) Dadurch ist auch Catons Glaube an Platons Lehre von der Unsterblichkeit der Seele in einem Athemzuge bestärcket, und wieder geschwächt worden. Ja

---

Cäsar.

(a) So hat Seleucia, so bald ich dich erblicket,
Durch deiner Schönheit Pracht zuerst mein Hertz bestricket.
III. Aufz. 2. Sc.

Domit.

(b) Doch Cato kömmt bereits. Sein Anblick würckt in mir
Viel Ehrfurcht für dieß Haupt. . . .
II. Aufz. 1. Sc.

(c) Felix. . . . . Ich begreiffe nicht,
Was ihrer Wiederkunft im Lager widerspricht.
IV. Aufz. 1. Sc.

Ja Plato du hast recht! dein Schluß hat grossen Schein.
Wahrhaftig dieser Geist muß doch unsterblich seyn!

Man hat es Hrn. Gottscheden übel nehmen wollen, daß er in Uebersetzungen eigene Meinungen und Gedancken angebracht, die er durch die Mechanick des Reimes, des Sylbenmasses und der Sprache in verborgenen und dunckeln Gruben entdecket hat; Man hat es vor einen Mangel der erforderten Treue ansehen wollen, die ein Uebersetzer seiner Grundschrift schuldig ist: Aber hier hat dieser Vorwurf keinen Platz, denn da er sich nicht vorgenommen, Deschamps und Addisons Cato lediglich zu übersetzen, sondern sie in ein deutsches Originalstücke zu verwandeln, so war er berechtiget, sie gäntzlich auf den Kopf zu stellen, und in der Art, dem Maasse und dem Verhältniß der Gedancken und des Ausdruckes umzukehren. Es ist ihm dieses seinem Vorsatze gemäß gelungen, und sein Cato muß darum in den Jahrzeitbüchern der Schaubühne unter den Trauerspielen von diesem Nahmen vor Cato den vierten gezehlt werden; des Maternus war der erste, Addisons der zweyte, und Deschamps der dritte dieses Nahmens. Kein Mensch hätte es dem Verfasser verargen können, wenn er allen Mißverstand, so aus dieser Nahmensgleichheit entstehen konnte, zu vermeiden, sein Werck mit einem eigenen Nahmen getauft hätte. Wann er vor Utica und Rom andere Städte gesetzet, zu welchem Dienste ihm die gantze Geographie Strabons offen gestanden, wann er vor seine Römer, Parther und Ponter, neue Nationen eingeführt, wenn er Cato, Cäsar

und

und Pharnazes mit Griechischen, Asiatischen oder andern Nahmen begabet, wenn er endlich seine Fabel vor ein Anecdoton aus einer alten, verlegenen Historie ausgegeben hätte, so hätte keine Seele den Argwohn gefasset, daß er dem Addison oder dem Deschamps nachgearbeitet, oder daß er Rom, Cato und Cäsar in Augen oder in Gedanken gehabt hätte. Der Herr Riviere du Fresny hat von demjenigen, der seine Wercke zum Druck besorget, den Ruhm erhalten, daß er zum zeichnen einen recht sonderbaren und verwundersamen Talent gehabt; Il n'avoit, sind dessen Worte, aucune pratique du Crayon, du Pinceau, ni de la Plume, mais il s'étoit fait à luy-méme un équivalent de tout cela en prenant dans differentes estampes des parties d'homme, d'animaux, de plante ou d'arbre, qu'il decoupoit, & dont il formoit un sujet dessiné seulement dans son imagination. Il les disposoit & les collloit les uns aupres des autres, selon que le sujet le demandoit: il lui arrivoit même de changer l'expression des têtes, qui ne convenoient pas à son idée, en suprimant les yeux, la bouche, le nez, & les autres parties du visage, & y en ajoutant d'autres qui étoient propres à exprimer la passion qu'il vouloit peindre: Ce qu'il y a d'étonnant, c'est que cet assemblage de pieces raportées en apparence au hazard & sans esquisse formoit un Tout agreable, dont l'incorrection n'étoit sensible qu'à des yeux connoisseurs. Denselben Talent und dasselbe Naturell, das du Fresny zum zeichnen und malen gehabt, hat unser Hr. Gottsched zur Verfertigung einer Tragödie in der vollkommensten Gleichheit; und davor gehört ihm eben dasselbe Lob.

Von dem Zustande der deutschen Poesie bey Ankunft Martin Opitzens.

Ich habe die deutsche Poesie des sechszehnden Jahrhunderts in ihrem schönsten Lichte vorgestellet, so wie selbige in Sebastian Brands und Johann Fischarts Gedichten ausgesehen hat, wann man die Augen von den zusammengeschränckten Wörtern, und dem holperichten Sylbenmasse abwendet. Diese beyde sind in dem innerlichen Wesen der Poesie von niemandem ihres Welt-Alters übertroffen worden; ich rede von denen, welche sich durch eigene Schrifften einen Nahmen gemachet haben, der Reinicke Fuchs, der Froschmäuseler, der Mücken- und Ameissen-Krieg kommen hier in keine Rechnung, weil sie blosse Uebersetzungen sind; und was das äusserliche anlanget, so haben die Verfasser dieser letztern Gedichte in der harten Sprache, und dem holperigten Tonmasse vor jenen nichts, oder ein sehr weniges zum voraus. Gegen dem Ausgange des sechszehnden Jahrhunderts, und beym Anfange des nächst darauf folgenden waren zu Straßburg und Heydelberg, wo Opitz seiner Muse die Erstlinge geopfert hatte, Paul Melissus, Peter Denaisius und Rudolf Wekerlein als geschickte Poeten bekannt, von welchen man damahls glaubete, daß sie der deutschen Poesie eine bessere Gestalt gegeben hätten, als sie in den Gedichten ihrer Vorfahren gehabt hatte. Von dem erstern sind 1572. die fünfzig erstern Psalmen Davids ausgegangen,

in welchen er Lobwassers Uebersetzung, die ihm zu wässerig und zu hart vorgekommen, zu übertreffen gesucht, aber nach Opitzens Urtheil desselben Fehler nicht vermeiden können. Man kan von seinem poetischen Vermögen aus folgenden Liedern urtheilen, die ihn zum Verfasser haben.

MOrgens eh s'Tages Schein anbricht
Mit Purpurfarbem hellem Licht,
So gläntzt herfür deins Mundes Röth,
Wie vor der Sonn die Morgenröth
Mit rosinfarben Wangen
Hübsch, lustig, klar, aufgangen.

Ein schön karfuncklet hübsch Gestirn
Dein' Aeuglein sind an deiner Stirn;
Dein güldnes Haupt ist wohl formirt,
Wie s'Himmels Runde schön geziert.
Von deiner Aeuglein glitzen
Feurflammen rausher spritzen.

Recht wie die Straln und schnelle Pfeil
Dieselben schiessen her in Eil,
Han mir versehrt mein junges Hertz,
Doch lindert sich der brünstig Schmertz,
Wann ich dein Antlitz schaue,
Holdseligste Jungfraue.

Grünest und blühest aller Ding,
Gleichwie ein Lorbaum im Frühling,
Wie eine Tanne wächßt gerad
Dein werther Leib in gleicher Wad:
Dein' Arme beyd sind eben
Wie zwo neuer Weinreben.

Ach daß, was anrührn deine Händ,
In rothe Röslein sey gewendt,

Und

And weisse Lilglein wachsen fein,
Wo deine Füß hingangen seyn:
Von deins Munds Athem süsse
Braun Violblüt entsprisse.

Ruhm, Preiß, Ehr und Lob ich dir gib,
Für andern allu, hertzliebstes Lieb,
Dein Tugend leucht an allem End,
Wie der Vollmond am Firmament;
Bist aller Jungfraun Zierde,
Meins Hertzens innre Girde.

Edler ich schätz dein Gunst und Hold,
Dann Silber und das beste Gold;
Dein Freundlichkeit und schön Geberd
Ist mehr dann alle Perlen werth:
Es gilt dein Zucht viel reine
Mehr dann all edle Steine.

Treuhertzig seyn ohn arge List,
Der rechten Lieb Wahrzeichen ist:
Wann gleicher Maß nicht liebest mich,
Laß zu, daß ich nur liebe dich.
Mein Hertz geb dir zu eigen,
Dein Hertz zu mir thu neigen.

All Augenblick dein eindenck bin
In meim Gemüth und in meim Sinn.
Des Tags bist mir ein helle Sonn,
Des Nachts ein klarscheinender Mon:
Thust (liebstes M.) mir geben
Von deinem Glantz mein Leben.

* * *

ROth Röslein wolt ich brechen
Zum hübschen Krantzelein:
Mich Dörner thaten stechen
Hart in die Finger mein.

Noch wolt ich nit lan ab;
Ich gunt mich weiter stecken
In Stauden und in Hecken:
Darinn mirs Wunden gab.

2.

O Dörner krumm und zacket,
Wie habt ihr mich zerschrunt?
Wer unter euch kommt nacket,
Der ist gar bald verwundt.
Sonst zwar könt ihr nichts mehr:
Ihr keiner Haut thut schonen,
Noch niedlicher Personen,
Wanns gleich ein Göttin wär.

3.

Sie hats wol selbs erfahren,
Die schöne Venus zart,
Als sie stuhnd in Gefahren,
Und so zerritzet ward.
Daher die Röslein weiß
Von Bluttrieffenden Nerben
Begunten sich zu ferben:
Den man verjeht den Preiß.

4.

Ich thu ein Rose loben,
Ein Rose Tugend voll.
Wolt mich mit ihr verloben,
Wanns ihr gefiele wol.
Ihrs gleichen findt man nicht
In Schwaben und in Francken:
Mich Schwachen und sehr Krancken
Sie Tag und Nacht anficht.

5.

Nach ihr steht mein Verlangen,
Mein sehnlich Hertzegird:
Am Creutz läßt sie mich hangen,
Meins Lebens nimmer wird.
Zwar bald ich todt muß seyn.
Je weiter sie mich meidet,
Je länger mein Hertz leidet.
Ist das nit schwere Pein?

Ach liebster Schatz auf Erden,
Warum mich quälest so?
Zu Theil laß dich mir werden,
Und mach mich endlich fro.
Dein will ich eigen seyn.
In Lieb und Treu mich binde,
Mit deiner Hand mir winde
Ein Rosenkräntzelein.

Von Peter Denaisius, einem Doctor der Rechten von Straßburg, haben einige vorgegeben, daß Opitz die Idee eines reinen deutschen Verses von ihm empfangen habe. Dieser hat folgendes Hochzeit-Lied auf Doctor Lingelsheimer verfertiget:

Glückselig muß man preisen,
Die gleiche Lieb und Treu
Einander thun erweisen,
Stetigs und ohne Reu.
In Noth und schweren Zeiten
Tröst eins des andern Leid,
In Lieb und Frölichkeiten
Mehrt eins des andern Freud.

Ist keinem angelegen
Was wohl und weh ihm thut,
Des andern Glück dargegen
Nimmt und gibt ihm den Muth.
Das süß ihn ist gemeine,
Das bitter jedes wolt
Haben für sich alleine,
Wanns drüber sterben solt.

Alcestis uns kan geben
Dessen ein Richtigkeit,
Die fürs Admeti Leben
Ward in den Tod bereit,
Die tödlich Wund ihrs Hertzen
Arria gar nicht acht,

Des Stichs sie fühlt den Schmertzen,
Der Pätum um hat bracht.

Wie sich zusammen reimen,
Neglein und Roßmarein,
Weinreben zu Rüstbäumen,
Köstliche Würtz in Wein,
So schicken sich zusammen
Ein Mann und ehlich Weib,
Die werden in Gotts Nahmen
Ein Sinn, ein Seel, ein Leib.

Wie Rosen an den Hecken,
Frisch Weiden am Gestad,
Wie Trauben an den Stöcken,
Wie Zimmet und Muscat,
Also thut sich vergleichen
Der werthe Lingelsheim,
Und die nit hat ihrs gleichen
Agnes die Jungfrau rein.

Agnes die schön und zarte
Aus löblichem Geschlecht
Erbohren, und von Arte
Zun Tugenden gerecht.
Fromm, züchtig, keusch und gütig,
Verständig, klug, bedacht,
Still, freundlich und anmüthig,
Ohn allen Stoltz und Pracht.

Unnoth hie viel zu loben
Diß auserlesen Paar,
Ihr Ruhm und Preiß erhoben
Bleibt ohn das immerdar.
Hochzeiter und Vertraute
Ist keins am andern gfährt,
Der Bräutgam ist der Braute,
Die Braut des Bräutgams werth.

Gott woll ihn beyden geben
In Fried und Einigkeit
Mit Gsundheit langes Leben,
Daß künfftig auch zur Zeit,

Wann

Wann sie werden veralten,
Ihr Lieb verjünge doch,
Wann sie werden verkalten,
Ihr Lieb, als vor, brenn noch.

Doch laßt euch nicht aefehren,
Ob wohl biß in das Grab
Die Lieb sich kan vermehren,
So nimmt doch s'übrig ab,
Das übrig, das ihr beyde
Schätzt für das Principal,
Für Wasser, und für Weide,
Für Lufft, für alls zumahl.

Die Röslein muß man brechen
Dieweil der Frühling währt,
Wer rennen will und stechen,
Muß noch wohl seyn zu Pferdt.
Thut euch der Zeit gebrauchen,
Eh s'Alter kommt herbey,
Eh dann ihr dörfft der Lauchen,
Der Raut, und Saturey.

Secht an, und mercket eben
Die Vöglein ohne Ruh,
Wie sie ihr kurtzes Leben
Mit Lieben bringen zu,
Die holdselige Dauben
Mit ihren Schnebelein
Stets an einander klauben,
Streichlend die Flügelein.

Thut Mund mit Mund beschliessen
Wie Muscheln an der Bach,
Mit Armen und mit Füssen
Thuts grünem Ebheu nach,
Laßt Bettstatt wacker krachen,
Kein Music besser laut,
Und wers wolt anders machen,
Der bleib nur ohne Braut.

Rudolf Weckerlein wird von Philandern von Sittewald mit vielem Lobe angezogen. Von ihm ist das Cartel des ehrwerbenden deutschen jungen Adels:

Wir kommen nicht hieher, uns selbsten viel zu rühmen,
Oder durch fremde Sprach die Wahrheit zu verblümen,
Als ob wir kämen jetzt aus einem End der Welt,
Oder wieder-belebt vom Elisischen Feld.
Nein. Teufel sind wir nicht, noch Riesen, noch Halb-Götter,
Noch Helden, noch Wildleut, noch unsers Lands Verspötter,
Das teutsche Reich bekannt ist unser Vaterland,
Teutsch sind wir von Geburt, von Stamme, Hertz und Hand.
Was dient es, fremden Preiß und Nahmen zu entlehnen,
Teutschland bedarff sich nicht mit Ausländern beschönen,
Wie dann die Welt wohl weiß, daß es zu aller Zeit
Treffliche Leut genug hatte zum Fried und Streit.
Darum, ob wir wohl jung, nicht sonders viel erfahren,
Begehren wir doch nicht unsere Fäust zu spahren,
Sondern erscheinen nur in unsrer teutschen Tracht,
Mit teutsch-redlichem Muth, um unser erste Macht
An diesen Rittern hier (die so hoch triumphieren)
Ihrer Begierd gemäß, gewaffnet zu probieren,
Verhoffend zweifelsfrey, daß diese erste Prob,
Vollendend ihren Ruhm, anfangen soll das Lob,
So man von nun an wird durch die Streich unsrer Wehren
Unter dem Firmament täglich erschallen hören.

Das Sylbenmaß in diesen Gedichten ist gantz nach der Frantzösischen Manier. Man muß darinnen keine Abwechslung der hohen und der tiefen Sylben suchen, sondern mit der richtigen Anzahl der Sylben, dem Abschnitte und dem Reime vorlieb nehmen. Auf mehrers haben die Verfasser nicht gesehen. Sie hatten nichts weniger in Gedanken, als uns ein Tonmaß von eitel Jamben zu geben. Ihre Meinung war ohne Zweifel, daß der

Leser

Leser im Aussprechen jeder Sylben ihren eignen Klang lassen sollte, dadurch der Vers nicht allein Jamben, sondern daneben auch Trocheen, und Dactyle bekömmt. Nach dem Urtheile Frantzösischer Ohren vermieden sie hiermit den Eckel, der von der Monotonie beständig gleichtönender Füsse entsteht. Folgende vier Oden sind auch von Wekerleins Muse; Sie haben nicht allein in dem Sylbenmasse, sondern auch in den Gedancken etwas besonderes und lebhaftes.

Von des Todes Gewißheit, und der Tugend Unsterblichkeit.

MAn findet nichts vollkommen in der Welt,
Wir Menschen sind mit Sorgen, Pein und Plagen
All Ort und Zeit, in Städten, auf dem Feld,
Vom Himmel, Lufft, Meer, und uns selbst geschlagen:
Ja auch der Götter Macht
Hat ihr Wohnung vollkommen
Und selig nicht gemacht.
Wer hat nicht wahrgenommen,
Wie Sonn und Mond gemein
Verfinstern ihren Schein?
Und wie des Himmels Zeichen
Offt mangelhafft verbleichen?
Mit wie viel Angst, Gefahren, Müh und Noth
Sind ohn Ablaß wir Menschen umgegeben?
Diese mit List man übergibt dem Tod,
Jener hertzhafft verkrieget selbst sein Leben.
Dieser aus viel Verdruß
Und Trauren will verderben,
Jener erbärmlich muß
In der Gefängniß sterben.
Etlich dürstig nach Gut
Fliehen vor der Armuth,
Und ihren Geitz versincken,
Wann sie im Meer ertrincken.

Diese

Diese mit Wasser, Gifft, Schwerdt oder Strick
Selbst über sich ein schrecklich Urtheil sprechen,
Und rettend sich von zu schwerem Unglück
Zweiffeln sie nicht sich wider sich zu rächen.
Jene kommen mit Zwang
In dieses Lebens Leiden,
Finden gleich den Ausgang,
Und andre Müh vermeiden,
Oder sich in ihr Grab,
Eh sie einige Gab
Des Tags selig geniessen,
In Mutter-Leib beschliessen.
Der Tod gewiß klopffet mit einem Bein
An grosser Herrn Wolcken-tragende Schlösser,
Und armer Leut liegende Hüttelein,
Und ist für beyd weder böser noch besser.
Den Leib ein Tod allein
Mit unheilbaren Plagen,
Unentfliehlicher Pein,
Und undienstlichen Klagen,
Aengstiget Tag und Nacht,
Und die Seel wird gebracht
Vor Minos, der kein Flehen
Mehr pfleget anzusehen.
Der Weg ist breit in das finstere Hauß,
Offen die Thür, daß man hinein stets gehet,
Aber wiedrum zu entrinnen daraus,
Hierauf das Werck, hierauf die Müh bestehet.
Der Tugend Weg ist schmahl,
Mit Dornen wohl verschlossen,
Gering ist die Anzahl,
Deren die unverdrossen
Und durch der Götter Gunst,
Und der Tugend Einbrunst,
Von dem Pöffel entzogen
Zu dem Gestirn geflogen.
Der, deß Hertz mit Tugend gewaffnet ist,
Gleich wie, Potzheim, dein edles Hertz zu sehen,
Der kan des Glücks Zorn, Wanckelmuth, und List
Vest, wie ein Fels, unzaghafft widerstehen:
Er ist allzeit forchtloß,
Vor dem Strahl unverblichen,

Weißheit macht sein Hertz groß,
Stets siegreich, unvergliechen,
Er, der für seinen Lohn
Sucht der Seligkeit Cron,
Und sich selbst überlebet.

Ueber den frühen Tod einer Fräulein.

DEin Leben, dessen End uns plaget,
War wie ein Tag schön und nicht lang,
Ein Stern vor des Morgens Aufgang,
Die Röthin während weil es taget,
Ein Seufftz aus einer edlen Brust,
Ein Klag aus Lieb, nicht aus Unlust,
Ein Nebel, den die Sonn verjaget.

Ein Staub der mit dem Wind entstehet,
Ein Thau in des Sommers Anbruch,
Ein Lufft mit lieblichem Geruch,
Ein Schnee der Frühlings-Zeit abgehet,
Ein Blum die frisch und welck zugleich,
Ein Regenbog von Farben reich,
Ein Zweig welchen der Wind umwehet.

Ein Schaur in Sommer-Zeit vergossen,
Ein Eiß an heissem Sonnenschein,
Ein Glaß also brüchig als rein,
Ein Wasser über Nacht verflossen,
Ein Blitz zumahl geschwind und hell,
Ein Strahl schiessend herab gar schnell,
Ein Gelächter mit Leid beschlossen.

Ein Stimm die lieblich dahin fähret,
Ein Widerhall der Stimm in Eil,
Ein Zeitvertreiben mit Kurtzweil,
Ein Traum der mit dem Schlaff aufhöret,
Ein Flug des Vogels mit Begier,
Ein Schatt, wann die Sonn sticht herfür,
Ein Rauch welchen der Wind zerstöret.

Also dein Leben (schnell verflogen)
Hat sich nicht anderst dann ein Tag,
Stern, Morgenröth, Seufftz, Nebel, Klag,
Staub, Thau, Lufft, Schnee, Blum, Regenbogen,
Zweig, Schaur, Eiß, Glaß, Blitz, Wasserfall,
Strahl, Gelächter, Stimm, Widerhall,
Zeit, Traum, Flug, Schatt und Rauch verzogen.

Auf den neuen Garten.

KAnst du wohl glückseliger seyn,
O du stets gesegneter Garten?
Du darffest auf den Sonnenschein
Nicht wie sonst ander Gärten warten.

Dann deiner eignen Sonnen Glantz
Kan all deine Gewächs erlaben,
Und deine Gäng, Stöck, und Bäum gantz
Mit bequemer Jahrs-Zeit begaben.

Der Frühling ihres Angesichts
Kan dich mit Gilgen, Rosen, zieren,
Daß dir an Blumen mangle nichts,
Wann alle Gärten schon gefrieren.

So wird dein Grund mit grünem Lust,
Wo sie nur ihren Fuß hinsetzet,
Wie deine Zweig und Aest mit Blust
Und Frucht durch ihre Hand ergetzet.

Und sie in dir macht, daß ab dir
Sich Himmel und Erden erquicken,
Und daß du, aller Gärten Zier,
Sie all mit Blumen kanst erquicken.

Ja wann sie, (aller Blumen Ruhm,)
In dir deine Gewächs betrachtet,
Werden kaum gegen solcher Blum
Deine Blumen wie Graß geachtet.

Das Braut-Lied.

Als Filander mit grossem Lust
Die lang-begehrte edle Blust
Seiner standhafften Lieb errungen:
Hat ein Hauff Liebelein gar laut
Dem Bräutigam und seiner Braut
Zu Ehren dieses Lied gesungen.

O daß ihr möget allezeit
Einig, in keinem andern Streit,
Dann nur in Liebes-Streite, leben,
Darinnen eines jeden Hertz
Dem andern mög Wolluſt und Schertz
Für Schertz und Wolluſt wieder geben.

Durch Küß von süssem Nectar feucht
Das Hertz und Seel von Freuden leicht
Solt ihr euch nehmen und mittheilen:
Ihr solt durch tiefwundende Küß,
Ihr solt durch süßheilende Biß,
Verwunden euch und wieder heilen.

Des einen Mund, soll mit Wolluſt
Des andern Hertz auf seiner Brust
Zu nehmen, ihm die Brust aufspalten.
Des andern Hertz soll mit dem Mund
Durch süsse Küß verwundend wund
Der andern Brust sich nicht enthalten.

Mit euern Armen starck und zart,
Mit euern Gliedern sanfft und hart
Solt ihr einander froh umfassen:
Und solt einander auch fürhin
Nicht mehr, dann mit süsserm Gewinn
Wieder umzufassen, verlassen.

Deinen ererbten Heldenmuth
Nicht dein ererbtes Helden-Blut
Solt du, junger Held, jetzund spahren.

Lieb, lieber Schertz, lieblicher Glimpff,
Liebkosen, Kütz, kützlender Schimpff
Werden sie dir machen willfahren.

Wann aber ein solchs nicht genug,
Solt du Kühner mit gutem Fug
Dein freundliche Feindin anfallen:
Und laß dir ihre Scham und Zucht,
Ihr Klagen, Flehen und Ausflucht
Gefallen wohl und doch mißfallen.

Die Müh nimmt durch den Schweisse zu,
Die Ruh ist süsser nach Unruh,
Und süsser die Küß, so genetzet:
Also wird dein leidige Freud,
Also wird ihr freudiges Leid,
Durch beyder Leid und Freud ergötzet.

Ach wie forchtsam scheinet sie doch?
Ach wie zittert sie ab dem Joch?
Darunter deine Arm sie binden:
Nun kan dein Mund (dürstig) zumahl
Von Seufftzen und Zehren ein Mahl
Auf ihrem Mund und Augen finden.

Köstliches Mahl! Göttliche Speiß!
Himmlisches Getränckе! mit Fleiß
In so reiche Gefäß gegossen!
Gefäß so schön, daß auch kein Gott
Aus schönern in der höchsten Noth
Der Nahrung noch Artzney genossen.

Damit nun ihrer Süssigkeit,
Und anreitzender Lieblichkeit,
Du und auch sie mögest geniessen,
So laß dich kein Bitt um Anstand,
Kein Widerstehen ihrer Hand
Fangen, verhindern, noch verdriessen.

Geh fang nur muthig an die Schlach',
Gebrauch doch nicht zu grosse Macht,
Sie nicht zu sehr gleich zu erschrecken,

Sondern gebrauch Weil, List, Betrug,
Falsche Flucht, Angriff, und Aufzug,
Damit die Vestung zu entdecken.

Wann dann mit zitterender Stimm,
Wann dann mit gleißnerischem Grimm
Sie dich wird arg, frech und böß nennen;
Hör doch nicht auf mit vollem Lust
Ihre Stirn, Mund, Hals, Wangen, Brust,
Mit tausent Küssen anzurennen.

Sie mag lang sagen, es ist gnug,
Es ist gnug, seyd ein wenig klug,
Und dir mit beyden Händen wehren,
Damit sie doch nicht unten lig,
Häng du gleichwohl stets nach dem Sieg,
Durch welchen sich die Lieb muß mehren.

Also in diesem heissen Streit
Begierig nach der süssen Beut
Kanst du den Sturm wiedrum erneuen,
Und laß von ihrer Brust und Schoß
Weiß, rund, steiff, glatt, und mangelloß,
Dein geile Hände nichts abscheuen.

Wann du so nah nun bey dem Platz,
Solt du Kuß auf Kuß, Schmatz auf Schmatz,
Schmuck auf Schmuck, Lieb auf Lieb loß schiessen,
Alsdann solt du dein Blut, den Lohn
Der Lieb nemlich die Myrten-Kron
Zu'rlangen, hertzhafftig vergiessen.

Mehr dann Stern in der klaren Nacht,
Mehr dann Blumen, des Frühlings Bracht,
Mehr denn Bienen auf Hybla fliegen,
Sollen gantz tieffgründende Küß,
Sollen süß empfindende Biß
Ihr vergebliche Forcht betriegen.

Aechtzen mit geilschimpfender Schmach
Und Lächlen mit schertzender Sprach,
Und Possen sollen da nicht fehlen:

Seufftzen, Schmätz, Bitten, Klag und Lob,
Schimpff, Ernst, und Schertz, züchtig und grob,
Du mit einander solt vermählen.

Also durch der Lieb rechte Kunst
Wird sie ihr artige Ungunst
Artiger nach und nach verkehren,
Und endlich frey von Forcht und Zorn
Mit Gilgen, Rosen, ohne Dorn,
Dein Leib durch ihren Leibe ehren.

Dazumahl auf ein neue Art
Must du mit küssen lang und hart
Ihre Seel aus ihr in dich ziehen:
Und sie wird auch auf gleiche Weiß
Sich und dich mit lieblichem Fleiß
Zu sättigen, sich sehr bemühen.

Dazumahl frecher dann zuvor
Erheb du das Panier empor,
Und fange weiter an zu streiten:
Ueb aller süssen Schalckheit Stück,
Ueb aller süssen Boßheit Tück,
Und greiff sie an auf allen Seiten.

Gebrauch List auf List, Schmach auf Schmach,
Biß sie froh ist, daß sie zu schwach,
Und zu verlieren scharmützieret,
Gebrauch Kunst, Stärck, Betrug und Macht,
Zwing sie zu einer freyen Schlacht,
Da ihr beyd sieget und verlieret.

Also euer stets frischer Muth
Soll dieses süssen Kampfs ohn Blut
Euch wieder und wieder gewähren,
Und, so offt Phöbe ihren Glantz
Macht neunmahl halb und neunmahl gantz,
Euer Geschlecht durch euch vermehren.

So fand Opitz die beste Poesie bey den Deutschen in kleinen einzeln Stücken beschaffen, als er in die poetische Welt ankam. Er war damit sehr übel zufrieden, die geradebrechte Sprache, das Sylbenmaß, die gedrungene Reimen, die seltsame Art zu reden, mißfielen ihm in der Seele. Und in dem Inhalt fand er auch den Geist und Geschmack nicht, welcher vielmehr, als Tonmaß und Reimen ein Gedicht poetisch machet. Nach seinem Urtheil hatten die Deutschen undanckbar „ gegen ihrem Lande, undanckbar gegen ihrer alten Sprache, ihr noch zur Zeit die Ehre nicht „ angethan, daß die angenehme Poesie auch durch „ sie hätte reden mögen. Er scheuet sich nicht zu „ sagen, wären ihm nicht etliche wenige Bücher „ vor vielen hundert Jahren in deutschen Reimen „ geschrieben, zu Handen kommen, dörfte er zweifeln, ob jemahls dergleichen bey ihnen üblich „ gewesen. Dann, sagt er, was insgemein von „ jetzigen Versen herumgetragen wird, weiß ich „ wahrlich nicht, ob es mehr unserer Sprache zu „ Ehren, als Schanden angezogen werden könne. Durch diese alten Bücher, in welchen er die Poesie zuerst in der deutschen Sprache reden gehöret, versteht er keine andern, als die wenigen, die aus dem Schwäbischen Welt-Alter übrig geblieben. Er gedencket derselben in seinem Aristarch mit ausdrücklichen Worten: Superſunt etiamnum, sagt er, non pauca, quæ Melchior Goldaſtus, vir in commodum ac gloriam Germaniæ natus, erùit ante aliquot annos è ſitu & publicavit. An demselben Orte hat er auch etliche Zeilen aus dem Mar-

ner zu einer Probe angeführt, was die deutsche Sprache in der Poesie vermögte. Er urtheilet davon, ejus esse amœnitatis, ut nos pœnitere sermonis nostri non debeat, er beweinet aber zugleich, tam felicem poetandi Spiritum plane interceptum fuisse. Er erwähnet dieser und einiger andern Schrifften von diesem Alter auch mit vielem Lobe in seiner Prosodie. „ Ueber dies, sagt er, sind „ eines ungenannten Freyherrns von Wengen, „ Juncker Winsbeckens, Reimars von Zweter, „ der ein Pfältzischer von Adel, und bey Käiser „ Friedrichen dem Ersten, und Heinrichen dem „ Sechsten aufgewartet hat, Marners, auch „ eines Edelmanns, Meister Sigeherrens, und „ anderer Sachen noch vorhanden, die manchen „ stattlichen lateinischen Poeten an Erfindung und „ Zier der Rede beschämen. „ Und nach diesen Worten setzet er aus Walter von der Vogelweide, Kaiser Philippsen geheimen Rath, einen Ort, von dem er sagt: „ Es werde daraus leichtlich zu se„ hen seyn, wie hoch sich selbige vornehme Män„ ner, ungeachtet ihrer adelichen Ankunft und „ Standes, der Poeterey angemasset. „

Opitz fand vornehmlich zwo Ursachen, welche die Deutschen gehindert, daß sie die Poesie in ihrer Sprache zu treiben, so schändlich verabsäumet hatten. Erstlich die Vorurtheile, von welchen sie eingenommen waren, daß die Poesie eine eitele, unnöthige und vergebliche Wissenschaft sey, welche über dies mit mythologischen Grillen, heydnischem Göttertand, verliebten Ausschweiffungen angefüllet wäre. Hernach die Beschuldigungen, daß

das

das Deutsche dermassen grob und hart wäre, daß es nicht füglich in die gebundene Art zu schreiben gebracht werden könnte. Er meinte aber auch, daß diese Vorurtheile und Beschuldigungen zu zernichten nichts weiters, als ein Mann vonnöthen wäre, der sich der Poesie in unserer Mutterspracbe mit einem rechten Fleiß und Eifer anmassete; Und er fassete den großmüthigen Vorsatz, daß er selber ihr diesen Dienst thun wollte. Er gab sich in seinen Vorreden, in seinem Aristarch, in seiner Prosodie alle Mühe, die Vorzüge der Poesie, ihre Schätzbarkeit, ihren Nutzen zu erweisen, ferner die Tüchtigkeit der deutschen Sprache allen Zierrathen der Poesie, insbesondere denen, die von dem Wohlklange und der Harmonie entstehen, Statt und Platz zu geben. Aber er zeigete dieses zu einer nachdrücklichern Ueberzeugung durch seine eigenen Exempel, in welchen er die Idee, die er sich in seinem Gemüthe, von einer recht-beschaffenen Poesie, und einem reinen Jambischen Verse, entworfen hatte, durch das Werck vor Augen legete. In diesem letztern Stücke hatte ein deutscher Edelmann, Nahmens Ernst Schwabe von der Heide, denselben Einfall gehabt, und um dieselbe Zeit angefangen, die Vers-Arten von eitel Jamben einzuführen, ohne daß Opitz einige Gemeinschaft mit ihm gehabt, oder davon gewußt habe; Aber er brachte es darinnen bey weitem nicht zu der Vollkommenheit, zu welcher Opitz nochmahls gestiegen, nachdem er seine Idee davon durch die Bekanntschafft mit Daniel Heinsius, und durch Lesung der Niederländischen Gedichte desselben ausgebessert hatte.

Die erste Sammlung Opitzischer Gedichte kam 1624. zu Straßburg durch Besorgung Doctor Zinkgräfen in 4to. zum Vorschein, nachdem einige davon seit 1618. einzel im Drucke erschienen waren. Opitz hatte seine Einwilligung darein gegeben; und sie mit einer eigenen Vorrede an den Leser begleitet, welche ich hier deßwegen ausschreiben will, weil das Buch sich beynahe aus den Bibliothecken verlohren hat, und die Vorrede selbst zu Bekräftigung verschiedener Sachen dienet, die ich oben angezogen habe.

WAnn ich mir, günstiger Leser, gegenwärtiger Zeit Gelegenheit, was die freyen Künste belanget, für Augen stelle, muß ich mich hefftig verwundern, daß, da sonst wir Deutschen keiner Nation an Kunst und Geschicklichkeit bevor geben, doch biß jetzund niemand unter uns gefunden worden, so der Poesie in unserer Mutter-Sprache sich mit einem rechten Fleiß und Eifer angemasset. Die Italiäner haben erstlich die Lateinische Sprach zu unserer Voreltern Zeiten wieder auf die Beine gebracht, und doch darneben ihrer eigenen nicht vergessen. Der sinnreiche Petrarcha hat mehr Lob durch sein Toscanisch erjaget, als durch alles das, was er sonsten jemahls geschrieben. Sannazarius, welcher der Poeten Adler Virgilio ziemlich nahe gegraset, hat mit seiner trefflichen Arcadia allen seinen Landsleuten die Augen aufgethan, und allen Römern

mern Trotz gebotten. In Franckreich hat der berühmte Ronsardt durch seine Poesie die Gemüther wie fast verzaubert, und ist von seinem König mit reichen Einkommen begabet worden. Barthasius hat durch sein schönes und schweres Werck solch Lob eingelegt, als wäre er der vornehmste Griechische oder Lateinische Poet gewesen. Des Edlen Herrn Sidney Arcadia macht die Engelländer fast stoltz mit ihrer Sprach. Wie hoch der Niederländische Apollo, Daniel Heinsius, gestiegen sey, kan ich mit meinen niedrigen Sinnen nicht ergründen, und will hier in Erwähnung seiner meine Feder zuruck halten, daß ich sein werthes Lob und Ehre, die er durch seine übernatürliche Geschicklichkeit verdienet, mit meiner Zungen Unmündigkeit nicht verkleinere. So können der Amsterdamer Achilles und Polyxena, Theseus und Ariadne, Granida Gerhard von Velsen, Roderich und Alfonsus, Griane, Spanischer Brabander, Lucella, stummer Ritter, Ithys, Polyxena, Isabella, und andere fast dem Seneca, und Terentio dem höflichsten unter allen Lateinischen Scribenten, an die Seite gesetzt werden. Wir Deutschen allein undanckbar gegen unserm Lande, undanckbar gegen unserer alten Sprache, haben ihr noch zur Zeit die Ehre nicht angethan, daß die angenehme Poe-

sie auch durch sie hätte reden mögen. Und wären nicht etliche wenige Bücher vor vielen hundert Jahren in teutschen Reimen geschrieben, mir zu Handen kommen, dörffte ich zweiffeln, ob jemahls dergleichen bey uns üblich gewesen. Dann was insgemein von jezigen Versen herum getragen wird, weiß ich wahrlich nicht, ob es mehr unserer Sprache zu Ehren, als Schanden angezogen werden könne. Wiewohl ich keines Wegs in Abrede bin, daß viele stattliche Ingenia seyn mögen, die unserer Mutter-Sprache auch dießfalls wohl mächtig, und sie nach Würden zu tractiren wüßten. Warum aber solches biß anhero zuruck gestellet, kan ich eigentlich bey mir nicht ermessen. Dann daß ich es der Poesie selber, als einer unnöthigen und vergeblichen Wissenschafft zuschreiben solte, glaube ich nimmermehr, daß einiger verständiger diesem unbesonnenen Urtheil Beyfall geben könne. Diese fürtreffliche Art zu schreiben ist vor Alters so hoch geschätzt worden, daß auch der Weltweiseste Mensch, Socrates, an seinem Ende sie für die Hand zu nehmen sich unterstanden, und vermeynt, er könne die Unsterblichkeit der Seelen eher nicht empfinden, dann wann er durch die Poeterey, als nächste Stafel zu derselben, dahin gelangte. Und daß ich nicht berühre, was Plato dießfalls

weiter erzehlet, so mit Verwunderung zu lesen, wissen alle Gelehrte, wie von Anfang her auf eben diese Kunst so viel gehalten worden, daß man die Poeten eine heimliche Zusammenkunfft und Verbündnuß mit den Göttern zu haben geargwohnet, und ihre Schrifften als Orackel und Prophecenungen gehalten hat. Item, daß Homerus der Brunnen-Quell und Ursprung aller Weißheit zu seyn geschätzet worden. Daß der grosse Alexander, deßgleichen die Sonne nicht beschienen, eben dieses Homeri Gedichte allezeit unter sein Hauptküssen gelegt, und auf so einem edlen Schatz wohl zu ruhen vermeinet. Daß vorgegeben worden, Orpheus, weil er durch dieses Mittel die noch unbezwungene und verwildete Hertzen zu guten Sitten und der Tugend angewiesen, habe die unbändigen Thiere samt Bergen, Wüsten und Wäldern mit seinem Gesang beweget. Und was sonsten hin und wieder bey den Griechen zu finden. Bey den Römern auch ist Virgilius in solch Ansehen kommen, daß, wie Quintilianus, oder wer er ist, meldet, als man etliche seiner Verse offentlich verlesen, das gantze Volck aus sonderlicher Würdigung aufgestanden, und daß ihm, wann er gegenwärtig gewesen, solche Ehr als Käyser Augusto selbst widerfahren sey. Daß ich des weisen Moysis Lobgesanges, der Psalmen, des

hohen Lieds Salomonis, und anderer Oerter in Heil. Schrifft geschweige, welche nicht weniger poetisch, und mit solcher Zierlichkeit geschrieben sind, daß sie so weit über alle weltliche Gedichte steigen, so weit die himmlischen Dinge alle irrdische Eitelkeit übertreffen. Daß der Heil. Geist auch zwar die Lehre der Heyden verworffen hat, aber nicht die Worte, wie St. Ambrosius klärlich erweiset, und in der alten Uebersetzung der Bibel noch zu sehen; da denn Gigantes, Valles Titanum, Sirenes, filiæ Sirenum, Cocytus, πνεῦμα πύθωνος, und dergleichen, so von den Poeten entlehnet, noch zu finden seyn. Ja daß offtermahls, wie Plutarchus gar recht berichtet, durch Vulcanus, Bacchus, Venus und andere Nahmen, nichts als das Feuer, der Wein, die Liebe, und ihre Tugend oder Laster zu erkennen gegeben wird. So habe ich der Götter hierinnen so zum besten gedacht, daß ich mir für meine Person solch Lob nicht begehre: Wie sie dann auch offte verhönet werden von ihren eigenen Scribenten. Welches Euripides vor allen meisterlich gelernet, bey welchem das schöne berauschte Bübichen Cyclops unter andern vom Bacchus sagt:

Θεὸς δ' ἐν ἀσκῶ πῶς γέγηθ' οἶνος ἔχων;
Was für ein Gott mag der wohl seyn,
So wohnet in der Flasche Wein?

Dar-

Daraus man wohl sehen kan, wie gut sie es mit ihren Göttern gemeinet. Letztlich achte ich auch nicht, daß bey uns einiger Mensch mehr gefunden wird, der nicht siehet die grosse Blindheit, darinnen die armen Heyden gesteckt sind, daß sie auch ihre Sünden angebettet, ihre Laster für Götter gehalten, Thiere und Bestien in Himmel gesetzt, zu welchen unter andern auch Sileni Esel, wie Aratus meldet, soll gelanget seyn. Wiewohl dasselbe nicht sonderlich zu beklagen, weil ihr noch ein ziemlich Theil auf der Erden blieben. Welches ich allein vor diejenigen setze, die mit der Venus lieber umgehen, und sie so lieben als loben; und vor die so ohne Wissenschafft ihrem Urtheil folgen, wie sie dann auch urtheilen nach ihrem Verstande. Ist demnach diese ausbündige Disciplin aus ihrer eigenen Schuld von uns nicht hindan gesetzt worden. So kan man auch keineswegs zugeben, es sey unser Teutsches dermassen grob und hart, daß es in diese gebundene Art zu schreiben nicht könne füglich gebracht werden: weil noch biß auf diese Stund im Helden-Buch und sonsten dergleichen Gedichte und Reimen zu finden sind, die auch viel andere Sprachen beschämen solten. Ihm sey aber doch wie ihm wolle, bin ich die Bahn zu brechen, und durch diesen Anfang unserer Sprache Glückseligkeit zu erwei-

weisen bedacht gewesen. Solches auch desto scheinbarer zu machen, hab ich einen ziemlichen Theil dieses Büchleins aus fremden Sprachen übersetzen wollen; daß man aus Gegenhaltung derselben die Reinigkeit und Zier der unseren besser erkennen möchte. Wiewohl ich mich gar nicht gebunden; angesehen sonderlich der alten Lateiner Exempel, die mit dem Griechischen Wesen auch nicht anderst umgegangen. Warum mir aber mehr von Liebes-Sachen, als andern wichtigern Materien anzuheben gefallen, achte ich nicht, daß ich weitläuffig erzehlen dörffe, weil sonderlich der Anfang jedwedern Dings von Freundlichkeit und Liebe (welcher ein jeglicher durch verborgene Gewalt der Natur, derer grösseste Unterhalt sie ist, verbunden) muß gemacht werden: Will nichts sagen, daß nicht allein die Exempel der edelsten Poeten von allen Zeiten her für Augen seyn: sondern daß auch gemeiniglich die Unterrichtung von Weißheit, Zucht und Höflichkeit unter dem betrieglichen Bilde der Liebe verdeckt lieget: daß also der Jugend die Lehre der Tugenden durch diese verblümte Weise eingepflantzet wird, und sie fast unwissend darzu gelanget. So hoffe ich auch nicht, daß, die sonsten von Geschicklichkeit der Poeten viel halten, sie um dieser ihrer alten Freyheit willen verwerffen werden. Ist

auch

auch Plato, der unter andern in seinen schönen Versen ihm wünschet der Himmel zu werden, daß er Asterien genugsam beschauen könte, nicht zu verdammen: Ist Cicero, der in seinem Tusculano von Liebes-Sachen soll geschrieben haben: Ist Plinius, der seine Carmina (die er nichts weniger als ernsthafft zu seyn bekennet) selber commentiret: Ist Apulejus, dessen ausbündige Buhler-Verse noch vorhanden, samt so grossen Helden, hohen Seelen, weisen und fürnehmen Leuten nicht zu verstossen, wie viel mehr ich, der ich angesehen meine blühende Jugend, die keusche Venus mit den gelehrten Musis zugleich verehret habe? Wo aber noch diese Entschuldigung nicht gelten mag; hoffe ich künfftig wohl zu erweisen, wie sehr die irren, so aus dem Anfange von künfftigem zu urtheilen sich unterstehen. Unbesonnene Urtheile habe ich jederzeit mehr zu verachten als zu achten pflegen: und ist niemand unweiser, als der auf eines jeglichen Gutsprechen siehet, und wer er sey, von andern erfahren will. Es werden vielleicht auch hier nicht wenig Sachen gefunden werden, so dem andern an der Güte der Worte und Erfindung nicht gleichen, weil sie zum Theil vor dieser Zeit geschrieben worden. Hoffe aber, sie sollen doch nicht von allen verworffen werden. Es sind viel Früchte, von denen man zwar

nicht

nicht leben kan, dennoch aber werden sie ohne Lust und sondere Ergetzlichkeit nicht angesehen. Daß ich der Ungleichheit der Meinungen nicht gedencke, daß diesem jenes, jenem dieses gefällt, und einer Rosen, der andere Dörner liefet. Ist mein Fürnehmen gerathen, hoffe ich nicht, daß mich jemand tadeln werde: wo nicht, so bin ich dennoch zu entschuldigen, weil ich unserer Sprache Würde und Lob wieder aufzubauen mich unterfangen.

Martin Opitz.

Die vornehmsten Gedichte in dieser Sammlung sind Dan. Heinsii Lobgesang Jesu Christi; desselben Lobgesang des Bacchus; die Lust des Feldbaues; Zlatna; an die deutsche Nation; an die Jungfrauen in Deutschland; Frühlings Klag-Gedichte; der gekreutzigte Cupido; ꝛc. Auch sein Aristarch ist dazu gedruckt worden. Unter den kleinern Stücken ist eine ziemliche Anzahl solcher, die Opitz nachgehends weggeworffen hat, so daß sie in keiner von den folgenden Auflagen mehr erscheinen.

Diese Sammlung hat der Herausgeber mit einem Anhange ausgesuchter Gedichte anderer deutschen Poeten verstärcket, und ich habe diejenigen, die ich oben von Melissus, Denaisius, und Werkerlein mitgetheilet habe, eben daselbst gefunden. Zinkgräfe sagt in einer kleinen Vorrede zu diesem

An-

Anhange, „ er habe ihn, wie die freygebigen „ Verkäuffer, als eine Zugabe mitgegeben, zu „ einem Muster und Vorbilde, wornach man sich „ in der deutschen Poeterey hinfür etlicher massen „ zu reglieren habe. „ Alleine sie sind viel bequemer, den Vorzug der Opitzischen Gedichte, auch in dessen allerersten Versuche, durch den grossen Unterscheid, der sich zwischen seinen und diesen Gedichten befindet, vor Augen zu legen. Ich verstehe dieses nicht alleine von denen Stücken, die von den eben erwähnten ältern Scribenten verfertiget worden, sondern auch von den übrigen, die solche Männer zu Verfassern haben, welche Opitzens Muster näher vor Augen hatten, und seine neue Manier poetisch zu schreiben, und den Ton der Sylben in Acht zu nehmen, aus seinem eigenen Mund vernehmen können, Männer, deren Nahmen der Nachwelt durch Opitzens Gedichte bekannter geworden sind, als durch ihre eigenen.

Ohne Zweifel mache ich den Leser mit diesen Worten begierig, etwas von diesen Gedichten zu sehen, damit sie diese berühmte Freunde Opitzens auch aus den Wercken ihres Geistes kennen lernen.

Heinrich Alb. Hamilton, ein Dähne, dem Opitz seinen Lobgesang Jesu Christi zugeschrieben, hat folgendes Gedichte auf die Nase seiner Liebsten verfertiget:

Ach daß ich möchte seyn die schönste Blum der Erden
Voll köstliches Geruchs, ach daß ich könte werden
Der Weide gäntzlich gleich, die Flora aus ihr Schooß,
Da Jo war in Noth, nach Jovis Will ausgoß!
Ach daß ich jetzund hätt der Blätter Art und Tugend,
Damit Cupido selbst in seiner Mutter Jugend

Den

Den Polster hat gefüllt, darauf die erste Nacht
An ihre Seiten zart Adonis ward gebracht!
Wie wolt ich mich in Eil so lieblich riechend geben,
Und rund um den Altar mit süsser Kraft umschweben,
Um den Altar, der ziert ihrs Antlitz Tempel klar
Mehr als die andere, doch kundbar Schönheit, Schar.
Vielleicht würd mich dann auch Fortun so günstig führen,
Daß ich könt ungefehr den Purpur-Bogen rühren,
Welchen Cupido längst für seinen hat begehrt,
Wofehrn nicht Daphnes Reu und Phöbi Treu gewehrt.
Ach wie bin ich umsonst! Jezt alles thut erkalten,
Des Winters Boreas kein Blümlein kan erhalten,
Keiner Viol Geruch und keiner Nasen schon
Mein Wunsch erfüllen mag, dann ach ich muß darvon.

Wer Caspar Kirchnern nicht kennt, müßte Opitzen nicht kennen, der seiner an so vielen Oertern gedencket, und doch nirgend mit einem feinern Lobe, als in dem Gedichte, das er auf seine Vermählung aufgesetzet, wo er folgende Zeilen von ihm geschrieben:

Wo ist nun die Natur, wo sind die grossen Sinnen,
Mit derer Hoheit ihr zuvor erschöpffen können
Den Grund der Wissenschaft? Wo ist der Weisheit Zier,
Mit der ihr, hoher Geist, giengt vielen andern für?
Wo ist der Circkel dann, mit welchem ihr der Sternen,
Und Himmels Eigenschafft gepfleget zu erlernen?

Von diesem ist nun folgendes Gedichte:

Als Jupiter die Welt hat gäntzlich ausgemachet,
Und auf dem Erden-Kreiß schon alles grünt und lachet,
Wand er sich dreymal um, und schauet hin und her,
Ob in dem grossen Hauß irgend ein Mangel wär.
Es fehlet noch ein Ding: Er ließ ein Thier fürkommen,
Das nun fast überall die Welt hat eingenommen,
Ein artiges Gespenst, darnach ein jeder rennt,
Welches in unserm Land ein Jungfrau wird genennt.

Ein

Ein Thier das um den Mund, vornemlich in der Zungen
Trägt ein verborgen Gifft, damit es Alt und Jungen
Anstecket und verblendt, und mit eim süssen Schmertz
Kommt ungewarnter Sach gekrochen in das Hertz.
Das uns je mehr nachzieht, je mehr wir von ihm fliehen,
Und je mehr von uns flieht, je mehr wir ihm nachziehen.
Ein freundliche Feindin, ein feindliche Freundin,
Die ohne Zauberey verzaubert unsern Sinn.
O wunderlich Gespenst, das uns ohn Feur entzündet,
Und ohne Strick und Band Gemüth und Seele bindet,
Welches Band nicht zerreißt, und zügen tausend dran,
Welch Feuer Mayn und Rhein nimmer verleschen kan.
Herr Bräutigam ihr könnt mir solches helffen zeugen,
Den ein so kleines Feur so bald hat können beugen,
Ein bittersüsses Thier hat euch niedergefällt,
Und euch in leidig Freud, in freudig Leid gestellt.
Jungfrau Anna die schoß die hellglänzende Stralen
Von ihrer Augen Sonn, über des Sandes Thalen,
Ueber des Tragheims Berg, über des Bobers Fluß,
Das Liebes-Fieber euch von diesem Schein anstieß.
Der Brand kam in das Hertz, all eur Gedancken schwommen
Mitten in diesem Feur, ihr wußt nicht zu bekommen
Zu euer Kranckheit Hilff, noch Trost zu euer Pein,
Weil alles beydes war zu tieff gewurtzelt ein.
Wolan Herr Bräutigam, wolt ihr werden curiret,
So schickt nach der die euch in diß Elend geführet,
Euer Kranckheit ich gleich Achillis Wunden acht,
Die niemand heilen konnt, als der sie hat gemacht.
Und ihr o Jungfrau Braut, wendet das grosse Klagen,
Kühlt was ihr habt gebrennt, heilt was ihr habt geschlagen;
Wo ihr nicht selber seyd des Krancken Doctorin,
So fähret er dahin ohn Hülff und Medicin.
Die schöne Nacht kommt an, der Mond sitzt auf den Wagen,
Und thut mit vollem Lauff des Himmels Feld durchjagen,
Die güldnen Lichter hat der Himmel aufgesteckt,
Weil sich die Sonn schon längst zu Bette hat gelegt.
Wolan es ist nun Zeit, daß ihr eur Kranckheit stillet,
Und mit Freuden den Lauff der Ewigkeit erfüllet,
Und schwitzt das Fieber aus, und lindert eure Pein,
Die auf kein ander Weiß kan recht vertrieben seyn.

Nun ihr Jungfrauen all, ihr müßt uns Platz verleihen,
Weicht die ihr führt die Braut, sie muß ein andern Reyen,
Nun tröst sie noch zuletzt, gebt ihr den letzten Kuß,
Das ander das ihr laßt, der Bräutigam thun muß.
Nun geht hin Jungfrau Braut, ich will euch Bürgen geben,
Daß ihr in diesem Streit behalten solt das Leben.
Nun fürcht euch nicht so sehr, es hat hie keine Noth,
Es ist nur Schimpf und Scherz, der Streit gilt nicht zum Tod.
Nun geht hin Jungfrau Braut, legt diesen Namen nieder,
Geht nun ein Jungfrau hin, und kommt ein Mutter wieder.
Geht doch, geht Jungfrau Braut, und laßt das Sorgen seyn,
Ich hoffe, daß gewiß morgen soll besser seyn.
Seht Venus selber kommt mit ihrem Volck gegangen,
Die fliegen hin und her, und tragen groß Verlangen,
Ein jeder wünschet ihm, daß er die Ehre hätt,
Daß er die neue Braut möcht führen erst zu Bett.
Der erste führt sie fort, der ander thut sehr traben,
Und macht ins Bett ein Grab, darinn er will begraben
Die Jungfrauschafft, die nun sehr traurig sich beweist,
Und soll in kurtzer Zeit aufgeben ihren Geist.
Der dritte trägt die Kertz, der vierte will auffangen
Die Thränen, die die Braut läßt rinnen von den Wangen.
Der fünfte löset ihr den Leibes-Gürtel auf,
Weil nun die Jungfrauschafft vollbracht hat ihren Lauff.
Die schöne Venus selbst lacht über diesen Dingen,
Und wünschet ihr viel Glück, und heißt ihr Kinder singen:
Komm Hymen, Hymen komm. Sie führet selbst die Braut,
Gibt ihr den letzten Kuß, und singet überlaut:
Nun geht, ihr Kinder, geht, und schmeckt die süsse Gaben,
Die Venus und ihr Sohn euch eingeschencket haben;
Geht hin, ihr Kinder geht, und euch holdselig paart,
Mit lieblichem Gekütz nach einer Dauben Art.
Geht hin, ihr zwey, und kommt wiedrum mit euer dreyen,
Geht mit einander an den schönen Liebe-Reyen,
Und bringt herfür ein Thier, das durch der Götter Gunst
Voll sey der Mutter Treu, voll sey des Vaters Kunst.

Folgendes von Balth. Venator kan sich durch seinen scharffsinnigen Innhalt für sich selbst empfehlen, ohne daß wir es durch des Verfassers Freundschaft mit Opitzen schützen dörffen:

LAß Bündniß Bündniß seyn, die grossen Herrn behagen,
Da Land und Land wird eins, sich friedlich zu betragen,
Und da man Gut und Blut zusammen setzen will,
Wo etwann einer käm, dem Fehd und Krieg gefiel.
Es ist ein zweifflich Ding, auf Bündniß sich verlassen,
Dieselbe brechen offt, gantz unverhoffter massen,
Wen findst du der da hält, was er dir hat geschworn?
Du suchst ihn dann bey den, die vor uns warn geborn.
Bißweilen trennt die Furcht, was einmal ist verglichen,
Bißweilen macht das Geld durch Bündniß einen Strichen,
Bißweilen Unglück auch dieselbe schneidt entzwey;
So bald Gefahr sich regt, sind Bündniß wie ein Ey.
Das ist ein fester Bund, da sich die Lieb gesellet,
Da sich die Liebe selbst für einen Zeugen stellet,
Da Lieb ist selbst der Eid, das Pittschafft und die Hand,
Der Unterhändler selbst, der Both und Abgesandt.
In diesem Fall hat nichts das böse Glück zu hoffen,
Hie hat das Glück gar offt die Hörner abgeloffen,
Je mehr dasselbig wüth, je stärcker wird die Treu,
Durch ungerade Tag wird nur die Liebe neu:
Gleich wie die rauhe Kält, so durch und durch thut schneiden,
Mag zwey in einem Bett durch sein Gewalt nicht scheiden;
Je mehr die Winters-Zeit die zarte Leiber druckt,
Je mehr und mehr alsdann die Lieb zur Liebe ruckt.
Ein Jungfrau saß allein, und sang von Liebs-Gedancken,
Sie sprach: Von dir, mein Hertz, begehr ich nicht zu wancken,
Und muß ich mit dir gehn, durch Feuer, Schnee und Kält,
Und durch das wilde Meer, wie zornig es sich stellt.
Ich dacht in meinem Sinn, ob es solt möglich scheinen:
Ich fragt die Braut darum, sie that es nicht verneinen,
Sie sprach, die Kält ist warm, sie sprach, die Hitz ist kühl,
Wann ich die Liebe nur in meinem Hertzen fühl.
Ich fragt den Bräutigam, er solt sein Meynung sagen,
Er antwort mir geschwind, ich solt mich selber fragen?

Ich schwieg und gieng davon, dacht unterwegs bey mir,
Wie nun, Herr Bräutigam, wer sagt die Sachen dir?

Wir erkennen in diesem Gedichte den Geist des geschickten Mannes, auf welchen Opitz sich in folgenden Zeilen beruffen hat:

Lobt er und Erato mein neues Saitenspiel,
Der gantze Helicon mag bleiben wie er will.

Die meisten Gedichte in dieser Sammlung sind von Zinckgräfen selbst, dem Mann, von welchem Opitz gesagt:

Und da das Vaterland Verfolgung leiden muß,
Bringst du es wiederum durch Schreiben auf den Fuß.

Das beste darunter wird wohl die Vermahnung zur Dapferkeit seyn, die er nach Art der Elegien des Tyrtäus gestellt hat:

KEin Tod ist löblicher, kein Tod wird mehr geehret,
Als der, durch den das Heil des Vaterlands sich nehret,
Den einer willkomm heißt, dem er entgegen lacht,
Ihn in die Arme nimmt, und doch zugleich veracht.
Ein solcher stehet steiff mit unverwendten Füssen,
Er weichet niemand nicht, sein Feinde weichen müssen,
Ein solcher Mann der ist der Stadt gemeines Gut,
Der Widersächer Grauß, des Lands wehrhaffte Hut:
Er kan der Schlachten Fluth bezwingen nach seim Willen,
Mit seiner Gegenwart des Feindes Trotzen stillen,
Sein unverzagtes Hertz ist seinem Vaterland
Ein unerstiegne Burg, des Volckes rechte Hand.
Mit seines Leibes Maur sperrt er den wilden Feinden
Gleich vornen an der Spitz den Zugang zu den Freunden;
Verschertzt die Freyheit nicht um einen Hut voll Fleisch,
Um eine Hand voll Blut, um einen Mund voll Geist;
Begehrt des Lebens nicht auf niedrige Gedinge,
Hält unbarmhertziger Leut Gnade für geringe,

Sucht

Sucht seiner Feind Freundschafft mit seinem Schaden nicht,
Sein hohe Seel steht nur auf Gottes Gnad gericht.
Es geh ihm, wie es woll, er ist gerüst zu leiden
Das gut und böse Glück; und weil er nicht kan meiden,
Das er doch endlich muß, das er nur einmahl kan,
Sucht er recht würdiglich sein Tod zu legen an;
Frischt an die Seinigen mit Worten und mit Wercken,
Thut ihrer Tugend Schärff mit Feuerblicken stärcken,
Und lehret sie, es sey viel besser einer sterb,
Als daß das gantze Volck und Vaterland verderb;
Stirbt ungerochen nicht, weiß daß er wird zur Erden
Todt auf seim todten Feind ligend gefunden werden:
Besorgt nicht daß der Feind starck, er hingegen schwach,
Verläßt sich auf die Stärck seiner gerechten Sach.
Die gute Sach ihn tröst, solt auch der Feind obsiegen,
So werd die Wahrheit doch mit nichten unten liegen,
Sein Unschuld selber sich zu einem Bürgen stellt,
Daß sie doch endlich noch behalten werd das Feld.
Wann er die Winde nun siht mit den Fähnlein spielen,
Da thun erst Zorn und Lust all Adern in ihm fühlen,
Indem er sicher ist, daß der in seiner Macht
Des Feindes Leben hat, der seines selbst nicht acht.
Acht für die beste Kunst, wann er nicht frey kan leben,
Daß er doch sterbe frey: thut immer vorwarts streben,
Sein ungesäumte Faust macht beyder Seiten Platz,
Biß sie errungen hab den vorgesetzten Schatz,
Gestraffet den Unbill durch zugelaßne Rache,
Dringt durch, auf daß sie sich unüberwindlich mache,
Und durch ein schönen Sieg, oder ein schönen Tod,
Sich hab versicheret vor allem Feindes Spott.
Wie ihr die Sonn, wann sie am allertiefften stehet
Zum Untergang geneigt, am allergrösten sehet:
So auch erzeiget sich in seinem letzten Streit
Sein unerschrocken Hertz mit doppler Herrlichkeit:
Vergisset seiner selbst in seinem Geist entzücket,
Des Himmels Vorgeschmack des Lebens Lust verdrücket,
Erfüllt mit Ewigkeit, mit lauter Freud entzündt,
Durch seinen Tod die Furth zum rechten Leben findt.
Es folgt das gantze Volck, das auf ihn thäte bauen,
Der Leichen traurig nach, der Leichen von Jungfrauen
(Den er ihr Ehr bewahrt, die er vor Schand behüt)
Mit Kronen aufgeziert, mit Blumen überschütt.

Ihn klaget Jung und Alt, das Lande thut beweinen
Zwar ihne nicht so sehr, als selbst sich und die Seinen,
Die dieser Säul entsetzt, die diesen Arm verlohrn,
So ihn'n zur Aufenthalt und Rettung war geborn.
Sein Kinder und Geschlecht seintwegen hochgepriesen
Geliebt von jedermann, und jedermann gewiesen
Sein Grab, das Dapferkeit fürtrefflich zugericht,
Erleuchtet durch der Ehr unauslöschliches Liecht.
Sein Ruhm füllt alle Land: liegt schon sein Leib vergraben
Bleibt doch sein edler Nam an Himmel hoch erhaben,
Erhaben an den Thron der wahren Herrlichkeit,
Umgeben mit dem Glantz unsterblicher Klarheit.
Ein solchen hübschen Tod beschert Gott nur den Frommen:
Wer knechtisch ist gesinnt, muß unter Herren kommen,
Die ihn mit einem Zaum nach ihrem Willen führn,
Weil er der Freyheit müd sich selbst nicht mag regiern.
Seht den verdienten Lohn der Weichling und Verräther,
Die setzen aus dem Gleiß der Redlichkeit der Väter,
Die das unschuldige Blut der Nachkommenheit
Versclaven in das Joch der fremden Dienstbarkeit.
Es ist zulang gewart, sie werdens nicht entkommen,
Es ist zu spath gewehrt, wanns Hertz schon ist genommen;
Wann Wollust, Geitz, Haß, Forcht hat diese Vestung ein,
All andre Vestungen gewiß vergeblich seyn.
O weh des Hertzenleids! o weh des schweren Leiden!
Wo von dem Weib der Mann, vom Mann das Weib gescheiden,
Wo von den Elteren die zarte Kinderlein,
Ein Freund vom anderen verjagt, getrennt muß seyn:
Wo fremd Unkeuschheit man muß ihren wüsten Willen
An seinen Töchteren und Weibern sehn erfüllen,
Darff drüber seufftzen nicht, darff weder sehn noch hörn,
Muß vor Trostlosigkeit sich in sich selbst verzehrn;
Darff sich in seinem Creutz mit weinen nicht ergetzen,
Darff mit der Freyheit sich mit keinem Thränen letzen,
Wann von ihm weichen will der ungeschätzte Schatz:
Muß leiden, daß ihn reit auch der geringste Fratz;
Und mit dem Rucken dann das seinig noch ansehen,
Und also leer und bloß an Bettelstabe gehen,
Verlassen Haus und Hof zusamt dem Vaterland,
Ziehen, da niemand ihm, er niemand ist bekannt:
Mit seinen Eltern grau, mit seiner lieben Frauen,
Und unerzogner Zucht das bitter Elend bauen,

Bey jedermänniglich verschmähet und verhaßt,
Und, wo er kommet hin, ein unwillkommer Gast.
Seins Stammens Achtbarkeit man drauſſen wenig achtet,
Vor Unmuth all Anmuth der Schönheit ihm verschmachtet,
Niemand sich sein annimmt, und meynet jedermann,
Gott nehme sich auch selbst keines vertriebnen an.
Mit einem Wort, das recht Feg-Opfer dieser Erden,
Der Auswürffling der Welt er mag genennet werden,
Ein Stiefkind aller Freud, sein Leben voller Hohn;
Ein recht Tragödia gespielt durch ein Person.
Es scheuet keiner sich ihm Leide zuzufügen,
Ihm zu verweisen sein Unfall, ihn zu betriegen,
Wer ligt der ligt, vor ihm laufft männiglich vorbey,
Denckt nicht, wie nah viell icht sein eigen Unglück sey.
O w h und aber weh, wann noch die Füll des Kummers
Den harten Stand beschleußt, der Hunger alles Hungers,
Wo man des Trosts beraubt, des wahren Seelen-Brot;
Ein solches Volck das ist gleich als lebendig tod.

Drum gehet dapfer an, ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein; eur Leben unverdrossen
Vors Vaterland auffetzt, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt, das ist der Tugend Brauch.
Eur Hertz und Augen last mit Eiferflammen brennen,
Keiner vom andern sich menschlich Gewalt laß trennen,
Keiner den anderen durch Kleinmuth ja erschreck,
Noch durch sein Flucht im Heer ein Unordnung erweck.
Kan er nicht fechten mehr, er doch mit seiner Stimme,
Kan er nicht ruffen mehr, mit seiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thu, in seinem Heldenmuth
Nur wünschend, daß er theur verkauffen mög sein Blut.
Ein jeder sey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Postur und Stellung sterbe,
An seinem Ort besteh fest mit den Füssen sein,
Und beiß die Zähn zusamm und beyde Lefftzen ein:
Daß seine Wunden sich lobwirdig all befinden
Davornen auf der Brust, und keine nicht dahinden,
Daß ihn der Tode selbst auch in dem Tode zier,
Und man in seim Gesicht sein Ernst noch lebend spür.
So muß wer Tyranney geübriget will leben,
Er seines Lebens sich freywillig vor begeben,

Wer nur des Tods begehrt, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, und dann das Leben zu Gewinn.

Tyrtäus hat etliche Gedichte verfertiget, worinnen er der Dapferkeit ein ungemeines Lob beylegete; er erhob die Liebe des Vaterlandes, und die Unerschrockenheit derer wackern Kriegesmänner, welche in dem Gefechte das Schrecken und den Tod durch alle Glieder und Reihen mit sich führeten, bis in den Himmel. Er ermunterte diejenigen, welche den Muth verlohren hatten, auf ein neues, und belebete sie mit neuer Hoffnung, wann sie in etlichen Schlachten das Hertz sowohl als das Feld verlohren hatten. Er stellete in seinen Gedichten die Vortheile vor, welche ein Krieges-Mann dem Vaterlande mittheilet, wann er mit Verachtung aller Gefahr und des Todes selbst vornen an dem Heere dapfer streitet. „ Ein „ solcher, sagt Tyrtäus in einem Gedicht, bele„ bet alle, die um ihn herum fechten, mit einer „ großmüthigen Kühnheit, und man sieht gantze „ Regimenter vor ihm fliehen: Fällt er unter den „ Streichen des Feindes, was vor Ruhm em„ pfängt nicht daher sein Vaterland, seine Mit„ bürger, und seine Verwandten? Alte und Jun„ ge beweinen ihn; Jedermann ist in der Trauer, „ sein Grab bleibt auf ewig berühmt, und der „ Nachklang seiner großmüthigen Thaten kömmt „ auf die spätthesten Nachkommen. Die helden„ müthigen Thaten werden nicht in den Staub „ begraben, und der Tod selbst wird diesen uner„ schrockenen Kriegern zu einem Gewährmann

„ der

„ der Unsterblichkeit. Wenn er ungeachtet der Ge-
„ fahr, die das Leben der Kriegenden beständig
„ begleitet, das Glück hat, seinen Sieg zu überleben,
„ so ist niemand, der ihn nicht verehre, und er
„ stirbt erst nach einem Leben, worinnen er An-
„ nehmlichkeit und Anmuth vollauff genossen hat.„
Man kan aus dieser Probe von der Natur der Gedichte des Tyrtäus urtheilen. Alle die kleinen Stücke, die davon übrig geblieben, sind diesem gleich, und es ist offenbar, daß Zinckgräfe sie vor Augen gehabt hat.

Martin Opitzens Verworffene Gedichte.

OPitz war mit der Straßburgischen Auflage seiner Gedichte, die von Zinckgräfen besorget worden, ziemlich übel zufrieden, ungeachtet er seine Einwilligung darein gegeben, und eine eigene Vorrede darzu geschrieben hatte. Eine Ursache dessen mag die Unvollkommenheit derselben gewesen seyn, welche er mit zunehmendem Erkänntniß seiner unwirdig gehalten; eine andere die ziemlich grosse Freyheit, womit er in einigen Stücken von Liebes-Sachen geredet hat. Von der erstern berichtet er uns selbst in dem fünften Capitel seiner Prosodie mit diesen Worten: Meiner deutschen Poematum halber, die unlängst zu Straßburg ausgegangen, und zum Theil vor etlichen Jahren von mir selber, zum Theil in meinem Abwesen von andern ungeordnet und unübersehen zusammen gelesen worden, bitte ich alle die, denen sie zu Gesichte kommen sind, sie wollen die vielfältigen Mängel und Irrungen, so darinnen sich befinden, beydes meiner Jugend, (angesehen daß viel darunter ist, welches ich, da ich noch fast ein Knabe gewesen, geschrieben habe) und dann denen zurechnen, die aus keiner bösen Meinung meinen guten Nahmen dadurch zu erweitern bedacht gewesen seyn. Ich verheisse hiermit ehestens alle dasjenige, was ich von dergleichen Sachen

bey

bey Handen habe, in gewisse Bücher abzutheilen, und zu Rettung meines Gerüchtes, welches wegen voriger übereilten Edition sich mercklich verletzt befindet, durch öffentlichen Druck jedermann gemeine zu machen.

Die andere Ursache, nemlich den Buhlerischen Innhalt wird man hauptsächlich in denen Stücken wahrnehmen, welche er in den folgenden Auflagen lieber ausgeschlossen, als ausgebessert hat. Er hatte zwar die Licentz derselben schon bey der ersten Ausgabe erkannt, und dafür eine geschickte Apologie in der Vorrede (an dem Ende derselben) geschrieben, womit er die Sache gut zu machen verhoffet.

Allein diese Schutzrede mag nachgehends ihm oder den ernstlichern Lesern nicht zulänglich geschienen haben; Das ist gewiß, daß er nicht wenige Stücke von diesem verliebten Innhalt ausgestrichen, und in allen folgenden Auflagen zuruckbehalten hat.

Ich habe mich diese beyden Ursachen nicht abhalten lassen, die weggeworffenen Stücke nach einer Zeit von 120 Jahren wieder hervorzusuchen, worzu ich mich durch folgende Betrachtungen genugsam berechtiget gehalten habe. Erstlich halte ich davor, es sey des Verfassers Geschmack, Reinigkeit und Zärtlichkeit, sowohl was die Licentz der Verse, als der Gedancken anlangt, durch diese Ausmusterung, die er, so viel an ihm gestanden war, bewerckstelliget hat, genugsam in Sicherheit gestellt, und vor allem Tadel verwahrt worden.

Durch gegenwärtigen Druck kommen sie auch nur in weniger und meistens nur solcher Leute Hände, bey welchen Opitzens Verdienste ausser allem Streit sind. Daneben sind sie hier ziemlich versteckt, und fallen unter einer solchen Menge verschiedener poetischer und critischer Schrifften nicht so starck ins Auge. In der neuen Auflage von Opitzens poetischen Wercken, die in unsrer Stadt vorgenommen worden, hätten diese jugendliche Versuche desselben neben seinen reiffern und stärckern Gedichten eine desto schlechtere Figur gemacht. Man hat sie mit denselben nicht vermengen, und doch auch nicht Ursache geben wollen zu klagen, daß man etwas von Opitzen hinterhalten habe. Dieses hätten uns Leute nicht verzeihen können, welche für Opitz eine so abergläubige Hochachtung haben, wie einige Catholicken für ihre Heiligen, so daß sie auch seinen Hut, seine Feder, seinen Schreibzeug mit Gold erkauffen würden.

Was den buhlerischen Innhalt derselben anlangt, so hoffe ich, man werde ihn nur verliebt, aber nicht zugleich schlüpferig oder unzüchtig finden. Diejenigen, denen man vorgegeben, daß sein stärckster Affect die Liebe zur Wollust gewesen, werden darinnen nichts finden, das diesen bösen Verdacht rechtfertige, man wolle dann alle Poeten, die in dem Affecte der äussersten Liebe geschrieben haben, der Wollüstigkeit bezüchtigen.

Endlich düncket es mich für den Poeten ein besonderer Ruhm, daß er den Muth gehabt, bessere Gedancken zu verwerffen, als viel andere die

ihn

ihn verachtet, geschrieben haben; und für den Leser eine angenehme und nützliche Bemühung, die ersten Grade seines Zunehmens in der poetischen Kunst zu beobachten, und den absonderlichen Fehlern nachzudencken, welche ihn in jeglichem Stücke bewogen haben mögen, dasselbe zu verwerffen.

Martin Opitzens Elegie
aus Dan. Heinsii Monobiblo.

Ihr aber wisset nichts als nur auf Gut zu sinnen,
Und zieht bald über Feld, bald durch das wilde Meer,
Ja wohin auch die Sonn hat niemals reichen können,
Da bringet ihr das Gold, den schönen Koth, anher.
Und ich bedarff diß nicht, was ihr an allen Enden
Zu Land und Wasser sucht, das hab ich schon bey mir;
Mein Gut ist, daß ich sterb in meiner Liebsten Händen,
Die Strasse wandel ich gar sicher für und für.
Dann jetzund wird mein Geist von ihrem Geist empfangen,
Wann er das schöne Thor des Mundes kommt hinein,
Jetzund ergeh ich mich bey den liebreichen Wangen,
Da Venus und ihr Sohn persönlich wohnhaft seyn.
Bald hat sie mir, ich ihr, den zarten Hals umgeben,
Und schau, wie die Natur so trefflich sie geziert,
Bald in den Aeugelein enthalt ich mir das Leben,
Dahin werd ich zugleich mit Sinn und Muth geführt.

Wie der so unverschuldt sein Vaterland verlassen,
Muß suchen einen Weg der ihm gantz unbekandt,
Geht über Berg und Thal durch angenehme Strassen,
Nichts achtend, als allein sein liebes Vaterland:
Wann er dann ungefehr erblicket einen Bronnen,
Der sonst verborgen ist in mitten in dem Wald,
Befreyet vor der Hitz und Ungedult der Sonnen,
Da nichts als nur das Wild hat seinen Aufenthalt,
So ist er wolgemuth, vergisset aller Dinge,
Erforschet nur den Quell des Brünneleins mit Fleiß,
Und wünscht, daß ihn alldar der sanffte Schlaf umringe,
Weil er vor grosser Lust sich selber auch nicht weiß.
Nicht weniger auch mich, weil ich so sehr geirret
Durch Freud und höchste Lust der süssen Liebes-Pein,
Weil mein Gemüthe sich in Wollust gantz verwirret,
Wird nichts nicht machen loß, als nur der Tod allein.

Auf Herrn Matthei Ruttarti, und Jgfr. Anna Namßlerin Hochzeit.

Jhr vielgeliebtes Paar, die ihr die enge Strassen
Der alten Ewigkeit solt gehen, und verlassen
Dasjenige so euch nicht wiederkommen kan,
Und eurer Jungfrauschaft den letzten Tod thut an;
Jhr vielgeliebtes Paar, ihr heute noch Jungfrauen;
Die ihr euch nach euch selbst werdt morgen früh umschauen;

Die

Die ihr einander solt dasselbe stellen ein,
Davon ein jeglichs doch behalten wird das sein.
Ihr vielgeliebtes Paar, bitt wollet mir verzeihen,
Daß ich (wie gern ich will und soll) nicht kan einweihen
Euer unmüssig Fest mit Römischem Gedicht.
Apollo zörnt mit mir, will mich mehr kennen nicht.
Entschuldiget mich euch: Ich schweere bey der Schönen,
Der Schönen, von der ich mein Leben muß entlehnen,
Die mich führt im Triumph, die mir nimmt meinen Geist,
Und ihn, wenns ihr geliebt, auch wiederkommen heißt;
Ich schweere bey dem Licht das sie läßt freundlich blicken
Von ihrer Augen Sonn, und mich mir selbst entzücken,
Daß Venus zu mir kam (es ist noch nicht ein Jahr)
Am schönen Wasserberg mit ihrer gantzen Schaar.
Sie bat, ich wolt ihr Kind lassen bey mir einkehren,
Und es die deutsche Sprach, so gut ichs wißte, lehren.
Ich gab ihr guten Trost, sie gab mir ihren Sohn:
Sie hofft auf meinen Fleiß, ich hofft auf treuen Lohn.
So kommt zwar unverhofft der Knab in Eil geflogen,
Alsbald er aber nur bey mir ist eingezogen,
Legt er die Flügel ab, kein Essen nicht begehrt,
Thut wie er wär zu Hauß, macht Feuer auf den Herd.
Ich muß geduldiglich des Gastes nur gewohnen:
Wiewol er seinen Wirth thut ziemlich schlecht belohnen:

Das Hertze zündt er an, die Augen macht er blind:
Man findt nicht die man sucht, man sucht nicht die man findt,
Ist das der Danck? Ich ließ an mir nichts nicht erwinden,
In kurtzer Zeit konnt er sich in die Sprache finden,
Letztlich vor meine Müh er sich selbst in mich drang,
Und nahm mir mein Gemüth und Sinn. Ist das der Dank?
O Pein, o süsse Pein, o Leiden ohne Freuden,
O Feuer ohne Brand, o Freuden ohne Leiden!
Das liebliche Gespenst, so man allhier zu Land
Jungfrau zu täuffen pflegt, ward mir durch ihn bekannt.
Wie offt hab ich gewünscht, daß mich der Sonnen Wagen,
Um das gläserne Feld des Himmels möchte tragen:
Wie würd ich halten offt auch mitten in der Flucht,
Daß ich den schönen Glantz an ihr beschauen mocht.
Wie offt hab ich gewünscht, daß ich doch werden solte
Ein Bien, ein kleine Bien, und lesen wenn ich wolte
Aus ihrem rothen Mund den honigsüssen Thau,
Deßgleichen man nicht findt in der Welt grossen Au.
So würd mein Seel in ihr, ihr Seel in meine kommen,
So würde mir mein Schmertz durch ihren Schertz benomen,
So würde mir die Pfort des Lebens aufgemacht,
So wär mir die Nacht Tag, so wär mir der Tag Nacht.
So würd ich freudiglich mit lebendem Tod sterben,
So würd ich in der Welt den Himmel noch ererben:
Der Tod, den ich mir wünsch, der Himmel den ich mein,
Ist in der Liebsten Schoß gar sanffte schlaffen ein:

Das ist der Tod, den ich will lieber als das Leben,
Das ist des Himmels Schloß, darinnen ich will schweben,
Darein Cupido selbst wird tragen meinen Geist,
Das ist der Götter Land, da ihr Tranck innen fleußt.
Das ist der reiche Grund, drein Jupiter gesencket
Des Goldes Regenbach, dabey die Venus träncket
Die zarten Däubelein, darinn der Nymphen Chor
Sich badet, ja das ist der Lust und Freuden Thor.
Diß alles sollet ihr, Herr Bräutigam, erlangen,
Diß alles werdet ihr euch müssen unterfangen
Hertzliebe Jungfrau Braut, in eurer Armen Band
Werdet ihr nehmen ein der wahren Liebe Pfand,
Den Zoll, den theuren Zoll, den man muß Venus geben,
So fern man trachten will dem Tode nach dem Leben.
Geht, geht, Herr Bräutigam, geht Jungfrau Braut, geht an:
Heut Jungfrau, morgen Weib: heut Bräutgam, morgen Mañ.

Hochzeit-Gedichte.

Nachdem die Welt gegründt, und ihr Termin gesteckt,
Nachdem die schöne Luft rundum sich ausgestreckt,
Und auch die wilde See, die nah und weit zu kommen
Pflegt nach des Monats Lauf, ihr Oerter eingenommen,
Sah Jupiter hinab, und spürete niemand,
Der diß gewaltig Hauß brächt unter seine Hand.
Drum von seins Vaters des Saturnus Leib er hiebe
Das Theil so schändlich ist, doch nöthig in der Liebe,

Und warff es in das Meer, daraus ein Schaum herkam,
Davon das geile Weib, die Venus, Ursprung nam,
Das geile Weib, das Weib, das aller Götter Sinnen,
Mit ihrem blinden Kind hat listig rauben können.
Sie haben gantz und gar gebracht in kurtzer Zeit
Das menschliche Geschlecht in ihre Dienstbarkeit.
Sie thäten über dieß ein ärger Wesen führen,
Beweisen ihre Macht auch an den stummen Thieren,
So daß nun überall durchaus nichts leben kan,
Es muß ihr und dem Kind allzeit seyn unterthan,
Das Kind, das lose Kind, das mit dem Pfeil und Bogen,
So sehr viel hundert Jahr ist durch die Lufft geflogen,
Und hat sein grosses Reich gewaltig starck vermehrt,
Ja auch die Mutter selbst ohn alle Scheu versehrt.
Das Joch mußt ihr doch auch noch angeworffen werden,
Von ihrem eignen Sohn, der Herr ist dieser Erden,
Und Printz der weiten Welt, der hält die Luft vor sein,
Die zierlich ist gewirckt mit lichten Sternelein,
Die mit der Strahlen Glantz gehn auf der weissen Strassen,
Und in der holen Kaut Lufft, Erd und See umfassen.
Nun laßt uns doch besehn, wohin der schöne Sohn,
Der grosse kleine Gott gebauet seinen Thron.
Er hat ihm auserwehlt der Augen Thron zu eigen,
Die uns sein Königreich, als klare Spiegel, zeigen.
Der Augenapfel ist die Kugel dieser Welt,
Das Wasser aber, das der Apfel in sich hält,

Das sind die milden Quell, so aus den Bergen schiessen,
Und durch das grüne Thal mit sanftem rauschen fliessen.
Der Circkelrunde Krantz, der um den Apfel geht,
Das ist die wilde See, die nach der Erden steht:
Der Augen weisser Platz, so sich umher ergeusset,
Das ist die klare Lufft, die Erd und See beschleusset.
Es ist ein Wunderding, daß das viert Element
Auch in den Augen nicht von andern ist getrennt,
Das Feuer, so durchs Meer gantz hell und lieblich blicket,
Und mit dem schönen Schein uns Muth und Sinn entzüket;
Das Feuer, so den Weg ihm durch die Augen nimmt,
Und unvermerckter Sach in unser Hertze kömmt:
Da ruht es ohne Ruh, da hebt es an zu brennen,
Daß wir der Liebe Krafft, und uns in uns nicht kennen.
Was Wunder ist es dann, daß er mit seinem Band,
Die Welt bezwungen hat durch seine schwache Hand,
Der tausend Welten hat, die Augen, da er zeugen,
Und klärlich darthun kan, wie er uns könne beugen?
Diß ists, das euch bezwang, diß ists, Herr Bräutigam,
Diß ist die neue Welt so euer Hertz einnahm.
War euch auch wol zu Muth, gabt ihr euch auch verlohren,
Als die vier Element zugleiche sich verschworen,
Zu liefern eine Schlacht, die in der Augen Welt
Sich alle lägerten, und gaben sich zu Feld?
Ihr habt euch wahrlich wol die Rechnung machen können,
Daß vier so starcke Feind euch würden angewinnen.

Ihr thut auch was ihr wollt, ihr brauchet alle Kunst,
Ich halte nur darfür die Arbeit sey umsonst.
Bey dreyen wäre Rath, dem vierten zu entfliehen,
Dem Feuer, weiß ich nicht, ob man sich darff bemühen.
Was laufft ihr viel und sucht? die Hilff ist bey der Hand;
Wer hie genesen will, der muß doch zu dem Brand,
So erstlich ihn entzündt: diß seyn Achilles Wunden,
Die niemand heilt, als der, von dem man sie empfunden.
Was gibet man denn an? das Bitten ist das best,
Es ist ein Hertz von Stein, so sich nicht biegen läßt.
Nicht längst hab ich gehört von einer Feldgöttinnen,
Wie ihr, Herr Bräutigam, habt pflegen zu beginnen
Ein sehnlich Klagelied, daß Wald, Feld, Berg und Thal
Es haben wiederholt mit kläglichem Nachschall.
Die Nymfen haben es mit Wehmuth auch vernommen,
Und mein Asterie hats lassen mir zukommen:

All mein Leiden, Lieb und Schmertze
Hat mein Hertze
Gantz umringt mit Traurigkeit.
Als ein forchtsam Hirsch muß eilen
Für den Pfeilen,
Flieg und renn ich jederzeit.
Ich vollführe meine Klage
Nacht und Tage,
Denckend an der Liebe Quall,

Stets die Thränen mich begiessen,
Die da fliessen,
Als zwey Bäche von Crystall.
Wollt ihr demnach, Jungfrau, geben
Meinem Leben
Hilff und Trost in diesem Leid,
So erbarmt euch doch bey Zeiten,
Thut bereiten
Nach dem Trauren Lust und Freud.
Eh daß sich bey mir beginnen
Alle Sinnen
Zu verliehrn, und aller Muth.
Rettet mich von dem Elende,
Eh das Ende
Selbst bey mir das beste thut.
Ach Printzeßin, ach Jungfraue,
Euch ich traue,
Ihr seyd meine Medicin
Vor das weinen, vor das klagen,
Laßt mich sagen,
Daß ich euer Diener bin.
Wie solte sie ihm thun? ihr werdet doch gewährt,
Kein Mannes-Tropfen fällt vergebens zu der Erd,
Und was ist besser Rath, eins hat gebrannt das ander,
Als daß ihr nun zugleich geneset mit einander?

Geht an, ihr liebes Paar, was tretet ihr beyseit?
Es ist jetzund gleich recht, jetzt ist die beste Zeit,
Daß ihr die Hitze lescht. Was wollt ihr viel verziehen?
Was wollt ihr selber das, so ihr gewünschet, fliehen?
Was ist es, Jungfrau Braut, wollt ihr zurücke gehn?
Es hilfft gewiß euch nicht, ihr müsset doch gestehn,
Es ist nun fort mehr alt, daß man nicht kan vertreiben
Zugleich der Liebe Brunst, und dannoch Jungfrau bleiben.
Der Bräutigam der kommt, er gehet auf euch zu,
Jungfrau, es ist das best, ihr gebet euch zu Ruh.
Es ist der nächste Rath, daß man ein Hertze fasse,
Und was man nicht vermag zu halten, willig lasse.
Trett ab, ihr Jungfräulein, die Braut hat jetzt nicht Zeit,
Laßt sie zu Bette gehn, hört auf von eurem Streit,
Zu einem andern Streit muß sie sich jetzund kehren.
O daß wir allesamt in solchem Streiten wären!

Ein Gebet, daß Gott die Spanier wiederum vom Rheinstrom wolle treiben, 1620.

Schlag doch, du starcker Held, die scheußlichen Maranen,
So leyder! ihre Zelt und Blutgefärbten Fahnen
Auch jetzt in Deutschland bracht, an unsern schönen Rhein,
Der Waffen tragen muß, vor seinen guten Wein.
Es ist genug gespielt mit eisernen Ballonen,
Du grosser Capitain, hör auf, fang an zu schonen,

Es ist genug, genug, die Götter sind verheert
Durch die, so sie gemacht, Stadt, Dorff, und Feld verkehrt.
Laß die, durch deren Grimm die Ströme kaum geflossen
Von Leichen zugestopfft, nicht ausgehn ungenossen,
Und mache kund, daß der, der dir zugegen strebt,
Stürtzt, oder bleibt er ia, ihm selbst zur Straffe lebt.

Sonnete.

Aus dem Lateinischen Adeodati Sebä.

Heint als der Monde war in seinen Kreiß gezogen,
Und mich der süsse Schlaf umfangen durch die Nacht,
Ward mir mein Augentrost im Traume fürgebracht,
Als läge sie bey mir an meine Brust gebogen,
Ihr Hertze war in mich, mein Hertz in sie geflogen;
Fand aber gäntzlich nichts, wie ich des Morgens wacht,
Und hielt die Lacken in den Armen, drum ich lacht,
Als ich recht innen ward, daß ich so sehr betrogen.
Verräther, loser Traum, warum denn fleuchst du bald?
Laß mich doch länger sehn die liebliche Gestalt,
Laß sich doch mehr bey mir diß schöne Vorbild säumen.
Betrieger, krieg ich nichts als Hohn und Spott von ihr,
Und ihrer Schönheit Ros', ach bitt ich, laß doch mir
Drey tausend Jahr so süß, ohn alles Wachen, träumen.

* * *
* *

Die Liebe kränckt mein Hertz, der Krieg das Vaterland,
Der Krieg mit Haß und Zorn, die Liebe mit dem Bogen;

Die Liebe saugt mich aus, der Krieg hat ausgesogen
Uns und die Nachbarschaft mit Anstoß allerhand;
Die Liebe steckt mich an, der Krieg steckt Städt in Brand;
Die Lieb ist listiglich in mein Gemüth geflogen,
Mars hat durch falschen Schein das Vaterland betrogen;
Die Lieb ist blind, im Krieg ist ofte nicht Verstand.
Es ist unglücklich Volck die solche Herren ehren,
Die Liebe lohnt mit Leyd, der Krieg mit viel verheeren,
Es pfleget beyderseits nicht köstlich zuzugehn,
Begeb ich mich ins Feld, Durst, Hunger mich begleitet,
Folg ich der Liebe nach, die Liebste mich bestreitet,
Es ist der beste Rath, ich lasse beydes stehn.

Als ihm seine Asterie geschrieben.

Wer sollte dieses wol in sein Gemüthe bringen,
Daß unter weiß und schwartz verborgen solche Freud?
Daß nur ein einig Brieff nem alle Traurigkeit?
Kan auch der Augenlust so weit ins Hertze dringen?
Ich weiß die Sinne fast nicht höher mehr zu schwingen,
Und habe wol mit Fleiß gelesen jederzeit,
Was von der Liebe nur gefunden weit und breit,
Es hat mich aber nichts vermocht so sehr zu zwingen;
Der Griech Anacreon, der Sappho schön Gedicht,
Und auch Ovidius sind ihm zu gleichen nicht,
Der künstlich Amadis ist nie so hoch gegangen.

Glückselig ist die Hand, die diesen Brief gemacht,
Glückselig ich die Dint und auch die Feder acht,
Und mehr glückselig mich, der ich ihn hab empfangen.

Bedeutung der Farben.

Weiß, ist gantz keusche Reinigkeit,
Leibfarbe, Weh und Schmertzen leiden,
Meergrüne, von einander scheiden,
Schwartz, ist Betrübniß, Angst, und Leid,
Roth, innigliche Liebes-Brunst,
Und Himmelblau, sehr hohe Sinnen,
Bleich Leichfarb, argen Wahn gewinnen,
Gelb, End und Ausgang aller Gunst,
Haarfarbe, deutet auf Geduld,
Bleich Aschenfarben, heimlich Huld,
Braun, aller Liebe gantz vergessen,
Grün, Hoffnung; Und weil jetzund ich
Gebrauche dieser Farbe mich,
Ist wol mein Zustand zu ermessen.

Oden und Lieder.

Auf Leid kommt Freud.

Sey wolgemuth, laß trauren seyn,
Auf Regen folget Sonnenschein,
Es gibet endlich doch das Glück
Nach toben einen guten Blick.

Vor hat der rauhe Winter sich
An uns erzeiget grimmiglich,
Der gantzen Welt Revier gar tief
In einem harten Traume schlief.
Weil aber jetzt der Sonnen Licht
Mit vollem Glantz herausser bricht,
Und an dem Himmel höher steigt,
Auch alles frölich sich erzeigt,
Das frostig Eyß muß gantz vergehn,
Der Schnee kan gar nicht mehr bestehn,
Favonius der zarte Wind,
Sich wieder auf die Felder findt,
Die Saate gehet auf mit Macht,
Das Grase grünt in vollem Pracht,
Die Bäume schlagen wieder aus,
Die Blumen machen sich heraus,
Das Vieh in Feldern inniglich,
Das Wild in Büschen freuet sich,
Der Vögel Schaar sich frölich schwingt,
Und lieblich in den Lüften singt;
So stelle du auch trauren ein,
Mein Hertz, und laß dein Zagen seyn,
Vertraue Gott, und glaube fest
Daß er die Seinen nicht verläßt.
Ulysses auch, der freye Held,
Nachdem er zehn Jahr in dem Feld

Vor Troja seine Macht versucht,
Zog noch zehn Jahr um in der Flucht.
Durch Widerwärtigkeit im Meer,
Ward er geworffen hin und her,
Noch blieb er standhafft allezeit,
In Noth und Tod, in Lieb und Leid.
Die Circe mit der Zauber-Kunst,
Bracht ihn niemals zu ihrer Gunst,
Auch der Syrenen süsser Mund
Und Harffen ihn nicht halten kunt.
Er warff doch endlich von sich noch
Des rauhen Lebens schweres Joch,
Penelopen er wieder fand,
Und Ithacen sein Vaterland;
So biß du auch getrost, mein Hertz,
Und übersteh des Glückes Schertz,
Trau Gott, sey nur auf ihn bedacht,
Die Hoffnung nicht zu schanden macht.

Auf der Edlen Jungfrauen Anna Maria Gaislerinne Hochzeit.

Gaislerinne

Die Buchstaben versetzt:

Ein rein Glas:

Freylich, freylich ist ein Glas,
Edle Jungfrau, alles das,

Was

Was in eurer besten Zier,
Als die Sonne, leuchtet für.
Schaut, wie schön die Sternen all
Leuchten aus des Himmels Saal,
Wie der Mond sein bleiches Haar
Ausgebreitet gantz und gar,
Wie die grosse weite Welt
Schläfrig in die Bette fällt,
Wie die Wasser stehen still,
Wie sich nichts bewegen will.
Eh der Vögel Lobgesang
Wiedertönt mit hellem Klang,
Eh der lichte Venus-Stern
Sich läßt sehen weit und fern,
Eh die schöne Morgenröth
Aus dem süssen Schlaf aufsteht,
Und entdecket ihren Schein,
Wird das Glas zubrochen seyn.

Chansonnette.

Mit Liebes-Brunst behafftet seyn,
Ist wahrlich eine schwere Pein,
Es ist kein Schmertz auf dieser Erd,
Der recht mit ihm verglichen werd:

Drum will ich mich Gantz emsiglich
Von dem Ley'en Allzeit scheiden",
Und die süsse Gifft vermeiden.
Auf daß nun nicht die schnöde Brunst
Mich lasse zu ihr tragen Gunst,
Soll Venus mich nicht treffen an
Auf irgend einer Liebes-Bahn.
Der Tugend Weg Ist ein schön Steg,
Darauf eben Ich will schweben,
Und ihr gantz verpflichtet leben.
Recht und gar wol auch Pallas blieb
Allzeit befreyet von der Lieb,
Sie gab dem Feuer niemals Raum,
Und hielte sich in stetem Zaum.
Auf grüner Heyd Sie allezeit
Mit dem Hetzen Sich thät letzen,
Und frey aller Sorg ergetzen.
Ich will ins künfftig fleissig auch
Nachfolgen dieser Göttin Brauch,
Denn Venus ist die gröste Last,
Cupido ist ein schädlich Gast.
Wen er einmahl Nur bringt zu Fall,
Muß verderben, Oft auch sterben,
Und für Freuden Schmertz ererben,
Also belohnt er alle doch,
Die sich ergeben seinem Joch,

Und diß bedenck ich offt und viel,
Es mag lieb haben wer da will,
Ich bleibe mein. Allzeit allein,
Offt nach schertzen. Kommen Schmertzen,
Wohl dem der das thut behertzen.

Die Jagd des Cupido.

In der schönesten der Zeiten,
Wann verjüngt wird alle Welt,
Wann die Flora Blumen spreiten
Thut, durch Wiesen, Wald und Feld,
Kam der Venus Sohn gegangen,
Eh sich Lucifer eräugt,
Eh Aurora ihre Wangen
Und goldgelbes Haare zeigt.
Venus lag ohn Sorg und Zagen
Gantz des sanften Schlafes voll,
Mutter, sagt er, ich geh jagen,
Unterdeß gehabt euch wohl.
Da erwachte die Göttinne,
Sprach: Cupido liebes Kind,
Weil du dieses hast im Sinne,
Sey es gerne dir vergünt,
Und ich wünsche daß dein Bogen
Richtig schiesse für und für.

Wann du dann diß Werck vollzogen,
Komm auch wieder her zu mir.
Diß derhalben zu vollführen,
War er bald zur Jagd bereit,
Nicht zur Jagd nach wilden Thieren,
Wie Adonis vor der Zeit,
Sondern daß er möchte zwingen,
Diese grosse weite Welt,
Und in seine Netze bringen,
Was der Himmel in sich hält.
Als der Zephyrus vernommen,
Was das Kind gesonnen wär,
Ist er mit der Aura kommen,
Zu verkünden diese Mähr.
Doch thät er sich plötzlich nähen,
Eh man für ihm fliehen kunnt:
Eh man seiner sich versehen,
Hatt er schon sehr viel verwundt.
Also wird sehr offt betrogen
Die gelehrte Nachtigall,
Eh sie kaum hinzu geflogen,
Ist sie kommen schon zu Fall,
Jupiter, der Donnerkeile
Nur für Spiel und Scherze hält,

Ward durch dieses Kindes Pfeile
In der Buhler Zahl gestellt.
Phöbus hatte Kunst und Witzen,
Plutus war an Golde reich,
Es komnt ihnen doch nicht nützen,
Es war Amor alles gleich.
Mars der sonst sich auszurüsten
Und zu streiten war bedacht,
Sauget an der Venus Brüsten,
Und vergaß der Krieges-Macht.
Bacchus wußte nichts von Trauben,
Gantz entzündt in süsser Pein,
Mußte Liebes-Speise klauben,
Thränen giessen vor den Wein.
Eolus ließ Nord und Osten,
Pan ließ Schaf und Hirten stehn.
Götter und Göttinnen mußten
Nach des Kindes Willen gehn.
Alle Menschen wurden innen,
Wie Cupido sehr geschwind,
Wie er ihren Muth und Sinnen
Mit dem Pfeil regieren künt.
Alles wurde gantz verheeret,
Alles war mit Leyd erfüllt,

Biß sich hat der Tag gekehret,
Und die Sonn ihr Haupt verhüllt,
Da flog Amor heim zur Stunden,
Zeigte seiner Mutter an,
Wie er alles überwunden,
Wie ihm alles unterthan.
Bald hat sie ihn angenommen,
Und am Nectar voll gemacht,
Biß der süsse Schlaff ist kommen,
Und ihn hat zu Ruh gebracht.

Das Fieber-Liedlein.

Nächst als zugleiche lagen
Zwey Lieb in Fiebers Schmertz,
Sprach er: ich bin zu tragen
Für dich bereit, mein Hertz,
Für dich bin ich bereit zu leiden,
Und soll sich meine Seele scheiden.
Er lag in heisser Flammen,
Die Sprache ließ schon nach,
Die Hitze kam zusammen,
Der Puls schlug sehr gemach;
Empfund doch mitten in dem Leiden,
Weil er bey ihr war, Lust und Freuden.

Sie schlug die Augen nieder,
Als er fiel in den Tod;
Er wandte hin und wieder
Sein Haupt in letzter Noth,
Sein Hertz ward matt, die Adern sprungen,
Der Geist ward auszufahrn gezwungen.

Sie sprach: mein Lieb, mein Leben,
Ich schwimme, wegen dein:
Und ich, er sagt, muß geben
Für dich mein Seelelein.
So ist er in der Schoß gestorben,
Die er so treulich hatt erworben.

An seine Buhlschaft.

Auf die Weise: Angelica die Edle.

ASterie du Edle Schäferin
Werd ich dich sehen schier?
In deiner Huld ich gantz verschlossen bin,
Und lebe weit von dir.
Nur bey den wilden Thieren,
Und in dem wüsten Wald,
Muß ich mein Leben führen,
Das ist mein Aufenthalt.
Kein schöner Baum, kein zartes Blümelein,
Kein Ort mich trösten mag,

Kein

Kein kalter Brunn mit ſpringender Fontein,
Erleſchet meine Plag,
Mein Augen auch wie Brunnen
Sind gantz von Thränen naß,
Auch faſt gar ausgerunnen
Durch Weinen ohne Maaß.
Kein Rath noch Hülff ohn dich mein Hertz erfreut,
Kein edler Lauten-Klang,
Kein grüner Platz erquicket mich in Leyd,
Kein lieblicher Geſang,
Voll Zittern, Furcht und Zagen
Iſt mir die gantze Welt,
Nur trauren, ſeufftzen, Klagen
Alleine mir gefällt.
Ach komm, ach komm du ſehr gewünſchter Tag,
Ihr Stunden eilet fort,
Daß ich doch bald mit Freuden kommen mag
Zu meines Lebens Hort!
Laß Eolus die Winde
Mich führen von dem Land,
Neptunus gieb geſchwinde
Mich in der Liebſten Hand!
Gehabt euch wol ihr Nymphen in der Heyd!
O Pan ich muß von dir!
Gehabt euch wohl, mein Schiff iſt ſchon bereit,
Das mich von hinnen führ,

Adie ich will verlassen
Der Weisheit Lob und Ehr,
Minerva mag mich hassen,
Mein Augentrost ist mehr.

Von der Cynthia Thränen.

Ach Cupido, leidest du
Daß die Zehren immerzu
Dieser klahren Augen Glantz
Wässern, und verschwemmen gantz!
So der Thränen weite Flut
Auslöscht ihres Feuers Glut,
Sage wo man künfftig kan
Deine Fackel zünden an?

Ueberschriften.

Epigramma an die Naturkündiger.

Wann nicht das Küssen was zum schmacken helffen kunnt,
Ey warum küssen wir dann immer auf den Mund?

An ihren gantzen Leib.

Mein Lieb, hat dein Gesicht so weit mich können bringen,
Wie sollte denn wol nicht dein gantzer Leib mich zwingen?

Uber seiner Buhlschafft Bildniß.

Je schöner dieses Bild für allen anzuschauen,
Je schöner ist mein Lieb für anderen Jungfrauen.

Aus dem Holländischen.

DJeweil man muß, zu kriegen himmlisch Gut,
Die Sünde beichten und beklagen,
Und zu entfliehn der Höllen heisse Glut
In seinem Hertzen Reue tragen,
So bitt ich doch, o meines Lebens Schein,
Gebt mir mein Hertz, das ich verließ bey euch,
Wollt aber ihrs behalten ja allein,
So beichtet mein und eure Sünd zugleich.

Auf einen Kuß.

ACh schicke mir doch zu, ein Küsschen, mein Leben,
Fürchtst du, daß auf dem Weg es jemand möcht aufheben?
Ey druck auf meinen Mund dein zartes Mündelein,
So wird es vor Gefahr der Diebe sicher seyn.

Gottfriede von Künrath

Die Buchstaben versetzt:

Kein Freund treu, ohn Gott:

ISt dir das blinde Glück geneiget und gewogen,
Will jeder bey dir seyn an Freundschaft vorgezogen;
Verschläget dich der Wind ins weite Meer der Noth,
So steht es wüst, und dann ist kein Freund treu, ohn Gott.

* * *
* *

FLeuch wo dir hingeliebt, wohin du nur kanst kommen,
Fleuch mein Gemüthe, fleuch Luft, Feuer, Wasser, Erd,
Du magst doch nicht entgehn, dein Vorsatz wird verkehrt,
Weil dich mein Lieb in sich schon gäntzlich eingenommen.

* * *
* *

ALs dich, o werthe Kron, der Hirte Paris sach,
Erschrack er, und fieng an: O Venus halt gemach,
Gib mir den Apfel her, dir ist zuviel geschehen,
Die schöne Nymf hab ich vorhin noch nie gesehen.

Auf die Stadt Breßlau.

ALs Themis aus der Welt zu ziehn ihr vorgenommen,
Soll unterweges sie auch seyn nach Breßlau kommen,
Und weil sie hat vermeynt, sie sey nun allbereit
Im Himmel, ist sie da noch biß auf diese Zeit.

Epigramma Ovveni.

An die so sich schmincken.

DJe ihr mit Farb anstreicht euch eure Zierlichkeit,
Bekennet recht, daß ihr nur Staub und Asche seyd.

An den Schlaf.

ICh wach allhie mit sehnlichem Verlangen,
Du sanfter Schlaf hast gantz mein Lieb umfangen,

Er=

Erblickt sie dich mit einem Aeugelein,
So wirst du bald von ihr vertrieben seyn.

An die Cynthia.

DU gabest mir zwey Küß, ich gab dir wieder zwey,
Jezt zörnest du mit mir, und schlägst die Augen nieder,
Weil ich nun hör, daß es dir zu entgegen sey,
Geb ich dir deine zwey, gieb du mir meine wieder.

Von der Asterie Ringe.

WJe dieser Ring von Gold geschmiedet ist zusammen,
Wie dieser edle Stein scheint gleich den Feuerflammen,
So ist auch dein Gemüth so hart als Gold und Stein,
Und dein Gesichte scheint ein helle Fackel seyn.

An den Abendstern.

ACh jetzund wollt ich gleich zu meiner Buhlschaft gehen,
Nun weicht die Sonne weg, und du wilt auch entstehen,
Du schöner Abendstern, die späthe Nacht bricht an,
So daß ich heute nicht zu ihr gelangen kan.

Antwort des Abendsterns.

ICh sonsten Hesperus, hab jetzund mich gewendet,
Und werde Lucifer, ich bin vorher gesendet,
Sey nicht bestürzt, daß ich den alten Lauf verkehr,
Weil deine Sonne kommt, so geh ich für ihr her.

Die Augen der Asterie.

Als Asteris bey Nacht den Himmel angesehen,
Hat sie der Sternen Zahl vermehrt durch ihren Schein,
Vermagst du das, mein Lieb, wie mag es dann geschehen,
Daß mein Gesicht vergeht von deinen Aeugelein?

Grabschrift eines Kaufmanns.

Ich machte Rechnung wohl, es könte mir nicht fehlen,
Ich wolte richtig Geld für mein Credit auszehlen,
Des Todes ich vergaß, der dann ohn all Geduld
Mich bald verarrestirt allein um seine Schuld.

Eines Ertrunckenen.

Hier hat der Tod geführt vor seinen Urtheltisch
Den, welcher in der Flut ist jämmerlich versuncken,
Und hat ohn allen Durst zu tode sich getruncken,
Die Ursach, halt ich, sey, er schwamm, und war kein Fisch.

Eines Kochs.

Wie wird die Welt doch überall verkehret,
Hie hat ein Koch im Grabe seine Ruh,
Der mancherley von Speisen richtet zu,
Jezt haben ihn die Würme roh verzehret.

Eines Blasebalckmachers.

O Lieber Mensch, dein Leben ja betrachte,
Hier liget, der die Blasebälge machte,

Jezt

Jezt aber nun zulezt es doch sich findt,
Dem Meister, schau, gebrist noch selber Wind.

Eines Jägers.

IN dieser holen Klufft gesuchet hat sein Läger,
Ein grausamer Tyrann und Feind der wilden Thier,
Jezt hat er widerum auch seinen Lohn darfür.
Der Tod der war sein Hund, die Kranckheit war sein Jäger,
So ist der Jäger nun, wie kühn er sey und starck,
Gejaget durch den Tod hier unter diesen Sarck.

Eines Schmiedes.

IHr Freunde, glaubet allzumahl,
Könt Eisen, Feuer, Flamm, und Stahl
Des grimmen Todes Macht obsiegen,
Ich wollte wohl jezt hier nicht liegen.

Eines Boten.

EIn Post-Bot hat allhier ihm seine Ruh genommen,
Weil er dem Tode nicht vermochte zu entkommen.

Eines andern.

WIe ist alles so voll Jammer,
Dieser starb gar unversehn,
Und auch wie es ist geschehn,
War der Doctor in der Kammer.

Eines andern.

DEr Tod vollbracht hat seine Lust,
Es hat den Geist hier aufgegeben,

Der, so darum absterben must,
Daß er nicht länger konnte leben.

* *
*

WAs lieb ich doch so sehr die Heiden und die Wüsten?
Was laß ich mich nach den Waldgöttinnen gelüsten?
Mein Lieb die übertrift doch aller Wälder Zier,
Diana weichet auch an Schönheit selber ihr.
Was laß ich mir so sehr die Blümelein gefallen?
Mein Lieb hat doch allein die Blum der Blumen allen,
Deßgleichen nie zuvor ist kommen an den Tag,
O wie glückselig ist der, so sie brechen mag?

* *
*

DJe keusche Lieb ist dieses Lebens Sonne,
So unser Hertz erquickt mit Freud und Wonne;
Der rothe Mund ist ihr Altar; der Kuß,
Das Opfer, so man ihr verehren muß.

Elisabethe geborene Kunradinne.

Du bist Helena, gar eben eine Krone.

WEr will bekennen nicht, Jungfrau, daß in dir wohne
Der Tugend Ebenbild, der Spiegel aller Zier,
Die Göttin Venus selbst an Sitten weichet dir,
Ja du bist Helena, gar eben eine Krone.

Genaue Prüfung

Der Gottschedischen Uebersetzung

Horazens

Von der Dichtkunst.

Vorrede.

Es ist zwar eine eckelhafte und verdrüßliche Arbeit, in einer übersezten Kunstschrift, die nichts anders ist, als ein Gemische von Fehlern, alle verkehrten Ausdrückungen, und regellosen Abweichungen sowohl in den Begriffen als derselben Verbindung genau aufzuzeichnen, und so deutlich aus einander zu setzen, daß man zugleich die Ordnung und die Schönheiten der Grundschrift empfindlich macht: Aber wenn ein geschickter Mann sich diese Mühe nimmt, so ist es von vortrefflichem Nuzen; zwar nicht für den, der geprüffet wird, als der zu dergleichen Empfindung kein Naturell hat, sondern für diejenigen unbefestigten Köpfe, die durch das praleriſche Geschwäze des Uebersezers von den gesunden und natürlichen Begriffen des Originals auf hundert Irrwege abgeführt worden. In dieser Betrachtung verdienet der Verfasser folgender Prüffung des Gottschedischen Horazens allen Danck, daß er seine Geduld, die zu Aufräumung dieses Chaotischen Schuttes nöthig war, bis auf ein Hundert Verse unterhalten hat. Er hat mir bekennet, daß ihm dieses nicht möglich gewesen wäre, wenn er seinen arbeitsamen Fleiß nicht bald mit der Ironie, bald mit einer andern Figur belebet und aufgemuntert hätte: dennoch sey seine Geduld mit diesen hundert Versen völlig zu Ende gegangen, und er zweifle, ob er sobald wieder eine gnugsame Dose neuer Geduld werde sammeln können,

nen, als er nöthig hätte die Prüffung des zweyten Hunderts des Gottschedis. Horazens vorzunehmen, oder wie er wohl ehe in Gedancken gehabt, desselben **Dichtkunst für die Deutschen** in die Elemente, woraus ihre Substantz bestehet, aufzulösen.

Indessen wird man in gegenwärtiger Prüffung den Verdacht bekräftiget sehen, der in den neuen Vorreden zum deutschen Longinus erwecket worden, daß Hr. Gottsched **aus Uebersezungen übersezе, und insbesondere das Latein nicht verstehe;** Er kennet wahrhaftig den Horaz nebst den andern grossen Männern, die er vor die Väter seiner Kinder ausgiebt, **nur von weitem uud obenhin.** Man darff nur den Vorbericht, womit er seine Uebersetzung einführet und anbefiehlt, einsehen, so wird man solche hämische und widersinnige Urtheile von dem Werthe dieser Horazischen Grundschrift antreffen, dergleichen in keinem andern als des Uebersetzers Kopf Platz haben können, in welchem die Begriffe von **Unordnung** und **Schönheit** sich gar wohl mit einander vertragen. Es war nur seine List, daß er Horazens Dichtkunst vorne an seiner eignen gedruckt hat, der Leser sollte sich daher eine genaue Bekanntschaft zwischen ihnen beyden einbilden, und die Gütigkeit haben, daraus zu schliessen, daß die Gottschedische Dichtkunst mit der Horazischen auf einerley Natur, einerley Geschmack und Grundsätze aufgeführet wäre. Nun mag zwar vordessen ein halbes Dutzend leichtgläubiger Magister sich haben verführen lassen, Hrn. Gottschedens verwirrtes Mischmasch und seichtes Geschwätze vor **Horaz in fliessendes Deutsch übersezt** anzunehmen, aber künftig hat es keine Gefahr mehr, daß jemand den Horaz oder sonst einen guten Scribenten mit dergleichen leichtsinnigem Wahn beschimpfen werde, nachdem die Lehrschriften des Hr. Professors der Dichtkunst so wacker ausgeklopfet worden, daß sie izo durch und durch gesehen werden können.

Prüfung der Uebersetzung von Horazens Dichtkunst.

Fürwahr ein artig Bild! Es steht ein Menschenkopf

Auf

V. 1. Fürwahr ein artig Bild)

Laß mir das eine treffliche Uebersetzung seyn, wenn die erste Zeile schon einer Entschuldigung bedarff! Hr. Gottsched hat selbst vor nöthig erachtet, diesen Zusatz von seiner Erfindung in folgender Anmerckung zu entschuldigen: „Diese Worte hat der Grundtext nicht. Horaz fängt „gleich an, sein Gleichniß von einem seltsamen Gemählde vorzutragen. Allein da sichs im Deutschen nicht in „einen eintzigen Satz bringen ließ, und also zertrennet „werden mußte; so macht dieser Anfang den Leser aufmercksam, und sagt ihm kurtz, was er zu gewarten habe.„ Er hält dieses eingeflickte Hemistichium um so viel unsträflicher, weil sich das Horazische Gemählde doch in der Uebersetzung nicht wohl in einen eintzigen Satz hätte zwingen lassen, und also zertrennt werden müssen. Das ist, er möchte gerne die Freyheit seiner Ausschweiffungen mit dem ungezwungenen Wesen der deutschen Sprache bemänteln. Gesetzt aber, es wäre mehr der Natur der deutschen Sprache, als dem Unvermögen des Uebersetzers zuzuschreiben, daß das Horatzianische Gleichniß-Bild in dem Verfolge in verschiedene Absätze zertrennt worden; was giebt ihm dieses für Freyheit ohne Noth noch weiter auszuschweifen, und dem Gemählde neue Lappen anzuflicken? Hätte ihn diese nothwendige Abweichung von der Grundschrift, die in der verschiedenen Art beyder Sprachen gegründet war, nicht desto behutsamer machen sollen? Allein Hr. Gottsched begnüget sich mit dieser kahlen Entschuldigung nicht, sondern behauptet, daß dieser Zusatz, den er der Horatzischen Vorstellung geliehen, die verborgene Kraft habe, die Leser recht aufmercksam zu machen,

weil er sie nicht lange im Zweifel lasse, was sie zu gewarten haben. Es ist nemlich ein geheimer Kunstgriff dieses Lehrers und seiner Schüler, daß sie aus einem billigen Mißtrauen in die Kraft ihrer Vorstellungen, und aus Mitleiden für die blöde Einsicht ihrer Leser gemeiniglich vorher ankündigen, was man zu gewarten habe, und was ihre folgenden Vorstellungen für einen Eindruck machen sollen. Auf solche Weise bekömmt jeder Redesatz seine eigene Proposition. Sie werden ihre Erzehlungen insgemein mit diesen und dergleichen Formeln anheben: Ich will euch nun eine recht seltsame und abentheurliche Geschichte erzehlen! Sehet da ein wunderbares und lächerliches Bild! Ecoutez un bon mot! Sie sagen euch allezeit vorher, was sie sagen wollen: welches unfehlbar die Würckung haben muß, daß es die Aufmercksamkeit reitzet, zumahl bey so dummen Lesern, die etwas dannzumahl noch kaum recht fassen können, wenn man es ihnen gleich zweymahl gesagt hat.

V. 1. Es steht ein Menschenkopf)

Horatz stellet euch einen Mahler vor, der vor euern Augen ein abentheurliches Bild von Stücke zu Stücke verfertiget: Ihr sehet, wie er bey dem Kopf eines Menschen anfängt, demselben einen Pferdehals untersetzt, diesen anstatt der Mähne mit bunten Federn ausschmücket; hernach die Glieder von verschiedenen Thieren in einen Leib zusammen verbindet, und endlich da er bey einem schönen Weiberangesicht das Gemählde angeleget hatte, es mit einem Fischschwantze beschliesset. Hr. Gottsched hingegen stellet euch dieses abentheurliche Bild als wircklich fertig vor Augen, und damit ihr in Betrachtung desselben nicht irre werdet, so bemühet er sich euch ein Stück nach dem andern gleichsam mit dem Finger vorzuweisen; dahin dienen die eingeschalteten Flick-Formeln: **Es steht . . den Kropf bedeckt . . hernach erblickt man . . von oben zeigt . . von unten wirds.** Wodurch er die Zuschauer dieses Gemähldes zwingen kan, daß sie eben dasjenige sehen müssen, was sie wircklich sehen. Da hingegen Horatz durch das jungere si velit, so unbarmhertzig ist, daß er auch den blossen Vorsatz eines solchen Mahlers schon als lächerlich verurtheilt.

Auf eines Pferdes Hals. Den dicken Vogelkropf
Bedeckt ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder:
Hernach erblicket man verschiedner Thiere Glieder.
Von oben zeigt ein Weib ihr schönes Angesicht. 5.
Von unten wirds ein Fisch. Ihr Freunde, lacht doch nicht!
Wir wollen mit Geduld des Malers Thorheit schonen.

Indes-

V. 2. Den dicken Vogelkropf)

Dieses ist wiederum ein Gottschedischer Zusatz, der seinen zureichenden Grund darinne hat, weil ihm Horazens Bild noch nicht abentheurlich genug vorkam.

V. 3. Ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder)

Dieser vollständige poetische Ausdruck verdunckelt das einfältige Horatzische varias plumas ungemein: Man muß es nicht dahin mißdeuten, als ob es einen bunten Schmuck aus lauter weissem oder aus gleichfarbigtem Gefieder geben könnte: Das farbigt hier ist ein poetisches Beywort, welches dienet den poetischen Begriff und zugleich das Sylbenmaß des Verses recht vollständig zu machen.

V. 6. Von unten wirds ein Fisch)

Dieses hätte Hr. Gottsched durch ein Kupfer erklären sollen.

V. 6. 7. . . . Ihr Freunde, lacht doch nicht,
Wir wollen mit Geduld des Malers Thorheit schonen.)

Dieses gibt Horaz nur schlechtweg:

Spectatum admissi risum teneatis amici!

Hr. Gottsched hingegen hat neben der kernhaften Uebersezung annoch vor nöthig erachtet, diese Stelle mit einer Anmerckung zu beleuchten, wo er euch ein Geheimniß aus-

Indessen glaubet mir, ihr trefflichen Pisonen,

Dafern

der Antiquität entdecket, welches niemand als seinen Schülern unbekannt seyn mag: „ Nemlich, daß die Alten ihre „ neuverfertigten Stücke zur öffentlichen Schau ausgestel„ let haben, um die Urtheile der vorbeygehenden darüber „ zu vernehmen. „ Wobey er, seine unerhörte Anmerkung glaubwürdig zu machen, sich auf die Historie vom Apelles und dem Schuster beruffet. Es ist nur Schade, daß sich diese geheime Anmerckung aus dem entferntesten Alterthum mehr auf seine eigene Uebersetzung, als auf Horatzens Grundtext gründet: Denn ich wollte wetten dörffen, daß Hr. Gottsched der erste wäre, dem bey Anlaß dieses lateinischen Verses Spectatum admissi &c. Apelles und der Schuster in den Sinn gekommen. Doch ich verstehe erst recht, was die Worte in dem Vorbericht zu dieser deutschen Uebersetzung sagen wollen: Daß ihm unter anderm auch die von Horaz angebrachten Alterthümer die Arbeit der Uebersezung recht sauer gemacht. Denn es kan ohne recht saures Nachdencken nicht zugehen, aus dem Horazischen Spectatum admissi Amici den Griechischen Schuster heraus zu bringen, oder zu beweisen, daß die alten Maler ihre Gemählde zur öffentlichen Schau ausgestellt haben. Sonst ist die deutsche Uebersetzung:

Wir wollen mit Geduld des . . Thorheit schonen.

eine neue Probe von dieses Kunstrichters critischer Gefälligkeit und Geduld auch mit dem ärmsten Stümper.

V. 8. 9. Indessen glaubet mir)

Hr. Gottsched bezeuget in dem Vorbericht zu dieser Horatzischen Dichtkunst, er habe bey seiner Uebersetzung die Regel stets vor Augen gehabt: Ein Uebersetzer müsse kein Paraphrast oder Ausleger werden. Eine überzeugende Probe davon kan uns gegenwärtige Stelle an die Hand geben, wo er das Horazische Credite mit vollem Nachdruck also übersetzet:

Indessen glaubet mir . . . .
Dafern mein Wort was gilt. . . . .

Denn dieses ist insgemein die wahre Ursache des Unglaubens, daß man nicht gleich eines jeden Wort bey sich was

Dafern mein Wort was gilt, daß eine tolle Schrift,
Wo weder Haupt noch Schwanz geschickt zusamen trifft, 10.

Und

gelten läßt. Sonst ist die Verbindung dieses Satzes mit dem vorhergehenden durch das Zeitwort Indessen nicht aus der Acht zu lassen.

V. 9. Daß eine tolle Schrift)

Hr. Gottsched ist in der Anwendung der geschicktesten Beywörter gar nicht karg: und er weiß dadurch allemahl dem Bedürffniß seiner Leser geschickt vorzukommen. Beym Horatz muß man erst aus der Beschreibung, die er von einer solchen Schrift machet, schliessen, daß sie eine tolle Schrift sey. Der Hr. Uebersetzer aber ist so guthertzig, daß er uns davon zum voraus berichtet, und uns die Mühe überhebet, dergleichen Schlüsse durch eigenes Nachdenken heraus zu bringen. Wobey ich nicht unerinnert lassen kan, daß durch die beygefügte Anmerckung über das Wort Schrift, die Zweydeutigkeit, die in dem lateinischen Ausdruck stecket, wo das Wort Liber gebraucht wird, aus der Antiquität vollkommen erläutert wird.

V. 10. Wo weder Haupt noch Schwanz geschickt zusammen trifft.)

Horatz redet de fictis vanis speciebus, d. i. von solchen erdichteten Bildern und poetischen Gemälden, die keine Wahrscheinlichkeit haben, und daher gantz abentheurlich aussehen, ut nec caput nec pes uni reddatur formæ, wo die Glieder eines solchen Bildes aus gantz verschiedenen Stücken, von einer regellosen Fantasie ohne Absicht, und nicht etwann nach einem gewissen Urbild oder Muster, sondern gantz willkührlich in einen Leib zusammen verbunden werden. Horatz stehet damit zurück auf das

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Aber unser Uebersetzer ist weit kühner, er schreibet nach seiner ungebundenen poetischen Freyheit so gar der Schrift selbst ein Haupt und einen Schwanz zu. Und weil er

Und nicht mehr Ordnung herrscht, als wenn ein Kranker träu-
(met,
Sich unvergleichlich wohl zu solchem Bilde reimet.
Ich weiß wol was man glaubt. Man spricht und bleibt dabey:

Ein

sich von den grösten Bewunderern des Horäzen überreden lassen, daß diese poetische Dichtkunst ohne alle Ordnung geschrieben sey, so hatte er desto weniger Ursache sich Bedencken zu machen, in seiner Uebersetzung die Horazischen Sätze nach Belieben, und wie es die Nothdurft der so heilig beobachteten Sprachrichtigkeit und Reinigkeit im Sylbenmasse und in den Reimen jedesmahl erfoderte, zu vermischen und zu verwerffen, damit auch in diesem Kunstgriffe der unordentlichen Vermischung seine Uebersetzung einen Vorzug über die Grundschrift erlangen möchte. Und es wird nicht fehlen, die grösten Bewunderer der Gottschedischen Poesie werden ihm das Gerechtwiederfahren lassen, und ihm einmüthig das Lob zugestehen, daß seine Uebersetzung ohne alle Ordnung geschrieben sey, er habe sich an keinen Zwang einer philosophischen oder vernünftigen Einrichtung binden wollen, sondern als ein Poet nach Veranlassung seiner Einfälle bald dieses bald jenes wider den Sinn seiner Grundschrift versetzet und vermischet: Doch alles, was er sage, sey höchst vernünftig, auch die Unordnung und Vermischung selbst nicht ausgenommen.

V. 11. Und nicht mehr Ordnung herrscht)

Horaz sagt: Einem so abentheurlichen Gemählde, als er oben eingeführet, sey eine Schrift vollkommen ähnlich, in welcher solche unwahrscheinliche Bilder erdichtet werden, dergleichen die verwirrte Phantasie eines Krancken in dem Schlafe ausbrütet, wo weder Haupt noch Fuß nach einer gleichen Zeichnung gestaltet, oder nach Einer Absicht zusammen geordnet worden.

V. 13. Ich weiß wol, was man glaubt. Man spricht ꝛc.

Dieses ist wiederum ein Zusatz von Gottschedischer Er-

Ein Maler und Poet folgt seiner Phantasey:
Er kan sich seiner Kunst nach eigner Lust bedienen, 15.
Und sich durch Geist und Witz, was ihm beliebt, erkühnen.

Ganz

findung, davon in dem Grundtexte nicht ein Wort stehet; der aber vortrefflich dienet den folgenden Einwurff, den Horaz nur plattweg ohne eine Vorrede beysetzet, geschickt einzuführen. Vielleicht muß dahin gedeutet werden, was an dem Ende der beygefügten Anmerckung mit diesen Worten ausgedrücket wird: **Dieß sind nicht Horatii** (oder wie in der neuesten verbesserten Auflage gelesen wird: **Horazens**) **sondern eines Stümpers Worte.** Hr. Gottsched weiß, was die Leute glauben, und er hat dabey die Gutheit, daß er eben kein Geheimniß daraus machen will. Ich bitte aber, man wolle diesen Vers nicht so fast in Absicht auf die Gedancken, als auf den Wohlklang, und die ungezwungene Flüssigkeit betrachten; so wird man mir gestehen müssen, daß er einer von denen ist, die man **bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedancken für schön** halten muß, und man wird daraus erkennen, wie beflissen Hr. Gottsched gewesen, sich **vor dem Eckel der zärtlichsten deutschen Ohren zu hüten.** Man sehe den Vorbericht nach.

V. 14. 15. 16. Das bekannte:

. . . . . Pictoribus atque Poetis
Quidlibet audendi semper fuit æqua potestas.

Giebt Hr. Gottsched mit diesen Versen:

Ein Maler und Poet folgt seiner Phantasey;
Er kan sich seiner Kunst nach eigner Lust bedienen,
Und sich durch Geist und Wiz, was ihm beliebt, erkühne.

Der lateinische Poet sagt in fremdem Nahmen nach einem damahls herrschenden Vorurtheile: Es sey doch jederzeit den Poeten, sowohl als den Mahlern, erlaubt gewesen, die gemeine Ordnung der Dinge zu verlassen, und durch küh-

Gänz recht, ich geb es zu, und mach es selber so.
Allein man mische nie das Feuer in das Stroh.

Kein

ne und wunderbare Erdichtungen die Leser zu überraschen. Hr. Gottsched hergegen führet einen Stümper redend ein, dem giebt er folgenden Ausspruch in den Mund: „ Ein Mahler und ein Poet folge seinem eigenen Kopf, er mahle oder dichte, wenn ihn die Lust ankömmt; und erkühne sich auf eine geist- und sinnreiche Art hervor zu bringen, was ihm nur immer beliebt; „ Allein der Gottschedische Stümper muß seinen Horatz nicht recht gefasset haben, der in seinem lateinischen Text durch die potestatem quidlibet audendi, die Kühnheit in der Dichtung oder das Ungemeine und Wunderbare verstehet. Doch wer wollte solches einem Stümper nicht zu gute halten: zumahlen da Hr. Gottsched in seinem Vorbericht rund bekennet: Es ist nicht eines jeden Werck, sich mit dem Latein der alten Poeten so bekannt zu machen, daß er seinen Horaz ohne Mühe verstehen, geschweige dann mit Lust lesen könnte. Ich kan mich nicht entbrechen, hier des Hrn. von Eckards Uebersetzung dieser Stelle annoch beyzufügen; und mit Hrn. Gottsched in dem Vorberichte auszuruffen: Welcher es nun besser oder schlechter getroffen habe, mag der geneigte Leser selbst beurtheilen: Doch soll man wissen, daß die genaue Kenntniß der Eckardischen Uebersetzung den Hrn. Gottsched vornemlich vermögen hat, eine neue zu wagen. Beym Eckard heißt es:

Ein Maler und Poet kan zwar nach altem Brauch
Erdichten was er will. Wir wissens, geben auch
Dieselbe Freyheit uns, und gönnen sie den andern,
Doch muß nicht ganz und gar sie aus den Schrancken
wandern.

Der gröste Fehler dieser Uebersetzung in Vergleichung mit der Gottschedischen mag wohl die allzu grosse Deutlichkeit seyn.

V. 18. Allein man mische nie das Feuer in das Stroh.)

Beym Horaz heißt es: Sed non ut placidis coëant immitia. d. i. Man soll nicht zahmes und wildes, hiemit

Kein Tiger zeug ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.

Doch

nicht Dinge von widerwärtiger Natur mit einander verbinden, und also bey dem Wunderbaren in der Dichtung die Wahrscheinlichkeit nicht gäntzlich aus den Augen setzen: Und diesen allgemeinen Lehrsatz erläutert er hernach mit zwey Beyspielen:

. . . . . Non ut
Serpentes avibus geminentur, tigribus agni.

Weil nemlich in der Natur, und darum auch in wahrscheinlichen Fabeln, ein Tiger und ein Lamm, eine Schlange und die Vögel, sich nicht wohl mit einander vertragen, und niemals in Freundschaft mit einander leben. Der deutsche Uebersetzer hergegen verwandelt den Lehrsatz in ein ganz absonderliches Exempel, von unbeseelten Dingen, die ob sie gleich gantz widerwärtiger Natur sind, gleichwohl täglich zusammen vermischt werden. Das Feuer wird in das Stroh gemischet, wenn man das Stroh anzündet: Will nun Hr. Gottsched verbieten, daß man kein Stroh mehr anzünde, oder den Dichter einer Kühnheit bezüchtigen, der erzehlet, man habe Stroh angezündet, welches ja auf keine andere Weise möglich ist, als daß man Feuer in das Stroh mische.

V. 19. Kein Tiger zeug ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.)

Dieser Gottschedische Imperativus hat seine Beziehung nicht auf die Natur, sondern auf die Schrift eines Poeten: Denn Gottsched will nicht den Thieren, sondern den Poeten Maßregeln fürschreiben. In der nachlezten Ausgabe lieset man zeugt, heckt. Aber seit einigen Jahren ist dem Uebersetzer der Imperativus geläuffiger worden. In dem Grundtext wird diese Verbindung widerwärtiger Thiere durch das geminentur gar deutlich dem Poeten zugeschrieben.

Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangē, 20.
Man schmückt sie hin und her mit Edelsteinen aus,
Beschreibt Dianens Häyn, Altar und Götterhaus,
Entwirft mit grosser Kunst des Rheinstroms Wasserwogen,
Und malt der Farben Glanz im bunten Regenbogen.
Das alles ist schon gut; nur hier gehörts nicht her. 25.

Dort

V. 20 Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangen.)

Der lateinische Poet kömmt hier auf die stolze Vermessenheit derjenigen Dichter seiner Zeit, die in ihren Gedichten nicht nach einem Plan, oder nach Absichten gearbeitet, sondern sich eingebildet, es sey in der Poesie alles willkürlich, das vornemste komme darauf an, daß man etwas wagen dörffe, und ein wenig prahlen und groß thun könne, das sind die Incœpta gravia & magna professa: Ob man nun was dergleichen aus der Uebersetzung errathen könne, das will ich dem Urtheil des Lesers überlassen.

V. 23. Entwirft mit grosser Kunst des Rheinstroms Wasserwogen.)

Das heißt in dem Lateinischen gantz einfältig Aut flumen Rhenum. Aber den vorhergehenden Vers,

Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,

in welchem der Poet die künstliche Beschreibung einer Bache ausführlich nachahmet, hat unser deutsche Uebersetzer gäntzlich weggelassen, doch so geschickt, daß es niemand leicht mercken kan, der nur die deutsche Uebersetzung liesct.

V. 25. Das alles ist schon gut; nur hier gehörts nicht her.)

Es ist freylich an dem, daß Horaz die poetischen Schildereyen für sich selbst betrachtet hier nicht tadelt; sondern

Dort stürzt ein wilder Sturm den Schiffer in das Meer:
Gesetzt, du könntest nun Cypressenwälder schildern,
Was hilft dir diese Kunst? da sich in deinen Bildern

Der

nur daß sie übel angebracht, und nicht am rechten Orte stehen: Sed nunc non erat his locus: Angesehen er in dieser Dichtkunst selbst nicht nur die Aehnlichkeit zwischen der Mahlerkunst und Poesie vielfältig treibet; sondern sich auch als einen geschickten Mahler wircklich erwiesen hat. Wie ferne im übrigen die poetische Schilderkunst zu dem Wesen der Poesie mitgehöre, das hat Horaz hier eben so wenig entscheiden wollen, als der deutsche Uebersetzer geschickt gewesen, solches zu erörtern. Leset seine Anmerckung nach.

V. 26 = = 30. Dort stürzt ein wilder Sturm den ꝛc.)

Wenn ich nicht irre, so will Horaz ferner zeigen, daß die Kunst der poetischen Schildereyen, sonderlich in pathetischen Stücken, wo man den Affect erregen soll, den Poeten leicht zu Ausschweiffungen verleiten könne, wenn sie nicht sehr behutsam und mit vielem Verstand gebraucht werden: Als wenn z. E. einer um Geld gedungen wäre, die erlittene Noth eines Menschen in einem Schiffbruch so beweglich vorzustellen, daß sie bey jedermann Mitleiden erwecken sollte; Dieser aber würde seine gantze Kunst in Beschreibung angenehmer Gegenstände, als etwann eines Cypressenwalds, bey dem der Nothleidende endlich ans Land gestiegen, erschöpfen, anstatt daß er alle die besondere die Gefahr des Schiffbruchs vergrössernden Umstände gantz lebhaft und beweglich ausdrücken sollte. Es ist beynahe eben das, was Persius in seiner I. Satyre v. 88. angemercket hat:

Men' moveat? quippe, & cantet si naufragus, assem
Protulerim. Cantas, cum fracta te in trabe pictum
Ex humero portas?

V. 27. Gesezt, du könntest nun Cypressenwälder ꝛc.)

Es mag freylich wohl seyn, daß Horaz durch die Cypressen hier insgemein etwas habe andeuten wollen, das eben

Der Schiffbruch zeigen soll, den jener für sein Geld,
Nach überstandner Noth, mit Fleiß bey dir bestellt. 30.

Dein

nicht die nothwendigste Verbindung mit der folgenden Beschreibung eines Schiffbruchs hätte: Doch läßt sichs nicht wohl begreiffen, daß sie gar keine Beziehung auf den Schiffbruch haben sollten, oder daß die getroffene Wahl unter so vielen andern Dingen, die eben so wenig mit einem Schiffbruch in Verbindung stehen, auf die Cypressen ohne einigen Grund sollte gefallen seyn. Hier hätte demnach der deutsche Uebersetzer wenigstens in einer beygefügten Anmerkung die Gründe dieser Wahl aus dem Alterthum erklären sollen: Nunc erat his locus. Allein wo ihn sein Bond, und die deutsche Acerra verläßt, da waget er es nicht bald uns geheime Nachrichten aus der Antiquität mitzutheilen.

V. 28. 29. Da sich in deinen Bildern der Schiffbruch ꝛc.

Horaz fodert weit mehr durch das Si fractis navibus exspes enatat: Da er eben durch das einzige Beywort exspes alle die Gefahr vergrössernden Umstände in eins zusammen fasset; und will, daß der poetische Mahler durch seine bewegliche Vorstellung der Gefahr, dem Leser alle Vermuthung einer möglichen Rettung abschneide. Der Hr. von Eckard hat dieses weit glücklicher und geschickter ausgebildet, wenn er sagt:

. . . . . Gesezt, du schilderst gut
Cypressenwälder ab. Wie aber, armes Blut,
Wird es dir dann ergehn, wenn du des Meeres Rasen,
Ein ganz zerscheitert Schiff, der tollen Winde blasen,
Und wie den Schiffer kaum ein Bret noch bringt empor,
Geschicklich mahlen sollst?

V. 29. 30. Den jener für sein Geld, nach überstandner Noth, mit Fleiß bey dir bestellt.)

Beym Horaz heißt es einfältig: Aere dato qui pingitur. Hergegen hat der deutsche Uebersetzer hier abermahl gewiesen, wie man ohne eine paraphrastische Kaltsinnigkeit, dennoch ohne Noth plauderhaft seyn könne. Gewiß ist, daß

Dein stolzer Anfang pralt von seltnen Wundersachen,
Wie reizt uns denn hernach der magre Schluß zum Lachen?
Kurz, alles was du schreibst muß schlecht und einfach seyn.
Doch, Piso, trügt uns oft des Guten falscher Schein.

Die

der verunglückte Schiffer, wenn er die Gefahr nicht überstanden hätte, sondern in dem Schifbruch zu Grund gegangen wäre, kein Gedicht mehr zu verarbeiten würde bestellt haben.

V. 31. 32. Dein stolzer Anfang pralt ꝛc.)

Ich muß fast glauben, daß Hr. Gottsched befürchtet habe, die figürliche Vorstellung seines lateinischen Dichters mögte für seine deutschen Leser zu unergründlich seyn: Und daß er folglich aus blosser Guthertzigkeit das embkematische Bild in seine Elemente aufgelößt, und darinnen von Hrn. Eckart, dem er doch öfters, als Horazen folget, abgewichen sey.

V. 33. Kurz, alles was du schreibst, muß schlecht und einfach seyn.)

Dieß ist der Schluß, womit Horaz, als mit einer Haupt-Regel seine bisherige critische Vorstellung beschließt:

Denique sit quidvis, simplex duntaxat & unum.

Simplex, d. i. unvermengt, nicht aus vielen ungleichen Stücken zusammengeflickt: et unum, d. i. nach einem Plan und nach einer Haupt-Absicht ausgeführt. Denn obgleich ein jedes Gedicht aus verschiedenen besondern Stücken bestehet, so muß dennoch je eines in dem andern, alle zusammen aber in der Haupt-Absicht gegründet seyn, damit sie nur ein gantzes ausmachen. Es ist mithin eine rechte Lust zu sehen, wie Hr. Gottsched diese Horazische Grund-Regel in einer beygefügten Anmerckung bald auf den Wohlstand in der Kleidung, bald auf die Fabel in einem Heldengedichte, oder Schauspiele zuzueignen gewußt hat: Ungeachtet Horaz hier mehr auf die Wahl und die geschickte Zu-

Die Kürze macht mich schwer. Man will natürlich singen, 35.

Und

sammenordnung und Einrichtung der Materie nach einer gewissen Zeichnung und Absicht überhaupt, als auf die besondere Form eines Gedichtes sein Absehen gerichtet hat. Dabey aber ist gantz unerhört, daß diese horazische Regel einen Grund an die Hand geben sollte, des Ovidius Bücher von den Verwandlungen, als allzu bunt und kauderwelsch durch einander gemischt, zu verwerffen, darum weil darinne wohl etliche hundert Fabeln stehen: Gerade als ob des Aesopus oder Phäders Fabeln darum nichts taugten, weil diese sinnreichen Dichter mehr als eine gedichtet haben: Da doch eine jede Fabel für sich selbst ein Ganzes ist, obgleich derselben etliche hundert in einem Buche beysammen stehen. Was aber das in der neuen Auflage hinten angeflickte hämische Urtheil von Miltons Paradies belanget, welches beynahe das einzige ist, so dem Verfasser in der gantzen Critischen Dichtkunst als eigen zugehöret, so ist dasselbe eine Wirckung von einem gewissen Morbo chronico, der ihn erst seit An. 1740. überfallen hat, und ihm unterweilen das Gehirn so übel zerrüttet, daß er meynt, er sehe geistlich und weltlich, Christlich und Heidnisch, alt und neu, sehr seltsam durch einander lauffen, ja gar Himmel, Erden und Hölle gantz unter einander vermischt. Auch diesen Vers hat Hr. von Eckard nicht übel getroffen:

Eins wehle, wenn du schreibst, auf eins muß alles gehn.

V. 35. Die Kürze macht mich schwer.)

Hier hat Hr. Gottsched Horazens Sinn nicht so fast durch die Uebersetzung erklären, als vielmehr mit einem Exempel erläutern wollen: Es ist auch in der That diese Uebersetzung ziemlich dunckel und zweydeutig: Denn man mögte sie leicht dahin mißdeuten, als ob Hr. Gottsched von einer gar kurzen Statur, und fast zwergemäßig, dabey aber corpulent und volleibig wäre: wenigstens könnten diejenigen spitzfündigen deutschen Leser, welche das bekannte Sprüchlein: **Mecänaten haben allzeit ihre Maronen gefunden**, von welschen Castanien verstanden haben, nach ihrer Hermeneutick dieses Hemistichium nicht wohl anders aufnehmen. Es

Und leyret lahm und matt. Der strebt nach grossen Dingen,
Und

ist darum sehr wohl gethan gewesen, daß Hr. Gottsched in der zweyten Auflage seines Versuches einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen den Lateinischen Text des Horatius gleich gegenüber beydrücken lassen, damit diejenigen Leser, denen das Latein noch eben so geläuffig ist als ihm, seine Uebersetzung daraus verstehen lernen. Er muß auch selbst gefürchtet haben, es mögte dieser zweydeutige Ausdruck seinem majestätischen Ansehen in der Einbildung vieler Leute nachtheilig seyn, er hat deßwegen in der dritten Herausgabe diesen Vers gantz umgegossen!

Streb ich der Kürze nach; mein Vers wird dunckel
klingen.

V. 36. Wer leichte Sachen liebt, wird niederträchtig
singen.)

Also heißt es in der letzten Auflage. Allein das Horazische Lenia oder Lævia geht nicht auf die Sachen, sondern auf die Rede oder den Ausdruck, und bezeichnet eine angenehme leichtfliessende Schreibart, die durch nichts rauhes und harttönendes unterbrochen wird: Nervi deficiunt animique, will nicht sagen **niederträchtig**; sondern **matt, seicht, ohne Nachdruck und Leben.** Es ist daher diese verbesserte Uebersetzung minder erträglich, als die erstere:

Man will natürlich singen und leyret lahm und matt.

So unglücklich aber Hr. Gottsched gewesen ist, Horazens Sinn in seiner Uebersetzung zu treffen: So glücklich ist er hingegen, diese Horazische Anmerckung durch sein Exempel zu bekräftigen: Er macht sich allerorten, insonderheit auch in dem Vorberichte zu dieser Dichtkunst die gröste Ehre davon, daß er in die Zunft der Sectantium lenia und levia mitgehöre, und fast alle seine Reimen, die er doch den angehenden deutschen Poeten als Muster von seinen Regeln anpreiset, zeugen genugsam, quod nervi deficiant animique. Persius hat von diesem Gottschedischen Geschmack geprophezeyet:

Quis populi sermo est? quis enim? nisi carmina molli
Nunc demum numero fluere, ut per læve severos
Effundat junctura ungues.

Und bläht sich schwülstig auf. Wenn jener furchtsam schreibt
Geschieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt.
Wer sich bemüht, ein Ding sehr vielfach vorzustellen,
Malt leicht den Stöhr ins Holz, den Eber in die Wellen. 40.

So

V. 37. 38. Wenn jener furchtsam schreibt, geschieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt)

Hr. Gottsched mahnet mich hier an die plauderhaften Trödelweiber, die ihre Erzehlungen mit der so beliebten Formel: Was geschieht! verknüpfen. Diese Formel so geschieht es daß dienet aber vornemlich den Vers leichtfliessend zu machen, und den Eckel der zarten deutschen Ohren zu verhüten: Man lasse diese Formel weg, so wird ein jeder der Ohren hat, bald verspüren, wie holpericht der Vers klinget. Eckart, dessen Uebersetzung doch die Gottschedische veranlasset hat, giebt dieses viel nachdrücklicher:

Traut man sich gar nichts zu, so kriecht man auf der Erden.

Man würde fast glauben, daß diese beyden Uebersetzer beym Horaz gelesen hätten:

Serpit humi cautus nimium, timidusque procellæ.

Allein da Gottsched in seinen beyden Editionen liest tutus nimium, so muß ich es einer sträflichen Nachläßigkeit zuschreiben, daß er seinen deutschen und verkleideten Horaz so sehr stümmlet: Er wird ja nicht glauben, daß tutus nimium eben dasselbe sey, was timidus. Horaz will hiermit anzeigen, daß eine kriechende und niederträchtige Schreibart sowohl von einem allzugrossen Vertrauen auf sich selbst, und daher entstehender Nachläßigkeit, als von einem allzugrossen Mißtrauen und verzagter Furchtsamkeit, da man gar nichts wagen darf, entstehen könne.

V. 39. Wer sich bemüht, ein Ding sehr vielfach vorzustellen.)

Rem prodigialiter variare, heißt nicht bloß, etwas vielfach vorstellen: Sondern es gehet auf das Ungemeine und Wunderbare; da man eine und eben dieselbe Sa-

So leicht ist es geschehn, auch wenn man sich bemüht
Von Fehlern frey zu seyn, daß sich der Kiel versieht.
Man läßt ein Fechterspiel aus dichtem Erzte giessen;

Da

che immer in einem fremden und seltsamern Licht vorstellen möchte, massen das Kindische und Frostige, wie Longin schon angemercket hat, eben aus einer Begierde allzeit etwas neues und ungemeines zu sagen entspringt. Der Hr. von Eckard hat dieses wiederum nicht übel getroffen:

Wer stets entzücken will, und viel auf Wunder hält,
Stellt leicht den Stöhr ins Holz, den Ochsen in den Belt.

V. 41. So leicht (bald) ist es geschehn, auch wenn man sich bemüht,
Von Fehlern frey zu seyn, daß sich der Kiel versieht.)

Es braucht in der That eine feine Kunst und grosse Geschicklichkeit, wenn man kurtz ohne Dunckelheit, fliessend ohne Mattigkeit, erhaben ohne Schwulst, behutsam ohne Niederträchtigkeit, und ungemein ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit schreiben will: Warum? Diese Fehler gränzen mit den Tugenden gar nahe zusammen, und eine angsthafte Behutsamkeit selbige zu vermeiden, wenn sie nicht durch die Kunst geleitet wird, stürzet uns nicht selten mitten darein: Das ist Horazens Meinung mit dem Verse:

In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.

Hr. Gottsched hat das si caret arte als überflüssig gäntzlich weggelassen, und den Horaz nur dahin erklärt, als ob er sagen wollte: Daß ein Poet, aller Behutsamkeit ungeachtet, gleichwohl nicht ohne Fehler seyn könne. Aber dieses heißt vielmehr einem andern seine Meinung andichten, als eines andern Meinung durch eine treue Uebersetzung erklären.

V. 43. Man läßt ein Fechterspiel aus dichtem Erzte giessen.)

Ich kan gar nicht errathen, was Hr. Gottsched gesehen haben muß, als er diesen und die vier folgenden Reimen

Da hat der Stümper nun die Nägel an den Füssen

Und

hingeschmieret hat: Es muß einer gar kein Latein verstehen, wenn er nicht mercken kan, daß Horaz von einem Giesser redet, der circa Ludum Aemilium gewohnet hat, dem er zwar das Lob beyleget, daß er die Nägel und die weichen Haare an einem Bild gar künstlich und natürlich ausdrüken könne, dabey aber nicht im Stande sey, ein ganzes Bild in seiner rechten Symmetrie aufzustellen. Sein Bond hätte ihn dieses lehren, und Hr. von Eckard hätte ihn vor einem solchen Schnitzer, der kaum einem Schüler zu verzeihen ist, verwahren können. Dieser giebt den Vers:

Aemilium circa ludum Faber imus, oder unus &c.

Seht an der Rennebahn den guten Giesser an,
Der Nägel und das Haar gar künstlich bilden kan.

Aber Gottsched wollte kurzum einen Stümper haben, und muß das Lateinische so verstanden haben, als ob es stühnde: Faber, qui circa ludum ab Aemilio datum ære exprimendum occupatur. Es ist darum auch das Bekänntniß, welches er wegen dieses Fehlers in der Vorrede zu der zweyten Auflage ableget, desto merckwirdiger, weil er daselbst die Offenbarung dieses Schnitzers einem werthen Freunde und grossen Kenner des Alterthums verdanket, auch dabey erinnert, daß es heissen sollte:

Beym Fechterplaz Aemils läßt man sich Bilder giessen.

Und doch ungeachtet dieses Bekänntnisses, welches in der neuen Auflage gantz feyrlich wiederholet worden, hat man in der Uebersetzung den alten Schnitzer wieder stehen lassen; woraus man gantz sicher schliessen kan, wie viel Sorgfalt auf die Ausbesserung dieser Uebersetzung von Zeit zu Zeit verwendet worden.

V. 44. Die Nägel an den Füssen.)

Wollte jemand fragen; ob denn ungues nur die Nägel an den Füssen, und nicht eben so wohl die an den Händen bezeichne? So kan ich nur so viel sagen, daß die Füsse hier ihren zureichenden Grund in dem Reimwort giessen haben.

Und jedes Haar des Haupts sehr künstlich ausgedrückt; 45.
Die Bildung überhaupt ist plump und ungeschickt,
Weil Ordnung und Gestalt und Stellung gar nichts taugen.
Viel lieber wünsch ich mir, bey schwarzem Haar und Augen,
Ein scheußlich Angesicht und krummes Nasenbein,

Als

V. 45. Und jedes Haar des Haupts sehr künstlich ausgedrückt)

Hr. Gottsched hat hier seine Uebersetzung so einrichten müssen, damit er Anlaß hätte die lustige Anmerckung, die an dem Rande steht, beyzufügen: Denn was Horazen belanget, so tadelt er die künstliche Ausdrückung der Nägel und der Haare nicht als nichtswürdige Kleinigkeiten; sondern er will nur so viel sagen, daß die Kunst eines solchen Giessers noch sehr unvollkommen sey. So ist auch der lateinische Ausdruck & molles imitabitur ære capillos gantz poetisch, und für den Giesser sehr rühmlich: Da insbesondere das Beywort Molles von grosser Deutlichkeit ist, und anzeiget, daß der Giesser die Haare so künstlich in hartem Erzt auszudrücken wisse, daß man sich fast verreden sollte, die Haare wären natürlich und weich.

V. 46. 47. Die Bildung überhaupt ist plump und ungeschickt. ꝛc.)

In der neuesten Auflage heißt es: Die ganze Bildung nur ꝛc. Von welcher Aenderung man zweifelsfrey den Grund in den verwehnten Ohren des Uebersetzers suchen muß: Gestalt Summa operis noch eher die Bildung, den rohen Plan, und die Form des Wercks überhaupt bezeichnet, als das gantze wircklich ausgearbeitete Werck: nam ponere totum opus nesciet. Gottsched, wann er diese Worte also übersetzet:

Weil Ordnung und Gestalt und Stellung gar nichts taugen,

erkühnet sich demnach von einem Wercke zu urtheilen, das niemahls zur Welt gekommen ist.

Als daß ein Vers von mir, wie dieses Bild soll seyn. 50

Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl versteht,
Versuchts, wie weit die Kraft von euren Schultern geht,
Und überlegt es wohl: So wird nach klugem Wählen,
Den Schriften weder Kunst, noch Licht, noch Ordnung fehlen.

Mich

V. 50. Als daß ein Vers von mir, wie dieses Bild soll seyn.)

Wenn diese Stelle einen Verstand haben soll, so muß man hier durch einen Vers ein gantzes Gedicht verstehen: Wer siehet aber nicht, daß diese Figur hier gantz ungeschickt angebracht worden? Sonst gehet die Vergleichung Hunc ego me, si quid componere curem, non esse velim, nicht auf das Bild, quod totum nunquam positum est; sondern auf den Fabrum selbst: Horaz sagt; Wenn er je ein poetisches Werck auszuführen gedächte, so möchte er in der Kunst diesem Giesser nicht ähnlich seyn; eben so wenig als einem Bilde, das neben schönen schwarzen Haaren und Augen eine scheußliche und ungestalte Nase hat, die das gantze Angesicht verstellet.

V. 51. Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl versteht.)

Es ist eben das, was Hr. von Eckard schon zuvor noch kürzer gegeben hat:

Schreibt nur was ihr versteht und das Geschick euch gönnt.

Es ist aber diese Art des Ausdrucks zu unbestimmt. Horaz sagt viel einfältiger: Ihr Dichter, wehlet euch eine Materie, die ihr geschickt auszuführen vermöget: damit es euch nemlich nicht gehe, wie dem oben eingeführten Giesser.

V. 53. 54. So wird nach klugem Wählen, den Schriften weder Kunst, noch Licht, noch Ordnung fehlen.)

Die Uebersetzung hänget hier gar übel zusammen; es ist in dem vorhergehenden gar kein Wort von einer Wahl geredet

Mich dünkt, daß sich allda der Ordnung Schönheit zeigt, 55.

Wenn

worden, darauf sich hier der Nachsatz beziehen könnte: Gottsched hat nur gewarnet, die Dichter sollten nicht alles unterfangen, sondern ihre Kräfte zuerst prüffen, und die Sache reiflich überlegen. Nun will sich die Folge: So wird nach klugem Wehlen: ꝛc. mit dem Vordersatz gar nicht reimen. Daneben schreibt er den Vortheil, der aus einer guten Wahl natürlicher Weise herfliessen soll, nicht dem Poeten, wie Horaz, sondern der Schrift selbst zu, die doch in diesem Fall noch als ungebohren betrachtet werden muß: Und endlich zertrennet er den doppelten Vortheil, den Horaz anführet in drey Absätze. Horaz redet nur de facundia, welches unstreitig auf die Worte und einen geschickten Ausdruck gehet; und de ordine lucido, d i. von einer solchen Verfassung der Materie, wodurch dieselbe in ihr rechtes Licht gesetzt wird. Der Hr. von Eckard, den er doch ziemlich verächtlich tractirt, und weit übertroffen zu haben gläubet, hat diese Fehler grösstentheils glücklich vermieden, und den Verstand nicht übel ausgedrückt:

Habt ihr denn recht gewählt, so dörft ihr euch nicht quälen,
Euch wird an Worten nicht, noch auch an Ordnung fehlen.

Es ist auch die Verwirrung, die Gottsched in seine Uebersetzung gebracht hat, um so viel ungeschickter, weil sie uns die Eintheilung und Verknüpfung der folgenden Sätze des Horazen, die sich auf diesen doppelten Vortheil gründet, gäntzlich aus den Augen rücket; Massen er erstlich von dem Nutzen einer guten Ordnung, und dann von dem, was bey dem Ausdruck und dem Gebrauch der Wörter für Behutsamkeit zu beobachten sey, unterschiedlich handelt. Ich bin allzeit angestanden, ob das rem potenter legere in dem Sinn, wie es gemeiniglich genommen wird, mit dem lateinischen Gebrauch übereinstimme: Denn man sagt wohl prudenter eligere; aber potenter ist ganz ungewöhnlich: Ich bin darum auf die Gedancken und die Vermuthung gefallen, res potenter lecta bezeichne hier, was man wohl gelesen und fleißig studiert hat.

Wenn man das Wichtigste von vorne zwar verschweigt,
Doch räthselhaft entdeckt; und klug im Unterscheiden
Die schönsten Sachen wehlt, die schlechten weis zu meiden.

In

V. 56. **Wenn man das wichtigste von vorne zwar verschweigt, doch räthselhaft entdeckt)**

Es ist so ferne, daß man aus diesem Stücke der so genannten deutschen Uebersetzung sollte errathen können, welche Lateinische Verse dadurch sollten erklärt worden seyn; daß man nicht einmahl wissen kan, was der Uebersetzer habe sagen wollen. Es läßt in der That nicht bloß räthselhaft, sondern gantz wiedersinnig, **dasjenige was man verschweigt räthselhaft entdecken.** In der beygefügten Anmerckung, wo er ohne Grund diese Horazische Stelle auf das Epische Gedichte und die Tragödie insbesondere ziehen will, (da doch offenbar ist, daß Horaz von der Ordnung überhaupt redet) stößt er seine Uebersetzung wieder völlig über einen Hauffen, wenn er anmercket, **daß man in einem Epischen und theatralischen Stücke gleich von vorne, obgleich nur dunckel melden müsse, wovon es handle; da inzwischen die völlige Auflösung der ganzen Verwirrung ganz aufs letzte bleiben müsse.** Es wäre denn Sache, daß **etwas verschweigen, und es wiewohl nicht ausführlich melden** gleichgültige Redensarten wären. Zwar kan man endlich noch aus der absonderlichen Zueignung dieser Stelle auf das Epische und Theatralische Gedichte wohl mercken, wohin Hr. Gottsched mit seinem räthselhaften Ausdruck zielet; er will nemlich eben das zu verstehen geben, was Horaz unten von Homers Gedichte allen Epischen Dichtern zum Beyspiel angemercket hat:

Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo:
Semper ad eventum festinat, & in medias res,
Non secus ac notas, auditorem rapit: & quæ
Desperat tractata nitescere posse, relinquit.

Allein so gehts, wo man sich einmahl dergleichen seltsame Träume in den Kopf gesetzet hat, als wir von Hr. Gottsched angemercket haben, da er nemlich in dem Vorbericht zu di-

In neuer Wörter Bau, sey kein Poet zu kühn;
Das älteste läßt sich oft auf neue Sachen ziehn, 60.
Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären.

Doch fer Uebersetzung gantz keck vorgiebt: Die grösten Bewunderer Horazens gestehen, daß dieses Werckgen ohne alle Ordnung geschrieben sey. Es ist freylich an dem, daß die Lateinischen Verse nicht ohne alle Schwierigkeit sind, und daß es unter den Criticis noch nicht ausgemachet, wie man diese Verse eigentlich eintheilen und absetzen soll: Doch ist so viel gewiß, daß Horaz hier nichts anders lehren will, als, man müsse eben nicht alles sagen, was man sagen könnte, sondern allemahl nur so viel, als sich zu unserm Vorhaben schicket, und das mehrere auf eine andere Gelegenheit versparen: welches der Hr. von Eckard wiederum nicht übel getroffen:

Sag was du sagen must: doch halt auch viele Stücke
Die du wol sagen kanst, vors erste noch zurücke.

V. 59. In neuer Wörter Bau)

Ich bitte hier nur anzumercken, wie die Metapher, deren sich der Lateinische Poet bedienet, ohne Vergleichung geschickter ist, als der Gottschedianische **Wörter-Bau**: Er vergleicht die Wörter mit dem Saamen, der ausgestreuet wird, und will, daß die neuen Wörter in einer Schrift nur dünne und mit Behutsamkeit gesäet seyn sollen. Sonst ist diese gantze Stelle bis auf den 67. Vers in dem IIten Theile der Critischen Dichtkunst Hrn. Prof. Breitingers auf dem 213. Blat u. f. in ein helles Licht gesetzt worden.

V. 61. Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären)

Dieses ist eine so seltsame und unerhörte Regel, an die Horaz wohl nicht gedacht haben mag, und deren Erfindung wir lediglich der philosophischen Einsicht Hrn. Prof. Gottscheds, als eines öffentlichen Lehrers der Welt-Weißheit und Dichtkunst zu dancken haben.

Doch sollten Kunst und Fleiß ein neues Ding gewähren,
So stellt mans ungescheut durch einen Ausdruck dar,
Der unsern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß bescheiden thut, dem kan mans nicht verwehren. 65.
Zuweilen kan man auch der Wörter nicht entbehren,
Die Griechenland uns leiht. Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kan ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret, 70.
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein solches Wesen macht,
Wenn ichs zuweilen thu? Wer hat mich hier zu schelten?
Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.

So

V. 62. Doch sollten Kunst und Fleiß ein neues Ding gewähren.)

In dieser Uebersetzung kan ich wiederum nichts von dem philosophisch-poetischen Ausdruck des lateinischen Dichters gewahr werden:

. . . . . Si forte necesse est,
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum.

Er betrachtet die Worte als Zeichen der Gedancken und Sachen; und achtet gar nicht vor nöthig hier zu lehren, wie neue Sachen können entdeckt werden.

V. 67. Die Griechenland uns leiht)

Wie unbestimmt und kahl ist dieses gegen dem lateinischen:
Si græco fonte cadant parce detorta.

V. 74. Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.)

So wie es alle Jahr belaubten Wäldern geht; 75.
Das welcke Laub fällt ab, das neue Blatt entsteht:
So gehts den Sprachen auch. Ein altes Wort verschwindet,
Indem sich unvermerckt ein neuer Ausdruck findet.
Dem Tode sind nicht nur wir Menschen unterthan,
Sein Arm greift alles das, was menschlich heisset, an. 80.
Hier läßt ein Julius den neuen Hafen bauen,
Dem sich bey Sturm und Fluth die Flotten anvertrauen,

Ein

Der Hr. von Eckard hat dieses noch deutlicher gegeben:

Die Reden sind wie Geld,
Da neues altem gleich, wenns nur die Probe hält.

V. 77. 78. Ein altes Wort verschwindet, indem sich unvermerckt ein neuer Ausdruck findet.)

Man darff nur das Lateinische zu Rath ziehen, so wird man bald sehen, daß dieses eine elende Translatio puerilis sey: Horaz sagt auf eine recht poetische Art:

Ita verborum vetus interit ætas,
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.

In diesem gantzen Stücke von dem 75. bis auf den 100. Vers hat sich Horaz als einen geschickten poetischen Mahler erwiesen, und den Satz von der Unbeständigkeit und leichten Veränderung der Sprachen und Wörter mit prächtigen Bildern in Absicht auf den Unbestand aller menschlichen Dinge ausgeschmückt. Dieses poetische Stück hat er mit der Vergleichung von dem Laube der Bäume, welches alle Jahre abfällt, eingeführt; und in dem Nachsaze dieser Vergleichung den Leser durch die kräftigsten Ausdrückungen zu der folgenden poetischen Erweiterung vorbereitet. Allein dieses sind lauter unerkannte Schönheiten für unsern Ueberfetzer, angesehen er dieses gantze Stück so matt und nachläßig übersetzet hat, daß es zu erbarmen ist: welches um so viel sträflicher ist, da sein

Doch sollten Kunst und Fleiß ein neues Ding gewähren,
So stellt mans ungescheut durch einen Ausdruck dar,
Der unsern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß bescheiden thut, dem kan mans nicht verwehren. 65.
Zuweilen kan man auch der Wörter nicht entbehren,
Die Griechenland uns leiht. Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kan ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret, 70.
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein solches Wesen macht,
Wenn ichs zuweilen thu? Wer hat mich hier zu schelten?
Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.

So

V. 62. Doch sollten Kunst und Fleiß ein neues Ding gewähren.)

In dieser Uebersetzung kan ich wiederum nichts von dem philosophisch-poetischen Ausdruck des lateinischen Dichters gewahr werden:

. . . . . Si forte necesse est,
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum.

Er betrachtet die Worte als Zeichen der Gedancken und Sachen; und achtet gar nicht vor nöthig hier zu lehren, wie neue Sachen können entdeckt werden.

V. 67. Die Griechenland uns leiht)

Wie unbestimmt und kahl ist dieses gegen dem lateinischen:
Si græco fonte cadant parce detorta.

V. 74. Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.)

So wie es alle Jahr belaubten Wäldern geht; 75.
Das welcke Laub fällt ab, das neue Blatt entsteht:
So gehts den Sprachen auch. Ein altes Wort verschwindet,
Indem sich unvermerckt ein neuer Ausdruck findet.
Dem Tode sind nicht nur wir Menschen unterthan,
Sein Arm greift alles das, was menschlich heisset, an. 80.
Hier läßt ein Julius den neuen Hafen bauen,
Dem sich bey Sturm und Fluth die Flotten anvertrauen,

Ein

Der Hr. von Eckard hat dieses noch deutlicher gegeben:

. . . Die Reden sind wie Geld,
Da neues altem gleich, wenns nur die Probe hält.

V. 77. 78. (Ein altes Wort verschwindet, indem sich unvermerckt ein neuer Ausdruck findet.)

Man darff nur das Lateinische zu Rath ziehen, so wird man bald sehen, daß dieses eine elende Translatio puerilis sey: Horaz sagt auf eine recht poetische Art:

. . . Ita verborum vetus interit ætas,
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.

In diesem gantzen Stücke von dem 75. bis auf den 100. Vers hat sich Horaz als einen geschickten poetischen Mahler erwiesen, und den Satz von der Unbeständigkeit und leichten Veränderung der Sprachen und Wörter mit prächtigen Bildern in Absicht auf den Unbestand aller menschlichen Dinge ausgeschmückt. Dieses poetische Stück hat er mit der Vergleichung von dem Laube der Bäume, welches alle Jahre abfällt, eingeführt; und in dem Nachsaze dieser Vergleichung den Leser durch die kräftigsten Ausdrückungen zu der folgenden poetischen Erweiterung vorbereitet. Allein dieses sind lauter unerkannte Schönheiten für unsern Ueberfetzer, angesehen er dieses gantze Stück so matt und nachläßig übersetzet hat, daß es zu erbarmen ist: welches um so viel sträflicher ist, da sein

Ein königliches Werck! Was kan Augustus thun?
Er trocknet Seen aus, und kann nicht eher ruhn,
Als bis wir, wo der Wind die Flaggen pflegt zu wehen,
Ein fruchtbar Ackerland und fette Wiesen sehen.
Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf,
Und schränckt die Fluthen ein. Das allzumal hört auf;
Der grösten Wercke Pracht muß endlich untergehen:
Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerstehen?

So

Vorgänger, der Hr. von Eckard, einige Stellen mit einer poetischen Munterkeit recht lebhaft ausgedrücket hat: als z. E.

So gehts den Wörtern auch; bald siehet man sie stehn
In ihrem Jugend Flor, bald abgelebt zerfallen.
Der Tod behält sein Recht an uns so wohl als allen,
Was immer unser heißt. . . . .

V. 84. Er trocknet Seen aus, und kan nicht eher ruhn ꝛc.)

Das Wunderbare, welches in dem Lateinischen herrschet, ist hier gäntzlich verwahrloset.

. . Sterilisve palus prius aptaque remis
Vicinas urbes alit, et grave sentit aratrum.

V. 87. Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf, und schränckt die Fluthen ein.

Das cursum frugibus iniquum ist gäntzlich ausgelassen, und das Doctus iter melius gantz geschwächt. Das letzte giebt der Hr. von Eckard:

Heißt ihn in Schrancken gehn.

V. 90. Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerstehen?

Auch diese Stelle hat der Hr. von Eckard nicht unglücklich übersetzt:

So manch verlegnes Wort, das längst vergessen war,
Kömmt wieder an das Licht, und stellt sich schöner dar,
Und was man itzo braucht, das wird man einst vergessen;
Kurz, Sprachen müssen sich nach der Gewohnheit messen.

Gehts nun den Thaten so, was wollen Worte klagen,
Daß man sie überlebt? . . . . .

V. 99. Kurz, Sprachen müssen sich nach der Gewohnheit messen.)

Neben dem, daß der deutsche Ausdruck ziemlich undeutlich ist, so ist auch dieser Vers mit eben dem Fehler behaftet, daß er den Nachdruck der Grundschrift gäntzlich verwahrloset. Ich darf mich nicht scheuen, des Hrn. von Eckards Verse auch hier den Gottschedischen an die Seite zu setzen:

. . . . Man wird nach unsern Tagen
Viel wiederkommen und auch viel verfallen sehn,
Die izt bey jedermann in vollen Ehren stehn;
Wenn dem gemeinen Brauch, der hier Geseze giebet,
Und Oberherrscher ist, es dermahleinst beliebet.

Nachrichten von einigen neuen Schrifften.

Folgende Schrifften, von denen mir zwar meistens nur die Titel mitgetheilet worden, scheinen mir von einer Natur zu seyn, die mit den Absichten gegenwärtiger Sammlung allerdings übereinstimmt. Ich will sie dem Leser in der Hoffnung ankündigen, daß die Verfasser mir selbige anvertrauen und vergönnen werden, sie künfftig nach und nach in dieser Monatschrift an das Licht zu stellen.

Der **Antichrist des Witzes**, oder die Geschichte von der geistlichen Hierarchie in Dingen, die Geist und Witz anbelangen. In diesem Wercke werden die Mittel und Staats-Regeln erzehlet, durch welche die herrschenden Poeten sich über den Verstand und das Urtheil erhoben, durch was vor Anstalten und Verfassungen sie sich bey der Herrschafft erhalten, und wie dapfer sie den Nachstellungen und Ueberfällen ihrer Gegner widerstanden haben.

Von der Geburt, dem Wachsthum und dem Alter der **Grillen**, oder physicalische Beschreibung, wie die Grillen erstlich gleich dem Froschlache mit einem halben Leben in dem Kopfe des Dichters als Embryones liegen; wie man sie gleich nach ihrer Geburt schreyen lehret; wie sie hernach, wenn sie halb ausgewachsen sind, in den

Rei-

Reimen zu paaren in Ordnung aestellet werden, und auf poetischen Füssen dem Boden nach kriechen lernen; endlich wie sie nach einem dreytägigen Leben durch ihre eigene Blödigkeit einfallen, und Angesichts verschwinden.

Die **neueste Art der Complimente** mit nachdrücklichen Exempeln aus den Schrifften Gottsch. Schwab. Schwartzens, und anderer höflicher Leute belebet.

Von dem **Regimente des Storchen** über die Frösche. Dieses Werck ist voll politischer Grundregeln, die in einer historischen Form vorgetragen werden. Es wird umständlich erzehlt, wie der Storch auf den vortrefflichen Einfall gekommen, bey dem Volck der Frösche gantz willkührliche Gesetze einzuführen, welche keinen Grund in dem Wohlseyn, oder der Bedürfniß derselben haben, sondern eine blosse Erfindung des Gehirns und des Eigensinns sind: und was vor grosser Nutzen daher für die Person des Regenten entstanden, wie er dadurch in den Stand gekommen der Unterdruckung einen Titel zu geben; der Tugend des Gehorsams Gelegenheit gegeben, in ihrem schönsten Lichte zu erscheinen, und neue Rechte erlanget, seine Tafel-Güter zu vermehren ꝛc.

Untersuchung eines **Gewissensfalles**, wie eine geschickte Freundin sich zu verhalten hätte, falls sie die Unordnung und das Elend in den Schrifften ihres Freundes, theils durch die Kraft ihres eigenen Verstandes, theils aus den Straff- und Lehrschriften seiner Gegner erkennete; ob sie die

Par-

Partey der Wahrheit oder der Freundschafft ergreiffen sollte.

Die **elenden Poeten** Deutschlands auf einem Gastgebothe mit Apollo, dem Momus, und dem Silenus.

Beweis, daß eine artige Lügen erlaubt sey, wann der Ruhm und das Ansehen eines herrschenden Dichters damit gerettet werden kan; daß man im übrigen alle Falschheit vermeiden, und Treue und Glauben halten müsse.

Vollständiges **Verzeichniß der Spottnamen** und Scheltworte, welche den schweitzerischen Kunstrichtern von denjenigen angehänget worden, welche sie beflissen gewesen waren, verständiger zu machen.

Kurze Liste derjenigen deutschen Poeten, welche nicht um das Brod, noch aus Schuldigkeit, sondern krafft ihres Naturells und um die Ehre geschrieben haben.

Beweis, daß es keine Schande sey, die deutsche Sprache nicht zu verstehen. Es wird aus dem Hauptgrunde bewiesen, weil so viele Ertzväter, Propheten, Weltweise, Heilige und Helden sie nicht verstanden haben.

Untersuchung, wie viel ein **Beweis**, der in der schweitzerischen Mundart abgefasset ist, dadurch von seiner Bündigkeit verliehre.

VINDICIÆ HALLERIANÆ, oder Rettung der Sprache Hr. Hallers, die von gewissen Sprachrichtern der Härtigkeit, der Zweydeutigkeit, und der Dunckelheit angeklaget worden.

Die Mütze, eine Erzehlung aus dem Lande der Feyen. Die Nymfe Nefeline hatte den König Laurin mit einer Mütze beschenckt, so die Tugend hatte, daß ein jeder, der sich damit den Kopf warm machete, in eine hertzliche Zufriedenheit mit allen seinen Einfällen verzücket ward. Eine andere Nymfe, Nahmens Gustosa, nahm ihm diese betrügliche Kappe, und gab ihm für dieselbe eine andere, die von der Kraft war, daß sie den Kopf von abgeschmackten Einfällen und falschen Gedancken reinigte. Dem König Laurin schmeckete izo keine Zeile mehr von seinen vorigen Geburten, er war mit seinen besten Gedancken niemahls zufrieden, er arbeitete langsam, und strich mehr Verse wieder aus, als er behielt. Indessen hätte die neue Mütze nur den Geschmack geheilet, das Hertz war verderbt geblieben. Er bedaurete den Verlust seines Irrthums, und verlangete nach seiner vorigen Glückseligkeit. Gustosa fand sich dadurch beleidiget, und warff ihm seine alte Mütze wieder zu.

* * * * * *

Versuch

eines

Epischen Gedichtes

von David dem König in Juda;

mit Vorrede und Anmerckungen

über die Anlage desselben;

Nach den Begriffen der vornehmsten

Kunstverständigen.

Vorrede

Von der Tüchtigkeit der Geschichte Davids zu einem heroischen Gedichte.

Ein poetisches Auge siehet in dem ersten Anblicke, daß in der Geschichte Davids gantz würdige und bequeme Materien enthalten sind, solche erhabene, grosse und wunderbare Vorstellungen daraus zu verfertigen, welche in dem Epischen Gedichte herrschen sollen, den Geist auf einen hohen Grad der edelsten Neigungen und Empfindungen zu erheben. Die Tugenden eines Helden, die Großmuth, die Standhaftigkeit, die Gottesforcht, fanden sich in dem vortrefflichsten Maasse bey ihm; Er war mit dem Geist des Herren angefüllet, er hatte die Gunst Gottes, der Himmel war in allen seinen Unternehmungen mit ihm; er ward durch eine Menge wunderbarer Begegnisse von dem Schäferstande auf den Königlichen Stuhl in Juda und Israel erhoben; er war einer von den Stamm-Vätern, aus welchen der Heiland der Welt gebohren werden sollte. Das Volck, welches er beherrschete, war das eigenthümliche und erwehlte Volck Gottes,

welchem der Höchste seine Gegenwart auf eine ausnehmende Art gegönnet, und es gewürdiget, daß er selbst die Religion und die Policey bey ihm eingerichtet, und ihre Sitten und Gesetze verfasset hat.

Eine Materie aus der wahren Religion, wie damahls die Jüdische war, hat vor einem Gedichte, das auf die Heidnische Mythologie gegründet ist, den Vortheil der Wahrscheinlichkeit in seinen wunderbarsten Erdichtungen. Wo der Poet seine Zuflucht zu den Gottheiten der Heiden nehmen muß, höret die Wahrscheinlichkeit bey unsern Lesern alsobald auf, weil ihnen nicht wahrscheinlich vorkommen kan, was von ihnen nicht nur vor falsch, sondern vor unmöglich gehalten wird; Nun ist unmöglich, daß durch die Macht dieser Götzen, die ein eiteles Hirngespinste sind, Dinge geschehen, welche die Natur und das Vermögen der Menschen übersteigen. Hierzu kömmt, daß die wahre Religion eine andere Hoheit, eine andere Würde, eine andere Majestät, so wohl in den himmlischen und den höllischen Versammlungen, als in den Wahrsagungen und den feyerlichen Solennitäten mit sich führet, als die Heidnische thun würde. Die Hebräische hat in diesen Stücken, in den Festen, den Ceremonien, den Sitten, einen solchen Pomp, mit welchem die Heidnischen

Opfer-

Opfer- und Fest-Gebräuche in keine Verglei-chung kommen.

Die Materie von der Geschichte Davids hat überdieß den Vortheil, daß sie durchge-hends bekannt ist, und die Gunst der Lesenden zum voraus hat. Wiewohl sie von einem so grossen Alter ist; wiewohl die Personen und die Sitten von uns und unsern Sitten so weit entfernet sind, so sind sie uns doch nicht frem-de; wir haben sie in frischem Gedächtniß, und sind für sie schon zuvor mit Ehrfurcht, Hoch-achtung, Freundschaft und Zuneigung einge-nommen. Der Poet hat einen wichtigen Vor-sprung, der eine Materie erwehlt, welche schon in sich die Gunst und die Liebe der Zuhörer hat.

Bey diesen vortheilhaften Dingen erfordert eben diese Materie eine grosse Vorsichtigkeit, daß der Poet mit der Anständigkeit, und mit der Majestät rede, welche ihr gebührt und ei-gen ist. Der Mangel dessen hat gemacht, daß verschiedene Gedichte, die auf die wahre Religion gegründet waren, mit allem Rechte getadelt worden. Es ist wider die Vernunft und wider die Heiligkeit der Religion, daß man sich hierüber so viel Freyheit herausneh-me, als Virgil genommen hat, da er von sei-ner Religion redet. Eine solche Materie will deßwegen von einem Kopfe tractirt werden,

der die Mythologischen Hilffsmittel der alten Poeten nicht nöthig hat, seinen Geist zu erhitzen, und seinen Talent aufzuwecken; der die Poesie, die Redensarten, und die Erfindungen der Griechen und der Römer ohne Schaden entbehren kan.

Wen diese und dergleichen Betrachtungen auf den Entschluß geführt haben, Hand an diese Materie zu legen, der muß vor allen Dingen bemühet seyn, die Geschichte Davids dergestalt an eine eintzige Haupthandlung zu binden, daß aus dieser alle die übrigen natürlich herausfallen; sie müssen mit derselben so genau verknüpft werden, daß man sie vor Theile derselben ansehen muß. Diese Einheit der Handlung wird nicht darum erfordert, weil wir sie im Homer finden, oder weil Aristoteles sie vorgeschrieben hat, sondern weil Homer, und Aristoteles aus ihm, erkennt haben, und die Einsicht in die Natur des Menschen es so giebt, daß der Geist und das Gemüthe dadurch beysammen behalten, und vor Verwirrung und Kaltsinnigkeit bewahret, und weit tiefere Eindrücke gemachet werden. Sie schliesset die Mannigfaltigkeit der Begegnisse und Umstände nicht aus, nur bedinget man, daß diese der Einheit nicht im Lichte stehen, noch den Zusammenhang verdrüßlich und verwirrt machen. Dieses erhält man, wann die Bege-

bens

benheiten in eine solche Ordnung gesetzt werden, daß sie ungezwungen aus einander hervor fallen, insonderheit, wann sie sämtlich an eine Angelegenheit geknüpft sind, welche beständig im Gesichte behalten wird. Ferner wann eine Sache, eine Regung, eine Person etliche mahl, und allemahl in einem verschiedenen Lichte mit Vermeidung aller Widerholung vorgestellet wird. Daher entsteht nun eine würckungsreiche herrliche Einfalt.

Gravina, der es vor einen Eigensinn der Kunstlehrer gehalten, daß sie nur denjenigen vor einen geschickten Epischen Erzehler halten, der wenig Sachen, so auf eins loslauffen, nicht aber den, der viele und vortreffliche Sachen erzehlt, muß nichtsdestoweniger gestehen, daß er es „ auch selber vor die grösse„ ste Kunst halte, wenn man den Geist mit „ einem Wercke von einem wohl-eingetheilten „ Ebenmaasse angenehmer einnehmen und un„ terhalten könne, wo die Geschichte sich zwar „ in viele Begegnisse ausbreitet, und dennoch „ auf eine einzige hinausläuft, wie viele Li„ nien, die in einem Mittelpuncten zusam„ menlauffen. Aber er füget hinzu, er kön„ ne nicht begreiffen, warum ein Poet, der „ wahrscheinliche Dinge erzehlet, und mit le„ bendigen Farben schildert, nur darum weil „ sie ohne obige Kunst auf eine andere Art

„ erfunden und angeordnet sind, nicht vor
„ einen Epischen Poeten und Erzehler sollte
„ gehalten werden, zumahl, da die Sachen
„ in der Natur auf sehr verschiedene Arten
„ geschehen können, und eben darum vergön-
„ net seyn sollte, sie auch auf verschiedene Art
„ zu erfinden und zu erzehlen, entweder wie
„ sie an einem Bande und einer Angelegen-
„ heit hangen, oder wie sie vielfältig unter-
„ schieden, und in grosser Anzahl sind.„ Al-
lein, wenn der erstere Weg der vortrefflichere
ist, und höhere Würckungen thut, mit was
vor Recht heißt er es einen Eigensinn, wenn
wir demselben den Vorzug vor dem andern
geben? Ist es doch in der Natur des Men-
schen, daß er allemahl das erwehlet, was er
vor das beste erkennet? Sollten wir dem Poe-
ten nicht dancken, der uns mit dieser Menge
von gantz verschiedenen Begegnissen und Ge-
schichten verschonet, die ohne Ende auf einan-
der gehäuffet, und öfters so in einander verste-
ket werden, daß sie lauter Verwirrung in dem
Geiste verursachen, das Gedächtniß ohne
Noth belästigen, und denen, welche gerne das
Ende sehen möchten, so sehr mißfallen, daß
sie solche überhüpfen, damit sie der Haupt-
Handlung nacheilen. Wir wollen diesem
Kunstrichter, wann er nichts weiters verlan-
get, gerne einräumen, daß seine zusammenge-

reigeten Geschichten auch Epische Erzehlungen seyn, aber nur im kleinen, massen eine jede eine eigene Fabel ausmachet, und der Poet, wann er mit einer fertig ist, sein Werck vollendet hat, so daß er die Länge des Epischen Gedichtes nicht anders erhalten kan, als wann er etliche derselben hinter einander setzet, welches ihm sehr leicht ist, gestalt es nur in seiner Willkühr steht, zehne, zwantzig und noch mehrere hinter einander zu schreiben, weil ihm von der Kunst kein Ziel vorgeschrieben ist, und er eben so wenig an zwanzig, als an zehne gebunden ist. Aber die Eindrücke von allen diesen Erzehlungen werden um so viel schwächer seyn, als sie verschiedener, und von mehrern Arten sind. Wie viel gewisser und nachdrücklicher trifft der Poet das menschliche Gemüthe, der sich keine Zwischengesänge, keine Neben-Handlungen erlaubt, welche nicht nothwendige Theile der Haupt-Handlung seyn; welche man mit desto grösserm Vergnügen liest, je weniger Mühe es uns kostet, sie zu behalten, und wo das Hertz dem Affect sich um so viel leichter ergiebt, weil der Verstand nicht beschäfftiget ist, die Umstände, so denselben erreget haben, aus einander zu lesen; endlich wo die Mannigfaltigkeit mit der Einfaltigkeit verbunden ist. Man hat dann keine Verwirrung zu befahren, welche das, was

uns

uns ein Zeitvertreib seyn sollte, zu einer Arbeit und einer Lection machen würde; Man darf auch nicht fürchten, daß man nur schwache Eindrücke auf das Hertz thue, wie diejenigen, die sich bestreben, verschiedene und vielerley Eindrücke zu machen.

Es ist wahr, der andere Weg ist viel leichter, und es erfordert weniger Geist, zu machen, daß in viele und abgesonderte Handlungen eine Menge vielfältiger Begebenheiten kommen, man erkennet darinnen weder Kunst noch Geist des Poeten, und ein gemeiner Gelehrter wird dieses bald eben so gut zuwege bringen, als ein scharfsinniger Kopf. Diejenigen, welche sich dergestalt mit einem Schatze von Materien versehen, thun es aus Mißtrauen auf ihre eigene Kräfte, sie müssen einen Leib haben, auf welchen sie sich stützen können, und weil sie nicht so viel eigenthümliches haben, daß sie uns damit angenehm unterhalten können, so wollen sie, daß die Begebenheiten und die Erzehlung uns ergetzen. Minus illis ingenio laborandum fuit, in cujus locum materia succesſerat. Man sieht sie halb hüpfend und halb fliegend von einer Erzehlung zur andern, wie von einem Aste zum andern flattern, wie ein Vogel, der seinen Flügeln noch nicht weiter, als auf eine sehr kurtze Zeit trauen darff, und alle drey

Schrit-

Schritte sich niederlassen muß, aus Furcht, daß es ihm an Kräften fehle; excursusque breves tentat.

Wie dem seyn mag, so ist die Kühnheit in einem schweren Unternehmen der Verzeihung werth, wann es ihr gleich nicht glücket: Ich habe darum kein Bedencken zu sagen, wie ich nach einigen geschwinden Ueberlegungen die Geschichte Davids an den Mittelpunct einer kurtzen Handlung hängen wollte. Ich wollte den Anfang von dem Feldzug des Königs Achis von Gad wider den König Saul machen; als in welchem Saul umgekommen ist, und die lange Verfolgung und das Elend Davids ein Ende erlanget hat, indem er erstlich zum König in Juda, und nicht lange hernach auch in Israel gekrönet worden. Man müßte David in diesem Kriegeszug einen besondern Antheil geben, welches auf den Historischen Grund geschehen könnte, daß Achis ihn mit sich zu Felde nehmen wollen, und da er dieses ihm angezeiget, von ihm zur Antwort bekommen, er werde ihn aus der That kennen lernen. Auf diese flüchtigen Spuren könnte man erdichten, daß David mit Jonathan ein Verständniß gehabt, ihm die Philister in den Gebürges-Engen von Gilboa in einen Hinterhalt zu liefern, welches aber ruckgängig geworden, weil die Fürsten der Philister es gerochen,

rochen, und den David zurück gesandt hätten. Man würde weiter erdichten, der Herr hätte dieses also geleitet, theils damit David zu rechter Zeit zurücke wäre, denen von Amaleck den Raub von Menschen und von Habe wieder abzujagen, den sie zu Ziklag erbeutet hatten; theils damit Saul auf Gilboa erschiagen, und David auf seinen Stuhl erhoben würde. Die Plünderung Ziklags würde eine hertzrührende Scene abgeben. Abners Abfall von dem Hause Sauls, seine und Isboseths Ermordung, müßten etwas näher zu diesen Zeiten herbey gezogen, und in eine Verknüpfung damit gesetzet werden. Was dem David vor dieser Zeit an Sauls Hofe, und in währendem Elende begegnet, und die merckwürdigsten Begebenheiten unter seiner Regierung müßten in der Form von Zwischengesängen, bald kürtzer, bald mit mehrerm hin und wieder angebracht werden; zum Exempel in Davids Unterredungen mit Saul, mit Jonathan, mit Agis, mit Abner, mit Joab, mit Michal, in geschickt eingeführten Offenbarungen und dergleichen. In allen diesen Begegnissen müßte beständig auf David gesehen werden, in jeder müßte ein Stück von seinem Character in einem eigenen Lichte gewiesen werden. Ich glaube nicht, daß diese Begegnissen dergestalt heilig und hochwürdig seyn, daß man, da man den Grund

der-

derselben behält, eine Gottlosigkeit begehe, wenn man sie in den kleinern Umständen ergäntzet, vermehret, vermindert, oder sonst verändert. Nicht erlauben, dergleichen Sachen darinnen zu verändern, und also alles Erdichten mit denselben untersagen, ist so viel als den Gebrauch dieser Materien verbieten, dann wer an die eintzigen absonderlichen Umstände gebunden wäre, welche davon in den Büchern der Könige von Juda und Israel aufgeschrieben sind, der würde kein Poete, sondern ein Geschichtschreiber seyn. Was das Gedichte von der Historie im Grunde unterscheidet, ist dieses, daß der Poet die Sachen betrachtet, nicht wie sie würcklich geschehen sind, sondern wie sie hätten geschehen können, so daß er das Auge vielmehr auf das Wahrscheinliche überhaupt, als auf das würckliche Wahre, das in einem besondern Falle begegnet ist, richtet. Demnach giebt er vor allen Dingen Acht, ob in seiner Materie, etwann eine Begebenheit sey, die wofern sie auf eine andere Art geschehen seyn würde, wahrscheinlicher oder wunderbarer ausgefallen wäre, und aus dieser oder einer andern Ursache mehr Ergetzen mit sich gebracht hätte, und alle diese Begebenheiten, die zu mehrerm Vergnügen des Lesers auf eine andere Art hätten begegnen können, ändert und versetzet er ohne Scheue für das Wahre, oder

die

die Historie, und ordnet die Zufälle auf eine Weise und in der Masse, wie es ihn am vorträglichsten düncket, indem er mit dem veränderten Wahren das Erdichtete allerorten begleitet. Doch will ich hiermit dem Poeten kein Recht ertheilen, diese Freyheit so weit zu mißbrauchen, daß er ein Unternehmen oder eine Haupt-Handlung, die wichtig, und von jedermann vor wahr bekannt und angenommen sind, gäntzlich umkehre, zum Exempel, daß er Rom vor besieget, und Carthago vor sieghaft, ausgebe.

Ich könnte mit leichter Mühe meine Gewährmänner für diese Betrachtungen und Lehrsätze geben, (massen ich mir solche in den verständigsten Kunstlehrern bemercket habe,) wann ich sie nicht mit so starcken Gründen befestiget hielte, daß es nicht nöthig ist, sie mit dem Ansehen vornehmer Nahmen zu bekräftigen. Es ist indessen offenbar, daß das Gedichte von David, von welchem ich in folgenden Blättern den Anfang liefere, nach andern Lehrsätzen, und einem andern Plane, als der von mir gutgeheissene ist, angeleget, und angefangen worden. Ich habe diesen Anfang in dem vierten Theile der Liebes-Geschichte von der Römischen Octavia angetroffen, wo er als ein absonderliches Werck einer Person, die sonst in diesem Roman keine Figur macht,

ein-

eingetragen ist. Vermuthlich ist er von eben dem Erfindungs-reichen Verfasser, welcher die übrigen Stücke dieses grossen Romans verfertiget, und die grösseste Kunst darinnen bewiesen hat, daß er die kurtzen Sinnen und Gedächtniß der Leser durch zehnfach verwikkelte und in einander gesteckte Geschichtes-Erzehlungen in eine ungeduldige Verzweifelung setzet. Die Episodia stecken daselbst, nach der Vorstellung des Verfassers der Romantischen Mythoscopie, so enge in einander, wie die Tunicæ oder Häutgen einer Zwiebel, oder die ptolomeischen Sphären, oder die Räder in einem Uhrwercke. Wir werden die Spuren von diesem Geiste der Verwickelung auch schon in diesem kleinen Anfang des Gedichtes von David wahrnehmen. Dieses und anders, wovon ich oben geredet habe, wird uns Anlaß zu etlichen Anmerckungen geben, mit welchen ich gedencke, des Lesers eigene Betrachtungen über die epische Art von Schriften hervorzulocken, und das ist eine von den Haupt-Ursachen, daß ich dieses unreife und erst halb-gebohrne Stücke von einem deutschen epischen Gedichte in dieser Sammlung wieder aufgeleget habe.

Die Geschichte des Davids, Königs in Juda.

Ich will die hohen Werck und Lebenslauf des Helden,
Der Juda bracht die Kron, besingen und vermelden.
Des Königs, dessen Thron man nicht gnug preisen kan,
Weil alle Welt von dem schaut ihren Heyland an.
Aus seinem Stamme ist der Heyden Licht entstanden,
Sein ewig-während Lob verbleibt in allen Landen,
Die Nachwelt spricht von ihm, daß für den Hirtenstab
Der Höchste ihm den Thron und Königsscepter gab.
Er ließ in Gottesfurcht, Geduld, Muth, Güte, blicken,
Und kont in jedem Stand, sich wie er solte schicken,
Im Lehramt war er groß, und im Regentenstand,
Auch Haus-Stand ordentlich, diß nährte Volck und Land.
Sein hoher Wundergeist macht ihn bald zum Propheten,
Und seine Lieb zu Gott zum Lehrer der Poeten.

Er

V. 1. Ich will die hohen Werck und Lebens-Lauf des Helden)

Der Epische Poet muß sich in Acht nehmen, daß die Quantität Materie, die er sich vornimmt abzuhandeln, nicht so groß sey, daß das Gedicht, wenn er nachgehends in der Ausführung der Fabel einige Zwischenfabeln unterflechten, und die Sachen, die in ihrer Natur einfältig sind, auszieren und ausbilden will, zu einer ungemessenen und ungeheuren Grösse anwachse; oder daß er, dieses zu vermeiden, genöthiget sey, die Zierrathen und die Ausbildungen der Poesie wegzulassen, die zu einem poetischen Wercke erfodert werden, und sich bloß in den Schrancken der einfältigen Historie aufzuhalten. In diese Gefahr begiebt sich ein Poet, der das gantze Leben eines Helden zur Materie seiner Arbeit nimmt, denn da es an grossen und verschiedenen Begebenheiten so reich ist, muß das Gedichte eine übermässige Grösse bekommen, wann er eine jede von diesen Handlungen nach der Pflicht eines Poeten mit ihren Ursachen, Fortgang und Ende ausführen, und darbey die Zierrathen der Poesie anbringen will. Und wie wird in diesem Fall das Gedächtniß zureichen mögen, daß es alle diese mannigfaltigen Dinge, wie sie in ihrem versteckten Zusammenhange vereiniget sind, behalten könne, ohne sich zu verirren?

die Historie, und ordnet die Zufälle auf eine Weise und in der Masse, wie es ihn am verträglichsten düncket, indem er mit dem veränderten Wahren das Erdichtete allerorten begleitet. Doch will ich hiermit dem Poeten kein Recht ertheilen, diese Freyheit so weit zu mißbrauchen, daß er ein Unternehmen oder eine Haupt-Handlung, die wichtig, und von jedermann vor wahr bekannt und angenommen sind, gäntzlich umkehre, zum Exempel, daß er Rom vor besieget, und Carthago vor sieghaft, ausgebe.

Ich könnte mit leichter Mühe meine Gewährmänner für diese Betrachtungen und Lehrsätze geben, (massen ich mir solche in den verständigsten Kunstlehrern bemercket habe,) wann ich sie nicht mit so starcken Gründen befestiget hielte, daß es nicht nöthig ist, sie mit dem Ansehen vornehmer Nahmen zu bekräftigen. Es ist indessen offenbar, daß das Gedichte von David, von welchem ich in folgenden Blättern den Anfang liefere, nach andern Lehrsätzen, und einem andern Plane, als der von mir gutgeheissene ist, angeleget, und angefangen worden. Ich habe diesen Anfang in dem vierten Theile der Liebes-Geschichte von der Römischen Octavia angetroffen, wo er als ein absonderliches Werck einer Person, die sonst in diesem Roman keine Figur macht,

ein-

eingetragen ist. Vermuthlich ist er von eben dem Erfindungs-reichen Verfasser, welcher die übrigen Stücke dieses grossen Romans verfertiget, und die grösseste Kunst darinnen bewiesen hat, daß er die kurtzen Sinnen und Gedächtniß der Leser durch zehnfach verwikkelte und in einander gesteckte Geschichtes-Erzehlungen in eine ungeduldige Verzweifelung setzet. Die Episodia stecken daselbst, nach der Vorstellung des Verfassers der Romantischen Mythoscopie, so enge in einander, wie die Tunicæ oder Häutgen einer Zwiebel, oder die ptolomeischen Sphären, oder die Räder in einem Uhrwercke. Wir werden die Spuren von diesem Geiste der Verwickelung auch schon in diesem kleinen Anfang des Gedichtes von David wahrnehmen. Dieses und anders, wovon ich oben geredet habe, wird uns Anlaß zu etlichen Anmerckungen geben, mit welchen ich gedencke, des Lesers eigene Betrachtungen über die epische Art von Schriften hervorzulocken, und das ist eine von den Haupt-Ursachen, daß ich dieses unreife und erst halb-gebohrne Stücke von einem deutschen epischen Gedichte in dieser Sammlung wieder aufgeleget habe.

Die Geschichte des Davids, Königs in Juda.

Ich will die hohen Werck und Lebenslauf des Helden,
Der Juda bracht die Kron, besingen und vermelden.
Des Königs, dessen Thron man nicht gnug preisen kan,
Weil alle Welt von dem schaut ihren Heyland an.
Aus seinem Stamme ist der Heyden Licht entstanden,
Sein ewig-während Lob verbleibt in allen Landen,
Die Nachwelt spricht von ihm, daß für den Hirtenstab
Der Höchste ihm den Thron und Königsscepter gab.
Er ließ in Gottesfurcht, Geduld, Muth, Güte, blicken,
Und kont in jedem Stand, sich wie er solte schicken,
Im Lehramt war er groß, und im Regentenstand,
Auch Haus-Stand ordentlich, diß nährte Volck und Land.
Sein hoher Wundergeist macht ihn bald zum Propheten,
Und seine Lieb zu Gott zum Lehrer der Poeten.

Er

V. 1. Ich will die hohen Werck und Lebens-Lauf des Helden) Der Epische Poet muß sich in Acht nehmen, daß die Quantität Materie, die er sich vornimmt abzuhandeln, nicht so groß sey, daß das Gedicht, wenn er nachgehends in der Ausführung der Fabel einige Zwischenfabeln unterflechten, und die Sachen, die in ihrer Natur einfältig sind, auszieren und ausbilden will, zu einer ungemessenen und ungeheuren Grösse anwachse; oder daß er, dieses zu vermeiden, genöthiget sey, die Zierrathen und die Ausbildungen der Poesie wegzulassen, die zu einem poetischen Wercke erfodert werden, und sich bloß in den Schrancken der einfältigen Historie aufzuhalten. In diese Gefahr begiebt sich ein Poet, der das gantze Leben eines Helden zur Materie seiner Arbeit nimmt, denn da es an grossen und verschiedenen Begebenheiten so reich ist, muß das Gedichte eine übermässige Grösse bekommen, wann er eine jede von diesen Handlungen nach der Pflicht eines Poeten mit ihren Ursachen, Fortgang und Ende ausführen, und darbey die Zierrathen der Poesie anbringen will. Und wie wird in diesem Fall das Gedächtniß zureichen mögen, daß es alle diese mannigfaltigen Dinge, wie sie in ihrem versteckten Zusammenhange vereiniget sind, behalten könne, ohne sich zu verirren?

Er führte so sein Volck gleich als er selbst sich führt,
Er war des Willens Herr, drum ward auch wol regiert.
Was säum ich aber noch, den Nahmen fürzutragen?
Der David ist es, merckt, von dem ich wollen sagen,

Ja

V. 16. Er war des Willens Herr, drum ward auch wol regiert.)

Dieser lange Lobspruch stühnde in einem Lob-Gedichte gut genug; aber in einem epischen Gedichte ist er fast an jedem Orte überflüssig, weil daselbst der Character des Helden nicht durch Züge der Worte und Beschreibungen, sondern durch Handlungen im Unternehmen und Ausführen berühmter Thaten vorgestellt werden muß. Der Poet muß uns freylich gleich Anfangs die Haupt-Person, mit welcher er unsern Geist beschäftigen, und unser Hertz einnehmen will, anzeigen, aber zu diesem Ende muß er dieselbe in eigner Person auftreten, und sich mit Empfindungen, Reden und Thaten bey uns in Gunst setzen lassen; sie muß von ihm bey Zeiten in wichtigen Umständen und einer hohen Gemüths-Verfassung nicht beschrieben, sondern vor Augen gestellt werden. In dem Vortrage des Gedichtes ist darum ein characterisierender Lobspruch unnützlich und unnöthig, weil wir diesen schon in den folgenden Handlungen mit lebendigen und redenden Farben antreffen werden. Da erfordert die Sache selbst nichts mehrers, als daß das Vorhaben des Poeten, nemlich die Haupt-Handlung, die er besingen will, nach ihrem vornehmsten Gesichtespunct nachdrücklich und einfältig angezeiget werde. Homer hat mit grosser Einfalt gesagt: Muse singe den verderblichen Unwillen des Achilles, welcher den Griechen so viel Schaden und Unglück zugefüget, und so manchen dapfern Held vor der Zeit dem Pluto zugeschickt, und ihre Leiber den Hunden und den Vögeln des Himmels zur Speise vorgeworffen. Cowley der sich, wie unser Poet, vorgenommen hatte, den gantzen Lebenslauf Davids zu besingen, hat den Inhalt seiner Davideis mit mehrern Worten, und mit viel untermischten Lobreden folgendergestalt vorgetragen: Ich singe den Mann, der das Scepter von Juda in der rechten Hand getragen, welche zuvor den Hirtenstab geführt hatte, der aus dem besten Poeten der beste König geworden; welches die zwo vornehmsten Gaben des Himmels sind; Aber vorher hatte er viel Gefährlichkeiten und viel Arbeit auszustehen; indem Saul und die Hölle seinem mächtigen Schicksal vergeblich den Weg verschräncketen. Auch seine Krone gab ihm eben so schwere Arbeit, übte seine Geduld und sein Schwerdt eben so sehr, so lange als die boßhafte Fortun ihren Bezwinger verfolgete, biß daß er mit unermüdeter Tugend alle Boßheit zu Hause und allen Trutz der Fremden besiegete; Ihre Stärcke bestuhnd auf Armeen, seine auf dem Herrn der Heerzeuge.

Ja David ist mein Held, von dem mein schwacher Kiel,
Doch aus zu stolzem Muth, anietzo schreiben will.
Ja wahrlich ist mein Muth hierinnen stoltz zu nennen,
Dieweil ich mich vergeß hierinn selbst zu erkennen:
Doch David macht mich kühn. Mein David war ein Knab,
Als er dem Goliath den Sieg gewonnen ab.
Was ich mich unternehm, vergleich ich mit dem Riesen,
Den zu bezwingen man zwar andre solt' erkiesen,
Von einer klügern Hand, von einem schärffern Sinn,
Doch unternehm ich mirs, so schwach ich immer bin.
Und wann ich gleich damit nicht allen werd behagen,
So wird in dieser Furcht mein Will doch nicht verzagen,
Ich singe gleichwol fort. Mein David läßt mir zu,
Daß ich zu seinem Lob, so viel ich kan, nur thu.
Ich suche keine Ehr in meinen Reim-Gedichten,
Ich achte nicht, wann mich die Welt hierinn will richten,
Ich sing aus freyer Lust, und nicht aus hohem Geist,
Von David, dessen Thun mit mir ein jeder preist.

Es

V. 19. 20. Von dem mein schwacher Kiel, Doch aus zu ꝛc.)
Andere Poeten trachten mit allem Fleisse die Leser von ihren eigenen Personen zu entfernen, und ihnen weiß zu machen, daß ihre Wercke von weit höhern und selbst Göttlichen Personen verfertiget worden, und sie nur die Abschreiber derselben gewesen seyn. Unser Poet hat kein Bedencken, sich vor den Verfasser anzugeben, und den Beystand der Muse zu verachten.

V. 35. Ich sing aus freyer Lust und nicht aus hohem Geist. ꝛc.)
Eine solche Bescheidenheit ist bey den Poeten nicht gewöhnlich. Sie sind vielmehr gewohnt sich über den Rang der gemeinen Menschen mit der Hoheit ihrer Gedancken, und ihrer Ausdrücke hinaufzusetzen. Sie geben sich vor begeistert, und ihre Wercke vor die Arbeit himmlischer Personen aus, sie führen eine eigene Sprache, sie haben ein eigenes Tonmaß und dergleichen. Sie dörffen darum auch desto vornehmer von ihren Gedichten reden, weil der Ruhm, den sie ihnen beylegen, nicht ihr eigen, sondern derjenigen ist, von welchen sie ihre Einfälle empfangen haben. Unser Poet hat sich dieser poetischen Vorrechte begeben, indem er sich vor einen ordentlichen Menschen ausgibt, der mit uns geradezu gehen will, und uns mit den zauberischen Kunststücken der Poesie nicht zu täuschen begehrt. Die geringe Hofnung, die er damit zu hohen Vorstellungen machet, gibt ihm nun zwar den Vortheil, daß

Es hatte Israel kaum Amaleck vertrieben,
(Wiewohl in allem nicht nach Gottes Richtschnur blieben,)
Als der Philister Heer, schon wiederum mit Macht
In Juda bey Socho, ein grosses Schrecken bracht.
Sie zogen schnell herauf mit vielen Roß und Wagen,
Des Juda sein Geschlecht von Hauß und Hof zu jagen.
Aseeka word es inn, allda ihr Lager war,
Ja Damin bliebe nicht entfreyet der Gefahr.
Es ahnte ihnen schon, daß aus des Juda Lenden
Ein Held entspringen solt, den Gott selbst würde senden
Zu ihrem Unglücks-Fall, drum galt' es Juda mehr,
Als andern Stämmen, weil für die der Haß zu sehr
In der Gaditer Hertz die Wurtzeln längst gefasset;
Was noch nicht war gesehn, das wurde schon gehasset;
Dann Dagon hatte viel von einem Held gesagt,
Der sie zuschrecken käm. Diß hatte es gemacht,
Wie auch, daß Agags Schmach und Saul erlangtes Siegen
Durch dieß bewährte Volck solt wieder unterliegen.
Der Schimpf that ihnen weh, daß der ihr Bundsverwandt
Durch Benjamins Geschlecht gelegt war in den Sand.
Gleichwie ein Wolcken-Bruch viel Land und Ort bedecket,
Und eh man sichs versieht, die sichersten erschrecket:
So gieng es hie auch zu: die Mächtigen von Gad,
Die waren schon im Land, eh mans erfahren hat.

Saul

man destoweniger von ihm erwartet, und fodern kan, aber damit ist der Nachtheil verknüpfet, daß das Gemüthe der Lesenden nur schwächlich und langsam aus seiner Kaltsinnigkeit gesetzet und angefeuret wird.

V. 59. 60. Die Mächtigen von Gad, Die waren schon ꝛc.) Cowley hat seine Davideis von einem weit späthern Zeitpuncten angefangen; nemlich da Saul nach einer Versöhnung mit David in die vorige Wuth verfällt, und einen Wurfpfeil nach ihm schießt, mit dem er ihn zwar verfehlet, aber, nachdem er in sein Hauß entflohen, ihn daselbst durch seine Trabanten aufsuchen läßt, und als er durch die List der Michal auch da entwischt, weiter verfolget, bis er in das Land Moab geflüchtet. Er beschreibt dieses nicht ohne das Ministerium Deorum, indem er die Hölle aufschließt, und die Teufel darinnen aufführt, sich wider David zu verbinden, dann den Himmel eröffnet, und eine Göttliche Gesandschaft zu Davids Schutze nach der Erde schickt.

Saul der zu Gibea sich fand mit seinen Helden,
Als die von Socho ihm dieß liessen hin vermelden,
War stets in seiner Burg, und ließ sich wenig sehn,
Weil die Ahinoam dies rieth, um zu entgehn,
Daß nicht gantz Israel des Königs Trauer-Wesen
Sobald erfahren möcht, bis daß er erst genesen,
Wie ihre Hoffnung war; und Jonathan sein Sohn,
Der Helden edle Zier und der Soldaten Kron,
Verhütete mit Fleiß, daß seines Vaters Zagen
Nicht würd von einem Stam̃ zum andern umgetragen. 70.
Die Ursach war ihm kund, und mehr dann allzu leyd,
Und deren zu entgehn war es nun nicht mehr Zeit.
Die Sünde war geschehʼn, und der, so Gott verlassen,
Und sein Geboth versäumt, ward wieder gleichermassen
Ohn Gottes Geist und Trost alleine hingestellt;
Die Gnaden-Thür war zu, das Urtheil schon gefällt,
Daß Saul sein Königreich solt werden hingerissen,
Wie Samuel ihm ließ von Gottes wegen wissen,
Und daß sein Nächster solt, der besser, als wie er,
Besteigen seinen Thron und seine Königs-Ehr. 80.
Wann alles dieses Saul in seinem Sinn erwoge,
Und den gedrohten Fall sich zu Gemüthe zoge,
Kam ihm ein Grämen an, ein Zagen, eine Quaal,
Die ihm durch Marck und Bein, durchdrunge überall.
Er war aus Gottes Gnad, drum kont kein Trost ihn laben.
Der nicht hat Gottes Geist, was wolt der übrig haben?
Wann ihm der Satan setzt mit seinen Pfeilen zu;
Wo ist dann wohl ein Orth, der ihme giebet Ruh?
Doch konte der allein, auf den der Geist des Herren
Gerathen war, mit Krafft, des Königs Trauren kehren, 90.
Der schöne Hirten-Knab, Isai jüngster Sohn,
Der David, des Geschlechts und seines Hauses Kron.
Den hatte man nach Hof zum König lassen kommen,
Wie man an ihm zuerst die Hertzensangst vernommen,

V. 81. Wann alles dieses Saul in seinem Sinn erwoge.)
Diese Ueberlegungen sind weit Saul selber in den Mund gelegt lebhafter, wie sie v. 158. u. folg. werden; wo er sagt:
Was kan ich ohne Gott? Gott sagte mir sonst für ꝛc.
Hier wäre genug gewesen, es mit zweyen Worten anzudeuten.

Und weil sonst keine Cur den König heilen kunnt,
So solt es David thun, der die Musik verstuhnd,
Und Stimm und Harffenklang so künstlich wußt zu führen,
Daß ihre Lieblichkeit konnt auch die Geister rühren.
Der böse Geist entweicht, wann Davids Harff erklingt,
Weil dessen Reinlichkeit ihm einen Schrecken bringt.
Er meidet David drum, weil da aus dessen Lenden
Der Heyland aller Welt wird seine Macht umwenden,
Das er wohl merckte an, drum war er ihm so gram,
Daß er von Saul entwich, wenn David zu ihm kam,
Der da ein Jüngling war, von überschöner Jugend,
Mit der sich hat gepaart die vollenkommne Tugend,
Daß jedem die Gestalt, und sein Gemüth gefiel,
Wer einmahl ihn geseh'n, stets um ihn leben will.
Er war von Antlitz schön, und bräunlich wohlaezieret
Stuhnd ihm sein lockicht Haar. Die Augen, die er führet
Mit Zucht und keuscher Scham, die zeigen einen Muth,
Der seinen Feinden scharff, und seinen Freunden gut.
Die Wangen Milch und Blut mit solcher Gleichheit tragen,
Daß sie dem Frauenvolck die Eiferröth' abjagen.
Der Mund steht stets bereit von Gottes Ruhm und Ehr
Zu singen ohne End. Was soll man sagen mehr?
Der schöne David war mit keinem zu vergleichen,
Für seinen schönen Leib und Geist muß alles weichen,
Des Königs gantzer Hof liebt diesen jungen Held,
Ja allem Frauenvolck er mehr als wol gefällt.

Weil aber es also nun mit dem König stuhnde,
Ahinoam, die nicht für rathsamlich befunde,
Daß das ihr Ehgemahl, wie es in Juda war,
Sogleich erfahren müßt, wolt bergen die Gefahr;
Weil sie gar wohl bedacht, es würde weiter kommen
Des Königs Traurigkeit, wann er diß hätt vernommen,
Und wo Betrübniß ist, folgt eine Furcht hernach,
Daß uns offt allzuschwer scheint eine leichte Sach.

Drum

V. 119. Des Königs gantzer Hof liebt diesen jungen Held) Diese beyden Zeilen geben so viel von Davids Schönheit zu gedencken, daß man ohne Abbruch des Begriffes etliche von den vorhergehenden Zeilen hätte weglassen können.

Drum solte Jonathan allein dem Feind entgezen.
Dennoch nach langem Rath, nach vielem Ueberlegen,
Findt Abner es für gut, daß ers dem König sagt.
Er gieng in sein Gemach des Morgens unbefragt,
Als Saul noch lag zur Ruh: doch wann nur Ruh zu nennen
Die Schreckens-volle Träum, das innerliche Brennen,
Die Schwermuth seines Geists, die ihn niemahls verließ,
So daß sein Schlaffen recht ein stetes Wachen hieß.
Sobald er Abner sah, fieng sein Hertz an zu schlagen,
Und furchte sich für was, das er nicht konnte sagen,
Er reichte ihm die Hand, und sah ihn zitternd an,
Und Abner bringt es für, so gut er immer kan.
Mein König, sagte er, es giebt ein neues Siegen,
Gott hat dir was geschickt, dein Hertze zu vergnügen,
Man sieht, dir dienet nicht die stille Einsamkeit,
Du bist nur kranck, weil du nicht mehr ziehst in den Streit.
Schau doch ein Volck von Gad kömt an, und will es wagen,
Sich mit dir, Grosser Saul! in einem Streit zu schlagen,
Bey Socho stehen sie, und seynd dazu bestimmt,
Daß dort dein Helden-Muth ihr Toben ihnen nimmt.
Der König schwiege still, und dacht in seinen Sinnen,
Wo ist mein erster Muth, mein tapferes Beginnen?
Wo find ich Saul in mir? ich bin sein Bild allein,
Was ehmahls war mein Wunsch, macht mir anjetzo Pein.
Als Abner nun kein Wort vom König konnte bringen,
Vergieng ihm schier der Muth, daß es ihm wird gelingen.
Doch sagt er noch einmahl, wie ist dann Saul verkehrt,
Daß er sein Volck nicht mehr zu schützen nun begehrt?
Auf König thu dein Amt, daß Juda werd befreyet.
Ach! brache Saul heraus, ob zwar mein Hertz nicht scheuet
Diß unbeschnittne Volck, so ist doch Gott von mir;
Was kan ich ohne Gott? Gott sagte mir sonst für,
Des Siegs gewiß zu seyn; der hat mich nun verlassen,
Sein Geist denckt nicht an mich, sein Will ist mich zu hassen.

V. 130. Dennoch nach langem Rath, nach vielem Ueberlegen)

Die lange Erzehlung scheinet mir eben so lange, als die lange Berathschlagung über eine Sache von dieser Natur.

Ey! sprache Abner drauf, das ist ja nur ein Wahn.
Ach! sagte Saul, wer es also empfinden kan
Als ich, der wird gewiß mit mir nur dahin zielen,
Was Höllenangst es sey, nicht Gottes Gnad zu fühlen.
Hiemit erblaßte Saul, er ächzt und seufzte tief,
Ein starcker Thränen-Bach ihm aus den Augen lief.
Sein gantzer Leib erstarrt, sein Hertz hub an zu springen,
Die Lippen rührten sich ohn etwas fürzubringen.
Dem Abner wurde bang, er rieffe oft und viel,
Daß doch der Knab bald käm mit seinem Saitenspiel.
Der schöne David kam und rührte seine Saiten,
Damit die Lieblichkeit sich mehrt, stuhnd er von weiten,
Und als der Harffenklang zum König drang hinein,
Entwich der Trauer-Geist und liesse Saul allein.
Er richtet sich empor, und seine matte Glieder
Bekamen ihre Ruh und neue Stärcke wieder,
Er lachte David an, den er gantz innig liebt,
Weil dessen Saitenspiel, ihm süssen Labsaal giebt.
Wo warst du doch mein Sohn, sprach er zu diesem Knaben,
Ohn dich kan ja mein Hertz nie wahre Ruhe haben;
Herr König, sprach der Knab aus fürgenommnen Rath,
Ich hörte an wie man zum Streit Beliebung hat,
Wie Jonathan der Printz, und deiner Helden Schaaren,
Nach Socho hin verlangt, da Ecron soll erfahren,
Was Jacobs Gott vermag. Ja! trat hie Abner zu,
Und sprach, all deine Leut die haben keine Ruh,
Sie wollen für den Feind und mit dir König siegen,
Wann Saul nur bey uns ist, so muß der Feind erliegen.
Hiezu kam Jonathan und stuhnde Abner bey,
Auch selbst Ahinoam sagt, daß es nöthig sey.
Der König der für sie wolt keine Zagheit weisen,
Die er gar nicht besaß, hub nunmehr an zu preisen,
Der andern ihren Muth und gienge alles ein,
Er wolte für dem Heer auch selbst der Erste seyn.
Ahinoam erfreut, so muthig ihn zu sehen,
Sah niemahls ihn so gern in eine Feldschlacht gehen.
Thalmais, Jonathans vertrautes Ehgemahl,
Hört diesen Feldzug an gleich einen Donnerknall.

Sie wußt wie Jonathan sich pflegte nie zu scheuen,
Und hört aus seinem Wort, aus seinem dapfern Dräuen,
Wie es solt Ecron gehn, drum war ihr Hertz und Sinn
Voll Liebes-Traurigkeit, doch weil sie sich darinn
Für ihme bergen must, weil er nicht wol kont leiden,
Daß das ihr Klagen war, was er vollführt mit Freuden;
Daher verschwieg sie nur, was ihr ein Trauren bracht,
Und was ihr Hertz beweint, dasselb ihr Mund belacht.
Die Merob und Michal die wollen bey ihr bleiben,
Mit ihr die lange Weil indessen zu vertreiben,
Und weil nun Jonathan den Abschied nehmen will,
Umfäht sie ihn und spricht: Wag dich auch nicht zu viel!
Er schaut sie lieblich an, und ohn ein Wort zu sprechen
Setzt er sich auf sein Pferd, den Unmuth ihr zu brechen,
So ritt er was er kan, gantz Israel war da,
Ein jeder rüstet sich, weil schon der Feind so nah.
Der alte Isai wie er diß kaum vernommen,
Wollt nicht, daß David sollt mit in das Treffen kommen,
Weil seine Jugend ihn noch schützte, daß er nicht
Dem König dienen dorfft, nach der Soldaten Pflicht;
Drum seine ältste Söhn er nach dem Heere sandte,
Dafür er David nun bey ihm zu seyn ernannte,
Bis dieser Krieg fürbey, und ließ es Saul geschehn,
Daß David wiederum nach Bethlehem möcht gehn;
Der dann in allem sich so willig wust zu geben,
Daß was man von ihm wollt, auch war sein Will und Leben.
Sein hoher Heldenmuth sehnt sich zwar mit ins Heer,
Doch galt des Vaters Will bey ihme noch vielmehr,
Daß, als nur Saul hinweg, er gleich den Hof verliesse,
Und wiederum der Art des Feldes sich beflisse,
Aus einem Hofmann ward hinwiederum ein Hirt,
Der beydes Stadt und Feld mit seinem Wesen ziert.
Er hütete nunmehr, in seinem Sinn zufrieden,
Die schöne Wollenheerd, wozu er war beschieden,

Nichts

V. 211. Und weil nun Jonathan den Abschied nehmen will)

Dieser Abschied hat seine Schönheiten, indem er die Liebe der Thalmais und den Heldenmuth Jonathans in sehr kleinen, aber wohl-erfundenen Umständen geschickt ausdrückt. Solche sind: Daher verschwieg sie nur ꝛc. Und was ihr Hertz beweint ꝛc. Er schaut sie lieblich an, ꝛc.

Nichts war ihm ungewohnt, der Hof, die Stadt, das Feld,
Es galt ihm alles gleich, wozu man ihn erwehlt.
Der vor dem König stuhnd, dient nunmehr seinen Schafen,
Statt weicher Federbett will er in Hürden schlafen,
Des Hofes hoher Schein hat ihn nicht so verblendt,
Daß er nicht wie zuvor die Schäferfreude kennt.
Er ist hie mehr vergnügt, er ist hie mehr sein eigen,
Hie thut er was er will, hie darff er sich nicht neigen
Für diesem oder dem, sein Wort das führt er frey,
Und sorgt nicht ob es so noch so zu deuten sey.
Hie hat er keinen Streit, er weiß von keinem Neiden,
Er darff hie seinen Leib, wie ihm gefällt, bekleiden.
Die Mahlzeit richt er zu, wo es ihm selbst beliebt,
Bald unter einem Baum, allwo es Schatten giebt,
Bald wenn die Sonne nicht die heissen Strahlen schiesset,
Steht ihm ein grünes Thal, das da ein Bach umfliesset,
Zu seinem Tisch bereit; er isset was er mag,
Und trinckt nicht über Durst, folgt der Gesundheit nach.
Er gehet zu der Ruh, wenn sich die Sonn verliehret,
Und stehet wieder auf, wenn sie den Himmel zieret.
Niemahls ist er allein, denn Gott der alles füllt,
Hat ihn mit seinem Licht, und Gnaden-Geist umhüllt.
Denselben lobet er in diesen grünen Auen
Mit manchem Kunst-Gebäud. In Gott sich zu erbauen,

Ist

V. 252. Er isset was er mag, und trinckt nicht über Durst.)

In Opitzen Zlatna und dem Lobe des Feld-Lebens würde diese Beschreibung der Land-Ruhe trefflich gut stehen; ich will sie auch in dem Epischen Gedichte nicht verwerffen, wann sie in ein paar Zeilen gebracht wird, und keinen Theil der Haupt-Handlung ausmachet; diese muß nach der Natur des Epischen Gedichtes edel und erhaben seyn. Ich verstehe eine Erhabenheit, die in den Unternehmungen einer kriegerischen Dapferkeit, in ausnehmenden Thaten der Großmuth, der Liebe zum Vaterland, zur Religion, der Klugheit in Staats-Sachen, der Höflichkeit und dergleichen besteht. Wer sich vorgenommen hat den Lebens-Lauf eines Helden zu beschreiben, wird nothwendig eine Menge schlechterer und unwürdiger Thaten darinnen antreffen, welche die Hoheit des Epischen Gedichtes unterbrechen, allermassen die Menschlichkeit nicht zuläßt, daß ein Held durch eine lebenslange Folge und Reihe von grossen und erhabenen Umständen und Handlungen fortgeführt werde.

Ist nur sein Fleiß gewandt. Er dencket stets dahin
Wie er Gott dienen mög mit Andachtsvollem Sinn.
So brachte David hin die Zeit bey seinen Heerden,
Die ihm nicht lange konnt auf diese Weise werden,
Als ihm an einem Tag, wie für der Sonnenschein
Er kühlen Schatten sucht, diß eben fiele ein:
Wie Gott der Wunder-Gott, den Sauel fallen lassen,
Den er doch erst erwehlt den Scepter zu umfassen,
Und seufzte bitterlich, daß der verworffen gar,
Der da in Israel der erste König war.
Ach! dacht er bey sich selbst, was hat doch Saul begangen,
Daß er nicht wiederum Vergebung kan erlangen?
Wohin ist Gottes Güt? es ist zwar Gott gerecht,
Doch geht er ins Gericht nicht oft mit seinem Knecht.
Wann alle Missethat der Höchste wollte straffen,
So würd uns allen ja sein strenger Zorn hinraffen;
Warum findt Saul allein denn jetzo keine Gnad?
Ach, fuhr er weiter fort, es ist des Höchsten Rath,
Dem muß man halten still; der Höchste kennt die Hertzen,
Wer weiß ob Saul nicht will mit Buß und Reue schertzen,
Vielleicht erkennt er nicht die Sünd die er gethan,
Und will doch, daß ihn Gott soll wieder nehmen an.
Hierauf schwieg David still und stellt ihm für die Augen
Wie hoch und schwer es sey, für Gottes Geist zu taugen.
Drum ward er sehr betrübt, wie er daran gedacht,
Was unlängst Samuel bey ihnen hat gemacht,
Wie der sein Haupt gesalbt, daß er solt König werden,
Daß er ein grosses Volck, statt seiner schwachen Heerden,
Einsmahls regieren sollt. Dis gab ihm keine Ruh;
Sein Hertze fragt' ihn stets: sag an, was macheſt du?

Nicht,

V. 281. Hierauf schwieg David still und stellt ihm für die Augen.)

In diesen Gedancken wird uns gar tief in das Hertz Davids hinein zu sehen gestattet, und sie sind so beschaffen, daß wir nothwendig eine grosse Hochachtung für seine Gottesfurcht und seine Aufrichtigkeit empfangen. Die Vorstellungen sind sehr nachdrüklich:

Sein Herze fragt ihn stets:
Sag an, was macheſt du?
Nicht daß sein hoher Muth
wollt zu regieren scheuen ꝛc.
Was bin ich mehr als Saul,
ꝛc. Was soll mir dann die
Kron ꝛc.

Nicht, daß sein hoher Muth wolt zu regieren scheuen,
Nein, weil des andern Fall ihn nicht vermag zu freuen.
Er sorgt nur weil er sich dazu unwürdig fand,
Es möcht sein Regiment nicht haben lang Bestand.
Was bin ich mehr als Saul, sprach er, ich kan auch fehlen,
Was soll mir dann die Kron, die würde mich nur qualen;
Jedoch, hie hielt er inn, befahl es seinem Gott,
Und dacht es muß geschehn des Höchsten sein Geboth;
Desselben Wille war sein Will und macht ihn schweigen,
Er will nicht grübeln mehr, er will Gehorsam zeigen
Und folgen dem Beruff, in Demuth schlecht und recht,
Er ist bereit zu seyn ein König oder Knecht.

Indem diß David nun so alles überleget,
Ersieht er wie die Heerd sich überall beweget,
Und daß ein grauser Bär zu seinem Hertzeleyd
Ein Lamm daraus erwischt mit grosser Hefftigkeit.
Der David säumet nicht dem Unthier nachzueilen,
Verfolgt ihn auf der Spur ohn ferneres Verweilen,
Der starcke Gottes-Geist regieret seinen Muth,
Daß er in heilgem Grimm was ungemeines thut.
Er kommt dem Bären nah und dieser sieht den Knaben,
Denckt, daß er diesen Raub zu jenem auch will haben,
Verläßt daher das Lamm und geht auf David loß,
Er bäumt sich vor ihm auf, macht Klau und Rachen groß,
Er fasset David schon; der greifft ihm in den Rachen,
Und hält ihn wie ein Lamm: der Starcke kan nichts machen,
Den Würger würget er, mit grosser Stärck und Macht,
Der jenen fällen will, wird selbsten umgebracht.
Hier sah man Gottes Krafft, die Davids schwachen Händen
Das ihm entführte Lamm wollt wiederum zuwenden;
Und da dasselb aus Furcht für David selbsten läuft,
Wodurch es die Gefahr unwissend doppelt häuft;
Indem es in dem Wald hofft seinen Schutz zu haben,
Begegnet ihm ein Löw allda in vollem Traben,
Der es auch schier erwischt, wenn Davids sein Getön
Der auf den Löwen drang, ihn nicht gemachet stehn.
Der Löw in Zorn erhitzt, spitzt seine scharffe Klauen,
Und springt auf David zu, der sonder einigs Grauen

Den stoltzen Feind erwart, und als ein tapfrer Held
Ihn bey dem Bart erwischt, und drauf zu Boden fällt.
Hie setzt er sich auf ihn, hält ihn mit solcher Stärcke,
Daß man gestehen muß, diß wären Löwenwercke,
Und ehe sich der Löw kan wieder heben auf,
Hat ihm ein Messer schon gekürtzt den Lebenslauf.
Der Held der Thiere liegt dem Helde hin zu Füssen,
Besinget Davids Sieg, mit seinem Blutvergiessen
So ward das Lamm gerett, das der getreue Hirt
Zu der erschrocknen Heerd mit Freuden wieder führt.
Es ward sein stilles Hertz durch dieses Wundersiegen
Nicht frech, noch voller Stoltz, nein, er ließ ihm genügen,
Daß er was er bewacht, vom Tode nun befreyt,
Und sagte niemand nichts, bis zu bequemer Zeit.
Er prieß indessen Gott, den Herrscher aller Herren,
Der seinen Arm gestärckt, zu seines Namens Ehren,
Und bat, daß dessen Gnad ihm gäbe Kraft und Stärck,
Nach dieser Zeit zu thun des Allerhöchsten Werck.
Hierauf, weil schon der Tag sich schiene zu verliehren,
Wollt David seine Heerd in ihre Hürden führen,
Trieb sie drauf für sich hin, durch einen tiefen Thal,
Und spielte ihnen für mit seiner Harffen Schall:
Der Ort zu seiner Ruh war rund herum beschlossen
Mit steinigtem Gebirg, woraus mit Anmuth flossen
Der Bäche Silber-Quell, so durch die Klippen fiel,
Und eilte mit Geräusch zu kommen nach dem Ziel.
Diß sausendes Getön bracht Anmuth da zu schlafen,
Drum hatte David auch mit seinen lieben Schafen,
Erkieset dieses Thal, das die Natur bebaut
Mit einer Maur, daß er sein Vieh hie sicher schaut.
Dann nur ein Eingang war den wilden Thieren offen,
Doch, daß für deren Wuth man Sicherheit zu hoffen,
Lag da sein Schäferhund, des Treu und Wachsamkeit
Ihn nimmer nicht verließ, bey Tag-noch Nachtes-Zeit.

Wie

V. 359. Lag da sein Schäferhund ꝛc.)

Der Poet verläßt David in den kleinsten Umständen nicht, er folget ihm zu seiner Heerde, hilft ihm nicht allein den Bären, und den Löwen überwinden, sondern decket ihn noch mit einem Bette in einer verschlossenen Höhle, welche er von einem treuen Schä-

Wie nun die Heerde sich in ihre Hürd begeben,
Gieng David in die Höhl, die ware gleich daneben,
In welcher stuhnd sein Bett, in einem Stein gehaut,
Das ehmals Esaus Fleiß hat selbsten so gebaut,
Wann er war auf der Jagd, war hie bey Nachr sein Bleiben,
Denn nahe hie herum pflag er die Jagd zu treiben,
In einem weiten Wald, der seine Lüfte stillt
Und seine Müh belohnt, mit manchem edlen Wild.
Jezt wohnte David hie, des Jacobs edler Saame,
Der da nach Gottes Schluß den Seegen Esau nahme.
Diß fiele David ein, als er sich legt zur Ruh,
Und schloß er lang darum die Augen noch nicht zu.
Geht es jezt auch nicht so? dacht er in dem Gemüthe,
Mich hebet Gott empor nach seiner Wunder-Güte,
Und wehlet mich für Saul, die Erstgeburt ist sein,
Der Königliche Thron, doch soll er werden mein.
O grosser Wunder-Gott! als Esau ward gebohren,
War er verworffen schon, und Jacob war erkohren.
Was kan der Mensch dann thun? er ist ja eh erwehlt,
Und eh verworffen schon, eh er noch auf der Welt.
Ach Gott! du siehst zuvor der Menschen ihre Sinnen,
Eh sie gebohren sind, weist du schon ihr Beginnen,
Du straffest drum zuvor, was nachmahls wird gethan,
Die Sünderrott, und läst in allem Recht bestahn.
Nun Esau der ist Saul, da ich mich Jacob gleiche,
Ich sehe schon zuvor, wie ich ihm gar nicht weiche
In mancher Noth und Angst, die ihm zu Handen kam,
Als er für Esaus Grimm die Flucht zu Handen nahm.
So wird mirs auch noch gehn, ich werde noch erleben
Beym Scepter Ungemach, beym Throne Angst und Bebē.
Doch, Herr, ich bin bereit! Ach Herr, ich bin dein Knecht,

Nach

ferhunde bewachen läßt. Dadurch verbindet er in der That den aufmerckſamen Leſer an die Perſon ſeines Helden. Er hat wohl gewußt, daß die Sachen den Leſer nicht rühren, wann ſie nicht umſtändlich ausgebildet werden. Aber wenn er ſich vorgenommen hat, der Perſon Davids ſo genau zu folgen, und alle ſchönen Stellen ſo umſtändlich vorzuſtellen, ſo hat er eine kürtzere Materie, und nicht einen Lebens-Lauf vor ſich nehmen ſollen. So muß er nothwendig das Maaß eines vernünftigen Werks überſchreite.

Nach deinem Willen will ich leben, schlecht und recht.
Hiemit schlieff David ein, in seinem Geist zufrieden,
Bereit und wohl gerüst, wozu ihn Gott beschieden,
Als plötzlich sich der Wind in starckes Brausen kehrt,
Und weckt mit Ungestüm die eingeschlaffne Heerd.
Die vorhin heitre Luft wird dunckel und umzogen,
Die Wolcken stossen sich und blasen Wasserwogen,
Der Mond und Sternen Schein bedeckt ihr braunes Kleid,
Die Elemente selbst sind mit sich in dem Streit.
Die Luft die saust und braust, und will dem Wasser wehren,
Daß nicht ein Wolckenbruch die Felder mög verzehren,
Doch bricht das Wasser durch, die Wolcken gehn entzwey,
Und wollen so das Feur verlöschen, wo es sey.
Das Feur, der schnelle Blitz, zischt doch durch diese Lüfte,
Und acht das Wasser nicht. Der Erden tieffe Klüffte
Erschütteren darob, wie sich der Donnerschall
Hiernach auch hören läst, mit schrecklichem Geknall.
Die Felsen dort umher vermehren dieses Rollen,
Und scheinen jeden Schlag mit Schlag zu doppeln wollē,
Der Nachtigalen Zunft verkriecht sich in die Stein,
Die Schafe wollen nicht mehr in den Hürden seyn;
Sie lauffen hin und her, in dieser Felsen Ritzen;
Der treue Hund will auch nicht in der Hütte sitzen,
Für solchem starcken Feind ist ihm der Muth nicht da,
Wo alles sich für scheut, ist auch sein Schrecken nah.
Der David der erwacht von diesem starcken Wüten,
Sein Seufzen gieng zu Gott, daß der sich ließ begüten,
Und nicht in Eifer straft. Er dacht, wie groß ist der,
Dem da steht zu Geboth der Himmel und sein Heer.
Wann er nur spricht ein Wort, so muß es alles gehen,
Wann er nur was gebeut, so muß es gleich geschehen,
Für ihm ist nichtes was, und etwas nichtes nicht,
Dann seine grosse Kraft das Schwerste leicht verricht.
So ware Davids Sinn, er stellt ihm für daneben,
Wie Gott durch Mosen hätt sein theur Gesetz gegeben:
So wär es auch geschehn mit Donner, Feur und Blitz,
Daß selbst der Sinai gebrannt in seiner Spitz.

Dieß edele Gesetz war seine Lust und Freude,
Daran fand er stets Lust, auch in dem grösten Leyde.
Da denckt er Tag und Nacht mit grosser Sorgfalt auf,
Setzt es zur Richtschnur sich in seinem Lebenslauf.
Als er dieß fest gestellt, und noch in etwas wachte,
Auf seiner Lägerstatt, und Gott sein Hertze brachte,
Deucht ihm, es käm ein Wag für seine Höl gerannt,
Der Räder rollen macht ihm dieses so bekannt.
Doch ließ das Ungestüm nicht zu, es zu verhören,
Was dieß bedeuten möcht, und ob es Leute wären,
Doch plötzlich hellt die Höl des starcken Blitzes Schein,
Daß er drey Weiber schaut, die allda treten ein.
Das gleich verschwundne Licht läst ihn nichts mehrers sehen,
Doch höret er, daß sie nah bey ihm über gehen,
Horcht also in der Still. Mitdeß sagt eine Stimm:
Wohl uns, daß wir allhie nun für des Donners Grimm
In trockner Sicherheit. Worauf die andre sagte:
Ach! wann ich wünschen könnt, so wolt ich, daß es tagte,
Ich bin so sehr erkält. Dies büßt recht unsre Lust,
Sprach drauf die dritte Stimm. Ja wer hat dieß gewust,
Die erste wiederredt, wir müssen auch erfahren,
Was Ungemach bedeut, gleich unsern Kriegesschaaren.
Ja du Soldaten-Weib, sagt eine drauf zu ihr,
Du achtest nichts, du bist es mehr gewohnt, als wir.
Du must es lernen auch, die erste wiederholte,
Dann wann der Adriel dich noch bekommen sollte,

Must

V. 443. Mitdeß sagt eine Stimm ꝛc.)

Wenn nicht nur David, sondern auch seine Freunde und Vertraute in so kleinen Umständen so weitläufftig aufgeführt werden, wie in dieser Unterredung und der Fortsetzung derselben, diese Frauens-Personen, so wird das schwache Gedächtniß unter der grossen Anzahl Dinge, Beschreibungen und Vorstellungen erligen, ehe wir David noch auf dem Throne Sauls werden zu sehen bekommen. Sonst sind dergleichen kleine Umstände und Gespräche an sich selbst ganz bequeme die Gemüther mit Lebhaftigkeit und Eindruck zu offenbaren. Man muß nur darauf sehen, daß sie mit den Haupt-Theilen des Gedichtes in einem gehörigen Masse Verhältnisses stehen, und der Majestät des Inhalts nicht nachtheilig werden.

Ruft du des weichen Betts noch offte müßig gehn.
Wohlan, versetzte die, wer weiß was kan geschehn;
Allein, was fängt man an? Wir wollen uns hinsetzen,
Sagt bald die dritte Stimm, und mit einander schwätzen.
Ach! Schwester, sing ein Lied, wandt drauf die erste ein,
Zu Gott soll unser Hertz anitzt gerichtet seyn.
Hört wie der Höchste zörnt, wohlan, thu mein Begehren,
Du, führ die Stimm, und wir, wir wollen es anhören.
Hierauf gab David acht, der keine noch nicht kennt,
Was kommen wird, und hört, daß sie dieß Lied ernennt.
Ich heb die Augen auf aus allen Trübsalsgründen
Hin zu dem hohen Berg, von wannen Hülff zu finden,
Mein Hülffe kommt von Gott, vom Herren kommt Genad,
Der Himmel und die Erd so schön gemachet hat.
Der Herr wird deinen Fuß niemahlen gleiten lassen,
Kein Schlaff den trifft, der dich behütet, allermassen
Der Hüter Israel ja schläft noch schlummert nicht.
Dein Schatten ist der Herr, daß dir nicht was gebricht:
Daß dich bey Tag die Hitz der Sonnen nicht kan stechen,
Noch bey der Nacht der Mond, kein Schrecken muß dich schwächen,
Dann deine Seel der Herr für allem Leyd befreyt,
Den Ein- und Ausgang er behüt in Ewigkeit.
Der David war bestürzt, dieß Lied mit anzuhören,
So seine Arbeit war, und ware sein Begehren
Noch grösser als fürhin, zu kennen seine Gäst,
Von denen eine sich also vernehmen läst:
Wo hast du dieses Lied, o Schwester, herbekommen?
Ich hab es, sagte sie, dem Jonathan genommen.
Wie? fragt die erste bald, kommt es von meinem Mann?
Weist du dann nicht von wem er dieses haben kan?
Des Isai sein Sohn (sprach sie) wie er berichtet,
Der schöne David hat dieß Kunstgebänd gedichtet,
Der unserm Vater dient in seiner Traurigkeit,
Und den jedweder liebt, um seiner Lieblichkeit.
Du seufzest tief, sprach die, so da bisher geschwiegen,
Entdeck uns deine Lieb, gelt dieser kan besiegen
Dein vorhin stoltzes Hertz, was Phalti nicht gekunt,
Kan Isai sein Sohn. Mein Seufftzen geht itzund,

Die andere gab für, hin nach dem Trauerwesen,
Das unser Vater treibt. Der, der bringt sein Genesen,
Die erste sprach, der ist ein wenig Ursach mit,
Daß deine Seufftzer gehn. Wann ich dich fleißig bitt,
Wirst du mir bergen nicht, was wir bereits verspühret,
Du liebest nichts, was dir zu lieben nicht gebühret;
Der David zeiget schon, was aus ihm werden wird,
Bald wird er seyn ein Held, ist er gleich schon ein Hirt.
Der König will ihm wohl, mein Jonathan ihn liebet,
Kein Ritter ist am Hof, der ihm nicht Zeugniß giebet,
Daß er so kühn als schön, so tapfer und so weiß,
Daß er von Jahren jung, von Witz vor Alter greiß.
Wer weiß, was er jetzund im Feld vor Thaten übet,
Wie der Philister Heer sich vor ihm flüchtig giebet,
Wie sein die Siegeskron mit Ehren schon verlangt,
Wie er gleich als ein Held in schönen Waffen prangt.
Ach! sprach die andre drauf, Thalmais ich müst liegen,
Wann ich dir läugnen wolt was ich bisher verschwiegen.
Ach es ist nur zu wahr, daß David mir gefällt,
Kein Mann in Israel, ja keinen in der Welt
Kan ich in meinem Sinn dem edeln David gleichen,
Er ist allein das Feur, das mein Hertz kan erweichen.
Mein Uebermuth ist hin, bin ich des Königs Kind,
So ist ein Hirtenknab, bey dem mein Hertze findt
Den Thron, die Ehr, die Kron. Wie gerne wollt ich weiden
Mit ihm die Schaf, und mich als eine Hirtin kleiden,
In meinen bunten Rock, ja meine Königszier
Wollt ich ohn alles Leid gleich legen weg von mir.
Wie unvermuthlich dieß dem David war zu hören
Steht nicht zu bilden für, er wust sich nicht zu kehren
Für Schrecken aus der Stell. Der Donner hatte nicht
Ihn so bestürtzt gemacht, als dieß so hie geschicht:

Er

V. 521. Wie unvermuthlich dieß dem David war zu hören)

Die Stellung, in welche David gesetzt worden, die Reden dieser Frauenspersonen, an welchen er so grossen Antheil hat, ihnen unwissend mit anzuhören, ist romanhaft, und zu artig für die Hoheit des heroischen Gedichtes. Eine lange Liebesverwirrung, die in dem Verfolge kommen soll, wird dadurch vorbereitet.

Er weiß nun wer sie sind, weiß doch nicht wer ihn liebet;
Die Merob und Michal sind diese, deren giebet
Die eine ihre Lieb so deutlich an den Tag,
Doch welche es recht sey, er nicht errathen mag.
Er fühlet schon in ihm ein Liebesfeur entstehen,
Er wünscht den hellen Tag, um diese anzusehen,
Der er so wol gefällt, und dencket Gottes Rath
Hab es also geschickt, daß an des Königs Statt
Er soll auf diese Weiß durch eine Heurath kommen,
Des Königs Tochtermann zu seyn, könnt ihn wol frommen:
Und hatte er sein Lob mit Schamröth angehört
Aus der Thalmais Mund, die er allstets geehrt,
Als Jonathans Gemahl, des Freundschafft er genosse,
Doch hatt sie was gesagt, das ihn dabey verdrosse,
Daß nemlich er dem Krieg auch wär gefolget nach,
Da er doch bey der Heerd allhie so müssig lag.
Immittelst hub die an, die ihn so hertzlich liebte:
Er ist nicht mit zu Feld, ob es ihm gleich beliebte,
Er ist zu Bethlehem, der König sandt ihn hin
Auf Isai Begehr, und war darinn mein Sinn
Erfüllt nach meinem Wunsch. Ich fieng schon an zu sorgen,
Und sah auf die Gefahr; Dann mir ist nicht verborgen,
Wie es im Kriege geht. Ich kenne seinen Muth,
Und daß ob er gleich jung, er mehr wie andre thut;
Auch immer will füran, dabey er unerfahren,
Wie bald könnt ihm ein Leyd für andern wiederfahren.
Dieß gab dem David Trost, daß sie nicht übel nahm,
Daß er zu Bethlehem, und nicht zum Treffen kam.
Er horchte drauf gantz still, was man würd weiters fragen,
Und wünscht in solcher Lust noch nicht, daß es möcht tagen.
Wann ihm der Tag fiel ein, bekam er neue Quaal,
Weil dann würd seine Ruh verschwinden allzumahl.
Doch ware auch darnach sein allerhöchst Verlangen,
Weil er dann hofft zu sehn die überschönen Wangen,
Die schon sein Hertz verwundt, ohn daß er diese kannt,
Die sich in ihn verliebt, in der er wieder brannt.
Sollt es wol Merob seyn? dacht der verliebte Hirte,
Mir deucht die Merob wars, die diese Reden führte;

Ja wann es Merob ist, so liebet sie mein Sinn,
Wanns aber Michal ist, ich ihr ergeben bin.
Die Merob ist zu stoltz, sie redt von stoltzen Sinnen,
Drum wird es Michal seyn, die ich kan so gewinnen;
Nicht aus mir selber nein, aus Gottes weisem Rath,
Der sie mir ausersehn, und so gelencket hat.
Es sey dann wer es sey, ich will sie wieder lieben,
Ich lieb sie alle beyd, um keine zu betrüben.
Die Merob die ist schön, der Michal Lieblichkeit
Steigt über alles auf, und machet mich bereit
Zu fassen diesen Muth, Sauls Eydam dann zu werden.
Ich bin ja schon gesalbt, was schaden mir die Heerden,
Thalmais sagt ja selbst, ob ich zwar sey ein Hirt,
So zeig ich doch schon an, was aus mir werden wird.
Also dacht David hin, inzwischen diese dreye,
Dieweil sie sich allein vermeynten, ohne Scheue
Einander machten kund, was sonsten niemand wust,
Und weil Thalmais sucht hierinnen ihre Lust,
Zu schertzen mit sie beyd, muß Adriel sich leiden,
Und kan die so ihn liebt, für ihr nicht mehr vermeiden

Die

V. 570. Ich lieb sie alle beyd um keine zu betrüben.)

Der Herr Pope hat die Gedanken gehabt, daß in dem heroischen Gedichte und dem Trauerspiele keine Liebessachen Platz haben. Er hat geglaubt, daß alle zärtlichen Empfindungen, und alles, was der Liebeständeley gleich sieht, sich mit den erhabenen und heftigen Bewegungen, womit diese Gedichte angefüllet sind, übel reimen. Er meinte, man könnte, was die Liebe beträffe, sich an dem begnügen, was man davon in der Comödie, der Elegie und der Ode vor sich findet. Der Hr. la Motte hat zwar die Liebe in den Trauerspielen vertheidigen wollen, aber keinen bessern Grund zu ihrer Rechtfertigung vorgebracht, als daß man dem Frauenzimmer sich damit gefällig machen müsse, weil dieses fast die einzige Regung sey, um welche sich die Leute von dem schönern Geschlechte annehmen. Wenn wir dennoch betrachten, daß die wahre Liebe eine Schwachheit ist, die einen Menschen vielmehr demüthig als groß machen kan, und ihm nur allzu gerne etwas lächerliches anhänget, so werden wir sie aus ernsthaften und großmüthigen Gedichten heraus wünschen, so oft sie nicht mit einer grossen Vorsichtigkeit eingeführt, und nicht von andern edlern Regungen, so sich damit vereinigen, erhöhet und geadelt wird.

Die sonst gebergte Gluth. Die Dunckelheit der Nacht,
Indem sie niemand sieht, sie also munter macht,
Daß sie so zu ihr sagt: Ja der Meholathiter
Ist meiner auch wohl werth, er ist ein tapfrer Ritter.
Ich berg mich nicht für dir, Thalmais, du weist wohl
Wie seine Würdigkeit man billig preisen soll.
Ich weiß, Thalmais sprach, was Adriel verdienet,
Mein Jonathan ist längst mit ihme ausgesühnet; 590.
Dein Bruder ist nicht mehr sein Feind wie wol vorhin,
Die Eifersucht ist aus, nun ich getrauet bin.
Erzehl uns eh die Nacht sich endt, was sich begeben,
Mit dir und Adriel. Nach deinem Willn zu leben,
Sagt sie, so will ich gleich dir ein Genügen thun,
Hört beyde fleißig zu, was ich fürbringe nun.
Als Samuel, der da gantz Israel regierte,
Eh unser Vater Saul den Königsscepter führte,
Zu

V. 597. Als Samuel, der da gantz Israel regierte. ꝛc.)

Dieses lange Episodium hängt mit dem dünnesten Faden an der Geschichte Davids, nemlich weil er in der Zeit, da es erzehlet ward, ungefehr und ungesehen in einem Winckel stuhnd, wo er die Erzehlung anhören konnte. Der Innhalt desselben ist überhaupt comisch, anstatt daß er heroisch sollte seyn. Er gehet David nicht weiter an, als daß er seine romantische Qual und Verwirrung vermehren muß. Sehet V. 1248. und folg.

Sein Hertze was empfindt, das er nicht melden kan.
Es liebet Adriel die eine von den beyden:
Das hat er angehört, und muß es auch so leiden.
Und fällt ihm Merob ein, daß die kan seyn die Braut,
Die ihm Gott hat bestimmt, für Adriel ihm graut.
Wann Michals Lieblichkeit ihm dann bescheint die Sinne,
Meint er, dem Adriel er sie nicht lassen könne.

Er führet auch weiter kein Licht in seine Geschichte, als daß wir zufälligerweise einige Nachrichten von dem Zustande der vorigen Zeiten, und des Regiments in Israel daraus schöpfen mögen; welche uns in zehn Zeilen eben so vollkommen hätten erzehlt werden können. Also werden wir um so viele Zeilen, als dieser Zwischengesang hat, ohne Noth von der Geschichte verschmissen, und in unserm Verlangen nach dem Fortgange derselben betrogen. Das erhitzteste Gemüthe würde in einem solchen und so gleichgültigen Zwischengesange wieder erkalten.

Zu hohem Alter kam, und war des Richtens satt,
Erwehlt er seine Söhn, und nannt an seine statt
Den Joel, daß er sollt zu Bersaba stets leben,
Und da dem Israel Recht und Gerichte geben,
Sein Bruder Abia, der kam gen Bethel hin.
Doch lebten diese beyd vielmehr nach ihrem Sinn,
Und pflegten ihre Lust, als daß sie solten sehen,
Daß da in Israel Gerechtigkeit möcht stehen;
Wer nur Geschencke bracht, der kauffte da sein Recht,
Gold machte eben krumm, und das gekrümmte schlecht.
Ein jeder spürt es wohl, doch keiner komt es wenden,
Wer ein Wort sprach zuviel, der war in ihren Händen.
Drum ehrt man sie aus Furcht, aus Nutzen, und aus Zwang,
Die Reichen hattens gut, die Armuth litte Drang.
Nun hatte Adriels sein Vater lang gelegen
Mit Ahimath im Streit, der von der Mutter wegen
Auch mein Großvater war. Es traffe Güter an,
Und wollte Ahimath, der da ein herber Mann,
Sein ungerechtes Recht nicht in der Güte lassen,
Wie oftmahls ward gewünscht. Er legt sich gantzer massen
Mit ihme in das Recht, sie ziehn gen Bersaba,
Und liegen lange Zeit in ihren Sachen da.
Barsilla hat das Recht, doch Ahimath die Gönner.
Allein weil alle beyd schon waren alte Männer,
Kam ihre Sach nicht aus, sie sturben drüber hin.
Die Kinder erben drauf der Väter ihren Sinn.
Die Mutter zoge bald nach Joel, fortzutreiben
Die angehobne Sach, es solt nicht dabey bleiben.
Abenar stund ihr bey, der unser Vetter ist,
Und weil sein scharffer Sinn zu allem wohl gerüst,
Hofft er ein gutes End in dieser Sach zu sehen.
Die Ada, seine Frau, und ich, wir musten gehen
Mit nach des Richters Stadt. Als Adriel nun hört,
Was unser Wille war, er hefftiglich begehrt
Zu sprechen uns zuvor, eh wir zum Richter kämen,
Der ihm ein Greuel war, und wollte sich bequemen.
Er scheute drum das Recht, weil Recht nicht Recht da war,
Und er noch kein Geschenck ihm wolte bringen dar.

Ob nun sein guter Zweck zwar billig stand zu loben,
So sahn wir doch nicht gern es länger aufgeschoben.
Abenar gab den Rath, wir solten nun das Recht,
Und nicht die Güt ansehn, er merckte, daß es schlecht
Um Adriel must stehn, weil der den Richter meidet,
Dann wer ein sichres Recht, sich nie vom Rechten scheidet.
Drauf wieß man ihn dahin, wo Joel hielt Gericht,
Und sagt man ihm, daß wir ihn wollten sprechen nicht.
Drauf geht die Sache an. Die im Gerichte sassen,
Die sahen bald, wie uns das Recht würd sincken lassen,
Und daß wir keinen Fug an Adriels sein Gut.
Wie dieß Abenar hört, er dieses heimlich thut,
Und giebt dem Richter Geld, der uns schon war gewogen,
Weil, als er mich gesehn, er einen Gift gesogen
Der Liebesbrunst in sich, daß seine geile Flamm,
Je öffter er mich sah, je mehrern Zunder nahm.
Die Mutter wuste nicht Abenars sein Bestechen,
Und hätt sie nie gegönnt, also das Recht zu schwächen,
Besondern, weil sie meint, die Sache war für ihr,
Ließ sie dem Recht den Lauf, und hüt sich nicht dafür,
Was der Abenar that. Der es also gestellet,
Daß Joel nur für uns ein gutes Urtheil fället.
Es waren beyde Theil für seinem Richtersthron,
Und meinte jedermann den Sieg zu haben schon.
Ich hatte Adriel noch nicht zuvor gesehen,
Und blieb er, wie er mich ersah, bestürtzet stehen,
Er wandte fast kein Aug von mir die ganze Zeit,
Und weil der Richter spricht, und ihm giebt den Bescheid,
Daß er sein gantzes Gut und Erbe uns soll lassen,
Sieht er gantz freudig aus, und zeiget uns kein Hassen,
Er giebt sich willig drein: und obwohl seine Freund
Sich stellen sehr betrübt, an ihm doch nichts erscheint.
Hingegen fühlte ich in mir ein sonders Leyden,
Ich war darum betrübt, was meinen Freunden Freuden
Und grosse Ruhe bracht: ganz traurig gieng ich hin
Vom Richter in das Haus, ich klagt in meinem Sinn
Des Adriels Verlust, der alles hat verlohren,
Was ihm in seinem Stamm war billig angebohren,

Und hätte gern gewollt, daß er für uns den Sieg
Davon getragen hätt, in diesem Güter-Krieg.
Der Richter bathe uns darauf zum Abendessen,
Und sezt er sich zu mir; ich konnte nicht vergessen
Des Adriels Verlust, es daurt mir allzusehr,
Daß da sein Erb und Gut uns hört, und sein nicht mehr.
Joel, der wie gesagt, mich liebte als sein Leben,
Wollt auch fürnehmlich izt mir dieß zu spüren geben,
Weil wir verbunden ihm, daß er also gericht,
Daher er einen Haß bey mir vermuthet nicht;
Und sagte drum zu mir: der schönsten Jungfrau wegen
Hat heut mein Richterstab sich willig müssen legen,
Nur ihrer Schönheit ist der Sieg den sie erlangt,
Die da für Israel für allen andern prangt.
Ich wäre nicht gewest dem Adriel so herbe,
Wann deine Wunderschön verdiente nicht sein Erbe;
Hätt ich die nicht gesehn, wär die Abinoam
Auch nicht so reich wie jezt. Wie dieses ich aufnahm,
Kan ich dir sagen nicht, ich bliebe ohn zu sprechen
Ein gute Weil; zulezt sagt ich: Soll man wohl brechen
Das Recht, wenn man mich sieht? Ja freylich, sprache er.
O wahrlich, wandt ich ein, dieß giebt uns schlechte Ehr,
Die uns der Sieg gebiehrt. Warum, sagt er hiegegen,
Wer darf sich wider mich und meinen Willen legen?
Es komm mir Adriel, trotz daß er hab den Muth,
Die schöne Jungfrau soll besitzen stets sein Gut.

Wann

V. 685. Der schönsten Jungfrau wegen hat heut mein Richterstab ꝛc.)

Von dieser Verliebung des Joels hat die wahre Geschichte nicht ein Wort. Der Poet hat sie in dieselbe auf die blosse Nachricht von Joels ungerechtem Gerichte und verderbtem Hertzen eingeschoben. Er ist dazu in so weit berechtiget gewesen, als ein Poet alle Ursachen der Begegnisse erklären muß, welche zu dem Gewebe seiner Materie gehören, dal er man ihn Meister darüber lassen, und von ihm nicht fodern muß, daß er die Sachen sage, wie sie würcklich gewesen, wann er sie nur sagt wie sie seyn könten oder sollten, und deßfalls die Wahrscheinlichkeit und die Nothwendigkeit in Obacht nimmt. Der Fehler ist, daß uns die Person Joels gantz gleichgültig ist, zumahl da seine Geschicht den David nichts angehet, den Lauf des Gedichtes hemmet, und den Eindruck zerstreuet.

Wann wir es nicht mit Recht (antwort ich) wird uns schaden
Dieß Gut, weil Gottes Zorn wir so auf uns geladen.
Was, Gottes Zorn? O nein! (sprach dieser Spötter bald)
Kennt Gott den Adriel? Nein! eure Wolgestalt;
Der liebt die Merob auch, und mehrt der ihre Schätze.
Ich sagt: ich thue wohl, daß ich mich von dir setze,
O Joel dein Gespött kan mir behagen nicht,
Was wider Gott ich hör, ist wider meine Pflicht.
Hiemit ließ ich ihn da, und durffte er nicht wagen,
Damahls von seiner Lieb mir mehrers fürzusagen, 710.
Wie er wohl hatt im Sinn; und haßt ich nach der Zeit
Ihn mehr noch als fürhin, und kam dieß weit und breit
Durch gantzes Bersaba, daß Adriel verlohren,
Nur bloß weil Joel mich zu seiner Lieb erkohren,
Und sprache jedermann sehr schlimm von dieser That,
Ja wer noch ehrlich war, hiefür ein Abscheu hat.
Nun hatte Adriel, seit dem er mich gesehen,
Gefühlt ein Liebesfeur in seinen Sinnen gehen,
Das ihm ließ keine Ruh, er zwingt sich wie er will,
So läufft es da doch aus, daß ich allein sein Ziel, 720.
Dahin sein sinnen steht, was er soll recht beginnen,
Kan er erdencken nicht, und wie ich zu gewinnen.
Er weiß der Mutter Haß und seinen Armuthsstand,
Das sind zwey starcke Seil, die fesseln seine Hand,
Daß er zu nichtes kan was ihm beliebt gerathen.
Er kan mich lassen nicht, noch auch nach solchen Thaten
Erweisen wer er ist: sein Erbtheil ist dahin,
Die Noth bekleidt den Leib, die Liebe seinen Sinn.
Er bleibt zu Bersaba, da ihm dieß wiederfahren,
Und hielte sich da auf so lange wir da waren. 730.
Man rieth vergebens ihm er sollt nach Ramath gehn,
Allda den Samuel dieß Unrecht lassen sehn,
Das sein Sohn hätt verübt. Er wollt mich nicht betrüben,
Er sprach, Ahinoam ihr Kind das muß ich lieben,
Drum gönn ich der mein Gut der ich mich selber geb,
Ohn diese bin ich nichts, in der ich einzig leb.
Dieß hat er mir hernach selbst alles so erzehlet,
Wie ich dir izt bericht, und wie er sich gequälet,

Was Streit er hat gefühlt, wie offt er hat gesollt
Mich lassen. Aber nein, die Lieb es anderst wollt:
Die reizt ihn allezeit zu gehen neue Wege,
Und weil die muntre Lieb ihn nicht ließ werden träge,
Sucht er Gelegenheit sich mir zu machen kund,
Was stets sein Herz fürbracht, sollt sagen auch der Mund.
Abenar wehlt er aus, ihm wohl bey mir zu dienen,
Weil er wust seine Macht und sein wohlmeinend grünen,
Und nahm der willig an was Adriel ihm sagt,
Weil sein Gewissen ihn bereits hat angeklagt,
Daß er nicht recht gethan, in Unrecht uns zu schützen.
Er dachte diese Lieb könnt ihn hinwieder nützen,
Daß sein Gemüth in Ruh, sein Nahm bey Ehren blieb,
Weil was geschehn, ihm schon die gantze Stadt zuschrieb.
Und weil der Adriel bey allen war beliebet,
Hat auch sein Unglück fast das gantze Land betrübet.
Ahinoam bereut auch ebenfalls die That,
Die, daß sie unrecht hat, erkannt, wiewohl zu spath.
Mit Ehren konnt man nicht das Erbe wieder geben,
Denn Joel hätte sonst uns dörffen wiederstreben,
Und bringen selbst in Noth, weil er also gericht.
Wir dorften seiner Macht ja widersprechen nicht.
Sie hört Abenars Rath deßwegen an mit Freuden,
Und ward mir angebracht des Adriels sein Leyden.
Die Röthe sprach für mich und gab ich mich darein,
Was meiner Mutter Freund ihr Wille würde seyn.
Doch weil man Joels Lieb zu mir verspüren konnte,
War leicht der Schluß gemacht, daß er mich ihm nicht gönnte
Drum nahme man ihm für zu eilen aus der Stadt,
Eh Joel noch hievon etwas gemercket hat.
Doch fiel was in den Weg, das unsrer Reise wehrte,
Es wurde plötzlich kranck die Mutter, und begehrte,
Daß Saul gleich zu ihr käm; nach dem dann ward geschickt,
Und wurde unser Zweck dadurch gar sehr verrückt.
Man hatte Adriel noch nicht entdeckt den Willen
Der Mutter, der da war, den Seinen zu erfüllen,
Weil sie nicht ohne Saul hierinnen wollte gehn,
Doch wurde ihm erlaubt, wann er wollt, uns zu sehn.

Vergebens würd ich dir hie seine Wort erzehlen,
Die er stets zu mir sprach, weil der verliebten Seelen
Der schönen Thalmais ohndeme wohl bekannt,
Wie man spricht, wañ man sich befindt in solchem Stand.
Er rühmt ohn Unterlaß, was sich bey mir nicht funde,
Und ich fragt ohne End, ob er aus Hertzens Grunde
Dieselbe lieben könnt, die ihn so mit betrübt?
Worauf er dann betheurt, wie hefftig er mich liebt,
Und daß er Joel danck, daß der sein Gut uns geben,
Weil er ja selbst nun wollt aufopfern mir sein Leben.
Dieß war der Innhalt stets von unserem Gespräch,
Und wann dieselbe Zeit ich noch bey mir erweg,
Find ich, daß die allein war fähig mich zu freuen;
Doch mußten wir dabey uns für dem Joel scheuen,
Des Macht, Unrecht und Lieb war zu bedencken wohl,
Ein jedes von die drey ließ uns der Sorgen voll.
Erwog man seine Macht, die alles konnt vollbringen,
Sein Ungerechtigkeit ließ sich von keinem zwingen,
Und seine Lieb zu mir nahm zu von Tag zu Tag,
So daß je mehr sie stieg, je mehr stieg meine Plag.
Immittelst, daß wir nun zu Bersaba so waren,
Kam Saul auch zu uns hin, das Joel kaum erfahren,
Da kam er selbst zu uns, und that ihm diese Ehr,
Doch wañ mans recht bedacht wars um die Tochter mehr.
Saul, dem des Richters Lob schon war für Ohren kommen,
Hat zwar, wie sichs gebührt, die Ehre angenommen,
Doch scheut er ihn dabey, sein Stand macht ihn erhöht,
Sein Ruff der macht ihn klein, und seine Ehr verweht.
Es fügte sich nun so, daß der Meholathiter
Im Garten bey mir war, und Joel, der durchs Gitter
Nahm unser Thun in Acht, verspüret wohl so viel,
Daß man nicht Adriel so feind ist, als er will.
Dieß bringt ihm Eifersucht, dieß bläset seine Liebe,
Er schleichet hinter her, weil ihn die Rache triebe,
Und höret alles an, was Adriel mir sagt,
Der über seine Tück und lose Schalckheit klagt.
Ich gab mit weidlich auf, und sprach von seinen Ränckeu,
Und konnt ich, daß er uns so nah, unmöglich dencken,

Und

Und ob uns Ada gleich schon öffters winckte zu,
Erriethen wir doch nicht, warum sie solches thu.
Indem schau ich mich um, ja wie mir wurd zu Muthe,
Ja wie mir wurd zu Sinn, als ich die Unglücks-Fluthe
Mit gräßlichem Gesicht so nahe sah bey mir,
Das weiß ich selbst noch nicht, und kans nicht sagen dir.
Ich bliebe gleichsam todt und ohn ein Wort gesprochen
Lief ich, gleich wann ich hätt was greuliches verbrochen,
Von ihm nach Ada zu, doch Adriel blieb stehn,
Und scheuete sich nicht, ihn tapfer anzusehn.
Ist das, fieng Joel an, die Ehr, die mir gebühret?
Nein, sprache Adriel, weil du bisher geführet
Dein Amt mit Sünd und Spott, ist dieses viel zu schlecht,
Daß man dich so beschreibt, denn wer das Recht so schwächt,
Gleichwie du thust, den sollt man billich anderst finden.
Du häuffest Israel die Straff mit deinen Sünden,
Und wird man in die Läng nicht sitzen dazu still,
Der nüzt uns nicht, der da das Recht nicht führen will.
Nach diesem freyen Wort hätt man ja sollen dencken,
Es würd des Richters Zorn den Adriel versencken,
Nein aber höre nur, wie gleissend er sich stellt,
Er saget lächlend drauf: Der ist nicht in der Welt,
Wer allen kan zu Danck, und wie man will, regieren.
Hiemit geht er zu mir, und sagt: Nun kan ich spüren,
Wie man hie ist gesinnt, und wie man das erkennt,
Daß eines Richters Hertz in heisser Liebe brennt.
Läßt uns darauf allein, und berget seine Rache,
Doch ware mir alsbald nicht wohl bey dieser Sache,
Und weil ich Adriel, der also frey geschwätzt,
Sah in der höchsten Noth, darein er sich gesetzt,
Must er auf meine Bitt aus Bersaba entweichen.
Ich konnte dieses lang bey ihme nicht erreichen,
Weil seine Großmuth ihn abhielt für dem zu gehn,
Den er nicht würdig acht, im Wege anzusehn.
Doch weil zur selben Zeit Gewalt für Recht sich wiese,
Konnt es nicht anderst seyn, ein jeder sich beflieſſe,
Zu haben Joels Gunst, wiewohl man ihm nicht gut,
Stellt man sich doch aus Furcht, als wann mans gerne thut.

Drum schiede Adriel, und wolt nach Gesur reisen,
Von wannen er hiernächst mir nicht genung konnt preisen
Die Gnad, die man ihm that in deines Vatern Land,
Und wie der König ihm in allem macht bekannt
Die grosse Gütigkeit, die Königen gebühret.
Indem er nun hinweg, wird sein Verlust verspüret.
Ein jeder spricht davon, ein jeder fragt darnach,
Ein jeder deutet so und so aus diese Sach.
Der Joel freute sich, daß ihm sein Feind gewichen,
Ohn daß er ihn verfolgt, und weil man sich verglichen,
Zu reisen wieder heim, ward Joel dieses inn,
Und spricht den Vater an, wie sein verliebter Sinn
Sey gegen mir entbrannt, und will sein Eydam werden.
Saul sich hierob entsetzt, weil er so viel Beschwerden
Bey dieser Heurath sah. Der Tochtermann zwar war
Der Höchst in Israel, doch war auch offenbar,
Wie er sein Leben führt, und daß nicht würd bestehen
Die Ehr, in welcher man ihn damahls konnte sehen.
Er darff nicht sagen nein, das Jawort war auch schwer,
Er liebete die Ruh, sein Kind doch noch vielmehr,
Und saget endlich so: Es stünde zu bedencken,
Sein Vater lebte noch, wann der sich liesse lencken
Zu dieser hohen Ehr, sollts ihm gefällig seyn,
Wo nicht, so müst er auch mit deme stimmen ein.
Der Joel, der so klug, als arg und schalckhaft ware,
Will, daß mans gleich beschließ, eh man es offenbare
Dem Kis, der sich nicht lang hierinn bedencken werd;
Was Saul gefällig sey, da würd er ohn Beschwerd
Sich willig geben ein, und möchte er wohl spühren,
Daß ihn mein Vater wollt so auf das weite führen.
Der dann voll Sorg und Angst sich weiß zu rathen nicht,
Und darf nicht melden an, woran es recht gebricht.
Indem er nun so schweigt, will Joel Antwort wissen,
Bald drohet er, und bald ist wieder er beflissen,
Zu suchen in der Güt, was sein Anbringen war.
Mein Vater, der ihm stellt für Augen die Gefahr,
Wann er würd sagen nein, sagt ja, nur mit dem Munde,
Das Nein viel wahrer war in seines Hertzens Grunde.

Drauf Joel ist vergnügt, mein Vater hochbetrübt,
Und ich erfahr es auch, daß man mich Joel giebt.
Wann ich dir melden wollt, wie ich mich that gebährden,
Würd ich vermehren nur ohndeme die Beschwerden,
Die meine Nod dir giebt. Ich stellte mich so an,
Daß man in kurtzer Zeit mich kaum mehr kennen kan.
Ich bin des Joels Braut, der sich nichts an mich kehret,
Acht Gegenliebe nicht, die Meinigen nicht ehret,
Und hält mich schon so schlecht, eh ich ihm noch getraut,
Daß, was noch wird geschehn, man klärlich spürt u. schaut.
Indem kommt ein Geschrey, daß Adriel entwichen,
Weil er mit Ada hätt in Unzucht sich verschlichen,
Und giebt sie Gera an, der uns ist nah verwandt.
Abenar als ihm dieß von Ada ward bekannt,
Ließ seinen Eifergeist auf einmahl mächtig toben.
Von uns konnt diese Schand kein Mensche billig loben.
Ich war also verführt, daß Adriel es war,
Der diese That gethan, daß ich schier noch erstarr,
Wann ich daran gedenck. Es ward mit solchen Gründen
Herfür gebracht, daß man nicht wohl konnt Ada finden
In Unschuld wie sie sagt, ihr schweeren nichtes galt,
Der Gera schwure auch; und wie sie sich anstallt,
Sah man wol, daß sie war erschrocken und verborgen,
Und ware ihr Geschlecht daher in grossen Sorgen.
Abenar wollt den Schimpf den Ada ihm gethan,
Nicht leiden, sein Geschlecht stund da für einen Mann.
Rimon ihr Vater kam und ihre beyde Brüder,
Baena und Rechob, und ihres Stammes Glieder,
Die wollen, Gera sollt beweisen was er sagt,
Und wurde diese Sach dem Richter angebracht.
Die Berothiter all gen Bersaba erschienen,
Abenars Freund seynd auch bereit ihm wohl zu dienen,
Darunter unser Hauß auch mit begriffen war;
Es kame Kis auch selbst nebst meinen Brüdern dar.
Die Ada als sie sah den Beystand ihrer Freunde,
Erhobe sich ihr Muth und pocht sie ihre Feinde,
Sie foderte die Rach, weil Gera ihr Geschlecht
Also geschändt, so soll ihr Joel sprechen Recht.

Der

Der Joel fraget nach, wo Adriel möcht leben,
Es wird in alle End hin der Befehl gegeben,
Daß Adriel erschien, ich wünscht und wünschte nicht,
Daß er sich stellte ein für Joels sein Gericht;
Dann, war er ohne Schuld, hätt er doch leiden müssen,
Und schuldig mocht ich nicht ihn sehn sein Blut vergiessen.
Drum war ich froh als er zur rechten Zeit nicht kam,
Da doch erschiene der Meholathiter Stamm.
Daß also drey Geschlecht um dieser Sache willen
Für Joel stellten sich, gerichtlich zu erfüllen,
Was jedes Ehr betraf. Der Jemininer Haus
Es mit Abenar hielt, der wolte gantz durchaus
Daß Ada würd verdammt. Die Berothiter sprachen:
Der Gera zeuget falsch, man muß zu diesen Sachen
Noch klareren Beweiß. Des Adriels Geschlecht
Hält es mit Ada auch, und ihre Ehr verfecht.
Dieß war ein harter Streit und gar ein schwerer Handel,
Man wuste nichtes böß von Ada ihrem Wandel,
Und Gera war ein Mann der keinen nicht betrog,
Daher sich diese Sach gar lange hin verzog;
Und führt ich unterdeß ein so betrübtes Leben,
Weil ich in Haß und Lieb und Eifersucht must schweben,
Daß es noch Wunder ist, daß ich nicht gar verfiel,
Und meine Lebens-Zeit erreicht ihr letztes Ziel.
Dieß ware noch mein Trost, daß dieser Handel machte,
Daß Joel nicht so bald an unsre Hochzeit dachte,
Dann ihm war keine Frist, der Morgen, Mittag, Nacht,
Wurd für dem Richterstuhl beständig zugebracht.
Der Berothiter Stamm als der zum meisten litte,
War auch der, so die Ehr der Ada wohl bestritte,
Daß wann nicht Joel hätt dem Gera Hülff erzeigt,
Der ihm insonderheit in allem war geneigt,
Wär es schier seyn geschehn. Man kont sich nicht drein richten.
Joel war Ada hold, und wollte doch nicht schlichten
Die Sach wie er gekonnt, er fiele allen bey,
Er sprach kein Urtheil nicht, und sprach auch keinen frey.
Indem nun diese Sach so lief von allen Seiten,
Kam Bichri in die Stadt. Ich kannte ihn von weiten,

Und weil er Adriels sein Freund, war er mit ihm
Nach Gesur hingereist, fur unsers Richters Grimm.
Er kam darauf, so bald die Zeit es wollte leiden
Zu mir, dahin, allwo ich heimlich ihn beschciden,
Und klagten wir allda einander unsre Pein,
Und in was böß Gerücht hie Adriel müst seyn.
Der Bichri sagt darauf, dieß würd er nimmer dulden,
Und eh sein Sterben sehn, als seine Ehr in Schulden.
Deßhalben wollt er gleich ihm dieses melden an.
Vergebens plag ich mich, weil ichs nicht wehren kan,
Und wie ich ihm auch klagt, wie man mich hätt versprochen
An Joel, sagte er: So ist das Band gebrochen,
Von dir und Adriel. Ich sprach: In Ewigkeit
Vergeß ich seiner nicht; schaff, daß er mich befreyt.
Ich will nach Gesur hin, will er dahin mich führen,
Da kan ich Sicherheit für Joels Wüten spüren.
Dieß nahme Bichri an, und treibet ihn die Ehr,
Die schier verlohren war, des Adriels so sehr,
Daß er gleich reiset fort, nach Gesur hinzubringen
Die ungewohnte Mähr von diesen Wunderdingen.
Immittelst wird kein Schluß ohn Adriel gemacht,
Und durch Abenars Fleiß die Sach dahin gebracht,
Daß sein beklagtes Weib nach Nobe für dem Herren
Soll mit ihm reisen fort; sie thut sich heftig wehren,
Und will durchaus die Prob des Eiferopfers nicht,
Doch alle ihre Freund seyn selbst hierauf erpicht.
Der Richter wolte gern, daß es nicht möcht geschehen,
Doch Gott und sein Gesetz durfft er nicht wiederstehen.
Drum gieng die Reise fort; der Richter selbsten zieht,
Und wir, die wir befreundt, wir giengen gleichfalls mit,
Begierig, wie es möcht mit diesem Handel kommen.
Wir wurden in der Hütt des Stifftes angenommen,
Von Ahilob, der da den Leibrock hatte an,
Der alles mit ihr thut, was man verrichten kan.
Ihr Haupt wurd ihr entblöst, der Priester sie beschweerte.
Sie wurde ganz erblast, wie man an sie begehrte,
Daß sie das Wasser trünck, das da verfluchet war,
Dadurch, ob sie ohn Schuld, könnt werden offenbar.

Wie mir hiebey zu Muth laß ich dir selber rathen.
Und wie wir in der Hütt uns so versammelt hatten,
Da auf die Ada war jedwedens Aug gericht,
Man unvermuthlich von des Ritters Ankunft spricht.
Ein jeder schaut sich um als Adriel erscheinet,
Nun sey die Ada loß ein jeder schon vermeinet.
Er tritt zu Gera hin, und spricht: bist du der Held,
Des lügenhafter Geist anfüllet nun die Welt.
Auf Ada, fuhr er fort, zeig deiner Unschuld Probe,
Zeug den Abenar an, daß er dich wieder lobe.
Trinck! was dir wird gereicht, zu deinem höchsten Ruhm,
Beweise für dem Volck, für diesem Heiligthum,
Was deine keusche Seel von Gera müssen leiden,
Dann wird man dich statt schmach, mit ehr und ruhm bekleidē.
Wie dieses mich erfreut, konnt jedermann gleich sehn,
Und waren Ada Freund sehr froh, daß dieß geschehn.
Sie aber blieb erbleicht; sie wehrte sich zu trincken,
Sie wollte in die Erd für grosser Angst schier sincken.
Die Freunde sprachen zu, der Priester trieb sie an,
Bekenne oder trinck, sagt ihr ergrimmter Mann.
Hiemit trinckt sie es ein. Die es mit Gera hielten,
Das unsre Freundschaft war, nach diesem Ausgang zielten
Mit hefftiger Begierd. Der Adriel steht da,
Und siehet unverfahrt; Ich ware ihm so nah
Daß ich die leisen Wort, die er mir sagt, konnt hören:
Wann deine treue Lieb bey dir noch steht in Ehren,
Und daß mich Bichri hat aus Freundschaft nicht getröst,
Solst du noch heute seyn aus Joels Macht erlöst.
Die Anstalt ist gemacht, nach Gesur dich zu bringen,
Sey nur getrost; Ich hoff es soll uns wohl gelingen.
Ich sagt hierauf kein Wort und winckte ihm nur zu,
Daß er verspüren könnt, daß ich dieß willig thu.
Indem der Priester nun das Eiferopfer zündet,
Hebt Ada plötzlich an, die sich nicht wohl befindet,
Zu schreyen Ach und Weh! ein jeder drängt sich hin,
Ich voller Angst und Sorg, ich nicht die letzte bin.
Abenar sie befragt, der Richter auch imgleichen,
Daß sie die That bekenn. Sie sagt: Nun ich nicht weichen

Noch hie entgehen kan, bekenn ich alles frey,
Ich habe meinen Mann betrogen, ohne Scheu.
Ist es denn Adriel? der Richter plötzlich fragte,
Ja Adriel der ists, die Ada wiedersagte.
Wohlan, trat Gera auf, die Wahrheit ist am Tag.
Man schaut an Adriel was der wohl sagen mag,
Der thut noch unverfährt, und will die Ada sprechen.
Doch übertäubt man ihn, Abenar will sich rächen,
Die Schuld ist hell und klar. Die Ada gantz befiel
Daß es nicht anderst scheint als ob sie sterben will.
Man trägt sie in ein Hauß, und Adriel soll geben
Von ihme sein Gewehr; Das koste den das Leben,
Spricht er, der dieses sucht und geht auf Gera loß.
Hierauf wird ein Tumult, und alle Degen bloß.
Der Richter ruffet bald den Adriel zu fahen,
Doch darff sich keiner nicht so eilig zu ihm nahen,
Er kommt aus ihrer Hand; und seiner Freunde Rott
Hilfft ihm aus dieser Noth, reist ihn aus diesem Spott.
Der Sieg war unser nun, die Jeminiter prangen,
Doch kost mir dieser Sieg gar viel benetzte Wangen,
Der Berothiter und Meholathiter Haus,
Die waren höchst betrübt, daß es so lief hinaus.
Abenar rief um Recht, die Ada sollte sterben,
Die alle Welt verließ und suchte ihr Verderben.
Auch sucht man Adriel, doch war der nicht zu sehn.
Ich wust in meinem Sinn nicht wie mir war geschehn.
Und war noch so bestürtzt, als Bichri heimlich nahme
Die rechte Zeit in Acht, und in mein Zimmer kame,
Er fragte gleich, ob ich zu reisen wär bereit:
O nein, sprach ich hiezu, es ist nicht mehr die Zeit,
Sag Adriel nur an, daß ich sein gantz vergessen,
Weil er sein eigen Ehr so wenig übermessen.
Ich bin einmahl verlobt an Joel, der ist mein,
Eh will ich wehlen den, als Adriels zu seyn.
Bichri, der that bestürtzt, ich aber ließ ihn stehen,
Und sagte dieses noch: Wo er nicht bald würd gehen,
Sollt er für Adriel mit Ada leiden Spott,
Dieß bracht ihn in die Flucht, zu meiden diese Noth.

Ich war nun gantz gewillt, den Adriel zu hassen,
Und Joel, dem ich schon verlobet, mich zu lassen,
Wiewohl aus keiner Lieb, nein, nur aus blosser Rach,
Ich wust, daß ich hiedurch mich stürtzt in Weh und Ach.
Indem wir nun also zu Silo noch verbleiben,
Gieng ich die Traurigkeit einsmahlen zu vertreiben,
Mit Beroa, die da des Gera Tochter war,
Am Abend in ein Holtz. Kaum waren wir alldar,
Da sahn wir uns umringt von unbekannten Leuten,
Die uns ohn Wortgepräng antrieben fort zu reiten,
Auf zugerüste Pferd, man führt uns schier halb todt
Nach einem Berghaus zu, allda uns diese Rott
In eine Kammer bracht, darinn wir Ada funden,
Ihr Ansehn frischte auf der Seelen tieffe Wunden.
Sie gienge mich fürbey, und sprach Beroa an,
Zwar nicht mit Höflichkeit, dieweil sie dieß nicht kan
Erzeigen dessen Kind, der ihre Ehr geschändet:
So seh ich, daß sich noch nicht gar mein Glück geendet.
Ja! Beroa, du sollt erfahren meinen Grimm.
Nehmt Gera Tochter hin; sprach sie mit lauter Stim̃,
Thut mit ihr was ihr wollt, ich geb sie euch zu eigen.
Auf dieß gehörte Wort, wollt Beroa sich zeigen,
(Was kan bedrängte Noth) und haschet dessen Schwerdt,
Der da zu seiner Lust und Geilheit sie begehrt.
Sie stellt sich in die Eck, und that sich männlich wehren,
Ich wollt ihr folgen nach, und ware mein Begehren,
Zu finden eh den Tod als meine Ehr geschwächt.
Doch Ada spricht mir zu, ich sollt sie hören recht,
Es wäre nicht um mich dieß Wesen angesehen,
Besondern nur aus Rach für Gera so geschehen;
Und sollt ich meinen Haß ja wenden nicht zu ihr,
Dann was sie hätt verübt, wär gantz nicht schädlich mir;
Der Adriel wär rein, sie hätt es müssen sagen,
Doch der so sie dazu bewegt, den wollt sie plagen
Mit eben solchem Schimpf, des Gera Kind sollt seyn
Mit ihr in gleicher Straff, in gleicher Schmach und Pein.
Ich blieb hierob bestürtzt, erschrocken und erfreuet;
Daß Adriel ohn Schuld, mein Liebesfeur erneuet,

Daß Beroa in Noth, geht mir durch meine Seel,
Was Ada freut, ist dieß, worüber ich mich quäl.
Es war die Beroa Melchisua verlobet,
O um denck wie es mich schmertzt, daß Ada also tobet.
Ich meynte, Ada wär in Haft, und sehe nun,
Daß sie gantz frey, und das was ihr beliebt, kan thun.]
In solcher meiner Qual, in Ada ihrem Wüten,
In Beroa Gefecht, die ihre Ehr zu hüten,
That mehr als menschlich war, kommt da mein Bruder hin,
Mit zwölfen seiner Freund, denck nur, wie froh ich bin.
Beroa macht er loß, und Ada ihr Entsetzen
War unsrer Freude gleich, sie wollt sich widersetzen,
Mit ihrem Volck, das da von Joels Dienern war,
Indeme Gera auch sich findet bey uns dar,
Er und Melchisua, die hatten uns verlohren,
Und folgten nach der Spur, da sie wie neu gebohren
Uns funden beyderseits. Die Ada ward gebracht
In Haft, wir aber beyd hingegen frey gemacht.
Des Joels Knecht, die da verrathen ihren Herren,
Setzt man gleich zu der Red, da was man wollt begehren,
Uns ward von ihnen kund, auch sagte Ada an
Was schier niemand von uns für Schreken glauben kan;
Wie nemlich Joel hätt sie mit Gewalt geschändet,
Als sie zu Bersaba, und ihr viel zugewendet
Von Gütern, daß sie sollt ja halten reinen Mund,
Wie Gera nun von ihr zu melden was begunt;
Wiewohl mit Adriel er fälschlich sie betrogen,
Hätt sie sich diese That schwer zu Gemüth gezogen,
Doch wär von Joel ihr ein guter Muth gemacht,
Nach dessen Rath und Schluß sie alles so vollbracht.
Dem Adriel zur Plag und Joel zu Gefallen
Hätt sie dieß falsch Gerücht von ihnen lassen schallen;
Und weil sie Joel drauf aus ihrer Haft befreyt,
Und heimlich sie hieher in dieses Haus begleit,
Allda er ihrer meynt recht wieder zu geniessen,
Hätt sie ihm ihren Schluß fürhero lassen wissen,
Daß wann sie Beroa in solchen Spott gebracht,
Als wie ihr Vater sie zu Schanden hätt gemacht,

Wollt sie gantz williglich dann seines Willens leben,
Daher man dieß gethan, was ihr möcht Ruhe geben.
Hierauf der Gera sagt, er hätt sie einst ge chaut
In ihrer geilen Lust, und ais er es getraut
Dem Richter kund zu thun, der doch selbst Schuld gewesen,
Hätt er den Adriel zu dieser That erlesen,
Und selber ihm bekannt, daß er es gar wohl wüst,
Darauf er diese Klag auf sein Geheiß gemüst
Anmelden öffentlich, das er nun wollt bereuen,
Weil Joel ihn verführt. Wie ich mich that erfreuen,
Daß Adriel ohn Schuld, ist zu erzehlen nicht.
Mitdeß daß dieses nun also bey uns geschicht,
Erfahrt man in der Stadt von diesen Wunderdingen,
Der Joel weis für Angst nicht was er soll fürbringen,
Er eilt gen Bersaba ganz eilig eh es tagt,
Denn der scheut Tag und Licht den sein Gewissen plagt.
Wie dieses kam für Kis, rieth der man sollte schweigen,
Und hierinn diese Ehr dem Samuel erzeigen.
Und ward es drum vertuscht, daß diese lose That
Kein Mensch nach dieser Zeit wie du erfahren hat.
Abenar ließ sein Weib in dem Gefängniß richten,
Und weil die Schuld am Tag, so ließ sich leichtlich schlichten
Der Haß den ihre Freund mit uns darum geführt.
Sie dancken Gott, daß es nicht weiter wird berührt.
Hierauf beschliessen sie mit aller Stämme Willen,
Das Unrecht, so im Land ergehet, gar zu stillen,
Daß ihme Samuel soll wählen einen Mann,
Der da ein König sey und besser richten kan,
Dann alle Heiden ja nachlebten solcher Weise.
Der Schluß der wird gemacht, sie heben an die Reise,
Nach Ramath kommen sie, und Samuel vernimmt
Mit Schmertzen dieß Gewerb, doch weil es so bestimmt,
Und er sah, daß es Gott wollt haben, sollt geschehen
Der Stämme ihr Begehrn; worauf sie von ihm gehen.

Nicht lang nach dieser Zeit ward Saul dazu erwählt.
Nun ware doch mein Stand, ob schon erhöht, gequält,
Weil Adriel mir stets in meinen Sinnen schwebte,
Und weil ich nichts von ihm erfuhre, traurig lebte.

Von Joel war ich frey, der mit dem Richterstand
Zugleich sein Leben ließ. Doch bliebe mir entwandt
Die Ruhe wie zuvor. Ich lebt in steten Sorgen,
Und da dieß Liebesfeur war aller Welt verborgen,
So brannt es drum vielmehr in meinem innern Sinn.
Ich bin nicht in mir selbst, was ich bey Leuten bin.
In solcher Trauerzeit ward unser Land geehret
Mit deiner Gegenwart; Doch anfangs ward vermehret
Mit dir mein quälend Hertz, weil Adriel mit kam,
Und sich also erwieß, daß ich den Eifer nahm
Für Liebe in den Sinn. Ich dacht ich bin verlassen,
Thalmais liebet er, wohlan, ich will ihn hassen;
Dieß hassen aber kam mir saurer an als ihm.
Ich fühlte nur die Qual, empfande einen Grimm,
Der mir mein Hertz abfraß. Und wie nun dein begehrte
Mein Bruder Jonathan, ich ihn hiemit verfehrte,
Daß ich ihm bildte ein, dich liebte Adriel.
Das macht die Eifersucht, die die verliebte Seel
Von deinem Jonathan empfand mit solchem Wüten.
Ich war allein geschickt dieß Unglück auszubrüten,
Mir hastu nur den Danck zu geben für die Pein,
Die meine Eifersucht dir Schwester schenckte ein.
Doch als ich endlich sah daß ich mich hatt betrogen,
Und deine Heurath mir die Decke abgezogen,
Kam durch Beroa Fleiß die Sach in solchen Stand,
Daß Adriel mein Hertz und ich das seine kannt.
Er sagt mir nach der Läng wie Bichri ihn betrübet,
Und ich erzehlte ihm was Klagen ich verübet;
Doch konnte unsre Lieb, die nun war neu erneut,
Noch brechen nicht herfür, es war noch nicht die Zeit.
Es mag der König ihn nicht eben gerne leiden,
Weil sein gehabtes Gut er Abner wollt bescheiden.
Und weil die Rede gieng, der Abner liebte mich,
Ist er daher geheim, und muste bergen sich.
Auch hat noch dieß den Groll des Königs viel vermehret,
Daß er mit Gera sich, den Saul für andern ehret,
Geschlagen, als er kam hinwieder in das Land;
Da, ob nun zwischen sie zwar wohl ein Freundschaftsband,

Denckt

Denckt es der König doch. Und hast du so vernommen,
Wie weit mit Adriel und mir es ist gekommen.
Wir harren nur der Zeit, und leben so vergnügt,
Nun steht bey Gott, daß uns die Eh zusammenfügt.

* * *

Ich bin dir, sagt hierauf Thalmais, hoch verbunden,
Daß deiner Heimlichkeit du mich gewürdigt funden,
Doch weil die Beroa, meins Mannes Frudern Frau,
Weiß diese Lieb und schweigt, will ich auch, daß mir trau
Die so der Adriel, der tapfre Held, erwehlet,
Hast du schon gleich wie er mich vor der Zeit gequälet
In meiner Lieb, so ist es ohne Schuld geschehn.
Gott laß dich in dem Stand, in dem ich bin, bald stehn!
Das wünschet dir mein Hertz! Der Höchste das erhöre.
Die andre wieder sprach: Wann es zu seiner Ehre
Und meinem Nutzen reicht. Dieß hörte David an,
Sein Hertze was empfindt, das er nicht melden kan.
Es liebet Adriel die eine von den beyden,
Das hat er angehört, und muß es auch so leiden,
Und fällt ihm Merob ein, daß die könn seyn die Braut,
Die ihm Gott hat bestimmt, für Adriel ihm graut.
Wann Michal Lieblichkeit ihm dann bescheint die Sinne,
Meint er, dem Adriel er sie nicht lassen könne.
Doch wie er sich besinnt, daß er ja werd geliebt,
Und auch der Adriel, sein Hertz zur Ruh sich giebt.
Hierauf bedencket er, wie frommer Leute Kinder
Oft von der rechten Bahn nachgehn den Weg der Sünder,
Und daß nicht die Gebuhrt mitbring denselben Geist,
Der in den Vätern ist, wie Joels Beyspiel weist.
Daher oft dient zur Qual, was andern ist ein Seegen,
Kein Kind viel besser ist, als viele, die da legen

Sich

V. 1241. Die so der Adriel, der tapfre Held, erwehlet.)

Diese Umschreibung leget ihr der Poet um seiner Absicht willen in den Mund; nemlich weil er David in der Ungewißheit und Verwirrung haben wollte, welche von beyden, die Merob oder die Michal, ihn liebete.

Sich auf die Lasterbahn, das diese töden kan,
Von denen sie zuerst das Leben nehmen an.
Er wünscht bey Isai sich stets so zu bezeigen,
Daß der nicht mog zum Grab die grauen Haare neigen,
Besondern seine Lust im Alter an ihm sehn.
Dieß will er halten stets wie auch bisher geschehn.
Weil aber nun die Zeit und das getobte Brausen,
Der Elementen Krieg, des Windes tolles Sausen
Sich wiederum gelegt, und alles war in Ruh,
So daß die Morgenröth anbrechen wollte nu;
Merckt David, daß die drey anheben einzuschlaffen,
Drum steht er leise auf, und geht nach seinen Schafen.
Die Dämmerung vermag zu stillen nicht die Lust,
Daß er die sehen könn, von der ihm nun bewust,
Daß sie ihm wäre hold, er must noch länger harren,
Und seine keusche Freud bis auf den Tag versparen.
Die Weile ward ihm lang, die Klippen sah er an,
Ob deren ihre Spitz ihm nicht was melden kan.
Indeme wird der Stein, den er ansieht, erröthet,
Und drauf die Finsterniß zu weichen angenöthet,
Allmählich wird es hell, der Purpur breit sich aus,
Und scheinet in die Höl, in dieses Klippenhaus.
Das Feld wird hierauf wach. Zuerst tönt aus den Büschen
Der Nachtigallen Lied, ihr angenehmes Zischen
Sagt gute Nacht der Nacht, der stillen Einsamkeit,
Und rufft der immer zu, daß sie doch nicht zu weit
Von ihnen sich begeb, dann diese sie belieben.
Hierauf der Vögel Heer vermehret sich zu üben,
Und zwitschert in die Wett, die Nachtigall wird still,
Weil sie nicht ihre Kunst bey andern mengen will.
Man höret hin und her die muntern Hunde bellen,
Der Schall geht in die Berg, die mehr und mehr sich hellen
Weil nach der Morgenröth der Sonnen helles Kleid
Auf ihren Gipfeln wird sehr herrlich ausgebreit.

Der

V. 1285. Zuerst tönt aus den Büschen. ꝛc.)

Folgende umständliche Beschreibung ist wieder ein annuthiges Stücke von einem Schäfergedichte.

Der schöne Morgenthau war auch bereits gefallen,
Die angenehme Zunfft der Hirten that erschallen,
Bald hie, bald da herum, ein jeder triebe aus.
Der Peitschen ihr Geklatsch erschallt von Hauß zu Hauß,
Und wehrt dem dumen Vieh, wann das wollt Abweg nehmen.
Des Davids seine Heerd wollt sich auch schon bequemen,
Sein Hund war zwar bereit; doch aber nicht der Hirt,
Der von der, so die Höl bedeckt, gehalten wird.
Er wartet fleißig auf, bis seine Sonn erscheinet,
Für welche er nicht gnung geschmückt zu seyn vermeinet,
Ziert sich darauf, so gut sein Hirtenkleid es gönnt,
Sein schon gesalbtes Haupt mit Blumen er bekrönt.
Inzwischen kommt der Wag der dreyen Printzeßinnen,
Dem sie, als sie die Höl zu ihrem Schutz gewinnen,
Befohlen, in dem Wald zu harren aus die Nacht,
Und machet sein Getön, daß Michal bald erwacht.
Wie sie Thalmais sieht in Merobs Armen liegen,
Steht sie behende auf, um dieser ihr Vergnügen
Zu stöhren nicht so bald, und gehet aus der Höl
Zum Wagen, daß sie da dem Führer was befehl.
David, der Michal sieht, eilt gleich sie zu begrüssen,
Küßt der Printzessin Rock, wirfft sich zu ihren Füssen.
Woher, redt er sie an, kommt diese hohe Gnad,
Die meine Schäferhütt anitzt empfangen hat,
Daß ich des Hofes Zier darf sehn in meinen Auen,
Wer bringet unserm Ort dieß edle Gut zu schauen?
Des Königs Tochter hie? Weist du noch, wer ich bin,
Sagt Michal, ich vermeint, dein freyer Schäfersinn
Gedächt nicht mehr nach Hof? Ich bin froh dich zu sehen
Zu hören deinen Stand, der Deinen Wohlergehen.
Was ist der David doch, derselbe wiedersagt,
Daß meines Königs Kind nach meinem Wesen fragt?
Des Davids Wohlergehn, sprach sie, muß uns erfreuen,
Denn wen mein Vater liebt, werd ich niemahlen scheuen.
So lieb mir diese Gnad, sagt er, die mich beehrt,
So leid ist mir was ich fürher hab angehört,
Daß da die Michal meint, ich sey so grober Sinnen,
Daß zu vergessen ich die Gnade könnt beginnen,

Die ehmals ich bey Hof zu Gibea erlangt,
Von der ohn Unterlaß mein stoltzer Muth noch prangt.
Es wissen es die Büsch, die Wiesen, Berg und Wälder,
Die Bäche hie umher, die Thäler und die Felder,
Was ich von Michals Schön sing ihnen täglich für.
Ja wann es möglich wär, daß diese meine Thier
Vermöchten mit der Sprach zu zeugen, was sie hören,
Sie würden itzt mein Wort mit ihrem Ja bewähren,
Und weil nun, wie gesagt, ich so glückselig bin,
Erwart ich den Befehl, was ich soll, und worinn
Ich dienen kan allhie; was kan der Landmann geben,
Nieth ich gehorsamst an. Das schlechte Hirtenleben
Vermag nicht gar zu viel. Die Michal wird erröth,
Und schweiget hiezu still, das schier den David tödt,
Weil er denckt, seine Wort die haben sie betrübet,
Und daß es diese sey, die Adrielen liebet,
Dahero seine Wort nicht wohl genommen an;
Er liebt sie allbereits, ohn daß er hoffen kan.
Indem sagt sie zu ihm: Ich bin hieher gekommen
Wohl recht von ungefehr, dann wir uns fürgenommen,
Noch gestern wiederum in Gibea zu seyn;
Doch ward es uns zu spät, und fiel ein Wetter ein,
Das also heftig war, daß uns hier zu verbleiben
Die höchste Noth befahl. Ich werd den Tag anschreiben,
Sprach David, der mir bringt so unverdiente Gnad,
Daß ich nun sagen kan, wie da geruhet hat
In meiner Höl die Zierd von Benjamins Geschlechte,
Ja von gantz Israel; Ich preiß mit allem Rechte
Hochseelig diesen Tag, für andern ist er hoch.
Der Michal Wangen Zier ein neue Röth umzog,
Als sie hört dieses Lob, das sie nicht wollte hören,
Drum bricht sie ab die Red, und thut von ihm begehren,
Daß er ihr sagen soll, was das sey für ein Hauß,
Das da an jenem Berg für andern schien heraus?
Der Suri wohnet da, spricht David, dem gegeben
Zeruja ist zum Weib. Wie? fraget sie daneben,
Ist Davids Schwester nicht Zeruja, als ich meyn?
Ja, sprach der Hirt. Sie fragt, ob sie beerbet seyn?

Er saget wieder: Ja. Ihr Wunsch ist sie zu sehen,
Weil sie sie für der Zeit gekannt. Das kan geschehen,
Sprach David, ohne Müh, ich will gleich zu ihr hin.
Wann ich da, wandt sie ein, nur nicht beschwerlich bin,
Will ich den Weg mit thun. Das wär zu grosse Ehre,
Spricht David. Nein, sagt sie, wann ich es so begehre,
Die Schwestern schlaffen noch, und eh sie sind erwacht,
Soll diese kurtze Reis schon seyn zu End gebracht.
Erwachen sie dann gleich, will ich ob ihrem Schrecken,
Daß sie mich finden nicht, nur eine Freud erwecken.
Und weil Zeruja ist der Merob sonders werth,
Will ich sie holen selbst. Hiemit der Kutscher fährt.
Der David der bey ihr in ihrem Wagen sitzet,
Wird von so hoher Güt je mehr und mehr erhitzet,
Doch dämpft er diese Flamm, die eh nicht soll entstehn,
Bis daß er weiß von wem er sich geliebt wird sehn.
Das Hauß drinn Suri wohnt, ein Wald umher beschlosse,
Es lag auf einer Klipp, von deren sich ergosse,
Ein ungestümer Bach, der von dem Regen war
So aufgeschwellt daß er bedrohte mit Gefahr
Den der sich wollt zu leicht in seine Wellen wagen.
Drum wollt der Führer nicht durch diesen Bach durchjagen,
Besondern nahm den Weg weit durch den Wald herum,
Und kame an den Ort, allwo des Löwen Grimm
Von David war gestillt. Die Michal sich erschrecket,
Als sie schaut auf der Erd den Löwen ausgestrecket.
Sie meinet daß er leb, drum spricht ihr David zu,
Und stillet ihre Furcht daß sie nimmt wieder Ruh.
Er kan dieß hohe Werck nicht so gering beschreiben,
Daß Michal sollte nicht darob verwundert bleiben,
Die zu ihm sagt: Fürwahr, der David hat verdient
Nach dieser Helden That, daß sein Ruhm ewig grünt.
Ward sie fürhin erröth, als er ihr Lob ausbreit'te,
So gehet es iezt auch an dieses Helden Seite;
Die Wangen feuren an, die Augen bergen sich.
Er wollt sie wüst es nicht, doch spricht sie emsiglich
Von dieser grossen That bis sie nach Suri kommen.
Allda Zeruja kaum die Freudenpost vernommen,

Die ehmals ich bey Hof zu Gibea erlangt,
Von der ohn Unterlaß mein stoltzer Muth noch prangt.
Es wissen es die Büsch, die Wiesen, Berg und Wälder,
Die Bäche hie umher, die Thäler und die Felder,
Was ich von Michals Schön sing ihnen täglich für.
Ja wann es möglich wär, daß diese meine Thier
Vermöchten mit der Sprach zu zeugen, was sie hören,
Sie würden itzt mein Wort mit ihrem Ja bewähren,
Und weil nun, wie gesagt, ich so glückselig bin,
Erwart ich den Befehl, was ich soll, und worinn
Ich dienen kan allhie; was kan der Landmann geben,
Nieth ich gehorsamst an. Das schlechte Hirtenleben
Vermag nicht gar zu viel. Die Michal wird erröth,
Und schweiget hiezu still, das schier den David tödt,
Weil er denckt, seine Wort die haben sie betrübet,
Und daß es diese sey, die Adrielen liebet,
Dahero seine Wort nicht wohl genommen an;
Er liebt sie allbereits, ohn daß er hoffen kan.
Indem sagt sie zu ihm: Ich bin hieher gekommen
Wohl recht von ungefehr, dann wir uns fürgenommen,
Noch gestern wiederum in Gibea zu seyn;
Doch ward es uns zu spät, und fiel ein Wetter ein,
Das also heftig war, daß uns hier zu verbleiben
Die höchste Noth befahl. Ich werd den Tag anschreiben,
Sprach David, der mir bringt so unverdiente Gnad,
Daß ich nun sagen kan, wie da geruhet hat
In meiner Höl die Zierd von Benjamins Geschlechte,
Ja von gantz Israel; Ich preiß mit allem Rechte
Hochseelig diesen Tag, für andern ist er hoch.
Der Michal Wangen Zier ein neue Röth umzog,
Als sie hört dieses Lob, das sie nicht wollte hören,
Drum bricht sie ab die Red, und thut von ihm begehren,
Daß er ihr sagen soll, was das sey für ein Hauß,
Das da an jenem Berg für andern schien heraus?
Der Suri wohnet da, spricht David, dem gegeben
Zeruja ist zum Weib. Wie? fraget sie daneben,
Ist Davids Schwester nicht Zeruja, als ich meyn?
Ja, sprach der Hirt. Sie fragt, ob sie beerbet seyn?

Er saget wieder: Ja. Ihr Wunsch ist sie zu sehen,
Weil sie sie für der Zeit gekannt. Das kan geschehen,
Sprach David, ohne Müh, ich will gleich zu ihr hin.
Wann ich da, wandt sie ein, nur nicht beschwerlich bin,
Will ich den Weg mit thun. Das wär zu grosse Ehre,
Spricht David. Nein, sagt sie, wann ich es so begehre,
Die Schwestern schlaffen noch, und eh sie sind erwacht,
Soll diese kurtze Reis schon seyn zu End gebracht.
Erwachen sie dann gleich, will ich ob ihrem Schrecken,
Daß sie mich finden nicht, nur eine Freud erwecken.
Und weil Zeruja ist der Merob sonders werth,
Will ich sie holen selbst. Hiemit der Kutscher fährt.
Der David der bey ihr in ihrem Wagen sitzet,
Wird von so hoher Güt je mehr und mehr erhitzet,
Doch dämpft er diese Flamm, die eh nicht soll entstehn,
Bis daß er weiß von wem er sich geliebt wird sehn.
Das Hauß drinn Suri wohnt, ein Wald umher beschlosse,
Es lag auf einer Klipp, von deren sich ergosse,
Ein ungestümer Bach, der von dem Regen war
So aufgeschwellt daß er bedrohte mit Gefahr
Den der sich wollt zu leicht in seine Wellen wagen.
Drum wollt der Führer nicht durch diesen Bach durchjagen,
Besondern nahm den Weg weit durch den Wald herum,
Und kame an den Ort, allwo des Löwen Grimm
Von David war gestillt. Die Michal sich erschrecket,
Als sie schaut auf der Erd den Löwen ausgestrecket.
Sie meinet daß er leb, drum spricht ihr David zu,
Und stillet ihre Furcht daß sie nimmt wieder Ruh.
Er kan dieß hohe Werck nicht so gering beschreiben,
Daß Michal sollte nicht darob verwundert bleiben,
Die zu ihm sagt: Fürwahr, der David hat verdient
Nach dieser Helden That, daß sein Ruhm ewig grünt.
Ward sie fürhin erröth, als er ihr Lob ausbreit'te,
So gehet es iezt auch an dieses Helden Seite;
Die Wangen feuren an, die Augen bergen sich.
Er wollt sie wüst es nicht, doch spricht sie emsiglich
Von dieser grossen That bis sie nach Suri kommen.
Allda Zeruja kaum die Freudenpost vernommen,

Da wird sie hoch erfreut und eilet zu ihr an,
Zeruja ebenfalls sich nicht mehr halten kan,
Als sie die Merob sieht. Gleichwie sich streckt das Eisen
Nach dem Magnetenstein, so will sich hier erweisen
Auch Wechselsweise Lieb. Zeruja und Merob
Die streiten wer da könn einander siegen ob,
In Zeigung wahrer Freud; Zeruja war geschicket
Hiezu weil sie es wust, doch Merob gantz verrücket,
Weil dieß ihr widerfuhr ohn daß sie es gedacht,
Drum wurde Wechselsweiß bestürtzte Ruh gebracht.
Thalmais hatt ihr Theil auch mit an diesen Freuden,
Und David dessen Hertz schon vieles must erleiden,
Sah Merob an bestürtzt, die er nebst Thalmais
Aufs höflichste empfaht, er weiß nun nicht gewiß
Wer die sey so ihn liebt. Die Merob sich erweiset
Mit Michal gleicher Güt, er jede bey sich preiset.
Wann er schaut Merob an, so ist ihr Wunderschein
So starck daß der vermag sein Hertz zu nehmen ein.
Erblickt er Michal dann ist ihr liebreiches Wesen
Also für seinen Sinn dermassen auserlesen;
Daß er bey sich gedenckt, ach wann es Michal wär!
Sieht er denn Merob an, wünscht er die ja so sehr.
Er meinet aus dem Ton der Stimmen wollt er hören,
Was sein verliebter Sinn zu wissen that begehren.

Das

V. 1495. Wann er schaut Merob an ꝛc.)
Diese Ungewißheit Davids macht ihn in unsern Augen vielmehr schwach und halb lächerlich als groß; sie ist gar nicht bequem, unsere Hochachtung für ihn zu vermehren. Er liebet und weiß nicht wen; er liebet mit grosser Treue an zweyen Orten zugleich:

Es sey denn wer es sey, er will sie wieder lkeben;
Er liebt sie alle beyd um keine zu betrüben.

V. 570. 571.

In den Comödien werden die verliebten Marquise so schnelle und mit solcher Ungewißheit entzücket.

V. 1502. Was sein verliebter Sinn zu wissen that begehren.)
Mit diesem Verse wird das erste Buch, eh es vollendet ist, abgebrochen, es sey, daß der Verfasser der Octavia solches mit Vorsatz an dem Orte abgeschnitten, wo die Begierde groß gewesen war, zu vernehmen, wie David seine rechte Liebste mögte gefunden haben, oder daß wircklich nicht ein mehrers von diesem er-

Das dritte Buch.

Es hatte das Gerücht von diesen Wundersiegen,
Von der Philister Flucht, von Ecrons Unterliegen

Das

sten B. verfertiget worden. Die Romanschreiber haben es öfters im Gebrauche, daß sie die Begierde des Lesers auf dem höchsten Grad erwecken, und wann sie das erhalten haben, seiner spotten, oder ihn doch ein paar Bände auf die Auflösung harren lassen. Das ist gewiß, daß der Leser in diesem ersten B. nicht vernommen hätte, auf welche Art, oder durch welchen Zufall David die gefunden, die ihn liebete, und die er sich so künstlich vorbereitet zu lieben; allermassen er im dritten B. deßwegen noch in der Ungewißheit stehet:

Er stehet bey sich an, wer ihn von beyden liebet.

V. 436.

Wann ich muthmassen darf, so hätten wir in diesem Ausgange des ersten Buchs nur noch zu vernehmen gehabt, daß der alte Isai nach David geschickt, damit er ihn mit Speise für seine Brüder in das Lager sendete. Davids freudiges Verlangen diesem Befehl zu folgen, der ihm Gelegenheit gab, das Feldlager Israels und seine Helden zu betrachten, hätte dabey ausgedrückt werden können. Einige kühne Worte, welche ihm sein entschlossenes Hertz und großmüthige Empfindungen mochten auf die Zunge geworffen haben, würden Michal in eine furchtsame Unruhe gesetzt, und dem Poeten Gelegenheit gegeben haben, seine gewöhnliche Geschicklichkeit mittelst einer solchen Verfassung der Gebährden und der Reden dieser Printzeßin zu erweisen, daß ihre Liebe dem David noch gantz zweydeutig geblieben wäre.

V. 2. Von der Philister Flucht, von Ecrons unterligen.)

Wir hätten in dem zweyten B. zu vernehmen gehabt, wie die Philister sich zu Damin gelagert, wie der riesenmässige Goliath vor ihr Lager heraus getreten, und die Israeliten zum Kampf gefodert; wie David in das Lager Israels gekommen, und Saul um Erlaubniß gebeten, daß er den Kampf mit Goliath aufnehmen dörfte. Hier hätten verschiedene Reden Davids, Sauls und Goliaths eingerückt werden können. Darauf wäre der Kampf, und die Niederlage Goliaths und der Philister beschrieben worden. Cowley hat diese Dinge in seinem dritten Buch erzehlet, wo er sie dem Joab in den Mund leget, der dem König von Moab die Geschichte Davids bis zu der Zeit erzehlet, da Michal Sauls Trabanten mit dem hölzernen Bilde, das sie ihnen in Davids Bette vor ihn gewiesen, geäffet, und ihm auf die Flucht geholfen hat.

Das gantze Land erfüllt, gantz Israel hört an
Verwundert und erfreut, was Gott bey sie gethan.
Ein jeder Stamm verlangt zu stillen sein Verlangen,
Den König und das Heer mit Jauchtzen zu empfangen,
Theils gehn nach Gibea den Einzug anzusehn,
Theils gehn dem Lager zu um selber zu verstehn
Was man von David spricht, von dessen Wunderstreiten,
Von dessen fremden Kampf. Sein Lob weit auszubreiten
Ist jeder Stamm bemüht, doch Juda für sie all,
Weil er ihr Bruder war, und er sie von der Qual
Der Dienstbarkeit befreyt, sie traffe es für allen,
Drum muste ihre Freud nun in die Luft erschallen.
Die Bürger zu Damin, Asecka und Socho
Die waren daß sie so befreyet mehr als froh.
Sie hatten wieder Fried, kein Schrecken mehr sie schreckte,
Die Sicherheit war da, die Davids Sieg erweckte,
Das Feld ward wieder wach, der Landmann führt den Pflug,
Man hatte am Geschrey der Krieger übrig gnug.
Saul gabe nun Befehl das Lager aufzuheben,
Wozu im gantzen Heer sie mehr als willig leben,
Es tönt die Feldtrompet zum Abzug; Man bricht auf.
Es reiset also hin der Helden froher Hauf,
Ein jeder war bebürdt mit der Philister Schätzen,
Zum Zeichen seiner Ehr, die Last ist ihr Ergetzen,
Sie gehen muntrer jezt, als fürhin da sie leer.
Das ungewisse Glück beschwerte sie vor mehr
Als nun der schwere Raub. Der David hat zu schaffen,
Daß Goliath sein Haupt, des Schwerdt und grosse Waffen
Auch kommen mit von da, dieß ware seine Beut,
Die Ursach alles Raubs der andern Kriegesleut.
Viel anders zog er weg, als er war hergekommen;
Gleich als ein schlechter Hirt war er hie aufgenommen,
Nun aber ehrt man ihn als einen Kriegesheld,
Der da nach Hof gehört, und nicht mehr in das Feld.
In diesem neuen Stand hofft er wohl zu behagen,
Der die da ihm zu lieb wollt Hirtenkleider tragen,
Wie ehmahls er vernahm in jener süssen Nacht,
Die ihm, was er niemahls gehoffet, wissend macht.

Es war sein Hertz schon da, dahin die Reise gienge,
Der Wunsch ist mit vorhin, daß alles wohl gelinge.
Des Königs, Jonathans, ja ihr selbst eignes Wort,
Stärckt seinen Liebesgeist, treibt alle Zagheit fort.
Als nun die letzte Nacht nach aller ihr Verlangen
Dem Tag gewichen war, darinnen sollt empfangen
Das frohe Gibea den König und das Heer,
Kam kaum die Morgenröth in ihrem Purpurmeer
Mit munterm Angesicht daher, die Welt zu grüssen,
Da ist schon jedermann auf seinen Schmuck beflissen.
Das köstliche Gewand, da vor Gath mit geprangt,
Das wird Israel heut zum Preise umgehangt.
Was Sidon schön gewürckt, was Tiro zugerichtet,
Da Ecron mit geprahlt, hat so das Glück geschlichtet,
Daß der Ebräer Sieg damit wird hoch beziert,
Und alles im Triumph nach Gibea geführt.
Saul der erfreute Saul war gleich als neu gebohren,
Sein Muth brach wieder an, den er vorhin verlohren,
Die Ehre war so süß, daß als ein Siegesmann
Ihn heut sein Königreich soll freudig schauen an.
Woraus ihm Ruhm entstand, war seiner Ruhe Zunder,
Durch diesen grossen Sieg ward sein Hertz wieder munter,
Daß er auch nichtes ließ ermangeln an dem Pracht,
Der ihm bey allem Volck ein grosses Ansehn macht.
Der Abner kriegt Befehl, wie sollt der Einzug gehen,
Und daß er aller Welt möcht geben zu verstehen,
Wie lieb ihm David sey, so soll in Ritters Zier
Der junge kühne Held dem König reiten für.
Er sendet ihm ein Roß, das Nilus eh erzogen,
Und seinen Kleiderschmuck, den Helm, Gewehr und Bogen,
Durch Doeg; der verricht was ihm befohlen war,
Die Königliche Gab die reicht er David dar.
Mit Ehrerbietung nimmt derselbe dieß Geschencke
Von Doegs Händen an, und sagt wie er gedencke.
Dem König darzuthun mit unverdroßnem Fleiß,
Daß er so hoher Gnad nicht unerkänntlich heiß.
Es ware Jonathan zugegen, dem beliebte,
Daß solch ein Werck der Gunst Saul an dem David übte,

Den er liebt als sich selbst, und ist er nun bemüht
Daß David diesen Schmuck in seinem Zelt anzieht.
Wie dieses nun verricht, hebt an der Printz zu sagen,
Wie er niemahlen nicht in seinen Lebenstagen
Was lieblichers gesehn, es würd der Nymphenschaar
An Davids Wunderglantz sich heut verblenden gar,
Ja Merob würd sich gleich als Goliath ergeben,
Mit nichten seiner Kraft und Liebe wiederstreben.
Wann nicht, o grosser Fürst, der David gegen sprach,
Dein überedles Hertz kommt seiner Zusag nach,
Verlaß ich mich gar nicht auf meine eigne Würden,
Ich bin noch nicht so lang von meinen Schäferhürden
Daß mir käm aus der Acht wie ich ein schnöder Hirt,
Und einen Fürstenstand die schöne Merob ziert.
Der Stand kommt nur von Gott, sagt Jonathan hingegen,
Die Tugend machet hoch, die ist hier zu erwegen.
Ist Benjamin erhöht, ey Juda gehet für:
Der eine hat die Kron, der andere die Zier.
Mach dich nicht selber klein, man muß ja groß dich preisen,
Weil Gott so grosse Ding durch dich schon wollen weisen.
Hiemit faßt Jonathan des lieben Davids Hand,
Die schröcklich seinem Feind und lieblich seinem Land,
Und gienge ungesäumt mit ihm und andern Helden
Nach Saul, des Angesicht konnt seine Freude melden,
Die seine Seel genoß: Er grüst sie insgesamt
Gantz liebreich, und wie nun die Aufbruchsstund berahmt,
Darinn die Ehrenkron des Siegs er sollt erlangen,
Und in erwünschtem Fried die Seinigen umfangen,
Zog alles freudig fort mit jauchtzendem Getön.
Der Himmel ware selbst erfreulichst anzusehn.
Das schönste Licht der Welt warf seine güldne Strahlen
Gantz unbetrübt, es wollt der Helden Pracht fürmahlen
Durch so vermehrten Glantz, Metall und Edelstein
Durch diese Flamm erflammt, erhoben ihren Schein.
Viel tausend Sonnen sah man von der einen Sonnen,
Die alle die Gebuhrt von jener Strahl gewonnen;
Das allzuviele Licht benahm schier das Gesicht,
Das für zu vielem Glantz man sich fast sahe nicht.

Die Luft war windelos, daß der Trompeten hallen
Durch ungestüm Gebrauß im Ton nicht konnt verfallen,
Drum schallte in den Thal verdoppelt ihr Getön.
Der Berg zu Gibea ließ wieder ruckwärts gehn
Den Schall durch Gegenhall und hiesse die willkommen
Die da nach ihrer Stadt die Rückkehr fürgenommen.
Drum macht sich Gibea aus ihren Mauren auf,
Als ihnen ins Gehör der frohen Sieger Hauf
Und letztlich ins Gesicht erschien mit solchem Prangen,
Sie eilten in das Feld den König zu empfangen.
Die Töchter Benjamin aufs schönste ausgeschmückt,
Die waren Reihenweiß mit ihrem Spiel geschickt.
Aus allen Städten war der Kern von schönen Frauen,
Und die Thalmais selbst mit Michal lassen schauen
An diesem Freuden-Tag des Hertzens Freudigkeit,
Weil zu des Königs Ehr sie selbsten sich bereit;
Und führten dieses Heer, das da in zweyen Choren
Sich an der Mauer hin gestellet bey den Thoren,
Und weil sie von der Höh absahen in das Thal,
Das voller Siegesleut und Menschen ohne Zahl
War gleichsam übersät, ward grösser das Verlangen
Je näher dieses Volck auf sie kam zugegangen.
Der edle Jonathan und David ward gesucht,
Die keinen doch gewiß von ihnen finden mucht.
Dort reit mein lieber Printz! Thalmais sprach voll Freuden,
Doch nein der ist er nicht, ach was muß ich nicht leyden
In dieser langen Zeit, ein jeder Augenblick
Ist mir wol tausend Jahr, ich seh und seh mein Glück
Ohn daß ich es noch seh. Die Michal heimlich saget:
Wo mag wohl David seyn? Thalmais wieder fraget:
Wo mag seyn Jonathan? so ware Freud und Qual
Die Unruh und die Ruh vermischet überall.

Indes-

V. 147. 148. So ware Freud und Qual vermischet überall. ꝛc.)

In diesem dritten Buche wird der triumphierende Einzug Sauls beschrieben. Der Poet entdecket darinnen einen so groſſen Pracht und Reichtum an Waffen, Kleidern, Rüstungen, mit Beute beladenen Wägen, ꝛc. als er selbst an Ausdrücken, mahlerischen

Indessen nähert sich das Volck in schöner Reihe,
Man siehet mehr und mehr wie sich der Zug hindreihe
Nach ihren Mauren zu. Die Priester, Aarons Söhn,
Erschienen da zuerst mit ihrem Sieggetön;
Nach ihnen kam der Stamm von Juda aufgezogen
Mit Pracht und grossem Sieg, die alle wohl erwogen
Was Gott bey sie gethan. Drauf folgte Isaschar
Und was von Sebulon auch mit zu Felde war.
Hie folgete die Beut auf tausend Kriegeswagen
Die man im Lager theils, theils auch in dem Nachjagen
Aus der Philister Land hat reichlich mitgebracht.
Worauf sich sehen ließ der Rubeniter Macht,
Mit Simeon und Gath; all auserleßne Leute.
Nach diesen kam ein Theil hinwieder von der Beute.
Die da von Ephraim, die folgten nach der Hand.
Nach ihnen Benjamin, allwo sich macht bekannt
Der Kern von Israel, der König und die Helden,
Es konnt ihr Glantz und Schein gleich wer sie waren melden.
Thalmais treues Aug, der Michal Liebesflamm,
Ergriff im Augenblick was da herüber kam.

Es

Schildereyen, und pompreichen Beschreibungen besitzet, wovon wir etliche treffliche Exempel vor Augen legen könnten, wann es unser gegenwärtiges Vorhaben erheischete. Wir bitten hier vielmehr anzumercken, daß aller dieser Pracht und Pomp, in den Sachen und der Redensart, nur unbelebt und ziemlich kalt geblieben wäre, wenn der Poet die Kunst nicht gehabt hätte, ihm durch die Einmischung verschiedener Leidenschaften, Leben und Regung mitzutheilen. Er ist sorgfältig eine jede von seinen Personen in einer absonderlichen Regung vorzustellen, wovon er uns umständliche Nachrichten giebt. Jonathans freundschaftliches Vergnügen bey Davids Ruhm; der Merob mißvergnügte Liebe zu Adriel; der Michal Zärtlichkeit, die mit Unruhe, Furcht und Eifersucht abwechselt; Sauls Zufriedenheit mit seinem Siege, und hernach entstehender Eiferneid gegen David; Davids Ungewißheit, wen er lieben sollte, u. heimlicher Zug nach der Michal; das sind die Affecten, mit welchen der Dichter seine Beschreibung lebloser, obgleich gantz prächtiger Dinge gleichsam belebet und beseelet hat. Der Fehler ist, daß einige von diesen Affecten nicht edler und heroischer sind, so daß auch dieses dritte Buch die Hoheit nicht hat, die man in dem epischen Gedichte mit allem Rechte verlanget.

Es ritte Jonathan, der Benjamiter Ehre,
Die Kron des Hauses Saul, zuforderst für dem Heere
Auf einem schönen Hengst, ihm folgte eine Schaar
Von tausend Mann die stets zu seinen Diensten war.
Die Rüstung Silber war, die dieser Fürst heut führte,
Wes Schein Thalmais Aug und Hertze hefftig rührte.
Sein Hauptschmuck war beziert mit Perlen und Saphir,
Ein blaugewebte Bind schien an dem Arm herfür,
Die ihme sein Gemahl beym Abzug umgewunden.
Wie ward ihr Hertz, als sie dieß noch bey ihm gefunden?
Es übergosse sich gleich wie das hohe Meer,
Und quolle Haufenweiß aus ihren Augen her
Die eingenommne Freud. Der Michal Rosenwangen
Erzeigten ebenfalls ein hertzliches Verlangen
Sowohl nach Jonathan, als nach dem andern Held,
Der sich mehr als zu schön für ihre Augen stellt.
Sie kannte ihn zur Stund, weil da des grossen Riesen
Sein abgeschlagnes Haupt ward für ihm her gewiesen
Auf einem langen Speer; das ja gnung zeigte dar,
Daß der der diesen folgt der edle David war.
Wie herrlich und wie schön derselbe anzusehen,
Must Michal nicht allein mit ihrer Schaar gestehen,
Besondern alle Welt die liefe David an,
Ein jeder drängte sich zu sehn den Wundermann.
In Gold war er gekleidt, worauf von ferne schienen
Auf seinem Brustgewand viel herrliche Rubinen.
Der Rock war dunckelgrün mit Golde durchgewirckt,
Der ihm sowohl gemacht als wär er angezirckt.
Sein braunes krauses Haar ein güldner Helm bedeckte
Besetzet mit Rubin. Zu oben aus sich streckte
Ein schwartzer Reiherstrauß. Die Arme waren bloß,
Ein Mantel gold und grün den Hinterleib umschloß.
Sein Pferd das er beschritt, war freudig den zu tragen,
Von dessen Dapferkeit wust alle Welt zu sagen:
Es wrinschte nur von Lust, und tantzte muthig her,
Es truge seine Bürd gantz willig, ohn Beschwer.
Ach schauet, schauet doch, rief Michal schier entzücket
Den schönen David an; den David, den Gott schicket

Zum Preiß in Israel, ward jemahls in der Welt
In solcher Jugend wohl gesehn ein solcher Held?
Die Nymphen um sie her all ihre Wort bejahen.
Indeme sehen sie den König auch hernahen
Im Königlichen Schmuck, voll Majestät und Pracht;
Der tapfern Helden Schaar, der Hofstadt Zierde macht,
Des Königs seine Söhn, den Abner, die Hauptleuthe
Aufs köstlichste geziert sieht man an seiner Seite;
Zwey tausend seiner Knecht in ordentlicher Reih,
All überein gekleidt, befinden sich dabey.
Er selber ward geführt auf einem Siegeswagen,
Der da der Sonnen gleich, wann es beginnt zu tagen,
Vier Pferde weiß als Schnee in einer Reih gestellt
Mit goldenem Geschirr, die zogen diesen Held.
Voll Diamanten war sein Königsrock gesticket,
Durch deren Gegenstrahl die Sonne doppelt blicket,
Sein Königliches Haupt bedeckt ein weisser Band,
Auf deme eine Kron von Diamanten stand.
Nach ihnen liessen sich die andern Stämme sehen,
Die mit ihm ausgereist, wornach die Wagen gehen
Und alles Zugehör, so war der Zug bereit;
Den Gibea empfängt mit Jauchzen und mit Freud.
Ey dachte Saul, möcht dich der Samuel so schauen,
Er würd, daß ich von Gott verlassen, nimmer trauen,
Wie er mir weiß gemacht, aus Haß, aus Eifersucht.
Wo sind wohl meine Feind, sind sie nicht in der Flucht?
Kan man aus meinem Sieg wohl Gottes Haß verspüren?
Gefiel ihm nicht, daß ich sollt Israel regieren,
Wo wäre mein Triumph, wo wäre meine Ehr,
Die mich jetzunder krönt, für meinem gantzen Heer?
Wer sollt nach diesem Sieg die Krone mir bewegen?
Wer Lust dazu gehabt muß nun sich niederlegen.
Was stützet mehr den Thron als eine Siegeshand?
Das Glücke wenn es gut, macht fest den Königsstand.
So ware Saul getrost, er hofft es würde glücken,
Indem sie insgesammt die Nymphenschaar erblicken,
Dem König war dieß lieb, die Helden wurden froh,
Daß ihre Wiederkehr beehret ward also.

Der Printz sah sein Gemahl verliebt an und vergnüget,
Der andern Nymphen Schein hat manchen Held besieget;
Der David nur allein findt das nicht was er sucht,
Des Siegs versprochne Beut, der keuschen Liebe Frucht.
Er findet aber mehr als nicht war sein Ersinnen,
Der Michal Lieblichkeit, der Michal ihr Beginnen,
Der Michal Wunderstral, die schossen auf ihn zu,
Daß Merob er vergist und seiner stillen Ruh.
Er weiß nicht wie ihm ist, es kan kein Aug verlassen
Die so ihn ebenfalls anschauet ohne Massen.
Je mehr er sie nun schaut, je mehr wird er verblendt,
Je mehr er wird verblendt, je mehr sein Hertz entbrennt
In Liebe gegen ihr, ohn daß er doch kan hoffen,
Sie sey auch ebenfalls von keuscher Lieb getroffen.
Drum wann ihm Adriel kommt wieder in den Sinn,
Den er geliebt zu seyn vermeinet, giebt ers hin.
Er fasset wieder sich und kehrt die Augen abe,
Damit er nicht umsonst sich durch ihr Licht erlabe,
Er will der Merob seyn die ihm versprochen war,
Und derer Liebe ihm schon schiene offenbar.
Mitdeß hebt die Musik der Nymphen an zu klingen,
Davon die Lieblichkeit komt aller Sinne zwingen,
Das gantze Heer wird still, die Ohren, das Gesicht
Ist nach dem schönen Volck verwundert hingericht.
Die Paucken groß und klein, die Cymbalen und Geigen,
Driangel, Harffen, Flöt, beginnen sich zu zeigen,
Und klingen durch die Luft von zarter Hand gerührt,
Dergleichen Anmuth man vorhin niemahls verspürt.
Wie Saul nunmehr so nah, daß er es konnt vernehmen
Was fürgebracht sollt seyn, sie eilig sich bequemen
Zu stimmen an dieß Lied, wie abgeredet war,
Thalmais hebet an, der folgt der Weiber Schaar:

Gelobt sey unser Gott, sein Nahme sey gepriesen,
Der solche Wundergüt an seinem Volck erwiesen.
Gelobet sey der Herr, der Schützer Israel
Der uns zieht aus dem Staub, der unsrer Freude Quell.
Gelobet sey die Krafft des Herren aller Herren,
Der unsern König läst sieghafft zu Hause kehren.

Gelobet sey die Güt des Schöpfers dieser Welt,
Der unsre Feinde stürtzt und unser Land erhält.
Willkommen grosser Saul! was soll man von dir sagen:
Du hast dem frechen Feind selbst tausend Mann erschlagen.
Dieß Lob gefiele Saul, er nahm es gütig auf,
Thalmais grüßte er und der Matronen Hauf
Ward freundlich angesehn von ihrem frohen König.
Indeme Michal nun verzogen noch ein wenig,
Hebt an ihr Saitenspiel, Saul siehet nach ihr hin,
Begierig daß er auch von ihr ein Lob gewinn.
Sie aber fähet an. Seynd tausend Mann geblieben
Durch unsers Königs Hand, so hat noch mehr vertrieben
Der Held von Bethlehem; du Sieger sey gegrüst,
Dich hat Israels Gott zu unserm Heil erkiest.
Willkommen kühner Held, was solln wir von dir sagen,
Du edler David hast zehn tausend Mann erschlagen.
Wie ein verschloßner Wind, wann er gewinnet Luft,
Bricht loß mit Ungestüm aus der verschloßnen Kluft;
So gieng es auch allhie. Des Königs Trauerwesen,
Das da in dieser Zeit war wie versperrt gewesen,
In eingebildter Ruh, in fürgemalter Ehr,
Brach plötzlich wieder aus und tobete daher.
Ja wie ein trüb Gewülck den Himmel schnell beziehet,
So daß die helle Sonn im Augenblick entfliehet,
So trieben diese Wort auf einmahl hin die Lust.
Ein trüber dunckler Schein erwiese, wie entrust
Des Königs Hertze war; das hube an zu springen,
Ein Eiferfeur erhitzt die Augen daß sie dringen
Mit Grimm auf Michal zu: die nimmt es nicht in Acht,
Sie ist in Unschuld nur auf Davids Lob bedacht.
Das Lied wird wiederholt, es geht in beyden Choren
Zwar lieblich, aber doch in Sauls gespitzten Ohren
Schallt es erschrecklich hin; der schaut mit Unmuth an
Die Ehr die David wird erzeigt von jedermann.
Jedoch daß keiner nicht mög diese Schwachheit mercken,
Erholet er sich bald; sein Fürsatz kan ihn stärcken,
Wie er sich rächen woll; drauf grüst er alle Schaar
So Haufenweiß am Thor der Stadt versammelt war.

Der David als er hört was Michal von ihm singet,
Denckt: Ein so grosses Lob man unverdient ihm bringet;
Er neigt sich auf dem Pferd, schaut ehrerbietig hin,
Allwo er stehen sieht die schöne Printzeßin.
Sie grüst ihn ebenfalls mit lieblichen Gebährden,
Von jedem der sie schaut must sie gepriesen werden.
Sie hatte di sen Tag sehr herrlich sich geziert,
Ob sonst wohl die Natur den meisten Wunder führt,
Schien sie doch heute mehr, denn ihr vergnügtes Wesen
Hatt alle Lieblichkeit in ihr Gesicht erlesen.
Die Stirn war heller Schnee, die Wangen Milch und Blut,
Die Augen schwartz Agat, und sahen aus so gut
Daß man sie ohne Furcht verehren konnt und preisen;
Der Mund war hell Corall, der Hals und Brust sich weisen
Dem Marmor gleich am Schein. Das schwarze Lockenhaar,
Dem hellen Angesicht zum Absatz dienlich war;
Das sie frey fliegen ließ zum Spiel den sanfften Winden,
Die sich mit jeder Lock begunten zu verbinden.
Ein reicher Perlenkrantz mit Rosen durchgesteckt,
Das Haupt und ihre Stirn zum halben Theil bedeckt.
Sie trug ein weisses Kleid mit Diamanten Sternen,
Selbst must des Himmels Schmuk hiebey sich bald entfernen;
Ein rosinfarb Gewand fiel von den Achseln hin;
Das Niederkleid war bunt, sie hatte selbst darinn
Gewirckt mit ihrer Hand. So ware sie geschmücket,
Ihr Schein und Lieblichkeit gantz Israel entzücket.
Maacha war die nächst die Michal so begleit,
Voll Anmuth gleich wie sie. An ihrer andern Seit
Die Rizpa war zu sehn. Drauf aus dem gantzen Lande
Des Stammes Benjamin, nach eines jeden Stande
Erschien der Dirnen Schaar; nur Merob nicht allein
Die fand sich nirgends nicht und deckte ihren Schein.
Wie nun sie an dem Thor den König so empfangen,
Und man kam in die Stadt mit grossem Siegesprangen,
Gieng ihre Reih füran bis nach des Königs Hauß,
Und striche jedermann des Davids Lob heraus.
Doch hätt er im Gesicht das Leiden sollen sehen,
Und wie es ihm bey Saul und seinem Hof würd gehen,

Hätt

Hätt wohl sein Hertz versagt zu haben solche Freud,
Die ihm nur ward zu bald verkehrt in bittres Leid.
Auch ward ihm schwer sein Hertz, er fande ein Betrüben
Des Ursach ihm nicht kund; Das Lob so sie verüben
Zu seines Nahmens Preiß, ergetzet ihn nicht sehr,
Er höret es mit an, als wann er es nicht wär.
Der Menschen gröster Theil ist sonst also gesonnen,
Daß vom gegebnen Lob gar leichtlich wird gewonnen
Das menschliche Gemüth, die Lieb so aus sich kömmt,
Nichts liebers als den Ruhm sein selbst zu Ohren nimmt.
Fürnemlich ist also gesinnt die stoltze Jugend,
Doch Davids seltner Geist und seine hohe Tugend
Empfand das eitle nicht. Nach Ehren strebt er zwar,
Doch nicht daß man sein Lob drum allen offenbar.
Um gutes stets zu thun ist sein Gemüth beflissen,
Doch daß er was damit verdient, will er nicht wissen.
Drum bläset ihn nicht auf des Pöbels Lobgeschrey,
Die alle frey gestehn wie er ihr Heiland sey.
Sein Nahme wird gehört wo sie sich nur hinkehren,
Wie kräfftig dieses ist die Eifersucht zu nähren
Des Königs, ließ sich leicht verspüren, wenn man nun
Gibt acht wie er sich stellt, und auf sein gantzes Thun.
Was da nicht fähig war den David zu bewegen,
Das kan des Königs Hertz zum Zorn und Eifer regen.
Hätt man ihm doch allein gelegt die Ehre zu,
So wär nicht so gestört sein und des Davids Ruh.
Kaum wird in Gibea der Nahme Saul gehöret,
Weil da wohl tausendmahl wird Davids Nahm geehret.
Man wirfft ihm Krantze zu, und aus den Fenstern fällt
Ein Blumenregen ab auf diesen jungen Held.
Sie klatschen in die Händ wo David kommt geritten,
Das Frauenzimmer lobt sein Thun und edle Sitten,
Die Männer seine That; Er ist ein Wunderbild,
Da er Israels Furcht so wunderbar gestillt.
Hätt Saul dieß vor gewußt, daß die vermuthet' Ehre
Sollt David treffen mehr, als ihn, er würd vom Heere
Ihn haben weggeschafft nach seinem Bethlehem,
Und nicht den Schluß gefast, daß er nach Hof ihn nähm.

Nun

Nun ware es zu spath, nun muste es so gehen,
Die Ursach seiner Ruh und Marter must er sehen,
Durch ihn kam ihm die Ehr, durch ihn nahm sie ein End,
Der alles erstlich gab, nun alles von ihm wendt.
Der eingebildte Ruhm, der durch ihn war gekommen,
Wird wieder gantz und gar durch ihn dahin genommen.
Wo erst kommt Eifersucht wird Gutthat leicht gemist;
Wo dieses Freundschaft trennt, sie unerbaulich ist.
Inzwischen daß nun muß der König dieß erleiden,
Da Hof, Land, Feld und Stadt, schwebt in den höchsten Freude,
Gelangt man auf die Burg, allwo die Hofstatt war,
Da sich die Königin und Merob stelten dar;
Zu grüssen den Gemahl, den Vater zu empfangen,
Benebenst Beroa, die da auch groß Verlangen
Truz nach Melchisua. Es drang sich jedermann
Zu sehen wie sich doch würd Merob stellen an,
Bey diesem ersten Gruß den sie sollt David geben,
Und wie sich dieser Held erzeigen würd darneben.
Drum als der König nun umarmet sein Gemahl,
Und mit sie alles Volck gekommen in den Saal;
Gieng aller Freude an, ein jede den begrüsset,
Den sie mit Schmertz und Angst so lange Zeit gemisset,
Thalmais, Jonathan ihr andres Hertz und Seel,
Den sie in keuscher Lieb beehrte sonder Fehl.
Merob und Michal auch, die Printzen ihre Brüder,
Empfiengen hoch erfreut. Beroa kam hinwieder
Zum Vater und zum Mann. Der Abner Rizpa schaut
Mit Liebesaugen an. Phalti sich nicht getraut
Die Schönheit anzusehn, die er liebt unaeliebet,
Der Adriel erblickt sein liebstes hoch betrübet
Und ist voll Hertzensqual; der David sonder Ruh,
Als Merob er erblickt und Michal auch dazu.
Der einen freyen Geist, der andern Trauerwesen,
Stellt er ihm beydes für. Er ware auserlesen
Für Merob, doch sein Hertz ihn lencken will dahin,
Wo Michals Lieblichkeit bezaubert seinen Sinn.
Die schaut ihn gütig an, die andre steht betrübet,
Er stehet bey sich an, wer ihn von beyden liebet,

An Michal merckt er nicht, daß sie nach Adriel
Hinkehre ihre Blick. Ob Merob Phalti wehl
Zu quälen weiß er nicht, er laurt wie Phalti stehe,
Und wo der Adriel mit seinen Augen gehe;
Doch nirgends findet er gewiß was er begehrt,
Weil aller ihr Gebährd den Zweifel ihm vermehrt.
Er hatte raume Zeit dieß so zu überlegen,
Weil Saul und sein Gemahl annoch zusammen pflegen
Ein heimliches Gespräch, das wie es war vollendt,
Und Saul hinwieder sich von ihr zurück gewendt,
Grüst er die Töchter auch und seine beiden Schnüre
Und daß er David nun zum Frauenzimmer führe,
Zwang er den Eifersinn und fast ihn bey der Hand:
Hie ist er der uns setzt in diesen Friedensstand;
Sprach er sie sämtlich an, und sich gleich abwärts kehrte,
Daß er die Eiferröth so viel ihm möglich wehrte.
Worauf Ahinoam den David wohl empfieng.
Sie sprach: der Höchste sey gelobt der allerding
Durch deinen tapfern Muth der Feinde Stoltz verdorben,
Daß wir durch deinen Sieg so grosses Gut erworben.
Dir dancket alles Land für diese Wiederkehr;
Ich bin dir mein Gemahl und meine Königs-Ehr
Selbst schuldig, drum mein Sinn sich wird dahin bemühen,
Aus dieser grossen Schuld sich danckbarlich zu ziehen;
Was dir versprochen ist, gelob ich mit o Held!
Des Königs Will und Schluß mir überwohl gefällt.
Dieß letzte Wort erweckt bey vielen ein Erröthen,,
Die Merob sahe sich in ungemeinen Nöthen,
Die Michal wuste nicht wie dieß war zu verstehn,
Der Adriel will schier für Zweifelmuth vergehn.
Der David sich befindt für diese Wort verbunden
Zu sprechen diese Wort: Ich sehe mich umwunden
Von so viel Gnad und Huld, o grosse Königin!
Daß ich des so bestürtzt als gar unwürdig bin.
Was Gott durch mich gethan ist nicht an mir zu preisen,
Dem höchsten Wundergott muß man dieß Lob erweisen;
Das Werckzeug bin ich nur, ich bin es nimmer werth,
Daß solche hohe Gaab hiefür mir wird beschehrt.

Als dieß die Königin hinwieder wollt besprechen,
Daß er ihm selbsten nicht sollt seine Ehr entbrechen,
Führt ihn der König hin, allda sich Merob fand,
Dieß ware für sie beid ein unvermuthner Stand.
Der David sahe sich geehret ohne Massen,
Die Merob wuste sich hierinn nicht wohl zu fassen,
Und wie sie so bestürtzt den David blicket an,
Spricht Saul: Diß ist der Held der dir bestimt zum Mann. 480.
Ich hab dich dem gelobt der würd den Riesen schlagen,
Es hätt dir eh gebührt von seinem Sieg zu sagen,
Als Michal die sein Lob mit ihrer Nymphen Schaar
Hat heute beym Triumph gemachet offenbar.
Die Michal sah er an, indem er dieses sprache,
Mit wiedrigem Gesicht, die wie ein Feur anstache,
Das Hertze war entrüst, schier blieb der Odem hin,
Sie wuste selber nicht wie ihr recht war zu Sinn.
Ward sie nun so erröth, konnt ihrer Schwester Schrecken
Die bleiche todte Farb mehr als zu klar entdecken, 490.
Doch überwindt sie sich und spricht dem König zu:
Ich bin erfreut zu sehn des Königreiches Ruh,
Doch auch dabey entsetzt so plötzlich zu vernehmen,
Wozu du mich bestimmt, wozu ich mich bequemen
Und dir gehorchen soll. Hiemit so schwieg sie still
Und David höfflich grüst, doch ob sie sprechen will,
Vermag sie es doch nicht, sie kan sich so nicht zwingen
Daß nicht ein Trauerblick nach Adriel sollt dringen,
Der wie ein Marmorbild da stehet gantz erstarrt,
Wie einer der den Tod von Richters Hand erwart. 500.
Schaut sie dann Michal an, kan sie auch leicht verstehen,
Aus ihrem Traurgesicht, wie nah ihr dieß muß gehen,
Und wie so unverhofft ihr diese Post hier kömmt;
Die ihr was sie nicht will, gibt, und der andern nimmt,
Die solches hoch verlangt. Der David auch verwirret
Bald nach der Merob bald nach Michal wird geführet
Durch seiner Augen Stral, die Merob spricht er an,
So gut die Unruh und der Ort es leiden kan.
Daß er sich selig schätzt im Wohlstand sie zu sehen,
Und wie ihr treuster Knecht nach ihrem Wohlergehen 510.

Er stets bemüht wollt seyn. Damit als er ansieht
Der Nymphen schöne Reih, ermahnt ihn seine Pflicht,
Zu dancken dieser Schaar, die so sein Lob besungen,
Das ihm so wär ins Hertz und zu Gemüth gedrungen,
Daß es ihn angefrischt zu streben mit Begier
Nach solcher Heldenthat, der so ein Lob gebühr.
Maacha sprach hierauf in ihrer aller Nahmen:
Du hast in Israel in allen ihren Stammen
So grosse Werck verübt, daß billig deine Ehr
Von uns erhebt solit seyn bis an der Sternen Heer.
Die schöne Michal schwieg hiezu, der sonst gebühret,
Zu sprechen diese Wort, weil sie den Chor geführet,
Dann sie war so entsetzt darob was sie gehört,
Daß sie gantz aus sich selbst schier ward von Pein verzehrt.
Ein jeder spürte nun dieß hochverwirrte Wesen,
Weil sich des Hertzens Quaal ließ aus den Augen lesen,
Und keiner wust dabey recht was den andern war.
Des Königs Eifersucht war keinem offenbar;
Der Merob Ehgelübd mit dem Meholathiter
War nicht bey Hofe kund; und dieser edle Ritter
Sah wie ein Schatten aus, ohn daß man wust die Pein,
Und Michal Freudigkeit verlohre ihren Schein,
Eh man es nahm in Acht. Wie David sich erzeigte,
So schien es mehr, daß den die Traur als Freude neigte.
Der edle Jonathan sah dieß verwundernsvoll,
Und weiß bey diesem Thun nicht was er sagen soll,
Drum trug er groß Begierd dieß Wesen zu ergründen,
Darinn der ganze Hof sich selbst nicht konnte finden,
Und Saul so bald er konnt hub die Gesellschaft auf,
Und ließ, wie er allein, dem Trauren seinen Lauf.

Drauf gieng ein jeder heim und war nun allermassen
Das Gibea erfreut, die Häuser und die Gassen
Ertöneten von Freud, man bracht den Abend zu
Mit lauter Siegsgeschrey und in gewünschter Ruh.
Und weil der König wollt zu Nacht allein verbleiben,
Und speisen im Gemach, um aus dem Sinn zu treiben
Das Trauren so ihn plagt, so stellte Jonathan
In seinem Sommerhauß die Abendmahlzeit an.

Die Helden insgesamt sich alldahin verfügten,
Und sich bey diesem Pracht der Trachten hoch vergnügten.
Doch viele unter sie die speißten ihren Sinn
Und ihr entzündt Gemüth mit Lieb, sich sehnend hin
Allwo ihr Hertze war. Thalmais unterdessen
Mit Merob und Michal wollt gantz alleine essen,
Weil der nur war allein ihr beyder Leyd bekannt,
Und sie mitleidentlich bedaurte ihren Stand.
Wie nun war in der Still die Mahlzeit aufgehoben,
Hub ihre Klage an und der Gemüther Toben.
Ach wann ich Michal wär! sprach Merob höchstbetrübt.
Ach wann ich Merob wär! sagt Michal höchstverliebt.
Hast du nicht vor gewust, daß es so würde kommen?
Hierauf Thalmais fragt. Ich hatt es schon vernommen,
Die Merob ihr bericht, eh noch der König kam.
Ach! hube Michal an, wie bist du mir nicht gram,
Daß ich von diesem Thun dorfst nichtes eh erfahren,
Biß ich den Schimpf gehabt dem David zu willfahren
Mit meinem Saitenspiel, der meiner doch nicht acht,
Und nur nach dir sich sehnt, nach deiner Liebe tracht.
Heut nicht so wiedrig aus, daß ich dir dieß verschwiegen,
Sprach Merob, dañ ich wollt nicht stören dein Vergnügen.
Du hast ja David nicht die Ehr allein gethan,
Maacha ebenfalls hat ihn gesungen an.
Ach wilst du Adriel dann wol für David lassen?
Fragt Michal, Merob sagt: den einen will ich hassen,
Den andern geb ich dir. Ey, spricht hie Michal zu,
Erkläre deine Wort. Ich will zu deiner Ruh,
Hebt Merob wieder an, daß dich der König gebe
Dem Helden David hin; und daß mein Hertz dann lebe
Von Adriel befreyt, der mich so schändlich läst,
So soll dasselbe nun der Liebe Ueberrest
Vertilgen aus dem Grund, ja ich will sein vergessen;
Die Thränen die er jetzt begehrt mir auszupressen,
Die sollen auch die Flamm erlöschen meiner Lieb,
So folget meine Rach auf seiner Untreu Trieb.
Ach Merob halt doch ein! Hiezu Thalmais saget,
Du hast um Adriel sein Thun dich nicht befraget;

Worinn besteht die Schuld? Daß er mich nicht mehr liebt;
Spricht sie, hergegen die Was diesem Zeugniß giebt,
Kanst du nicht bringen bey. Ach sagt sie, du solt sehen
Ob ich mit Fuge nicht laß diesen Schluß ergehen.
Hör mir gedultig zu, warum hat wohl die Zeit
Der Adriel versäumt durch seine Tapferkeit
Mich durch des Riesen Kampf vom König zu erlangen?
Ließ er das, weil sein Hertz mit Furchtsamkeit umfangen?
O nein, sein frischer Muth hat sich oft kund gethan,
Und liebte die Gefahr. Woran gebricht es dann?
Hatt' er in dieser Sach nicht seinen freyen Willen?
O ja der König gab ihm Macht den zu erfüllen.
Warum dann thut ers nicht? Darum weil seine Reu,
Daß er mich hat geliebt, ist grösser als die Treu
Die er mir schuldig war. Sprich nun hab ich gefehlet?
Thalmais die wohl sah, wie billig sie sich quälet,
Wust nicht wie Adriel wohl konnt entschuldigt seyn;
Der Michal aber fiel noch endlich etwas ein,
Weil die mit aller Macht wollt dieses Feur ernehren,
Um einer andern Glut in Merobs Hertz zu wehren.
Dem Sieger, sprache sie, dem bist du zugesagt,
Hätt Adriel nun nicht als David dieß vollbracht,
So hätt er Schimpf erjagt, für dich, für seine Ehre,
Und nicht gewagt daß er nachgehends dich begehre
Von unserm Vater Saul, dem schon entgegen ist,
Daß Adriel dich hat zum Ehgemahl erkiest.
Ein tapfrer Held wie er, sagt Merob gantz entrüstet,
Scheut nimmer eine Schlacht, da ihm vielmehr gelüstet
Nach Ehre und nach Ruhm, wer grosse Ding begehrt
Wird auch niemahlen nicht durch grosse Ding verfahrt.
Du führest diese Wort, sprach Michal, zu beschönen,
Daß du dein Hertz nicht mehr dem Adriel willt gönnen.
Des Davids Lieblichkeit // // Schweig, fiel sie ihr ins Wort,
Laß deinen Eifersinn mich quälen nicht hinfort,
Ich will nicht deine Lieb betrüben noch mich sehnen
Darnach was dir bereits gekostet so viel Thränen,
Kan ich dir dienlich seyn, so ist der David dein.
Wann David mich nicht liebt, wandt sie hinwieder ein,

Ist

Ist mir mein Sinn zu hoch ihn von dir abzukehren.
Kanst du, ohn daß dein Hertz dich quälet, ihn begehren,
So stehe nicht auf mich. Du hast ja Recht dazu;
Verlasse Adriel und baue Davids Ruh.
Ich muß, Thalmais sprach, in diesen tollen Sachen,
So traurig ich auch bin, doch euer beyder lachen. 630.
Ihr wollt nicht was ihr sagt, du hassest Adriel,
Doch schwere ich bey Gott, ihn liebet deine Seel:
Dich aber Michal plagt die Eifersucht dermassen,
Daß du in gutem Ernst den David meinst zu lassen,

Und

V. 631. 632. Ich muß, Thalmais sprach, in diesen tollen Sachen
So traurig ich auch bin, doch euer beyder lachen.)

Weil der Poet es hier selbst durch die Thalmais bekennen läßt, daß die Liebe eine lächerliche Neigung sey, so wundert uns desto mehr, daß er ihr in einem Gedichte, wo nur die erhabensten Empfindungen und Hertzensgedancken herrschen sollen, so viel Platz eingeräumt hat. Wenn er nicht in dem Vortrage seines Vorhabens gesagt hätte, daß er die hohen Wercke und den Lebenslauf Davids besingen wollte, so könnte ich glauben, er hätte nichts anders im Willen gehabt, als Davids Vermählung mit der Michal zu singen; und dieses hätte er der Natur dieser Materie gemäß nicht in einem heroischen Gedichte, sondern bloß in einem vermischten heroisch-comischen thun wollen. Mit dieser Absicht wäre denn geschickt zusammengehangen, daß er in dem ersten B. die drey Printzeßinnen in Davids Höle gebracht, in dem zweyten den Sieg über Goliath beschrieben, welcher ihm ein Recht auf Sauls Tochter erworben, und in dem dritten alle die Liebes-Symptomata aus einander gesetzt, welche bey der Michal und der Merob entstanden. Auch die Geschichte von Adriel im zweyten B. wäre dann desto weniger überflüßig, weil sie uns mit Merobs Hertzen bekannt machete, die ihr Vater erstlich dem David vermählen wollte. In diesem Falle hätten wir nicht zu befürchten, daß das Gedichte zu einer übermässigen und das Gedächtniß betäubenden Länge angewachsen wäre, denn dem Poeten wäre izo nichts weiters übrig geblieben, als das Räthsel von der Merob und der Michal Liebe aufzulösen, u. die erstere dem Adriel vermählen zu lassen, welches zwar nach Sauls Vorhaben dem David leid thun sollen, aber in der That zu Beförderung der Liebe Michals gedienet hätte, welche nun nichts weiter gehindert, als daß David die von Saul ihm auferlegte Morgengabe von hundert Vorhäuten eroberte. In drey oder vier Büchern hätte dieses alles ausgeführt werden können, wann der Poet gleich die Weitläuffigkeit hätte gebrauchen wollen, mit welcher er angefangen hat.

Und willst doch solches nicht. Bekennt ob euren Sinn,
Ich, wo nicht gar entdeckt, doch nah gekommen bin?
Es schwiegen hiezu still die beyde Printzessinnen,
Und hatte Thalmais geredt wie ihre Sinnen
Sich fanden innerlich, ohn daß der schöne Mund
Entdecken wollte noch des innern Hertzens Grund.
Dann Merob drauf bestund den Adriel zu meiden;
Und Michal wollt ihr Hertz gantz von dem David scheiden;
Doch war es all umsonst, ist gleich der Fürsatz da,
Spricht dennoch nicht ihr Hertz zu diesem Willen ja.
Weil nun Thalmais nicht so bald noch konnt ersinnen
Ein Mittel, ihrer Sorg und Plage zu entrinnen,
Weist sie sich auf die Zeit, die könnte da allein
In allem was uns quält am besten dienlich seyn.
Und soll der Jonathan noch nichts hievon erfahren,
Weil sie wie grosse Freund er und der David waren,
Erwogen nach Gebühr. Nun wie in dieser Quaal,
Da Liebe, Haß und Neid sich wiese überall,
Sie waren eingeschränckt, kam Post die Printzen kämen,
Worauf sie beyderseits ein anders Wesen nehmen.
Sie schliessen ihre Pein in ihrer Sinnen Schrein,
Und sehen fröhlig aus, da sie doch traurig seyn.

V. 637. 638. . . . . Bekennt ob euern Sinn
Ich wo nicht gar entdeckt, doch nah gekommen bin.)

Ich habe von der Sprache und dem Sylbenmasse dieses Gedichtes nichts gesagt, weil das nicht zu meinem Vorhaben gehörete. Dieses erstreckete sich nicht weiter, als auf die Absicht, die Erfindungen, die Anlage und Verfassung. In den äusserlichen Dingen könnte die Nachlässigkeit schwerlich grösser seyn. Zum Exempel, in der verworrenen Wortfügung, in den verstellten Declinierfällen, in den ausgelassenen Hülffszeitwörtern, in den abgebissenen Buchstaben, in dem Versäumniß der Abschnitte, in Cacophonien, in dem ungleichen Klange des Reimkuppels. Dieses alles habe ich dem Verfasser übersehen, und das Auge davon auf das innerliche Wesen seines Gedichtes abgelencket. Alles zeiget uns, daß man uns seine Arbeit geliefert hat, wie sie nach der ersten Erfindung verfasset, und zu Papeir gebracht worden, wo der erste Ausdruck, der in den Sinn gekommen, stehen geblieben. Darum müssen wir auch die Kunst und die Geschicklichkeit des Verfassers nicht nach diesem unreifen und unausgearbeiteten Anfange beurtheilen. Mir hat er indessen Anlaß gegeben, von verschiedenen Sachen, die beym Epischen Gedichte zu beobachten sind, meine Gedancken zu erklären, und mit Exempeln, die zwar a contrario hergenommen sind, vor Augen zu legen.

Des Herrn Batry Gedancken von den Chören in den Trauerspielen.

DEr Hr. Abt Batry, ein Mitglied der Frantzösischen Academie der Alterthümer und der Literatur, hat in einer eigenen Dissertation gezeiget, daß das Trauerspiel in seinem Ursprunge nichts anders als ein Hymnus zum Lobe des Bacchus gewesen, wo man gesungen und getanzet; Als nachgehends die Materien, von welchen man Gelegenheit genommen, diesen Gott zu loben, erschöpfet worden, haben die Poeten sich genöthiget gesehen, ihre Zuflucht zu verschiedenen Erfindungen zu nehmen, damit sie nicht allezeit einerley wieder aufwärmen müßten. Daher seyn die Episodia entstanden, die wir heutiges Tages Actus heissen; diese habe man durch einen oder mehr Histrionen zwischen zweyen solchen Lobgesängen oder Chören sagen lassen. Aus diesen Episodien oder Handlungen sey nachmahls der Cörper des Trauerspiels geworden, und die Chöre seyn zulezt nichts weiter als ein Theil derselben gewesen, den man mit den andern auf eine wahrscheinliche Art habe zusammen ordnen müssen. Indessen habe man dieselben nicht bloß der Gewohnheit zu gefallen behalten, sondern wegen der grossen Vortheile, welche das Trauerspiel daher empfangen habe.

Diese Vortheile bestuhnden nach Herrn Batry in folgenden Stücken: Erstlich dieneten sie in das Trauerspiel mehr Ordnung und mehr Verschie-

denheit zu bringen. Zweytens gaben sie ihm eine gewisse Pracht und Hoheit. Drittens vermehreten sie das pathetische Wesen in demselben.

Sie brachten erstlich mehr Ordnung in das Trauerspiel, indem sie eine natürliche Folge der verständigen Wahl der aufgeführten Handlung und des Ortes der Scene waren, und überdieß den meisten Regeln des Theaters zum Grunde dieneten. Sie brachten mehr Verschiedenheit in dasselbe, theils an Vorrath von Sachen, theils in Ansehung der Vorstellung. Bey den Alten war der Platz der Scene allemahl ein öffentlicher Ort. Die Zuseher müssen sich einbilden können, daß sie bey der Handlung gegenwärtig seyn; und wie können sie sich dieses einbilden, wenn sie sich in einem Cabinet begiebt? Ueber dieses muß eine Handlung, wann sie mit genugsamer Wahrscheinlichkeit auf den Schauplatz gebracht werden soll, landkündig und lautbar seyn, sie muß unter den Vornehmsten des Staats begegnen, und von einer Natur seyn, daß ein gantzes Volck sich darum bekümmert. Daher folgt, daß sie eine grosse Anzahl Zeugen, die sich derselben annehmen, an einen Ort versammeln muß. Diese Zeugen formieren den Chor. Es wäre nicht natürlich, daß Leute, die an der Handlung Antheil nehmen, und ihren Ausgang mit Ungeduld erwarten, allezeit ohne ein Wort zu sagen da stühnden; vielmehr erfodert die Vernunft, daß sie sich von dem unterreden, was eben dann vorgehet, was sie zu hoffen, oder zu fürchten haben, so oft die Hauptpersonen von dem Schauplatz abgetreten, und ihnen darzu Zeit und

Musse

Musse geben. Das ist also die Materie und der Innhalt der Gesänge des Chors. Und dergestalt entspringt die Nothwendigkeit der Chöre von der verständigen Wahl der theatralischen Handlung, und des Ortes der Scene. Gleichwie man sie mit keiner Manier in ein Cabinet hinein führen könnte, also kan man sie auf einem öffentlichen Platze nicht ausschliessen, und also bekommen der Ort der Scene, die Handlung und der Chor, eines von dem andern eine Wahrscheinlichkeit.

Man muß nur ein Trauerspiel des Sophocles sorgfältig untersuchen, so wird man wahrnehmen, daß die meisten Grundregeln des Theaters eine natürliche Folge der Chöre sind. Die Alten beobachten die Einheit des Ortes beständig; sie hielten diese Regel vor so beschaffen, daß sie niemahls verletzet werden dörfte. Die Ursache dessen ist, weil man die Wahrscheinlichkeit lieber in denen Sachen aus der Acht setzen muß, wo es nöthig ist, Sätze und Schlüsse zu machen, wenn man sie gewahr werden soll, als in solchen Sachen, welche in die Sinnen fallen, und einen aufmercksamen Zuseher erstes Anblickes ärgern. Man macht uns heutiges Tages glauben, daß, was erst ein Saal gewesen, einesmahls ein Garten geworden sey, und man verwandelt ohne Bedencken das Zimmer einer Printzeßin in einen Tempel, oder einen öffentlichen Platz. Die Chöre hinderten die Alten, daß sie diesen Fehler nicht begiengen. Dann da der Chor schier niemahls von dem Schauplatze gieng, wann er ihn einmahl betreten hatte, so wäre es augenscheinlich lächerlich gewesen, wann man den Schau-

platz verändert hätte, da die Personen, die ihn innen gehabt, nicht von ihrem Platze gekommen wären. Die Chöre dieneten auch die Dauer der Handlung anzuzeigen: die Aufführung eines Trauerspieles daurete bey ihnen kaum eine längere Zeit, als man zu der gespielten Handlung selber nöthig gehabt hätte. Diese Richtigkeit gab ihm ein wahrscheinliches Ansehen, das eine von seinen grössesten Schönheiten ausmachete.

Ueber dieses hielten sie den Zuseher auf, ohne daß sie ihn müssig stehen liessen, und sie banden das Ende eines Aufzuges mit dem Anfange des folgenden zusammen, welches mehr bedeutet, als man meynen möchte, massen diese Verbindung dienet, die Einheit der Handlung zu bemercken. Unsere fünf Aufzüge, die von einander gesondert stehen, formieren gewissermassen fünf verschiedene Stücke, die man nach einander spielt. Mit welcher Wahrscheinlichkeit begeben sich übrigens alle tragischen Handlungen allemahl auf einerley Art, und verschwinden die spielenden Personen ordentlicher Weise, als wenn es abgeredet worden wäre, viermahl?

Es ist leicht zu sehen, was vor eine Mannigfaltigkeit die Chöre in die Tragödie brachten. Was vor Mannigfaltigkeit kan in der That nicht eine Musik mit sich führen, welche sich in alle die verschiedene Gemüthesstände, und alle die verschiedene Empfindungen schicket, die in einem geschickten Trauerspiele vorkommen? - - - -

Alleine, wendet man ein, es ist nichts unnatürlichers, als in eine so ernstliche und so gravitätische Hand-

Handlung, als die Handlung eines Trauerspieles seyn soll, Gesänge, Lieder und Täntze zu untermischen? Ists nicht lächerlich, daß man drohe, klage, sterbe, indem man singt; und daß ein Trupp Leute, die von Furcht oder Schrecken eingenommen sind, diese verschiedenen Empfindungen mittelst der Täntze an den Tag lege? Die also reden, geben nicht recht Achtung auf die Natur des Trauerspieles, es ist zwar eine Nachahmung einer ernstlichen Handlung, aber es ist nicht allein eine Nachahmung, sondern auch ein Gedichte, und ein Gedichte, das ein Schauspiel werden soll. Als ein Gedichte schmückt es sich mit allem demjenigen aus, was am bequemsten ist, die Phantasie zu entzücken, und das Ohr zu bezaubern; als ein Schauspiel trachtet es vor allen andern den Augen zu gefallen, und man muß sich bißweilen von der Wahrscheinlichkeit ein wenig entfernen, damit man desto besser gefalle. Alsdann kan der Geist, der durch einen mächtigern Reitz geblendet wird, nicht wahrnehmen, daß man ihn betriegt, und überliefert sich, so groß er ist, dem Ergetzen, das man ihm gewähret. Aus dieser Ursache räumt man dem **Wunderbaren** in dem Epischen Gedichte einen Platz ein; und aus dieser Ursache hat die Fabel selbst, die von Wahrscheinlichkeit entblößt ist, so viel Annehmlichkeit. Die Nachahmungen, welche am meisten Aehnlichkeit mit den nachgemachten Sachen haben, sind nicht die vollkommensten Wercke der Kunst; diejenigen, welche auf die vollkommenste Art nachahmen, müssen billig den Vorzug vor den andern bekommen. Eine Statue von

Erz oder von Marmor wird bewundert, eine von Wachs ist fürchterlich. Das Trauerspiel ahmet nicht allein durch die Rede nach, sondern auch durch die Töne und die Gebehrden. Die Musik und der Tantz müssen in diesen beyden Stücken vorne an stehen, und man kan sagen, daß das Trauerspiel ohne sie nicht vollkommen nachahme. - -

In Wahrheit, wenn man die Musik aus dem Trauerspiel verbannen muß, damit es desto wahrscheinlicher werde, so sollte man ihm auch den Vers nehmen, denn es ist nicht natürlicher, in der Heftigkeit einer Leidenschaft in Versen zu reden, als zu singen. Aus derselben Ursache wird man die Statuen mahlen müssen, weil der blosse Stein die Natur nicht zum genauesten nachahmet, und die Farbe des Fleisches, der Haare, und der Kleidung nicht ausdrückt.

Lasset uns izo sehen, auf was vor eine Art die Chöre dem Schauspiel Pracht und Pomp mittheilen. Man bilde sich einmahl vor, was vor eine Würckung diese grosse Anzahl Actores von verschiedenem Geschlecht und Alter thun mußte, aus welchen der Chor zusammen gesetzet war. Ihre Täntze, ihre Gesänge, die Pracht ihrer Kleider, mußten nothwendig die Pracht des Schauspieles auf eine wunderbare Art erheben. Eines von den besten Mitteln die Leute an sich zu ziehen, und sie gleichsam zu bezaubern, sind jederzeit die Musik, und die Ceremonien gewesen, und diese letztern haben ohne Zweifel die Alten unter dem allgemeinen Nahmen der Täntze mit eingeschlossen.

Diese grosse Anzahl Leute, die an der Handlung Antheil nehmen, macht sie noch erheblicher, grösser und scheinbarer: Man streiche den Antheil, den ein versammeltes Volck an einer Handlung nimmt, mit Worten heraus, man mache nachdrückliche Beschreibungen von seiner Furcht, oder seiner Wuth; das thut es nicht, man wird davon ganz anders eingenommen werden, wenn man es selbst auf den Schauplatz treten sieht, wo es von seinen Häuptern vorgestellt wird, und wenn man ein Zeuge seiner verschiedenen Bewegungen ist.

Der Endzweck der dramatischen Gedichte ist unläugbar die Unterrichtung des Volckes, nun scheint es, der Chor sey vordem zu diesem Ende auf eine absonderliche Art gewiedmet gewesen. Der Poet darf eine grosse Anzahl Lebensregeln in seinen Scenen nicht wagen, weil es mit der Wahrheit, so zu dem Gespräche erfodert wird, schlechterdings stritte: Aber nichts hindert ihn, daß er nicht in den Chören die erhabenste Sittenlehre vortrage.

Man findet grosse Schwierigkeiten vor sich, wenn man den Zuschauer von vielen Sachen benachrichtigen will, die er wissen muß, und wenn man machen soll, daß die Personen sich vor ihm ihrer verschiedenen Gedancken halber auslassen; die Monologi sind fast allemahl tadelhaft, wegen der wenigen Wahrscheinlichkeit, daß einer mit sich selbst eine lange Rede führe; der Gebrauch, daß man allemahl vertraute Personen zu den Hauptpersonen aufführt, ist keiner von den geringsten Mängeln unsers Theaters, sie sind insgemein in diesem oder jenem Stücke lächerlich, aber vornehmlich,

lich, weil sie unser Trauerspiel mit etwas häusli-chem beflecken, das mit dem, was es seyn sollte, schlechterdings streitet. Es sollte nemlich ein Gedicht seyn, das sich beständig mit Erdichtungen empor hebt, und wo alles mit einer höhern und prächtigern Art zugehet, als in der würcklichen Natur. Die Chöre der Alten, die bey der Handlung beständig gegenwärtig waren, damit sie alle die Eindrücke empfiengen, welche die Reden und Begegnissen erwecken sollten, und die gewiedmet waren, zu hören und zu fragen, loben, tadeln, rathen und fragen alles das, was der Zuseher selbst fragen würde, wenn es ihm erlaubt wäre zu reden; mit einem Worte sie thun alles, was ein eifriger und getreuer Freund thun sollte, aber sie thun dieses mit einer Art, welche sich vor die Majestät des Theaters weit besser schicket.

Man wird einwenden, daß viele Sachen insgeheim geredet und gethan werden müssen, woraus die schönsten und anzüglichsten Scenen formiert werden, und dieser würde man sich berauben, so bald der Ort der Scene ein öffentlicher Platz wäre, und man nichts als in Gegenwart vieler Zeugen sagen könnte. Hr. Batry antwortet, daß dergleichen Scenen bey den Alten nicht so häuffig seyn mußten, als sie bey uns heut zu Tage sind. Ihre Tragödie handelten nicht so sehr von heimlichen Anschlägen, oder geheimen Comploten, als von hohen Verrichtungen, die vor den Augen aller Welt lagen. Ueber dieses blieben die Chöre niemahls in der Gleichgültigkeit, sondern fielen allemahl einem Theile zu. Ille tegat commissa. Sie hiel-

hielten sich an eine von den vornehmsten Personen. Ist es nun etwas ungereimtes, daß die, deren der Chor sich annimmt, ihre Gemüths-Gedancken vor ihm eröffnen? Es wird einem geschickten Poeten niemahls an Mitteln fehlen, seine Chöre mit seiner Materie auf eine wahrscheinliche Art zu verbinden; zumahl da das so viel wäre, als nicht wissen, was das Theatrum ist, wenn man auf demselben eine so abergläubige Sorgfalt fodern wollte, die nichts gestattete, was sich nur zween Schritte weit von dem gewöhnlichen Gebrauche entfernete. Aber gesezt, es sey ungemein schwer, die Chöre glücklich anzubringen, das ist kein genugsamer Grund sie zu verwerffen, wofern sie sonst nothwendig scheinen. Man hat Recht, von einem Poeten zu fodern, daß er Wunderwercke thun solle.

Aber der trefflichste Nutzen der Chöre in dem Trauerspiele der Alten ist unläugbar das pathetische Wesen, welches sie verursacheten. Ihre edle und majestätische Tragödie entlehnte von der Morale ihre schönsten Lebensregeln, machte sich ein Ansehen mit der Religion, und putzete sich mit ihren feyerlichsten Ceremonien. Und indem sie alles zu ihrem Vortheil anwendete, was die Poesie vor Witz und Anmuth hat, die Geister einzunehmen, und die Herzen zu rühren, that sie noch dazu, was immer die Sinnen blenden kan; worbey sie allezeit ihren Hauptendzweck seyn ließ, einen Abscheu vor dem Laster einzupflanzen, und aus dem Theater eine Schule der Tugenden zu machen, und dasselbe vor eines der besten Mittel zu gebrauchen, womit man die Leute ihrer Pflichten erinnern, und sie in den Schrancken halten konnte.

Die Tragödie, die dergestalt angesehen wird, hat ihre eigenen Leidenschaften; alle ihre Vollkommenheit besteht darinnen, daß sie diese rechtschaffen in die Gemüther einpräge, und dazu dieneten die Chöre. Jedermann kennt die Macht der Musik und des Tantzes, und weiß aus eigener Erfahrung, was vor Eindrücke sie tüchtig sind zu machen. Also dieneten die Chöre mittelst dieser beyden ungemein viel, die Leidenschaften zu erregen. Es müssen Intermedia seyn, aber darum muß man die Zuseher nicht erkalten lassen; vielmehr muß man die Leidenschaften, die man einmahl rege gemacht, in der Höhe behalten und verstärcken. Nichts thut dieses besser als die Chöre, die durch ihre Täntze und Gesänge die Geister mit Ideen der Materie gemäß anfülleten, und dadurch den Empfindungen, welche die Reden der Personen erreget hatten, eine neue Stärcke mittheileten. Ueberdieß dieneten die Chöre die Leidenschaften zu erregen, indem sie den Zusehern andere Zuseher, die starck gerühret waren, vor Augen brachten. Es muß eben nicht ein grausamer oder ein jämmerlicher Anblick seyn, der uns Furcht oder Mitleiden einjagen soll; es ist öfters schon genug, daß wir jemand sehen, der von diesen beyden Leidenschaften heftig eingenommen ist, wenn wir dieselben ebenfalls empfinden sollen.

Zwey
Schreiben
an die
Deutsche Gesellschaft
von Greifswalde
verschiedene Critische Streite betreffend,
die zu unserer Zeit die deutschen
Kunstrichter beunruhigen:
Das Erste
Von Hr. Prof. Gottscheden
Das Andere
Von Petermann von Langnau.

DAmit ich einigen besorglichen Mißdeutungen vorbiege, welche bey Gelegenheit dieser beyden Schreiben gemachet werden mögten, muß ich einen kurtzen Vorbericht vorhergehen lassen. Das erste von denselben lasse ich zwar den berühmten Mann verantworten, unter dessen Nahmen und Person es gestellt ist; ich habe dabey nichts weiter gethan, als daß ich seine Gedancken und Empfindungen ins Schweitzerische übersetzet, so, wie ich sie in dem Innersten seines Characters und Gemüths gelesen habe, und ich habe sie so wahrscheinlich, und so glaubwirdig gemachet, daß ihnen zur würcklichen Wahrheit weiter nichts fehlet, als das Geständniß des Hr. Gottscheds. In Ansehung des andern Schreibens aber, vor welches ich meinen eigenen Nahmen gesetzet habe, halte ich vor nöhtig mich ausdrücklich zu erklären, daß ich, ob ich gleich den Titel meines Schreibens an die gantze Gesellschaft von Greifswalde gerichtet habe, in welcher diese Monathsschrift entsprungen ist; dennoch wohl erkenne, daß in derselben geschickte Mitglieder sind, welche an den Versehungen, von denen ich re-

de, keinen Antheil haben können. Verschiedene verständigere und gründlichere Artickel geben wir genugsam zu erkennen, daß sie von Männern verfertiget worden, welche gründliche Einsichten und aufrichtige Absichten mit sich zu ihrer Arbeit gebracht haben. Und vermuthlich wird aus Antrieb derselben die Bedingung in den Vorbericht eingeflossen seyn, daß die hier und dar bemerckten Fehler nicht auf die gemeine Rechnung derer, die an dieser Monathsschrift arbeiten, geschrieben, noch weniger der gantzen Gesellschaft zur Last geleget werden. Sie haben daran vorsichtig gehandelt, und es ist billig daß man ihnen Recht wiederfahren lasse. Ich mache demnach eine Ausnahme von ihnen, und bin es gar wohl zufrieden, daß sie meine Anklage von sich und der gantzen Gesellschaft abwelzen, und weiter auf denjenigen einzeln Mann, oder die wenigen Personen schieben, welchen sie eigentlich zukommen. Ich kenne diese nicht, sonst hätte ich das Schreiben geradezu an sie gestellt; aber die Gesellschaft wird sie schon kennen, und zur Verantwortung derer Fehler, die sie nicht auf ihre eigene Rechnung nehmen will, anzuhalten wissen. Also steht es in der Gewalt der Gesellschaft zu verhüten, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen nicht vermischet werden.

Indessen habe ich mich dieses mahl noch hinterhalten meine Antungen über einen oder zween Artickel im V. St. zu machen, weil ich sehe, daß man es in denselben so arg gemacht hat, daß es schwer fällt, diejenigen von aller Schuld looszusagen, welche zwar davon eigentlich nicht Verfasser sind, jedoch sich überhaupt zur Aufsicht über das gantze Werck anheischig gemacht haben. Dieses hat die gantze Gesellschaft in dem Vorberichte gethan, und zu wenigerm hat man sich in einem gesellschaftlichen Wercke nicht verbindlich machen können.

Vielleicht hindert meine Erklärung nicht, daß diejenigen aus der Gesellschaft, auf welche meine Beschuldigungen fallen, mich nicht zu dem Gelehrten zehlen, von welchem man in dem Vorberichte sagt, er glaube, daß man in critischen Schriften aufhören müsse höflich zu seyn. Ich glaube dieses nicht, aber ich meyne doch, daß man ohne Verletzung der Höflichkeit unwissende und hochmüthige Scribenten die schwere Hand der critischen Strafgerechtigkeit empfinden lassen dürfe.

Hrn. Johann Christoph Gottscheds Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde.

Werthe Herren und Freunde.

ICh bin eurer Gesellschaft seit euerm Ursprunge gewogen gewesen, und habe euer bey Gelegenheiten schriftlich und mündlich mit allem Ruhme gedacht, weil ich mir von euern Bemühungen nicht bloß zum Aufnehmen der gesunden Critick und der Sprache überhaupt, sondern insbesondere **meiner** Critick und Sprache viel gutes versprochen. Denn Mein Vertrauen zu euch blieb nicht dabey stehen, daß ihr dem Geschmack aufzuhelffen beflissen seyn würdet, sondern erfüllete mich mit der Hoffnung, daß ihr **meinen** Geschmack als meine Nachfolger annehmen und ausbreiten würdet, so wie ich ihn in meiner **Dichtkunst** für die Deutschen, und folglich für euch, in meiner **Redekunst**, und meinen **Beyträgen** nach seinem unbestimmten und willkürlichen, jedoch allemahl unbetrüglichen Vermögen zur Nachfolge angepriesen habe. Mir war desto mehr daran gelegen daß ihr ohne eigensinnige Ausnahmen meinen Meynungen beyfielet, und euch offentlich zu meinem Anhange schlüget, weil in hac temporum injuria nur allzu viele freche Jünglinge sich hier und dar die Freyheit anmassen, von meinen Vorschrifften abzuweichen, und den

Feinden ein mehrers einzuraümen, als mit meinem Ansehen bestehen kan. Allein ich muß schier glauben, daß ich mich selbst in meinem zu sichern Zutrauen auf eure Gefälligkeit betrogen habe. Eine Menge unbedachter und übereilter Reden und Anmerckungen in eurer Monathsschrift macht mich hierinn furchtsam und argwöhnisch, ungeachtet ich mich gegen alle böse Gedancken, die sie mir erwecken, aus allen Kräfften sperre und sträube, und mich zu bereden trachte, daß es vielmehr Unachtsamkeit und Unvorsichtigkeit, als böser Wille und Eigensinnigkeit sey. Da ich euch nun noch nicht für Ueberlauffer zu meinen Feinden halten will, so gedencke ich euch die Sachen, die mir in eurer Monathsschrift so bedencklich und nachtheilig vorkommen, mit aller Freundlichkeit und Geduld vorzustellen, in der Hoffnung, daß ihr selber begreiffen werdet, wie grossen Abbruch dergleichen Verfahren einer so berühmten Gesellschaft, wie die eurige in kurtzer Zeit werden wird, meinem Ansehen, meiner Herrschaft und meinem Ruhme nothwendig bey nachsinnenden und freyen Gemüthern thun müsse.

I. Ihr bekennet zwar, daß die Nachricht und Abhandlung von meiner **Dichtkunst** (wie ihr sie schlechtweg nennet) in der Absicht dieses Buch unsern Landesleuten erst noch bekannt zu machen, gantz unnöthig wäre: Ihr nennet es kein **vortreffliches**, ein **schätzbares** Werck: Aber, wenn dieses Bekänntniß aufrichtig und von Hertzen gemeinet ist, was war es denn nöthig den Werth die-

dieses Wercks erst noch so mühsam zu beweisen? Ein Beweis läßt ja allemahl vermuthen, daß die Sache nicht völlig unstreitig und ausser Zweifel sey, und dergleichen Verdacht ist zuweilen von grösserer Kraft, als der Beweis, womit man ihn heben will. Lasse man die Leute in ihrem Wahn immerhin ungestört, sonst dürfte man einen eben so schlechten Danck davon tragen, als jene beym Horatz, die sich alle Mühe gegeben, den glückseligen Wahnwitzigen zu curieren, dafür aber statt des erwarteten Dancks hören müssen:

- - - Pol me occidistis amici,
Non servastis, ait, cui sic extorta voluptas,
Et demtus per vim mentis gratissimus error!

Das weit schlimmere dabey ist wohl dieses, daß die Art euers Beweises die Schätzbarkeit meines Buchs, im Grunde gantz verdächtig und zweifelhaft machet, in währender zeit, daß ihr selbige zu verfechten und anzupreisen vermeinet: Ihr nehmet euern Erweis her von dem starcken Abgang und allgemeinen Beyfall, den mein Buch in einer Zeit von wenig Jahren in gantz Deutschland gefunden: Allein ihr gebet ja in dem I. St. eurer Beyträge Bl. 6. selbst mit dürren Worten zu verstehen, daß **der allgemeine Beyfall, den eine Sache erhält, die würckliche Güte derselben nicht unwiedersprechlich ausmache.** Und es kan euch nicht verborgen seyn, wie wenig meine tadelsüchtige Schweitzerischen Gegner aus diesem Grund, auf den ich ehedem in meinen Vorreden auch selbst getrotzet hatte, gehen lassen, und wie sie sich hier

und

und dar in ihren Spottschriften etwas rechts darauf zu gute thun: So daß nicht ohne Grund zu besorgen ist, sie werden noch behaupten dürffen, es sey nicht unmöglich, daß ein Buch viel gelesen werde, und doch noch unbekannt sey: Nachdem sie sich unterstanden haben zu behaupten, daß öfters das schlechteste Buch von der Welt den stärckesten Abgang und einen allgemeinen Beyfall erhalten könne. Und was werden dann eure sonst freygebige Versprechungen von dem eben so gefälligen Urtheil der künftigen Zeiten für ein Ansehen behalten?

II. Was wär es nothwendig die zwo ersten Auflagen meiner Critischen Dichtkunst, deren Gedächtniß ich nur überhaupt und der Zahl nach zu erhalten suche, aus der Veraessenheit, in die ich sie durch die wichtigen Veränderungen und Verbesserungen der dritten Herausgabe gestürtzt zu haben verhoffete, wieder hervorzuziehen, und ihre Mängel in Vergleichung mit der Vollkommenheit dieser letztern aller Welt zu offenbaren. Ich hatte mich versichert, es könnte keinem meiner Schüler und Verehrer verborgen seyn, daß ich es mit meinen Schriften lediglich wollte gehalten wissen, wie mit einem Testament, da allezeit das spätere die vorhergehenden aufhebet, und alleine rechtsgültig bleibet. Und was vor Absichten kan man wohl demjenigen zutrauen, der ein veraltetes und an dem Rechten ungültiges Testament wieder aus dem Staube hervorziehet, anders, als daß er mit Fleiß den Neid derjenigen, die sich durch die neue testamentliche Verordnung verkürtzt zu seyn

glauben, habe rege machen und ohne Noth und Beruff Streit erwecken wollen? So habe ich in meinen ersten Schriften meine Gnaden und Lobsprüche nach meiner freyen Willkuhr ausgetheilet: Nach eben dieser Freyheit habe ich in der neuen Herausgabe meiner Critischen Dichtkunst die Nahmen und das Andencken einer **Neuberin**, der **Schweitzerischen Mahler**, Hrn. **Königs**, Hrn. **Bodmers** und anderer, weil sie sich meiner vorigen Huld unwürdig gemachet, gäntzlich ausgelöschet, in der Meynung, daß hinfür des in meinen vorigen Schriften aus allzuguthertziger Uebereilung ihnen verschwendeten Lobs nicht mehr solle gedacht werden. Diese meine Absicht war auch für alle diejenigen, die es mit meinem Ruhm treulich und recht von Hertzen gut meynen, unschwer zu errathen. Wenn ich demnach noch am billigsten und gelindesten von eurem Vorsatz urtheilen soll, nach welchem ihr die drey Ausgaben meiner Critischen Dichtkunst in eine Vergleichung zu ziehen unternommen habet, so muß ich es einer nachlässigen Unbedachtsamkeit zuschreiben, daß ihr euch nicht habet vorstellen können, daß die Ausführung eines solchen Vorsatzes nothwendig den Neid und die Eifersucht der an ihrem Ruhme gekränckten Personen gegen mich zur Rache aufhetzen werde: Denn dadurch setzet ihr mich in die verdrießliche Nothwendigkeit, daß ich mich entweder einer strafbaren Uebereilung in meinen erstern freygebigen Lobeserhebungen, oder eines boßhaften Neides in Zurückziehung derselben schuldig geben muß: Wenigstens machet ihr mein Lob und Tadel einer ver-

haßten Partheylichkeit bey aller Welt verdächtig, und raubet meinem Urtheil von andern den erworbenen Schein und Credit der Critischen Gerechtigkeit.

III. Wie nachläßig führet ihr nicht meine Sache, da ihr so kahl daher saget: „Ihm ist wie„derspr**o**chen worden, und er hat sich **bisweilen** „ **verantwortet.**„ Es weiß ja jedermann, daß **sich verantworten** und **sich rechtfertigen** zweyerley ist: Und wird nicht die Einschränckung durch das Zeitwörtgen **bisweilen** den billigen Verdacht erwecken, als ob es mir an dem Vermögen gefehlet hätte, mich überall und in allen Stücken zu verantworten? Ist denn ein Schriftverfasser, zumahl wenn er seine Zeit nützlicher zu gebrauchen weiß, eben nothwendig verbunden, sich gegen alle wiedrigen Urtheile von seinen Schriften zu vertheidigen, oder, kan man aus der Unterlassung desselben untrüglich schliessen, daß solches aus Unvermögen geschehen sey? Habe ich nicht hier und dar ausdrücklich bezeuget, daß ich weder Lust noch Zeit habe, mich mit meinen Tadlern einzulassen.

IV. Es ist freylich an dem, daß ich bey der letzten Ausgabe meiner Critischen Dichtkunst die Worte: **für die Deutschen**; auf dem Titelblatt mit gutem Bedacht ausgestrichen habe, um dadurch den Schweitzern den spöttischen Fürwurff abzuschneiden, als ob die meinige nicht eine allgemeine, sondern eine nur allein **für die Deutschen** eingerichtete Dichtkunst sey: Was hat euch aber gedrungen meine geheimen Absichten bey dieser Veränderung, die ich mit Fleiß verborgen halten wollte, offentlich zu verrathen, und den schimpflichen

Für-

Fürwurff der Schweitzer, der meiner Dichtkunst zur Verkleinerung gereichet, wiederum aufzuwärmen und zu erneuern. Ihr müget wohl nicht bedacht haben, daß ihr dadurch zum Gespötte neuen Anlaß gebet, dem ich durch die listige Veränderung des Titels völlig vorgebogen zu haben vermeint hatte. Die Schweitzer werden sagen: Der Leipzigische Verfasser hat den Gebrauch seines Buchs selbst eingeschräncket, da er auf dem Titelblatt der zwo ersten Ausgaben ausdrücklich gesezet hat: **Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen.** Nun kan er ja nicht gemeint haben, daß sein Buch darum für die Deutschen sey, weil es in deutscher Sprache geschrieben, und von niemandem, der diese Sprache nicht verstehet, könne gelesen werden; denn so wäre dieser Zusatz bey seinen meisten übrigen Schriften eben so nöthig gewesen; da hätte er mit gleichem Grund schreiben sollen, **Gottscheds Redekunst für die Deutschen, Gottscheds Weltweißheit für die Deutschen, Baylens Wörterbuch für die Deutschen** ꝛc. ꝛc. Da sich nun diese Einschränckung nicht auf die Sprache, in welcher das Buch geschrieben ist, beziehen kan, so muß sie sich nothwendig auf die Sachen beziehen, die darinnen abgehandelt werden: Es müssen hiemit nach des Verfassers eigenem Geständniß überhaupt solche Sachen darinnen abgehandelt werden, die für die Deutschen alleine brauchbar sind, und die kein anderer, wenn ihn gleich die Sprache nicht hinderte, brauchen könnte. Ist nun aber dieses Buch in den zwo ersten Ausgaben allein für die Deutschen

schen gewiedmet und brauchbar gewesen, so kan die neue Ausgabe, die dem Wesen nach und überhaupt von den beyden erstern nicht unterschieden ist, in ihrem Gebrauche nicht allgemeiner seyn, wenn gleich die Worte: **für die Deutschen**; auf dem Titelblatte gäntzlich ausgelassen worden, denn die Veränderung des Titels verändert darum das Wesen der Sache nicht. Sie werden darum auch das Auslöschen dieser Einschränckung auf dem Titelblatt der dritten Ausgabe als eine Rechtfertigung ihres geführten Tadels und als ein Bekenntniß aufnehmen, daß ich diesen Zusatz: **für die Deutschen**; ehedem ohne Bedacht und Verstand hingeschrieben, und diesen Fehler in 14. Jahren nicht eher erkennt habe, als bis sie mir selbigen vorgerücket haben. Durch diese und dergleichen Gedancken, die ich durch die stille Veränderung gäntzlich zu unterdrücken bedacht gewesen; ihr aber durch eure unzeitige Antung ohne Noth veranlasset, machet ihr noch selbst die beygefügte pathetische Bestraffung über die satyrischen Spöttereyen und unreinen Absichten der Schweitzer gantz unkräftig und abgeschmackt.

V. Was für ein Geist hat euch doch eingegeben, die für mein gegenwärtiges Ansehen allzu niederträchtige Vorrede, die sich bey der ersten Ausgabe meiner Critischen Dichtkunst findet, aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorzuziehen, und so gar ihrem Innhalt nach zu wiederholen? Ihr nennet sie unter allen dreyen die **merckwürdigste**: Und ich habe sie unter allen dreyen allein **für verwerfflich gehalten, und darum in der letz-**

ten

ten Ausgabe derselben allein keinen Platz gönnen wollen, da ich die von der zweyten Ausgabe unverändert beybehalten habe. Man muß sich selbst bereden können, daß ich ohne zureichenden Grund nur so in den Tag hinein wehle und verwerffe, wenn man nicht mercken kan, daß ich durch die Verwerffung dieser meiner ersten Vorrede zu der Dichtkunst, selbige zu einer ewigen Vergessenheit verdammt wissen wolle. Wenn sonst kein anderer Grund wäre, der sie in meinen Augen verwerfflich machen könnte, so wären es die mir seit A. 1740. so verhaßten Nahmen der Zürichischen Mahler, Hrn. Prof. **Bodmers**, und des Hrn. Geh. Secr. **Königs**, die diese Vorrede noch so gar als meine Lehrmeister und Anführer zu Critischen Untersuchungen und zu dem guten Geschmack in der Poesie, ja als so viel **Wetzsteine meiner Flöte** unverschämter Weise angeben darf. Wie würde es zusammenstimmen, wenn ich diese Nahmen durch eine neue Auflage dieser Vorrede hätte zu verewigen gesucht, da ich dieselben aus meinem gantzen Wercke, als meines fernern Schutzes unwürdig, gäntzlich ausgetilget habe? Ich widerruffe demnach hiermit offentlich, was ich zu Gunsten dieser drey Nahmen jemahls wissendlich oder unwissendlich geredt oder geschrieben habe, oder was andere aus meinen ersten Schriften, die vor A. 1740. ans Liecht getreten sind, zum Ruhme derselben jetzt oder ins Künftige anführen möchten.

VI. Was die Vertheidigung der Critick in dieser verworffenen Vorrede ansiehet, so setzet ihr mich ohne Noth und aus blossem Mißverstande mit

Hrn.

Hrn. Bodmer in einen Widerspruch. Hrn. Bodmers Antung fällt nicht so fast auf die blöde Art und Gefälligkeit, womit ich die Benennung meiner Critischen Dichtkunst entschuldiget habe, als vielmehr auf diejenigen von meinen deutschen Lesern, deren falsche Begriffe und wiedrige Vorstellungen von dem Nahmen der Critick meine Entschuldigung nöthig gemachet haben.

VII. Was ferner den Auszug von meinem **poetischen Lebenslauff** anlanget, so begleitet ihr denselben mit einer so zweydeutigen Anmerckung, die der Schweitzerische Spottgeist Conrector Erlenbach nicht schimpflicher für mich hätte erdenken können, bey dem unbändigen Vorsatz, den er hat, mich überall lächerlich und verdächtig zu machen. Ihr saget: „ Hr. Gottsched hat uns „ das vollkommene Bild eines Kunstrichters in sei„ ner Person selbst gegeben; und also dürffen wir „ nicht zweifeln, daß es seinem Urbilde ähnlich sey. „ Giebt denn das Zeugniß von seinem eigenen Lob und Geschicklichkeit einer Erzehlung einen Anstrich der Glaubwürdigkeit? Oder wem hat man jemahls seine Worte anders als eine Spottrede aufgenommen, wenn er sich von einem andern ungefehr also ausgedrückt hat: Sempronius ist ein Grundgelehrter Mann; es muß wahr seyn: Denn er hat es selbs gesagt? Und wohin muß es wohl abgesehen seyn, wenn ihr die spöttische Anmerckung der Hrn. Schweitzer ohne Antung, ja fast mit Beyfall anführet, da sie vorgeben dürffen, die grossen Kunstrichter würden die Gedancken, die ich ihnen abgeborget, nicht mehr für die ihrigen er-

ken-

kennen, so sehr seyn sie von mir übel gefasset und verderbt worden.

VIII. Wenn ihr in eurem Urtheil von meiner Uebersetzung von Horatzens Dichtkunst mir zuerst einen rühmlichen Fleiß, den ich in dreymaliger Ausbesserung derselben glücklich angewandt habe, zugestehet: Bald hernach aber mich einer strafbaren Nachlässigkeit und die Uebersetzung selbst hier und dar matter und undeutlicher Ausdrücke, die Horatzens Sinn nicht erreichen, beschuldiget, was heißt dieses wohl anders, als mir einen groben Unverstand, und bey einem unbedachten Vorsatz und löblichen Fleisse ein unüberwindliches Unvermögen Schuld geben? Und verräth dieses nicht eine kleine Tadelsucht, wenn ihr meiner Uebersetzung einen einzigen Fehler vorrücken könnet, der darzu nicht viel auf sich hat; inzwischen aber dieselbe gantz dreiste verdächtig machet, als ob sie hier und dar von dergleichen wimmle?

IX. Mit was vor Befugniß will man mir einen Theil der Schuld von dem bey Anlasse meiner unschuldigen Dichtkunst entstandenen und noch immer fortdaurenden so feindseligen Kriege aufbürden, da ich bisdahin mich nur gantz leidend verhalten, und die harten Streiche, die die Schweitzer auf mich geführet, mit einer sanftmüthigen und geduldigen Großmuth erduldet, und so viel möglich gewesen, verachtet habe, ausser daß ich nur einige wenige mahl, aber gantz verstohlner und verkappter Weise auf dem Kampfplatz erschienen bin. Was darnach das ungemessene Lob, welches dem mir so verhaßten Breitingerschen Nahmen beygele-

get wird, und die unbillige Vergleichung meiner Person, Verdienste, und meines Werckes mit der Person, den Verdiensten, und dem Wercke dieses Schweitzers anlanget, so erlaubet mir mein Unmuth nicht mich deutlicher darüber zu erklären: Ich sage nur so viel, daß dieses alles Wirckungen einer unüberlegten Syncretisterey in gantz wiederwertigen Dingen seyn.

X. Was that es noth die hämischen Urtheile der Schweitzer von meiner Critischen Dichtkunst so weitläuftig anzuführen, zumahlen da ihr doch selbst bekennen müsset, daß sie voller Haß, Bitterkeit und Parteylichkeit stecken? Allein diese Schweitzerschen Urtheile sind noch fast erträglicher, als die Vertheidigung selbst, die ihr denselben entgegen zu setzen beliebt, und die ein verständiger Leser kaum anders als für einen kurtzweilenden Scherz, zu meinem grösten Nachtheil, aufnehmen kan. Ihr ziehet Folgen aus diesen Schweitzerschen Urtheilen, welche die Schweitzer selbst bey aller ihrer Grobheit und unbändigen Spottenslust annoch zu bescheiden und blöde gewesen sind, mir zu meiner Beschimpfung vorzuwerffen: Ihr scheuet euch nicht zu bekennen, daß wann das Urtheil der Schweitzer je Grund haben sollte, meine Dichtkunst nothwendig **das elendeste und abgeschmackteste Geschmiere**, und **ich einer von den** berühmtesten **elenden Scribenten** seyn müßte. Werden nicht die Schweitzer diese Folge willig einräumen? Ist aber denn dadurch die Ehre meiner Dichtkunst gerettet, oder die Gründlichkeit ihres Urtheiles von derselben wiederleget? Wie wollet ihr erweislich

machen können, daß es einen offenbaren Widerspruch einschliesse, und also schlechterdings unmöglich sey, daß ich, oder ein andrer sonst ehrlicher, berühmter und nicht ungeschickter Mann, ein elendes und abgeschmacktes Buch von der Dichtkunst schreiben könne? Ihr suchet ferner das spöttische Urtheil der Schweitzer von meiner Dichtkunst dadurch verdächtig zu machen, daß sie zehn Jahre lang der Verführung so Vieler ungewarnet zugesehen, ohne derselben durch die frühere Eröffnung ihres Urtheiles Einhalt zu thun: Gerade als ob sie einen Beruff hätten unsere Thorheiten, so bald sie dieselben einsehen und erkennen, in öffentlichen Schriften der Welt bekannt zu machen! Oder als wenn ein langmüthiger Aufschub der Straffe, bis die Bosheit überhand nimmt, die Verbrechen der Menschen gäntzlich entschuldigte und rechtfertigete, und den Richter seines Straffamts verlustig machete! Oder als wenn dieses Urtheil der Schweitzer von meiner Dichtkunst, da es erst nach zehn Jahren bekannt worden, für meinen Ruhm nicht noch allzufrühe erschollen wäre; daferne man ausser Stand seyn sollte, die Begründtniß desselben directe und geradezu zu widerlegen! Auf diesen Fuß liesse sich ja der elende Scribent Philippi gegen die schwere Züchtigung eines Liscovs mit eben so gutem Grunde vertheidigen. Wie wenig fehlet es überdas nicht, daß ihr euch nicht selbst widersprechet, da ihr das Urtheil der Schweitzer izo unter dem Scheine der Feindseligkeit verdächtig zu machen suchet; nachdem ihr oben Bl. 425. nicht undeutlich zu verstehen gegeben habet, daß die

Schwei-

Schweitzer aus blosser Gefälligkeit gegen mich, nicht eher als bis ich sie dazu gereitzt und gleichsam aufgefodert hatte, ihre aufrichtige Meynung von der Gottschedischen Dichtkunst frey heraussagen wollen, welches sie bisher eben noch nicht gethan hatten: Woraus ja zu schliessen, daß sie schon, noch ehe sie von mir aufgebracht worden, eine gantz widrige Meynung von meinem Buche gehabt, selbige aber offentlich zu entdecken, alleine durch die Gefälligkeit gegen mich wären zurückgehalten worden. Zugeschweigen, daß es noch nicht unwidersprechlich erwiesen ist, daß einer von seinem Feinde niemahls keine Wahrheit sagen könne: Plutarch in seiner Abhandlung von dem Nutzen, den einer von seinen Feinden ziehen kan, hat davon gantz andere Gedancken; und der Verdacht der Parteylichkeit haftet erst dannzumahlen, wenn man den Grund oder Ungrund eines Urtheils einzusehen allerdings unvermögend ist. Endlich verrathet ihr eure Neigung, die Partey meiner Feinde nicht völlig ungeschützt zu lassen, wenn ihr mit dürren Worten saget: Wir wollen die Dichtkunst des Hrn. Gottscheds gar nicht von allen Fehlern frey sprechen; wir kennen und verehren auch die Verdienste der Herren Schweitzer. Womit ihr ja die Begründniß ihres Urtheils von meiner Critischen Dichtkunst wenigstens in vielen Stücken zu billigen scheinet.

XI. Die Vertheidigung meiner Gedancken von dem Geschmack in dem dritten Capitel meiner Critischen Dichtkuust gegen die Beschuldigung der Schweitzer, leistet mir zwar die Gewähr, daß

ihr geschickt genung seyd, meine Worte und Gedancken recht vorsichtig herauszusuchen und zu meinem Vortheil zu kehren, wo es euch nicht an dem Willen fehlet. Doch auch diese Vertheidigung muß den Geist der Syncretisterey, und die Neigung einen Theil meines Ruhms der Gefälligkeit für die Schweitzer aufzuopfern, verrathen: Oder was hat sonst der folgende Ausspruch, den ihr Bl. 430. habet einfliessen lassen, anders zu bedeuten? Wo es heißt: **Nach der Vergleichung, die der Critische Hr. Geschichtschreiber würcklich anstellet, kan der Hr. Gottsched ohnmöglich von einem Critischen Enthusiasmus freygesprochen werden:** Sonderlich wenn man **bey dem 9ten §.** des angeführten **Capitels stehen bleibt.** Ist dieses nicht so viel als zugestanden, daß ich mir in dem Capitel meiner Dichtkunst, welches von dem poetischen Geschmack handelt, selbst widerspreche, und Weisses und Schwartzes unter einander werffe?

XII. Dieser Geist der Syncretisterey, und eine heimliche Lust mich dem Gespötte meiner Feinde bloß zugeben, offenbaret sich auch in einigen folgenden Artickeln eurer Vertheidigung. Z. Ex. In dem Urtheil von **Bessers** Gedichte über seine **Kühlweinin**, wo ihr euch deutlich für Hrn. **Bodmer** erkläret, und mich einer **Ungeschicklichkeit** mein sonst begründtes Urtheil zu rechtfertigen öffentlich beschuldiget. In dem Urtheil über den Canitzischen Ausdruck **sterbend leben** Bl. 440. wo ihr wiederum meinem Tadler völlig Recht gebet. In dem Puncten von der Lehre der Figuren in der

Poesie

Poesie Bl. 439. wo ihr euch gäntzlich auf die Partey meines Gegners zu schlagen scheinet. In der Streitfrage, ob und wieferne Schoch das ihm beygelegte Lob verdiene, wollet ihr euch gar nicht in eine Erörterung einlassen, sondern eine genaue Neutralität beobachten. Am allerdeutlichsten aber verräth sich die Syncretistische Gleichgültigkeit in dem Artickel über die Frage: Ob die Critick glücklicher auf verstorbene, oder auf lebendige gerichtet werde? Wo ihr bald, wie Bl. 444. Bodmern fast gäntzlich Beyfall gebet; bald aber, wie auf der folgenden Seite, behauptet, es lasse sich nichts gewisses bestimmen; sondern es komme auf die Gemüths-Beschaffenheit eines jeden Kunstrichters an. Heißt dieses nicht auf beyden Seiten hinken? Man vergleiche darmit was ihr oben auf der 417ten Seite aus meiner Vorrede zu der Dichtkunst von dem Amt eines Critici anführet.

XIII. Das Urtheil von Milton und von Hrn. Bodmers Uebersetzung, welches ich in der dritten Ausgabe meiner Critischen Dichtkunst auf der 685. Seite unter dem Scheine einer Erklärung gäntzlich widerruffen habe, begleitet ihr mit einer recht spöttischen Anmerckung, die keine andere Wirckung haben kan, als daß sie mich bey jedermann zum Gelächter machen muß. Ihr saget: Wo die letztern Gedancken allemahl die besten sind, so muß dieses Urtheil, welches den Milton und die Bodmerische Uebersetzung zugleich, des Ungeheuren, Rauhen und Widrigen beschuldiget, nothwen-

wendig vor jenem gelten. Heißt dieses nicht ludere in re seria?

XIV. Eure letzte Anmerckung von der wichtigen Veränderung, da ich in der letzten Auflage meiner Dichtkunst anstatt meiner eigenen, lauter Exempel von unsern besten Dichtern eingeschoben habe, giebt mir wiedrum eine Probe, wie glücklich ihr seyd, wenn ihr nur wollet, eine Sache nach ihrem besten Vortheil vorstellig zu machen. Denn da sonst diese vorgenommene Veränderung in der That eine Wirckung von dem Tadel der Schweizer ist, und hiemit als ein öffentliches Geständniß eines wichtigen Versehens und der Begründniß ihres Tadels könnte angesehen werden; so habet ihr eure Anmerckung so geschickt zu drehen gewußt, daß kaum jemand, der nicht von diesem gantzen Streite vollkommen unterrichtet ist, die wahre Ursache dieser vorgenommenen Veränderungen und diese für meine Ehre so nachtheiligen Folgen merken wird.

Daferne ihr nun, wie ich nicht zweifeln darf, aus allen diesen Vorstellungen begreiffen werdet, wie übel mein Ansehen durch dergleichen Ausdrüke und eine solche zweydeutige Art meinen Widersachern zu begegnen versorget ist, so verlasse ich mich darauf, daß ihr euch künftig in euern Urtheilen von mir und meinen Feinden besser in Acht nehmen und eine grössere Vorsichtigkeit brauchen werdet. Denn ich sage aufrichtig, daß ich euch lieber unter den offentlicherklärten Freunden der Schweitzer sehen wollte, als daß ihr euch dergestalt unter sie und mich vertheilet, wenigstens eure

Freund-

Freundschaft gegen mir auf eine so wanckelmüthige Art ausdrücket. Ich überlasse euch selbst die bösen Folgen zu betrachten, die daher für euch entstehen mögen, wenn ihr mir nicht sicherere Proben von eurer Gefälligkeit gebet. Sinnet nach, ob dieses mit eurem Vorhaben meine Freundschaft zu verdienen übereinkomme. Das Unglück ist, daß man solchen Leuten zu viel Gehöre giebt, welche nichts als Unruh und Streit suchen. Man machet sich von meinem Ansehen einen gantz falschen Begriff, und schreibet mir dann die Absicht zu, daß ich desselben gegen heimsche und fremde mißbrauchen würde. Ich wollte dennoch nicht gerne genöthiget werden, alle die Vortheile meiner Macht gegen meine Mißgünstigen oder gegen meine mißlichen Freunde anzuwenden. Ihr könnet dieses denjenigen unter euch zu verstehen geben, welche auf die Seite des Gegentheils zu hinken scheinen; bildet euch aber nicht ein, daß Furcht und Blödigkeit an diesen Erinnerungen einigen Antheil haben. Nichts anders leget mir dieselben in die Feder als der Verdruß, den ich haben würde, wenn ich euch nicht mehr unter meine Freunde zehlen dürffte. Die Erfahrung hat es gezeiget, daß meine Freundschaft so vortheilhaft ist, als meine Feindschaft nachtheilig seyn kan; ich will nicht sagen, bey was vor Anlässen dieses geschehen ist, die mögen es sagen, die es empfunden haben. Dennoch bin ich niemahls zu dem äussersten Mittel fortgeschritten, als wenn die Vermahnungen keinen Eingang mehr gefunden haben. Ich fürchte dieses

nicht von eurer Gesellschaft, und in dieser Zuversicht will ich mich gerne unterschreiben

Leipzig, den 28. Mey. 1743.

Euern gewogenen Freund und Gönner.

S.

Petermañs von Langnau Schreiben an die deutsche Gesellschafft von Greifswalde.

Meine Herren!

WEr den Vorbericht zu dem ersten Bande eurer Critis. Versuche gelesen hat, der wird von eurer Unparteylichkeit im Urtheilen eine so gütige Meynung vorgefasset haben, daß er sich nicht entsehen wird, eure Urtheile und Nachrichten für sicher und zuverläßig anzunehmen: Denn es ist nichts, das die Leser, zumahl solche, denen das Nachdencken ohnedem ein wenig verdrießlich ist, in dem Vertrauen auf die Unbetrüglichkeit ihres Scribenten sicherer mache, und ihre eigene Untersuchung und Prüffung mehr hemme, als dergleichen starke Versicherungen, daß man sich an keine Arbeit wagen wolle, die sich über unsere Kräfte erstrecket; daß man nichts ohne Grund loben oder tadeln; alles aus einem reinen Grund herleiten wolle, und was dergleichen mehr in eurem Vorbericht zu lesen ist. Nach so stoltzen Versicherungen mag sich dann ein Schrifftverfasser noch so sehr erniedrigen, seine Fehlbarkeit bekennen, und sich die Erinnerungen seiner Leser ausbitten; Dieses alles wird die seinen Lesern vorhin beygebrachte gute Meynung und das erschlichene Zutrauen eben so wenig ver-

mindern, als andere in dem täglichen Umgange gewöhnliche Höflichkeiten unserm Stand, Rang und Ansehen einigen Abbruch thun; Im Gegentheil wird eine solche Erniedrigung seiner selbs schon ohne dies sichere und gemächliche Leser in ihrer Sicherheit nur mehr stärcken, und sie auf die Gedancken führen, wenn der Verfasser der Gründlichkeit seiner Schrift nicht genugsam trauen könnte, so würde er nicht so ernstlich auf eine Untersuchung dringen.

Bey einer solchen Aufführung eines Schriftverfassers kömmt es demnach lediglich auf die Untersuchung an, wie ferne er in der Ausführung seines Vorsatzes die großsprechenden Versicherungen erfüllet, und denen strengen Gesetzen, die er selbst zur Richtschnur einer billigen Prüfung seiner Schrifften vorgeleget hat, eine Genüge geleistet habe? Thut die Ausführung einem so strengen Vorsatz keine Genüge, so ist die Gefahr der Verführung von einer solchen Schrift gedoppelt, indem sie die Leser nicht allein mit irrigen Meynungen und Urtheilen täuschet, sondern durch das Blendwerck großsprechender Versicherungen annoch die Erkänntniß des Irrthums und Betrugs schwer machet, ja gäntzlich hindert.

Wenn ich mir nun die Freyheit heraus nehme, auf diesen Blättern eine Untersuchung anzustellen, wieferne diejenigen Artickel des ersten Bandes eurer Critischen Versuche, in welchen ihr euch in eine Beurtheilung der Schweitzerischen Critischen Schriften, und einiger besonderer von denselben aufgeworffener Streitfragen

gen

gen einlasset, die Prüffung aushalten, so werde ich in dieser Untersuchung die Regeln, die ihr euch selbst gemachet, und nach denen ihr auch wollet beurtheilet werden, zum Grund und Augenmerck setzen, und euer Verfahren darnach prüffen: Ich werde mich demnach beständig erinnern, daß nach eurer eigenen in dem allgemeinen Vorbericht gegebenen Versicherung, 1. Keiner sich an eine Arbeit gewaget, die sich über seine Kräfte erstrecket; 2. Daß ihr niemals gelobet oder getadelt, ohne den Grund anzugeben, warum ihr gelobet oder getadelt; 3. Daß alle eure Urtheile aus einem reinen Grund herfliessen, und keine unlautere Absichten mit untergelauffen; 4. Daß eure Aussprüche frey von allem Stoltz mit einer so höflichen Bescheidenheit sollen vorgetragen werden, die denjenigen wohl anstehet, die sich erinnern, daß sie selbst nicht ohnfehlbar sind. An diese Regeln werde ich mich steiff halten, und nach denselben eure Critische Gerechtigkeit prüffen: Alle Unhöflichkeit, die der Wahrheit nachtheilig ist, eben so behutsam vermeiden; als sehr ich diejenige so genannte Höflichkeit, die der Wahrheit im Licht stehet, und logicalische Schlüsse entkräfftet, verabscheue; Und im übrigen dann euch überlassen, welchem von euren Gesellschaftern ihr die Last der Vertheidigung auftragen wollet, wo ich etwann in meinen Anmerckungen und Schlüssen mögte geiret, oder euch zu nahe getreten haben, denn ich masse mir kein Vorrecht der Unfehlbarkeit an, und werde meine Meynungen für keine un-

unwidersprechlich erwiesene Wahrheiten ausgeben.

Es sind vornemlich drey Artickel in dem ersten Bande eurer Critischen Versuche, wo ihr euer Urtheil von den Critischen Schriften und Gedancken der Schweitzer offenherzig entdecket: der VIte des IVten Stücks, und der IIIte und zum Theil auch der Iste des Vten Stücks. Wir wollen sie nach der Ordnung durchlauffen.

A. In dem VIten Artickel des IVten Stükes giebt die Vertheidigung von Hrn. Prof. Gottscheds Versuch einer Critischen Dichtkunst Anlaß manches Urtheil der Schweitzer auf die Capelle zu setzen, und davon eure Meynung zu eröffnen. Gerade auf der 415. Seiten wird aus dem Anhange des Ergäntzungs-Stückes zu Hrn. D. Trillers Fabelwercke eine Stelle aus einer Anmerckung angeführet, welche behauptet, daß die Gottschedische Dichtkunst eine nur allein für die Deutschen eingerichtete Dichtkunst sey. Ueber diese Stelle wird der Verfasser dieses Artickels so empfindlich, daß er in einer beygefügten ernsthaften Straffpredigt, die mit einer recht Postillenmässigen Bewegung vorgebracht wird, die Absichten des Schweitzerschen Kunstrichters, als ein anderer Hertzenkündiger, entdecket und mit der grösten Gewißheit bestimmet; über die Spötter dieser letzten Zeiten eine bittere und gantz aufgeweckte Klage führet; und endlich dieselbe mit einem feyerlichen Glaubensbekänntniß zum Ruhm der Gottschedischen Dichtkunst beschliesset. Könnte man hier nicht mit Recht fragen:

Tantæne animis COELESTIBUS iræ?

Allein wir wollen sehen aus was für einer reinen Quelle diese Strafpredigt mögte geflossen seyn. Hr. Prof. Gottsched hat in den zwo ersten Ausgaben seines Versuches einer Critischen Dichtkunst auf dem Titelblatt hingesetzt: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor oder für die Deutschen. Das Titelblatt eines Buchs soll den Haupt-Innhalt, die Absicht, und den Gebrauch desselben begrifflich bestimmen.

Auf einem Titelblatt sollte demnach von rechtswegen kein überflüssiges Wort stehen, das nicht einer von diesen Absichten beförderlich seyn könnte: Ob nun gleich dem Schweitzerschen Kunstrichter die Einschränckung auf dem Gottschedischen Titelblatte für die Deutschen gantz neu und seltsam vorgekommen, weilen er sich nicht besinnen konnte, daß jemahls ein anderer Schriftverfasser vor Hrn. Prof. Gottscheden sich einer solchen Einschränckung des Gebrauchs seines Buchs auf eine besondere Nation bedienet hätte; so hat er dennoch für fest angenommen, daß Hr. Prof. Gottsched, als ein berühmter Lehrer der deutschen Weltweißheit, auch in diesem Falle nichts ohne zureichenden Grund gethan habe, daß folglich der Zusatz für die Deutschen auf dem Titelblatte seiner Dichtkunst eine in vernünftigen Absichten gegründete Nothwendigkeit haben müßte. Auf diesen aus einem gutmüthigen und recht billigen Hertzen angenommenen Grundsatz nahm er sich für, diejenigen

gen Absichten, die diesen Zusatz der Einschränkung des Gebrauchs für die Deutschen nothwendig machten, zu errathen. Es kam ihm erstlich in Sinn, ob vielleicht Hr. Gottsched seine Absicht bey dieser Einschränckung auf die Sprache, in welcher sein Buch geschrieben, gerichtet haben mögte; denn er erinnerte sich wohl, daß Hr. Gottscheden nicht unbekannt ist, daß er der erste gewesen, der einen Versuch einer Critischen Dichtkunst in deutscher Sprache der Deutschen Welt geliefert hat. Allein er besann sich gleich, einestheils daß der Großmeister und Beförderer der deutschen Sprachgenossenschaft, wenn er diese Absicht gehabt hätte, sich gantz anders und viel deutlicher und reiner würde ausgedrückt, und etwaun so geschrieben haben: Der erste Versuch einer deutschen Critischen Dichtkunst, dergleichen in deutscher Sprache bisher nicht gesehen worden. Und anderntheils befand er, daß die Einschränckuug des Gebrauchs eines so nützlichen Buchs für die Deutschen in Absicht auf die Sprache gantz überflüssig und für einen philosophischen Kunstrichter, der nichts ohne zureichenden Grund zu schreiben gewohnt ist, gantz nicht anständig wäre: Allermassen es nicht nöthig ist, daß man einen, der der deutschen Sprache gantz unkundig ist, warne, daß er kein deutsches Buch lese. Da nun aber ein Buch für die Leser nicht mehr als in zweyen Absichten, nemlich entweder in Ansehung der Sprache, oder in Ansehung der Sachen

chen und Gedancken, brauchbar oder unbrauchbar seyn kan, mußte der Schweitzer nicht nothwendig auf die Vermuthung fallen, wenn dieser Zusatz anders nicht müssig und ohne Verstand seyn soll, so müsse er den Gebrauch dieses Buchs in Absicht auf den Innhalt und die Materie oder die Gedancken einschrancken, und es für die Deutschen allein vor brauchbar erklären? In dieser Absicht konnten demnach die Worte für die Deutschen keinen andern Verstand haben, als daß die in diesem Buche abgehandelten Materien, wenn es gleich in eine andere Sprache übersetzt würde, dennoch von niemandem als von einem gebohrnen Deutschen könnten verstanden und zu Nutze gemachet werden. Sollte nun aber dieser Sinn Platz haben, so mußte ferners folgen, daß die abgehandelten Materien nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt hergeleitet und erwiesen worden seyn, denn so könnte das Buch in Ansehung seines Innhalts nicht bloß für die Deutschen verständlich und brauchbar seyn: Folglich konnte er nichts anders schliessen, als daß Hr. Gottsched seine Regeln, daß sie allein für die Deutschen brauchbar wären, nothwendig aus der besondern Natur der deutschen Nation müßte hergeführet haben. Es mag wohl seyn, daß der Schweitzersche Kunstrichter auch diese letztere Erklärung mit ihren Folgen Hrn. Prof. Gottscheden nicht im Ernst zugeschrieben hat; sondern dadurch nur so viel hat zu verstehen geben wollen, daß diese Einschränckung für die Deutschen

schen keinen gesunden Verstand leide, und von Hrn. Gottsched ohne Bedacht sey hingeschrieben worden: Denn wenn es wahr seyn sollte, wie ihr in eurem Glaubensbekänntniß versichert zu seyn vorgebet, daß die Critische Dichtkunst des Hrn. Gottscheds mir Vergnügen und Nutzen von den Ausländern, die unsrer Sprache kundig sind, sollte können gelesen und verstanden werden; so mögte ich gerne vernehmen, was denn die Einschränckung für die Deutschen auf dem Titelblatte der Critischen Dichtkunst eigentlich zu bedeuten habe; und ob der Verstand, den dieser Zusatz leiden kan, nicht allemahl lächerlich herauskomme? Wer will es aber einem mit Recht verargen können, wenn er über einem lächerlichen Ausdrucke das Maul ein wenig verkrümmt? Zugeschweigen, daß der Schweitzer an dem Orte, wo er diese Critick anbringet, eben nicht Ursache gehabt hat, gar zu blöde, kaltsinnig und ernsthaft mit Hrn. Prof. Gottsched zu reden, allermassen das ungesaltzene Gespötte, welches dieser in seinen Beyträgen über die neue Schweitzersche Dichtkunst ausgegossen, eine züchtigende und demüthigende Abfertigung erforderte, und noch wohl eher eine so bewegliche Straffpredigt verdienet hätte, als diejenige ist, mit welcher ihr die Schweitzersche Anmerckung begleitet. Wir müssen aber diese Critische Straffpredigt selbst noch ein wenig beleuchten. Ihr saget: Diese Beurtheilung ist gewiß nicht aus einem reinen Critischen Eifer geflossen. Die Herrn Schweitzer wür-

würden sonsten nicht wieder ihre Gewohnheit, die letzte Beschuldigung, (daß nemlich Hrn. Gottscheds Dichtkunst niemand als ein gebor-ner Deutscher brauchen könne, weil sie ihre Re-geln aus der besondern Natur der Deutschen her-leite) so schlechthin ohne Erklärung und Be-weis stehen lassen. Ist denn das eigene Ge-ständniß des Hrn. Prof. Gottscheds nicht Be-weises genug? Er sagt ja selbst sein Buch sey nur für die Deutschen brauchbar, nicht in An-sehung der Sprache, denn darinn hat es für alle andern deutsche Bücher nichts eigenes vor-aus; hiemit in Ansehung der Materie oder des Innhalts; wie könnten aber die Regeln dieser Dichtkunst nur für die Deutschen brauchbar seyn, wenn sie aus allgemeinen Grundsätzen, aus der allgemeinen menschlichen Natur wären her-geleitet worden? Wenn ihr also diese Folge und Erklärung nicht für gültig erklären wollet; so bleibet nichts übrig, als daß ihr bekennet, die-se Worte für die Deutschen haben gar keinen gesunden Verstand, und seyn vom Hrn. Prof. ohne Bedacht und ohne zureichenden Grund hin-geschmiert worden. Was wird aber diese Be-schuldigung vor ein schlechtes Zutrauen für die Gründlichkeit des Werckes selbst gebähren, wenn dem Verfasser nicht einmahl die Fähigkeit zuge-standen wird, ein Titelblatt mit Verstande zu schreiben?

Die alium Quintiliane colorem!

Und wie müßte wohl die Antung und Bestraf-

fung dieses Fehlers beschaffen seyn, wenn sie von euch das Zeugniß verdienen sollte, daß sie aus einem reinen Critischen Eifer geflossen: Vielleicht müßte sie ohngefehr so abgefasset seyn:

„ Ich will mich hier unterstehen, einen kleinen „ Fehler an dem Titelblatte der Gottschedischen „ Dichtkunst auszusetzen: Die Gemüthsbillig„ keit des Hrn. Professors ist mir gar zu bekannt, „ als daß ich fürchten sollte, er werde meine „ Freyheit mißbilligen. Er verlanget nicht, „ daß man auf alle seine Meynungen einen Eyd „ schwören soll. Die Einschränckungs-Wört„ gen für die Deutschen haben hier nicht mehr „ zu bedeuten, als leere Worte, die keinen ge„ sunden Verstand leiden, man kan sie ohne „ Abbruch des Verstandes ausstreichen. Nie„ mand aber sey so unhöflich und unbescheiden, „ daß er von dem Titelblatt auf das Buch selbst „ einen Schluß machen, und sich durch die straff„ bare Vermuthung an dem berühmten Manne „ versündigen wollte, als ob in dem Wercke „ selbs eben dergleichen unverständige Versehen „ mögten mit untergelauffen seyn. Man wen„ det eben nicht allemahl den grösten Fleiß auf „ das Titelblatt, welchem der beruffene Nah„ me des Verfassers das gröste Ansehen geben „ muß: Et bonus nonnunquam dormitat Ho„ merus.„ Eure folgende Klage über den Mißbrauch der Critick ist gantz pathetisch, und entdecket durch die doppelte Frage und die beygefügte nachdrückliche Apostrophe ein gantz bewegtes Gemüth; Sie lautet: „ Wird man aber

„ nicht

„ nicht die vortreffliche Critick zu dem gehässig-
„ sten Dinge von der Welt machen, wo man
„ fortfähret, auch die gröbsten Spöttereyen
„ darein zu mischen? Oder ist der vortrefflich-
„ ste Criticus vielleicht derjenige, der den an-
„ dern am lächerlichsten machen kan? Man ver-
„ hüte doch, damit unsre Welt nicht anfange,
„ Critische und Satyrische Schrifften für einer-
„ ley zu halten! „ Es wird schwer seyn, die vor-
treffliche Critick für die elenden Scribenten oh-
ne Nachtheil der Wahrheit jemahls angenehm
zu machen: Und die höfliche Bescheidenheit, die
Ihr euch in euren Urtheilen zur Regel gesetzet,
mag euch den Unterscheid zwischen einem feinen
und gründlichen Schertz, und zwischen den gröb-
sten Spöttereyen verborgen gehalten haben.
Oder muß ein Criticus, der es mit einem stol-
zen Verfasser aufgenommen hat, der sich selbst
lächerlich machet, weinen, wenn er sein Be-
finden darüber entdecken soll? Man würde sich
fast bereden, wenn man diese Klage liest, daß
euch entweder die grossenthels unbillige und
schimpfliche Art der Critick, welche Gottsched
in seinen Beyträgen seit zehn Jahren in Deutsch-
land ohne Einrede auch gegen die grösten Män-
ner geführet hat, gantz unbekannt seyn müßte,
oder daß ihr sie heimlich billigtet, da ihr so emp-
findlich werdet, so bald man diesem stoltzen und
eigenmächtigen Richter der deutschen Welt we-
gen solcher Fehler, die keinesweges zu entschul-
digen sind, mit einem schertzenden Mine die
Wahrheit saget, daß ihr euch nicht enthalten

könnet, seinen verdienten Hohn durch eine Pastormässige Straffpredigt an den Schweitzern zu rächen. Ich ersuche euch demnach die beyden Abschnitte in Conr. Erlenbachen Echo des deutschen Witzes, welche von der Critischen Höflichkeit, und der Gerechtigkeit einiger hochdeutscher Kunstrichter absonderlich handeln, und die ihr in dem VIten Stücke der Schweitzerschen Critischen Sammlungen antreffen könnet, noch einmahl bedächtlich zu durchlesen, und dann mit euren Regeln von der Critischen Unparteylichkeit zu Rath zu gehen, ob eure Straffpredigt besser auf Hrn. Gottsched oder auf die Schweitzer passe, und so ferner nachzudencken, wie ihr euch rechtfertigen wollt, daß ihr Gottschedens unbillige Critick in das zehnte Jahr in der deutschen Welt ohne Warnung und Antung frey habet rasen und schwermen lassen, und noch itzo nicht wol vertragen könnet, daß die Schweitzer sich unterfangen haben, die deutsche Welt von diesem eigensinnigen Critischen Tyrannen zu befreyen, und ihn rechtschaffen zu demüthigen. Allein die zu dieser Klage hinzugefügte seufzende Apostrophe verdienet noch eine besondere Betrachtung: Man verhüte doch, damit unsre Welt nicht anfange critische und satyrische Schrifften für einerley zu halten. Worauf mag denn wohl der sonnenendlich grosse Unterscheid Critischer und Satyrischer Schrifften beruhen, daß auch die hosse Vorstellung der Gefahr von Vermischung derselben, so tiefgeholte Seufzer und gebrhne Stoßgebethgen aus-

auspressen kan? Nach meinem schwachen Sinne waltet dieser Unterscheid zwischen beyden, daß die Critick zur Absicht hat zu unterrichten und zu verbessern; die Satyre hingegen zu beschämen, zu bestraffen und zu warnen: Beyde suchen die Verbesserung des Nebenmenschen; die Critick durch bescheidenen Unterricht; die Satyre durch die Beschämung. Wenn hiemit die Critick einen heilsamen Eingang zur Verbesserung finden soll, so muß derjenige, dessen Verbesserung sie suchet, fähig seyn einen guten und wohlgemeinten Unterricht mit stillem Gemüthe anzunehmen, und zu seiner Verbesserung anzuwenden. Ist jemand nicht in dieser Gemüths-Verfassung, so ist er für die Critick unverbesserlich. Folglich müßte man solche Menschen, die doch den weit grössern Theil ausmachen, ihrem Verderben völlig überlassen, wenn nicht noch ein ander Mittel übrig wäre, wodurch man nicht ohne Hoffnung fürfahren könnte, an deren Verbesserung zu arbeiten. Stoltze, eigensinnige Köpfe sind schwerlich durch blossen Unterricht zurecht zu bringen, weil es bey ihnen nicht so fast an der Verstandes-Fähigkeit als an dem Willen fehlet; darum muß bey solchen die Satyre der Critick zu Hülffe kommen, wo man ihre Verbesserung nicht gäntzlich verlohren geben will. Dadurch muß man ihnen den Stoltz und Eigensinn zuerst brechen, damit sie wider fähig werden den Unterricht der Critick zu ihrer Besserung anzunehmen. Giebt es denn aber solche hartnäckige Sünder, die alle Mittel zu ihrer Verbesserung

muthwillig von sich stossen, die man weder durch die überzeugenden Warnungen der Critick, noch durch die gelinde Züchtigung der Satyre zu einem bessern Sinne verleiten kan, an denen hiemit alle Arbeit als an schlechterdings unverbesserlichen gäntzlich verloren, so kan man solche der Geissel einer beissenden Satyre zur gerechten Strafe übergeben, damit wenigstens andere aus Furcht vor einem gleichen Gerichte von ihrer Hartnäckigkeit abgeschreckt, und unschuldige Seelen gegen die Verführung verwahret werden. Wenn ich nun diese Gedancken von dem wahren Unterscheid der Critick und der Satyre mit einem Wunsch und Seufzer beschliessen sollte, so wollte ich wünschen, daß man verhüten könnte, daß unter den berühmten elenden Scribenten der deutschen Welt keine für die Critick unverbesserliche Sünder mehr mögten gefunden werden, in welchem Falle weder die züchtigende noch die straffende Satyre mehr nöthig wäre. So lange hergegen solche Scribenten noch vorhanden sind, die aus stolzem Eigendünckel jedermann richten, Lob und Tadel nach ihrer Willkühr ausspenden und widerruffen, den Witz und Geist einer gantzen Nation auf ihren Credit nehmen; so lange wird die Verbindung der Satyre mit der Critick keine so grosse Gefahr auf sich haben, daß es eben nöthig seyn sollte, durch öffentliche Kirchengebethe die Abwendung derselben zu erflehen. Was endlich eure letzte Klage über diesen Artickel angehet, so habe ich darüber auch noch eine Anmerckung zu machen. Ihr saget:

get: „ Wo bleiben die reinen Absichten der „ Critick, wenn man so gar auf eine gantze Na„ tion schimpfet, weil uns dieser oder jener Ge„ lehrte aus derselben böse gemacht hat?„ Da„fern ihr es vor einen Schimpf für die gantze deutsche Nation aufnehmet, daß der Schweitzersche Kunstrichter gesagt hat: „ Hr. Gottsched habe „ seine Sätze und Regeln nicht aus der allge„ meinen Natur der Menschen überhaupt, son„ dern aus der Natur der deutschen Nation ins„ besondere hergeleitet; „ so müsset ihr die ge„kränckte Ehre der deutschen Nation nicht an dem Schweitzer, sondern an Hrn. Gottscheden rächen; sonst würde eure Rache über einen unschuldigen ergehen: Zumalen da ich oben ausführlich dargethan habe, daß die eigenen Worte des Hrn. Prof. auf dem Titel seiner Dichtkunst, wenn sie anders einen Verstand haben sollen, diesen nothwendig mit sich führen, und in sich einschliessen. Wenn sie aber keinen Verstand haben; hat denn der Schweitzer dadurch die gantze deutsche Nation beschimpft, daß er selbigen einen Verstand zugetrauet hat? Dazu kömmt, daß der Schweitzer an eben dem Orte, wo diese Stelle zu finden, gerade in den allernächst-folgenden Worten, bewiesen hat, daß Hr. Gottsched seine Urtheile aus der Natur der deutschen Nation wircklich herleite: Allein ihr habet nicht für gut angesehen, diesen Beweis mit anzuführen, vielleicht auch darum, damit ihr dem Schweitzer wegen Mangel des Beweises desto kecker einen unreinen Critischen Eifer

Schuld geben könnet. Endlich ist noch zu merken, daß der Schweitzersche Kunstrichter hier durch die deutsche Nation nur allein diejenigen verstanden haben will, die Hrn. Gottsched als den Vormund des deutschen Witzes gläubig erkennen und verehren, und in ihrem Hertzen sprechen:

Adorons ce grand homme, & penſons comme il penſe.

Wer folglich diesen Schimpf, da man die deutsche und die menschliche Natur von einander unterscheidet, auf sich ziehet, der verräth sich eben dadurch, daß er vor dem Baal des deutschen Witzes die Knie gebogen habe. Es hat sich aber der Schweitzer darum der allgemeinen Benennung der deutschen Nation bedient, ob er gleich nur einen Theil darunter verstanden haben will, weil Hr. Gottsched diese allgemeine Benennung so oft gebraucht, als er sein selbst angemaßtes vormundschaftliches Amt ausüben will, ohngeachtet nur sehr wenige solches erkennen wollen; wie aus der Vorrede zu dem von Hrn. Heineken übersetzten griechischen Longin zu sehen ist: Womit auch übereinstimmet, was der Verfaſſer der Göttingiſ. Zeitungen in dem 55. Stücke dieses Jahrs auf der 495. Seite von den Leipzigischen Belustigern, als Hrn. Gottscheds getreuen Unter-Bedienten, sagt; „ Man kan die „ Verfasser der Belustigungen nicht durchgängig vor die Verfechter des deutschen Witzes „ annehmen. „

B. Auf der 416. Seite dieses VI.ten Artickels laßt ihr folgendes Urtheil einfliessen: „ Der Herr „ Verfasser war der erste, der uns sowohl dem „ Namen, als der That nach, eine Critische „ Dichtkunst geliefert hat. „ Dieses Urtheil stehet mit demjenigen, welches ihr auf der 427. Seite aus dem II.ten Stücke der Schweitzerschen Sammlungen anführet, in einem offenbaren Widerspruch, denn da heißt es: „ Es verdiente auch „ diese Dichtkunst in Absicht auf den Verfasser „ viel ehender **historisch**, als **critisch** genennet zu „ werden, es sey denn, daß man das vortreffliche „ Critische Stücke Bl. 181. wo er Sal. Francken „ Abendsegen auf eine scharffsinnige Weise beur„ theilet, in eine besondere Betrachtung ziehen „ wollte. „ Hier mangelt mir nichts als der Erweis: Ihr widersprechet, ihr lobet; aber den Grund warum ihr widersprechet und lobet, den finde ich nirgends, ungeachtet der zweyten Regel, die ihr euch selbst gemachet habet. Es fraget sich nemlich, ob Herrn **Gottscheds** Dichtkunst mit Recht eine **Critische** Dichtkunst heissen könne? Eine Dichtkunst verdienet erst dannzumahl den Namen **Critisch**, wenn sie nicht bloß verschiedene Gedancken und Meinungen andrer von verschiedenen Lehrsätzen anführet, oder eine Anleitung und Regeln giebt, wie ein Gedichte zu Stande zu bringen, oder auch die Regeln mit einer philosophischen Gründlichkeit erweiset; sondern wenn sie, nach Hrn. **Gottscheds** eigner Erklärung, „ die Schön„ heiten und Fehler vorkommender Meisterstücke, „ nach gründlich erwiesenen und fest-gesetzten Re-

„ geln vernünfftig prüffet, und richtig beurtheilet.„ Urtheile über Sachen, die wir von andern empfangen und angenommen haben, gehören nicht zu der critischen, sondern zu der historischen Erkenntniß. Diesem zufolge fodere ich billig von euch, um euer Urtheil, und zugleich die Benennung der Gottschedischen Dichtkunst als einer **Critischen** zu rechtfertigen, daß ihr mir diejenigen Meisterstücke anzeiget, deren Schönheiten und Fehler Herr Gottsched in seiner Dichtkunst zuerst nach vernünftigen Regeln geprüfet und richtig beurtheilet hat. Sonst werde ich diese Dichtkunst immer nur für eine so-genannte **Critische** Dichtkunst ansehen, und behaupten, daß das Beywort **Critisch** auf dem Titel der Gottschedischen Dichtkunst eben so wenig einen zureichenden Grund habe, als der Zusatz **für die Deutschen.** Da hingegen der Schweitzerschen Dichtkunst dieses Beywort kaum ein deutscher Poet streitig machen wird. Siehe das VI.te Stück der Schweitzerisch-critischen Sammlung Bl. 102. Anmerck. Q.

C. Auf der 424. Seite des VI.ten Artickels stellet ihr die Schweitzersche und die Gottschedische Dichtkunst in eine Vergleichung: „ So gleichlautend der Titel auf beyden war, so unterschieden waren sie gleichwohl ihrem Innhalte nach. „ In einem jeden Wercke war eine besondere Ordnung und Einrichtung. Man fand in dem ersten nothwendige Hauptstücke, die man in dem letzten vergebens suchte; und in dem letzten wurden dagegen wiederum vortreffliche Materien „ ausgeführet, die in dem erstern entweder gar

„ nicht,

„ nicht, oder nur mit wenigem waren berühret „ worden. „ Ich könnte zwar auch hier den Beweis fodern, was für nothwendige Hauptstücke in der **Breitingerschen** Dichtkunst mangeln, die zu dem allgemeinen Theil gehören, und in der Leipzigischen zu finden sind? Allein da dieses Urtheil von Herrn **Gottscheds** nur in Ansehung des höflichern und gemilderten **Ausdrucks** unterschieden ist: dieses Gottschedische Urtheil aber schon von andern zur Genüge beleuchtet worden; so will ich mit blossem Widerhohlen niemandem verdrießlich seyn, sondern euch lediglich auf das verweisen, was darüber in dem dritten Anhange zu dem Ergäntzungs-Stücke der Trillerischen Fabeln in dem II.ten Stücke der critischen Sammluugen von Zürich Bl. 69. u. f. und in den Anmerckungen zu der neuen Vorrede zur III. Gottsched. Dichtk. in dem VI.ten Stücke vorbedeuteter Sammlung Bl. 106. u. f. zu lesen vorkömmt.

D. Auf der 424. Seite des VI.ten Artickels traget ihr euch mit gantz geheimen Nachrichten von der ersten und wahren Ursache der entstandenen Feindschaft zwischen Hrn. **Gottsched** und Hr. **Breitinger**. Ihr brauchet aber diese Nachrichten auf eine recht arglistige Weise nur um den Verdacht einer bey den Schweitzern gegen Hrn. **Gottscheden** herrschenden heimlichen Feindseligkeit, die an dem hernach erwachsenen offenbaren Streit alleine Schuld gewesen sey, den Lesern unvermerckt beyzubringen. Wie ferne aber ein solches Betragen mit der critischen Aufrichtigkeit und Unparteylichkeit, und mit euern großsprechenden Versiche-

rungen, und denen Regeln, die ihr euch selbst gemachet haben wollet, übereinstimme, das lasse ich alle redlichen Deutschen selbst ermessen. Damit aber die zuverlässige Glaubwirdigkeit eurer geheimen Nachrichten bey der heutigen ungläubigen Welt nicht etwann Noth leiden mögte, so war die Behutsamkeit solche zu verhehlen sehr nothwendig; Und die Worte: **Die Geschichte dieser Trennung gehöret nicht an diesen Ort**; zeigen, daß ihr gar wol mercket, wo es euch vorträglich ist, Geheimnißreich zu thun. Geheime Nachrichten kan niemand weder billigen noch verwerffen, sie können wahr seyn; sie können aber auch falsch oder gar erdichtet seyn. Nur so viel kan ich euch dienen, daß Hr. Prof. **Breitinger** mit Hrn. Prof. **Gottscheden** niemals in einer freundschaftlichen Verbindung gestanden, und also die Trennung, davon euch eure geheime Nachrichten die Ursache entdecken sollen, recht unbegreifflich ist. Inzwischen kan man die wahren Ursachen des erregten und noch immer fortdaurenden critischen Kriegs, in welchem Hr. Gottsched mit seinem Heere nach dem ersten Angriff sich in dem Streitfelde nur nicht mehr darf blicken lassen, aus der Vorrede zu der Echo des deutschen Witzes in dem IV.ten Stücke der Critisch. Sammlung von Zürich sattsam ersehen.

E. Auf der 425. Seiten des VI.ten Artickels machet ihr eine Erzehlung, die mir einen Mangel der Gemüthsbilligkeit nur zu sehr verräth, und eure großsprechenden Versicherungen einer aufrichtigen Unparteylichkeit beschämet; Es heißt:

„Im

„ Im Jahr 1740. kam die berühmte schweitzer-
„ sche Dichtkunst zum Vorschein. Des Hrn.
„ Gottscheds und seines Wercks ward in derse-
„ ben nur sehr wenig gedacht; jedoch geschahe sol-
„ ches allemal in ziemlich spöttischen und gehässi-
„ gen Ausdrücken. „ Ich muß hierbey erinnern, daß Hr. Prof. **Breitinger**, wenn anders die geheimen Nachrichten von einer frühern Trennung, und einem gegen Hrn. **Gottsched** gefaßten Grollen Grund haben sollten, bey diesem Wercke die beste Gelegenheit gehabt hätte, sich an Hr. **Gottsched** zu reiben: da hätte er zeigen können, wie wenig das Gottschedische Werck den Titel einer critischen Dichtkunst verdienete, und wie nothwendig es demnach wäre, dasjenige erst noch auszuführen, was der Titel desselben zwar versprochen hatte, aber wircklich nicht leisten können. Die Gottschedischen Poesien, voraus auch diejenigen, die er seinen Lehrsätzen als Muster beyzufügen stolz genug gewesen, hätten ihm Materie zu critischen Untersuchungen vollauf an die Hand gegeben. Er hätte alle die Fehler, die erst seither von den Schweizern geoffenbaret worden, und noch tausend andere in diesem Buche vorstellen können: und damit ich mich durch ein Exempel noch näher erkläre, wo hätte er bequemere Exempel schlechter Uebersetzungen, um das Capitel von der Kunst zu übersetzen critisch zu beleuchten, finden können, als an Hrn. **Gottscheds Uebersetzung von Horazens Dichtkunst**, oder der deutschen **Iphigenia**? Alleindieses alles hat Hr. **Breitinger** bedächtlich unterlassen; er wollte sich weder durch unzeitiges Loben

ver-

versündigen, noch durch den verhaßten obgleich gerechten Tadel den Vorwurff der Eifersucht oder des Handwercksneides auf den Hals laden. Es kan einer **Hrn. Breitingers** critische Dichtkunst gantz durchlesen; er wird daraus kaum mercken, daß ein **Gottsched** in der Welt ist, der eine critische Dichtkunst geschrieben haben will: Ihr müsset ihm selbs das Zeugniß geben, daß er des Hrn. **Gottscheds und seines Werckes nur wenig gedacht**: Aber wenn ihr sogleich hinzu füget: **Jedoch geschahe solches allemahl in ziemlich spöttischen und gehässigen Ausdrücken**; so ist dieses eine critische Verläumdung, die ihr mit den großsprechenden Versicherungen euers Vorberichts vergleichen könnet. In beyden Theilen der Breitingerschen Dichtkunst kömmt der Nahme **Gottsched** kaum dreymahl zum Vorscheine: Als nemlich in dem II.ten Theile auf der 331. Seite in den Anmerckungen, wo er nur bloßhin, ohne den wenigsten Zusatz, angeführet wird; und in dem I.sten Theile auf der 325. Seite, wo seine Beschreibung der Sehnsucht nach friedlichen Zeiten, wircklich gelobet wird, und nach dem Register annoch auf der 304. wo sein Nahme nicht ausgedruckt wird sondern es nur heisset, **er bürdet Homer in der Beschreibung des Schildes Achilles ein Versehen auf.** Wer hätte nun glauben können, daß eben der ernsthafte moralische Straf-Prediger, den wir oben angehört, und der nichts als Aufrichtigkeit, Unpartheyligkeit, Höflichkeit, Gemüthsbilligkeit ꝛc. und dergleichen in dem Munde führet, zur Erfindung solcher Verläumdungen zum Behuf eines

andern

andern Hertz genug haben sollte, wenn wir ihm nicht hier, so zu reden, die Hand in dem Sack erwischt hätten? Kan diese Verleumdung nicht „ zum Beweise dienen, wie sehr die Beurtheilungs„ Kraft eines Kunstrichters könne verdorben wer„ den, wenn er sich von Haß und Partheylichkeit „ einnehmen läßt? „ Wenn Gottsched selbst, da er gesehen, daß er mit der Wahrheit nicht mehr auskommen, noch den Verdacht des ersten Angriffs von sich ablehnen könnte, auf eine solche Erfindung gefallen wäre, so hätte man es ihm noch wohl übersehen können; aber daß ein dritter, den es eigentlich nichts angehet, ob Gottsched die Schweitzer gereitzt, und zum Kampf aufgefodert habe, oder nicht, und der die scheinheilige Larve einer unparteyischen Bescheidenheit überall annimmt, sich solcher Erfindungen bedienet, um demjenigen Luft zu machen, und ein wenig aus der Noth zu helffen, den man auch der Wahrheit zu Leide gern beschützen möchte, das ist ein Beweiß eines gantz verderbten Willens, und ein solcher hat wol Ursache zu seufzen, daß die Critick nicht mit der Satyre vermenget werden mögte. Mithin, ungeachtet dieses eine offenbar falsche Zulage ist, daß Hrn. Gottscheds und seines Wercks allemal in ziemlich spöttischen und gehässigen Ausdrücken gedacht worden sey, so oft desselben in der Breitingerschen Dichtkunst gedacht worden ist; so ist hingegen die wahre Ursache dieses Aergernisses, welches diese Leute so weit verleiten können, daß sie endlich bey der Verläumdung Schutz gesucht haben, keine andere, als daß Herr Prof. Breitinger den

berühmten Gottschedischen Nahmen nur so sparsam in seine Schrift gemischet, und desselben nur so wenig gedacht hat: Diese stoltzen Leute nehmen es vor eine grössere Beschimpfung auf, wenn man ihrer gar nicht gedencket, als wenn man sie wircklich tadelt. Nach eben dieser betrüglichen Arglistigkeit, wodurch ihr die Leser zum Vortheil euers Helden einnehmen wollet, schmecket auch der Verfolg eurer Erzehlung, wenn ihr Hrn. Gottscheds Enthaltsamkeit von diesem Wercke des Schweitzerschen Kunstrichters eine vollständige Beurtheilung zu geben, als eine Wirckung seines philosophischen und gleichgültigen Gemüths anmerket, da sie doch seinem Drohen zufolge nicht ausgeblieben wäre, wenn er sich darzu gewachsen gefunden hätte; wenn ihr überdas verhehlet, daß Hr. Gottsched in dem XXIV. Stück der Critis. Beytr. in dem saubern IV.ten Artickel Bl. 666. ein hämisches Urtheil von dieser Breitingerschen Dichtkunst gefället, da er die armselige Muthmassung, nach seinen prophetischen Einsichten in das künftige Geschicke der Bücher, anführet, vielleicht wird diese neue Dichtkunst noch ein Buch bedörffen, welches sie anpreise und beliebt mache. Wenn aber anders wahr seyn soll, was ihr oben zu Anfange der 424. Seite gemeldet habet, so verurtheilet ihr diesen euern Helden selbs als einen falschen Propheten. Wie kan nun wiederum hiermit und mit der Wahrheit bestehen, wenn ihr vorgebet, Hr. Gottsched habe nur auf einer Stelle, und zwar nur gantz kurtz und ziemlich bescheiden von der neuen Dichtkunst sein Urtheil gegeben,

und

und diese kurtze Beurtheilung habe die Schweizer zu den bittersten Gegenbeschuldigungen aufgebracht? Wer würde doch aus einem solchen Betragen vermuthen können, daß euch so schwere Regeln, als euer Vorbericht sagt, in eurer Erzehlung geleitet haben sollten, da dieselbe gegen alle diese Regeln schnurstracks verstösset? Und wer wird ins künftige euren Aussprüchen und Nachrichten mehr Glauben zustellen, oder sich eurer Beurtheilung unterwerffen, wenn er nicht zum voraus eurer Gewogenheit versichert ist? Im übrigen möget ihr aus den Urtheilen, welche die Schweitzer von Hrn. Gottscheds Dichtkunst gefällt haben, noch so verhaßte Folgen ziehen, so werdet ihr darmit nichts mehrers erhalten, so lange diese Urtheile noch fest stehen, als daß man das Hertz fassen wird, euren Folgen, so fern sie schliessen, Platz zu geben, so paradox und widersinnig selbige etwann vor der Zeit möchten geschienen haben. Bey dem allem wird euch dennoch allezeit frey stehen, Hrn. Prof. Gottscheden als einen grossen Weltweisen, Uebersetzer, Kunstrichter und Poeten, als den deutschen Bayle, Racine und Fontenelle zu loben und zu verehren. Die Hrn. Schweizer haben euch ja nirgends zugemuthet, diesem verdienten Manne eure Hochachtung zu versagen, daß ihr deßwegen von ihnen die Erlaubniß auszubitten gemüssiget seyn solltet, denjenigen zu loben, den ihr unmöglich tadeln könnet: Und sie vor sich halten mehr auf Redlichkeit, als

auf Schmeicheleyen, und verlangen kein Lob, wenn sie es nicht verdienen.

F. Auf der 429. Seite des VIten Artickels kommet ihr auf die Vertheidigung der Gottschedischen Erklärung von dem Geschmacke. Wer die Gottschedische Sprache, die er in seinen Magisterzeiten noch nicht geredet, sondern erst seit wenig Jahren sich angewöhnet hat, nicht verstehet, der würde glauben, daß der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks, so im Jahr 1729. geführt worden, seine Gedancken, Erklärungen und Sätze aus dem 3ten Capitel der Gottschedischen Dichtkunst hergeleitet, und nur weitläuftiger ausgeführet hätte; allein da die Gottschedische Dichtkunst allererst 1730. hiemit ein Jahr später herausgegeben worden, so leidet die Zeitrechnung diesen Verstand nicht, und Hrn. Gottscheds Sprache will auch in der That gantz was anders sagen, eben wie, wenn er sagt, der grosse Leibnitz ist hier vollkommen meiner Meinung, solches nicht ein mehrers zu bedeuten hat, als, ich bin hierinn des grossen Leibnitzen Meinung, ich gebe derselben völligen Beyfall: Nicht aber umgekehrt, als ob der grosse Leibnitz des Gottscheds Meinung Beyfall gegeben hätte, denn auch hier leidet die Zeitrechnung diesen Verstand nicht. Damit man aber solches nicht mißdeutete, als ob man zu verstehen geben wolle, Hr. Gottsched habe seine Abhandlung vom Geschmack im dritten Capitel der Dichtkunst aus dem Briefwechsel ausgeschrieben, so war

erfor-

erforderlich dieser Mißdeutung vorzubiegen, und ihn gegen diesen Argwohn zu vertheidigen: Es hat auch der Schweitzersche Verfasser der Nachrichten von dem Ursprung der Critick bey den Deutschen ihn von dieser Beschuldigung eben so geschickt, als von der Anklage des Ausschreibens überhaupt loßgesprochen und seine Unschuld vertheidiget. Und ihr könnet nichts bündigers wieder diese Vertheidigung einwenden, als daß Hr. Gottsched in seinem 3ten Capitel von dem Geschmack doch auch etwas weniges gesagt habe, welches mit dem Critischen Briefwechsel meistentheils übereinstimme. Allein ist darmit erwiesen, was eigentlich sollte erwiesen werden, daß nemlich einer den andern könnte ausgeschrieben haben? Kan es wohl anderst seyn, wenn zwey oder mehrere eine ausführliche Erklärung von dem Geschmack geben sollen, als daß sie einander in einigen wenigen Sätzen auch treffen müssen? Ich hätte vielmehr gewünscht, daß ihr Hrn. Gottscheds Abhandlung von dem Geschmack gegen die Anklage der Verwirrung und Dunckelheit, worinnen der Schweitzer den Hauptunterscheid zwischen derselben und dem Critischen Briefwechsel setzet, zu vertheidigen unternommen haben würdet, so hätte ich Anlaß gehabt meine weitern Gedancken von diesem 3ten Capitel der Gottschedischen Dichtkunst an den Tag zu legen, und euch eine Probe von einem catechetischen Gottsched zur Beurtheilung vorzulegen.

G. Auf der 434. Seite des VIten Artickels berühret ihr den Streit wegen des Schildes des Achilles beym Homer. Ich gebe euch aber den wohlgemeinten Rath, daß ihr euch zufolge der ersten Regel, die euch vorgeschrieben ist, nicht zuweit in diesen Streit einlasset, bevor ihr Hrn. Gottscheds Entscheid über dieselbe in seinen Anmerckungen zu des Aristoteles Dichtkunst, die schon lange im Manuscript fertig liegen, wo er den Dacier mit einer deutschen Großmuth abfertiget, werdet gelesen haben. Denn der kleine Versuch einer Vertheidigung des Gottschedischen Urtheils ist so schwach gerathen, daß zu fürchten stehet, der Hr. Gottsched selbst werde euch wenig Danck dafür wissen. Ihr saget erstlich, nachdem ihr die angegebene Regel, nach welcher Hr. Breitinger meinet, daß das Wahrscheinliche in den Beschreibungen von Gemählden und andern dergleichen Kunstwercken müsse beurtheilet werden, für gültig erkläret, Homer wird nach dieser Regel schlecht können vertheidiget werden: Das ist wohl gesagt, aber wo bleibt der Beweis? Dacier hat ihn wircklich nach dieser Regel vertheidiget, und ihr habt ihn noch nicht widerlegt; und doch zweifelt ihr noch an der Möglichkeit einer guten Vertheidigung. So werdet ihr so gut seyn und in eurer Logick das Axioma, ab esse ad posse valet consequentia, ausstreichen. Nicht besser ist das folgende: „ Der Herr Breitinger selbst hat wider „ den Homer geschrieben, wenn er in der Ab„ handlung von der Aesopischen Fabel lehret,

„ wie

„ wie behutsem ein Dichter seyn müsse, den
„ Wercken der Kunst Verstand und Rede bey-
„ zulegen.„ Ich traue euch mehr Verstand zu,
„ als daß ich nöthig haben sollte, euch weitläuftig
zu erklären, was für ein Unterschied zwischen der
blossen Beschreibung eines Gemähldes, und
zwischen einer Fabel, obwalte; Die Beschrei-
bung darf zum Lob der feinen Kunst des Mah-
lers oder Giessers ohne Abbruch der Wahr-
scheinlichkeit, dem Gemählde selbst zuschreiben,
was immer ein aufmercksamer Beschauer dar-
aus lernen kan, denn so ist nicht mehr in effec-
tu als in causa: Aber die Fabel ist eine Geschich-
te, sie will, daß man sich die Sachen einbilde,
als ob sie wircklich geschehen wären; wenn man
nun dichtet, daß ein Künstler seinem Wercke
wircklich Verstand und Leben mitgetheilet, wer
will sich solches als wircklich geschehen einbilden
können? Zugeschweigen, daß die an angezoge-
nem Orte von Hrn. Breitingern eingeräumte
Freyheit allen denjenigen Kunstwercken, die als
Emblemata angesehen werden, und aufmercksa-
men Beschauern einen heilsamen Unterricht ge-
ben können, Verstand und Rede beyzulegen,
eben dienet, den Homer vollkommen zu rechtfer-
tigen. Was endlich den Beyfall Virgils, auf
den ihr euch beruffet, angehet, so beruhet der-
selbe auf einem so seichten Grunde, daß ich mich
dabey aufzuhalten, und meine Zeit darmit zu
verderben, mich recht von Hertzen schämen
würde.

H. Auf der 434. Seite des VI.ten Artickels gerathet ihr auf den Milton: Ihr saget; „Der„ selbe habe noch nach seinem Tode grosse Unru„ he, Zwistigkeit und öffentliche Feindschaft un„ ter unsern deutschen Kunstrichtern gestiftet.„ Milton ist bald 70. Jahre todt; Acht Jahre nach seinem Tode gab der von Berge der deutschen Welt eine Reim-freye Uebersetzung von dieses Engelländers Gedichte: allein da dieser Uebersetzer eine den deutschen Ohren gantz ungewohnte Versart folgte, und die Uebersetzung neben dem sehr hart, gezwungen, und unverständlich war, so ward dadurch das Miltonische Gedicht bey den Deutschen nicht bekannt, und diese Uebersetzung hat nur ein dunckles Andencken von einem verwegenen Vorsatz bis auf unsere Zeiten fortbringen können. Von dem Jahre 1682. bis auf das Jahr 1732. hiemit 50. ganzer Jahre blieb Milton bey der deutschen Welt gantz unbekannt, wenigstens hat kein deutscher Kunstrichter desselben irgendswo gedacht; Bis endlich Hr. Gottsched in gedachtem 1732.sten Jahre in seinen Beyträgen eine Nachricht von des von Berge Uebersetzung gegeben, wo er den schlechten Beyfall, den diese Uebersetzung gefunden, selbst der dadurch allzusehr veränderten Gestalt Miltons zuschreibet, im übrigen von dem Gedichte selbs urtheilet, „ daß es die Eh„ re verdiene, so wol als das befreyte Jerusa„ lem des Tasso, einer Ilias und Aeneis an die „ Seite gesetzt zu werden. „ Daß er aber dieses Urtheil hernach völlig zurück genommen, ist

sich

sich nicht zu verwundern, wenn man bedencket, was die mittlerzeit mit ihm vorgegangene grosse Veränderung von seinen Magister- bis zu den Hoch-Edelgebohrnen Magnificentz-Zeiten nothwendig vor eine wichtige Veränderung in seinem Kopf habe nach sich ziehen müssen. Seine Urtheile richten sich immer nach seinem Willen, und dieser nach seinen äusserlichen Umständen; dahero sie eben so unbeständig seyn müssen. Wenn ihr demnach von Unruhe, Zwistigkeit und öffentlicher Feindschaft, die der Milton unter unsern deutschen Kunstrichtern gestifftet, gantz unbestimmt redet, so ist dieses nur von Hrn. Gottsched und seiner Schule zu verstehen, die gantze übrige deutsche Welt ist dieses Streits halben eben so ruhig, als sie vorhin gewesen ist, ehe es Hrn. Gottsched beliebt hat, sein für Milton allzugütiges Urtheil zurückzunehmen, welches in das Jahr 1741. einfällt. Im übrigen muß man über die Entscheidung der Frage: „Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons Gedichte keinen Geschmack finden, „ zu Rath ziehen, was davon in der Fortsezung der Echo des deutschen Wizes Artick. IX. in dem VI.ten Stücke der Crit. Samml. von Bl. 54. bis 75. weitläuftig ausgeführt worden ist.

I. Auf der 436. Seite des VI.ten Artickels nehmet ihr die Vertheidigung Hrn. Gottscheds wegen einer von ihm verworffenen und von den Schweitzern verfochtenen metaphorischen Redens-Art über euch, saget aber nichts neues, als was ihr in Gottscheds Biedermanne, und sonst bey andern

andern gelesen habet, und welches schon vielfältig wiederlegt worden. Ihr gebet zu, daß die streitige Redens-Art, die **Augen über einen Gegenstand hinspazieren lassen**, von den Schweitzern als eine Metapher aus der Analogie gründlich geschützt und gerechtfertiget worden: Allein sie komme euch dennoch noch ziemlich verdächtig für, darum weil sie gantz neu und ungewohnt sey; und Hr. **Breitinger** selbs die Regel gegeben habe: Man müsse keine metaphorische Redensart für gültig annehmen, die mit dem allgemein eingeführten Gebrauche, und mit der guten Mundart streite. Ihr behauptet hiemit einerseits, daß es freylich erlaubt und gut, und zuweilen nothwendig sey, **neue** Metaphern in eine Sprache einzuführen, denn dieses hat euch Hr. **Breitinger** so gründlich und überzeugend gelehret, daß ihr ihm euren Beyfall nicht versagen könnet. Aber auf der andern Seite glaubet ihr auch, daß es nicht erlaubt und gut sey, **neue** und bisher in dem Deutschen ungebräuchliche Metaphern einzuführen, denn ihr wollet, daß man eine metaphorische Redensart, sie mag an ihr selbs noch so richtig seyn, nur darum verwerffe, weil sie neu und bisher nicht gebräuchlich gewesen: und dieses sind eure alten tiefeingesessene Gedancken, die euch Hr. **Gottsched** gelehret, und die zu verläugnen, wenn man gleich was bessers erkennet, sehr schwer fällt. Ihr glaubet hiemit widersprechende Sätze, daß eben dasselbe Ding zugleich erlaubt und nicht erlaubt sey. Laß mir den einen Kunstrichter seyn, der sich zur ersten Regel gemacht hat: „ Ich soll mich an kei-

„ ne Arbeit wagen, die sich über meine Kräfte
„ erstreckt!„ Und was soll euch die aus Hrn. Brei-
tinger auſſer ihrem Zusammenhang angeführte
Einschränckung helffen? Wahrlich nichts anders,
als daß sie euern gantz verblendeten Sinn noch
mehr offenbaret: Sind denn, mir dem allge-
mein eingeführten Sprachgebrauche streiten,
und neu und bisher noch ganz ungebräuchlich
seyn, gleichgültige Ausdrücke? Oder müssen alle
bisher unter den Deutschen noch ungewohnte Me-
taphern, eben darum mit dem allgemeinen Sprach-
gebrauche streiten? Zudem hat nicht Hr. Breit.
der von euch aus dem II.ten Theile seiner Dicht-
kunst Bl. 339. angeführten Stelle, die er an die-
sem Orte nicht einmal als eine Regel angiebt, so-
gleich folgendes beygesetzet, welches eben dienet,
dem ihm angedichteten Unverstand vorzubiegen,
und euch zu rechte zu weisen: „ Diese absonderli-
„ che Erfahrung stößt den oben durch die Erfah-
„ rung festgesezten Grundsatz von der Freyheit neuer
„ Metaphern nicht über einen Hauffen, sondern
„ setzet ihn nur in gewisse Schrancken, und ma-
„ chet von der allgemeinen Regel eine Ausnahme.
„ Und diese Schrancken werden wir leicht bestim-
„ men können, wenn wir einmal die Ursachen,
„ welche uns die Einführung neuer Metaphern
„ schwer, und öfters unmöglich machen, genug-
„ sam einsehen. „ Es werden auch hernach von
Bl. 339. bis 348. diese Ursachen entdecket, und
die Schrancken deutlich bestimmet; Woraus er
denn Bl. 351. den Schluß machet: „ Ich schliesse
„ also dahin, daß man neue Metaphern aus frem-

„ den Sprachen, wenn sie mit dem eingeführ-
„ ten Gebrauch der Wörter nicht streiten,
„ noch wider die Analogie, noch gegen die Natur
„ und Regeln einer guten Metapher verstossen,
„ sondern neben der Wahrscheinlichkeit noch eine
„ Nothwendigkeit zum Grund haben, darum nicht
„ verwerffen könne, weil sie bisher ganz unge-
„ wohnt gewesen. ꝛc. „ Im übrigen, wenn die Deutschen das Wort **spazieren** durch einen National-Schluß seines deutschen Bürgerrechts entsezen und in die Acht erklären wollen, so mögen sie es meinethalben thun: wenn sie nur die Gnade haben, das durch dieses Wort bezeichnete Ergetzen nicht zu verbieten. So liegt mir auch wenig daran, ob sie mehr Ergetzen bey dem **gehen**, als bey dem **spazieren** finden: Aber das muß ich sie doch erinnern, daß wenn sie das Wort **spazieren** in die Acht erklären, und künftig das **gehen** darfür gebrauchen wollen, sie damit das Ergetzen verlieren, welches man bisdahin durch **spazieren fahren**, **spazieren reiten** ausgedrücket hat; oder wo sie es dennoch beybehalten wollen, so werden sie es in Zukunft durch **gehen reiten**, **gehen fahren** bezeichnen müssen. Was endlich das vorgeschlagene **tanzen** und **springen** der Augen angehet, so verweise ich euch auf das III. Stück der Critischen Sammlungen Bl. 28. und auf die Fortsetzung der Critischen Dichkunst Bl. 347. wo dieser ausschweiffende Vorschlag seine Abfertigung finden wird.

K. So wenig, als ihr auf der 441. Seite des VI.ten Artickels, will ich die spitzige Frage an diesem Orte erörtern: Ob Schoch in der Verfer-

tigung

tigung seiner Hirtenlieder Ehre eingelegt habe oder nicht? In dem **Tempel des guten Geschmacks für die Deutschen** Bl. 26. lese ich folgendes:

„ Man sagt, daß Schoch einsmal in diesen Tem-
„ pel hinein gehen wollen, und sich auf diese Verse
„ aus der **Critick über die deutschen Dichter** sehr
„ getrost beruffen habe:

Hingegen preißte Schoch, in Leipzigs kühlen Lüften,
Als deutscher Theocrit, die Heerden und die Triften.

„ Doch die Critick hatte zu seinem Unglücke ei-
„ nige Blätter aus seiner **Friedensschäferey** ge-
„ lesen, drum versagte sie ihm den Eingang, und
„ ließ hingegen den anmuthigen Hagedorn hinein,
„ der in seinen Schäfererzehlungen so ungekünstelt,
„ zärtlich und natürlich ist. „

L. Auf der 444. Seite des VI.ten Artickels hol-let ihr eine Streitfrage nach, darüber ihr euer Urtheil bisdahin ausgestellt habet. Sie ist diese: „ Ob die Critick glücklicher auf verstorbene, oder „ auf lebende gerichtet werde? „ Und euer Entscheid über diese Frage ist wiederum so ungewiß, daß man fast vermuthen sollte, die Frage wäre euch entweder zu hoch gewesen, so daß ihr euch nicht wohl habet zu recht finden können; oder es haben euch beyde Meynungen beynahe gleich begründet angeschienen, so daß ihr keiner euern Beyfall geradezu habet versagen wollen. Ihr bekennet erstlich: „ Es ist wahr, daß die Gründe, die „ der Herr Bodmer anführet, ein starckes Ge-
„ wicht haben, und wir glauben selbst, daß es ge-
„ wissermassen besser sey, die Critick gegen noch

„ leben-

„ lebende, als gegen bereits verstorbene zu gebrau-
„ chen. „ Bald aber, nachdem ihr ein wenig überlegt, wie heilsam es für die allgemeine Sicherheit einiger heutigen Schriftverfasser seyn würde, wenn man die noch lebenden mit Criticken und Tadel verschonen wollte; so erkläret ihr euch, „ man
„ könne über diese Frage nichts gewisses bestim-
„ men; sondern es komme auf die Gemüths-Be-
„ schaffenheit eines jeden Kunstrichters an. „ Es kömmt aber aller Unterschied in Absicht auf die Gemüthsbeschaffenheit eines Kunstrichters darauf an; daß er in seinen Urtheilen von dem Schönen und Tadelhaften einer Schrift entweder gerecht und bescheiden; oder ungerecht und störrisch ist: Ist er gerecht und bescheiden, warum sollte er nicht so wohl berechtiget seyn, die Lebenden, als die Todten für sein Gericht zu fodern? Die Haupt-Absicht eines Schriftenrichters gehet vörderst auf die Verbesserung desjenigen, der gefehlet hat; wo kan man aber von einem Todten einige Besserung hoffen? Folglich kan die vörderste Haupt-Absicht der Critick bey den Todten unmöglich erzielet werden. Ist im Gegentheil ein Kunstrichter in seinen Urtheilen ungerecht und störrisch, wer will ihm denn die Todten Preis geben? Ist es nicht eine doppelte Ungerechtigkeit, mortuo insultare leoni, einen Todten verleumden; der sich nicht mehr verantworten kan? Darum wird auch in foro civili keine Actio gegen einen Todten verstattet. Ich möchte demnach wol sehen, wie ihr aus der Gemüthsbeschaffenheit eines Schriftenrichters jemals die Nothwendigkeit und den Vorzug der Critick

über

über die Todten vor der Critick über die Lebenden wolltet bestimmen, oder die Gottschedische Regel rechtfertigen können, welche will, **daß man die Critick nur allein auf die Todten richten soll.** Das läßt sich aus der Gemüths-Beschaffenheit derjenigen, die diese Gottschedische Regel willig annehmen, und sie gerne verfechten möchten, wenn sie nur könnten, bestimmen, was ihnen selbige so beliebt mache, nemlich das böse Gewissen elender Scribenten, und das gerechte Mißtrauen in ihre eigene Schriften. Das hat der elende Verfasser der Anmerckungen über das Ergäntzungs-Stück in den Leipziaischen Belustigungen des Witzes in der XVI.ten Anmerckung selbst aufrichtig gestanden, da er sagt: „ Einjeder muß billig an dem Hrn. „ Prof. Gottsched als eine würckliche Klugheit lo„ ben, daß er sich nicht auf eine strenge Beur„ theilung der Herren Jetztlebenden eingelassen. „ **Was sollte er sich Feinde machen, da er es** „ **ersparen konnte?** „ Hr. Prof. Gottsched schreibt selbst in seiner ersten Vorrede zu der Dichtkunst, wie ihr Bl. 417. aus ihm anführet: „ Man „ hat keine Ursache vor einer vernünftigen Critick „ einen Abscheu zu bezeugen, wenn man nur vor „ sich sicher ist, und nicht fürchten darf, selbst in „ ihre Untersuchung zu gerathen. Wer ein gu„ tes Gewissen hat, daß nemlich seine Sachen „ nach den wahren Kunstregeln ausgearbeitet wor„ den, der wird keine Feindschaft gegen die Cri„ ticos blicken lassen. „ Welche Worte ja eben so viel sagen, als: Derjenige, der eine gute und gerechte Critick übel nehme und den Criticum deswegen

wegen

wegen anfeinde, der sey ein elender Scribent, und thue es aus keiner andern Ursache als weil ihm sein böses Gewissen Furcht einjage. Folglich bestehet die Klugheit, die **Gottsched** durch die Regel, daß man die Lebenden nicht tadeln soll, an den Tag legen wollen, und die der **Belustiger** so sehr anpreiset, in der Behutsamkeit die elenden Scribenten nicht zu beunruhigen, oder durch einen gerechten Tadel zu beleidigen. Er wird aber nicht alle Jtztlebenden für solche elende Scribenten halten, die sich über eine gerechte Critick so gleich erzörnen, da er sich die Regel gemacht, daß er keinen Jtztlebenden tadeln wolle.

M. Auf der 455. Seite des VI.ten Artickels wollet ihr den Hrn. Prof. **Gottscheden** gemachten Fürwurf, daß er die Exempel zu seinen Lehrsätzen nur allein aus seinen eigenen Schriften genommen, damit abheben, daß ihr saget: „Doch „ dieser Fürwurff trift nur die beiden ersten Ausgaben seines Wercks; denn bey der letzten Auflage sind anstatt seiner eigenen Arbeit lauter „ Meisterstücke von unsern besten Dichtern der „ vorigen Zeit eingeschaltet worden. „ Ihr scheinet mit diesen Worten zu bekennen, daß der Fürwurf die fünfzehn Jahre, so lange nemlich die zwo ersten Ausgaben der Gottschedischen Dichtkunst in den deutschen Schulen gebraucht worden, gerecht und begründt gewesen sey. Und es ist in der That ein Stoltz ohne Exempel, daß ein Lehrer der Dichtkunst in allen Gattungen von Gedichten seine eigenen Hirngeburten als Muster darlege, da es schon längsten zu einer Regel geworden: Optima

tima quæque ad imitandum esse proponenda. Und da Hr. Gottsched unter diesen Mustern von seiner Arbeit auch Knittelverse andern zur Nachahmung geschrieben, und selbige als Ehren- und Lob-Gedichte aufgestellet hat, so ist die von Hrn. Siebrand hierüber gemachte scherzhafte Antung wahrhaftig nicht ohne Grund gewesen, und hat nicht verdienet, daß er darüber in der feinen Gottschedcritischen Sprache von euch so verächtlich gehalten würde: wie es Bl. 442. geschieht, wenn ihr saget: „Der Herr Siebrand hat sich von uns keiner weitern Widerlegung zu befürchten; Einem solchen Kunstrichter muß billig in Knittelversen geantwortet werden. „ Das heißt ziemlich groß und unbescheiden thun, und ich bin sicher, daß ihr auf diesen Fürwurff nichts antworten könnet als Knittelverse. Mithin ist der ruhmräthige Stoltz, sich selbst der deutschen Welt zum Muster der Nachahmung aufzustellen, der dritten und letzten Ausgabe niemahls vorgeworffen worden, wie ihr heimtückischer Weise scheinet zu verstehen zu geben. Und der gekünstelte Schwung, den ihr eurer Rede gebet, da ihr saget: **Doch dieser Fürwurff trifft nur die beyden ersten Ausgaben seines Wercks**, zeiget mir, daß ihr eben so wenig Redlichkeit habet, als Hr. Gottsched, Fehler, die keines Anstrichs fähig sind, und derer ihr euch heimlich schämet, zu bekennen. Und da Hr. Prof. Gottsched in der letzten Auflage, auf das mit Ernst und Schertz vermengte Zureden der Schweitzer, diese lächerliche Hoffartssünde abgeleget, und zu einer so wichtigen Veränderung geschritten, so ist dieses

ein

ein Zeugniß theils, daß der Herr Professor für eine um etwas lebhafte Critick nicht gantz unverbesserlich sey, und theils von der heilsamen Wirkung der Schweitzerschen Critick auf denselben, ohne welche diese für die Gottschedische Dichtkunst so rühmliche, und für die deutschen Schulen so nützliche Hauptveränderung seines Werckes niemahls erfolget wäre, vielweniger aber wenn die Schweizer, nach eurem Rath, **sich mit der Critick an Verstorbene gewaget hätten**, d. i. wenn sie mit ihrer Critick dem noch lebenden Gottsched geschonet hätten. Ob inzwischen die anstatt seiner eigenen Arbeit neu eingeschalteten Stücke aus unsern besten Dichtern eben **lauter Meisterstücke** seyen, wie ihr Hrn. **Gottscheden** gläubig nachgebethet, das will ich hier eben so genau nicht ausmachen; sondern nur überhaupt so viel sagen, daß ich manches darunter, sonderlich von **Menantes** und **Neukirchen** verfertigtes Stücke davor nicht erkenne, auch bereit bin, meine rationes dubitandi auf Verlangen deutlich anzugeben: So daß ich sorge, auch diese getroffene Wahl mögte den Geschmack Hrn. Prof. Gottscheds zuweilen beschimpfen, und es werde ihm eben nicht rühmlich seyn, daß er Menantes und Neukirch unter unsre besten Dichter mitrechnet. Endlich lasse ich hier unerörtert, ob die Einschaltung so vieler fremder Exempel ohne Critische Prüffung aus gedruckten und nicht unbekannten Büchern in der neuen Ausgabe der Gottschedischen Dichtkunst einen andern Grund ihrer Nothwendigkeit habe, als das Buch um mehr als einen dritten Theil zu vergrössern? und ob dieser Grund der Nothwendigkeit zureichend sey?

N. Auf der 456. Seite des VI.ten Artickels, kommt noch eine feine und recht spitzfündige Gegenbeschuldigung unter einem fremden Nahmen zum Vorschein, womit ihr eure Critischen Betrachtungen über Hrn. Gottscheds neue Dichtkunst auf eine sinnreiche Art beschliesset. Ihr stellet euch an, als ob ihr gegen einem Freunde die Partey des Schweitzers genommen habet, um demselben eine feine Stachelrede zu lehnen, die euch als einem Vertheidiger des Schweitzers eben nicht zum besten angestanden: Allein

Non his auxiliis, nec defensoribus istis
Tempus eget!

Und welches ist denn diese so gar feine Stachelrede? „ Endlich ward er böse und sprach: Ist „ denn der Herr Gottsched deßwegen zu tadeln „ gewesen, so hat er es gleichwohl noch nicht „ so arg gemacht, daß er eines seiner Gedichte „ gantz und gar zergliedert, und uns sorgfältig alle Schönheiten desselben angezeiget haben sollte, aus Furcht, es möchten dieselben „ von andern nicht wahrgenommen werden. „ Unstreitig wäre es arg genug für Hrn. Prof. Gottscheden, wenn man seine Gedichte, die er der Welt selbst als Muster anpreiset, eines nach dem andern gantz und gar zergliederte, und sorgfältig aussetzte, was seine blinden Verehrer bisher daran nicht wahrgenommen haben. Zwar sollte Hr. Gottsched diese Critische Operation selbst vorgenommen haben, wie dieser Unbekannte, den ihr redend einführet, zu wünschen scheinet, so glaube ich auch, daß es für ihn

eben nicht so arg herausgekommen wäre, er würde gewiß solche Schönheiten darinn gefunden und angezeigt haben, die von keinem andern Menschen weder zuvor noch darnach würden wahrgenommen worden seyn. Wie sollte es aber möglich seyn, daß Hr. Gottsched selbst mit seinen eigenen Gedichten dergleichen Critische und regelmässige Operation sollte vornehmen können, da dieselben mehr durch einen glücklichen Zufall, als nach einem überlegten Entwurff, wie zerflossenes Bley in einen Klumpen, zusammen geronnen sind? Was nach Regeln soll untersucht, zergliedert und beurtheilt werden, das muß nach einem vernünftigen Plan und gantz regelmässig eingerichtet seyn. Ein regelmässiger und vernünftiger Verfasser muß von allem Rechenschaft geben und zeigen können, in was vor Absichten er jeden Satz und Theil seiner Schrift an diesem Orte, in diesem Grade, in diesem Licht, in dieser Verbindung angebracht, wie eines in dem andern, und alles zusammen genommen in eben derselben Haupt-Absicht gegründet sey. Und es würde überaus nützlich seyn, wenn die Kunstrichter nicht nur andern Schriftverfassern auf die Spur giengen, sondern auch jeder Verfasser, der nach Absichten und Regeln handelt, uns dieselben in seinen eignen Wercken verkundschaften und offenbahren würde, damit wir andere urtheilen könnten, wiefern er seine Absichten glücklich erreicht, und seinen Regeln eine Genüge geleistet habe. Dieses kan ohne alle Prahlerey und Ruhmräthig-

keit

keit geschehen, weil man nicht mehr sagt, als daß man nach Absichten gehandelt, und nach welchen man an jedem Orte gehandelt habe, das Urtheil aber von denen Absichten und Regeln, und wie fern man es getroffen, jedermann frey läßt. Womit aber in keine Vergleichung kan gezogen werden, wenn man seine eigenen Gedichte, ohne einige Anzeige warum, einer ganzen Nation als Muster zur Nachahmung anpreiset, zumahl wenn sie hernach bey einer genauern Prüfung meistens so elend und abgeschmackt befunden werden.

Ich hatte mir zu Anfang dieses Schreibens vorgenommen, mit meinen Untersuchungen weiter fortzugehen, allein da ich izo vorhersehe, daß der 3te Art. des V.ten St. mir zum wenigsten so viel Materie zu verarbeiten an die Hand geben würde, als ich in dem VI.ten Art. des IV.ten St. gefunden habe, so will ich dieses Schreiben schliessen, und das übrige künftig in einem neuen Schreiben nachbringen, damit sowohl mir als meinen Gegnern die Bürde der Anklage und der Verantwortung, wenn sie so getheilet wird, einigermassen erleichtert werde. Ich werde destoweniger damit eilen, wenn ich vernehmen werde, daß meine gegenwärtige Erinnerungen und Bestraffungen bey denjenigen, welche sie angehen, einigen Eingang gefunden, und einiges Nachsinnen erwecket haben; denn es wird mir nichts angenehmer seyn, als daß sie sich ohne meine Bemühung begreiffen, und die Betrachtungen bey und unter sich selber an-

stellen, welche ein jeder zum Nachsinnen gewöhnter Kopf bey einem wohlgearteten Gemüthe ohne grosse Kunst und mit wenigerm Verdrusse für sich selbst wird anstellen können. Die Bestraffung ist nicht mein Endzweck, sondern ich suche durch die Bestraffung die Erbauung, und wenn diese ohne die erstere zu erhalten ist, so kostet es mich keine Mühe die Feder niederzulegen. Ich hoffe dadurch die Freundschaft der Gesellschaft überhaupt, aber hauptsächlich derer besonderen Personen, welche sich von meinen Beschuldigungen getroffen sehen, vielmehr verdienet als verwürcket zu haben. Was mich anlanget, so bin ich derselben, und der gantzen Gesellschaft

Zürich den 20. des
Julius 1743.

ergebener und gehorsamer
Diener
Petermann von Langnau.

Arion,

Eine

Poetische

Erzehlung.

Arion

Eine poetische Erzehlung.

Die Schiffer empfiengen den Wind mit fröhlichem Gejauchze, die aufgeschwelleten Segel trugen das Schiff pfeilgeschwinde durch die flache See weg, der starcke Mast bog sich, längst hatte sich der gellende Klang verlohren, der abwechselend kam, verschwand, und bald etwas schwächer unsre Fahrenden erreichte, und der ihnen von tausend Zungen nachgeschickt ward, die mit unverständlichem Gemische Glück und Arion erthönen liessen, die versengten Spitzen des Aetna wurden gantz blau, und vermischten sich mit den Wolcken: Als Arion, der zwar über den innigen Abschied seiner Freunde einige Bitterkeit im Herzen fühlte, sich aber mit dem nahen Anblicke seines Corinthens allen Unmuth vertrieb, auf das Oberdach des Schiffes hinauf stieg. Er satzte sich ohnweit von dem Orte, wo das goldene Geräthe lag, welches ihm der bezaubernde Ton seiner Leyer durch das fruchtbare Italien, und das angenehme Sicilien erworben hatte. Hier stämmete er sich auf seinen Arm, und betrachtete ein Stüke nach dem andern; Ringe, darinn Rubinen brannten, Saphire, die das klare Grüne des Meeres nachmahleten, wenn überher der blaue Himmel lächelt, oder den Schmuck, den Flora der jungen Erde umschürzet, wo der fette Klee, und die

braune Viol mit einander in die Wette spielen; theure Teppiche, Becher, darauf die Kunst, und die Reinigkeit des Goldes, einander die Wage hielten. Er betrachtete sonderlich einen von diesen, ein Werck des berühmten Alcons, dem Pallas selbst die Schläge des Hammers geführet. Orpheus stuhnd hier an der Schwelle des Avernus, der vor den bittern Blicken Plutons erzittert, er stuhnd da, wo das schwarze Schrecken des dunkeln Gehöltzes an den schleichenden Schlamm des Cocytus stößt, der sich durch wüsten Schilf neunmahl um das erschreckende Reich herumziehet. Die leichten Schatten flatterten um ihn herum. Man sah Verzweiflung auf seinem Gesichte sitzen, als er mit seiner Hand die Saiten rührte, welche den Tartarus bezwangen, und die Lieder erklingen ließ, welche Hertzen, die von Erbarmen nichts wissen, bewegeten, Lieder die das Gebelle des dreyköpfigten Cerberus zum Stillschweigen nöthigten, das Rasseln der Peinräder und der geschleppeten Ketten unterbrochen, bis in die innersten Klüfte des Erebus ergelleten, und das Felsen-Hertz des Höllen-Gottes erweicheten. Arion erinnerte sich, bey Anschauung dieser Reichthümer, derer, die sie ihm geschencket hatten. Habet Danck, sagte er, Meine Freunde, Meine Gönner. Doch auch ohne diese Zeichen würde sich euer Andencken bey mir niemahls verliehren. Ich werde stündlich euer Gedächtniß verehren. Ich weiß auch gewiß, Arion wird bey euch nicht vergessen werden, wenigstens wird sein Bild euch vorschweben, wann ihr bey dem Ton einer Laute eure gewohnte Reyhen for-

formieret, oder wann ihr an einen redlichen Freund sinnen wollet. Mit was vor Schmertzen mangle ich die Lust, die mir eure Liebe stündlich zu machen bemühet war. Ich würde ungerecht seyn, Meine Freunde, wenn ich ohne Ursache unsern Umgang getrennet hätte. Ich schien nicht standhaft zu seyn; aber ich mußte doch einmahl scheiden; bedencket, daß wir nicht immer einander umfangen konnten. Allein ich habe vergebliche Furcht. Ihr habet selbst, obgleich ungerne, die Nothwendigkeit meines Scheidens erkennt. Ihr werdet mich eben sowohl abwesend lieben, als anwesend. Ihr habet ja selbst meine Abreise besorget, selbst das Schiff angeordnet, selbst eure getreuesten und erfahrensten Knechte mir mitgegeben, die euch den baldigen Bericht bringen sollten, daß Arion vergnügt bey seinem Periander sey. Ach Periander, Mein König, Mein Freund, darf ich hoffen, daß mein Anblick dein grosses Hertz so rühren werde, als mein Abscheid es gethan hat? Hoffen, daß meine Laute noch fähig sey dich zu ermuntern, dein sorgenvolles Gemüthe zu erheitern, und zugleich die Schaar deiner Diener freudig zu machen? Die Ehrfurcht gegen dir allein machet, daß ich meine neue Geliebte habe verlassen können. Ich weiß, wie freundlich dein Begrüssen seyn wird, wie sorgfältig dein Fragen nach meinen Zufällen, seit dem du mich so ungerne aus deinen Armen weggelassen. Künftig widme ich mich gantz dir allein. Er ist der Anfang meines Glückes. ' ' '

Dieses sagte Arion, das aufrichtige Hertz, als ein Geschrey von vermischten Stimmen, ein na-

hes Gepolter von Fußschlägen, die Gefahr drohe-ten, ihm ein plötzliches Schrecken verursachten, es betaübte ihn ein Getöne von Degen, das dem glich, welches erhitzte Soldaten machen, die durch innerlichen Zorn und die Anrede eines klugen Führers angespornet, Wuth und Feuer von sich schnauben, wenn sie aus Unmuth über den Ver-zug des Treffens knirrschen, und die schweren Spiesse auf ihren ehrenen Schilden anschlagen. Er erstaunete, da er die Knechte, welche seine Freun-ihm zur Aufwart auserlesen hatten, tobend auf sich eindringen sah. Ihre Hände waren mit Mord-Gewehren bewaffnet, deren jedes ihm den nahen Tod drohete. Der allerschändlichste Geitz hatte sie verblendet, und ihr Hertz vergiftet. Ihr Vor-haben zwang ihnen eine finstere Röthe aus, ihre Gesichter schienen verwirret, da sie dessen ansich-tig wurden, den sie ermorden wollten. Aber es war zu späth, den Anschlag ohne Gefahr liegen zu lassen. Das vor Augen liegende Gold reitzte ihre Boßheit noch mehr. Izo hieng über seiner Scheitel der zitternde Stahl, der sein röthlichtes Haupt von dem Marmor-Halse wegreissen sollte; als Arion mit einem lauten Schrey rückwärts sprang, dem tödlichen Schlag auswich, und alle sein Ver-mögen nur für sein Leben anboth. Einmahl über das andre rufte er seine Freunde, ihre Herren, ihre Gutthäter, ihre Ernährer. Sie sahen ein-ander an, schlossen sich in einen Kreiß, zweifel-haftige Seitenblicke fielen aus ihren Augen gegen Arion. Ihr Hertz schlug ihnen in dem Busen, da zwey widerwärtige Begierden, Geitz und Furcht

ein-

einander bestürmeten. Der Schluß war dieser: Arion sollte sich von der Höhe des Schiffes hinunter in das Meer stürtzen. Was sollte er thun? Scharfe Mordeisen, die vor und hinter ihm blinketen, verschlossen weitern Bitten den Weg, und nöthigten ihn das Todes-Urtheil, das die Schiff-Knechte gefället hatten, ungesäumt an sich zu vollziehen. Er ergriff seine Harfe, seine beständige Begleiterinn, die Trösterinn in seinem Unglücke, küssend. Komm, sagte er, komm du Stiffterinn meiner vormahligen Freuden. Thue noch eines, komm, und hilff deinem Freunde auch den Tod versüssen. Und indem er selbige zwischen seinen Armen hält, tritt er den lezten Weg betrübet und langsam an, und stieg auf den Vörderschnabel am Schiffe. Hier sah er sich ängstlich nach der Gegend um, von welcher er gekommen, nach dem sichern Gestade, das er in einer unglückseligen Stunde verlassen, und sich dem gefährlichen Kiele anvertrauet, der ihn dem unversehenen Tode zuführete. Aber vergebens. Auf allen Seiten ist nichts als trauriges Schwartzes von Wolcken, die der Wind hinter dem Meere, das eine öde und unermeßliche Ebne schien, herfür jagte. Es grauete ihm vor den ungeheuren Gestalten, mit denen das Wasser auf der Fläche und in der Tiefe besetzet war. Entweder würde ihn der Meerwolf mit scharfgespitzten Zähnen, zwischen welchen die rothen Ueberbleibsel von dem letzten Raube noch stecketen, mitten entzwey sagen; oder eine gräuliche Schlange, die in rothe, grüne, und gelbe Schuppen verpantzert ist, deren Augen mit Blut und Gift

unter-

unterschossen sind, die ihren Schwantz durch das flache Meer als einen langen Stamm nachziehet, würde ihn in ihrem beinernen und mit Gift angefeuchteten Rachen zerquetschen. An seinem Rükken jagten ihm gräuliche und verrätherische Gesichter einen kalten Schweiß aus. Bis izo hatte er noch immer gehoffet, etwann ein Schiff von ferne zu erblicken, in welches er sich mit Schwimmen retten könnte; aber die Augen schossen vergebens hin und her; er sah nichts als den nahen Tod. Wie ein zartes Rehe, welches das erste mahl von seiner sorgfältigen Mutter, die ihm beständig zur Seite läufft, auf die Weide geführet wird, und durch ein plötzliches Rauschen der Disteln, die den Nachsehenden den Weg hindern, das einsmahlige Geschrey der auf den Raub erpichten Jäger, das Bellen der Hunde, das lermende Getöne des Jagdhorns schüchtern wird, und sich verirret; wenn es sich gantz allein und umzingelt siehet, und merket, daß es dem Verfolger selbst in die Hände gelauffen, ungewiß hin und her schiesset, blöket, sich wundert, daß seine Mutter so lange ausbleibet ihm zu helffen: Da indessen der gewisse Pfeil von einer starcken Hand ihm nach dem Hertzen eilet, und sein zartes Blut auf die Erde verschüttet. So verlassen stuhnd Arion auf dem hohen Vörderschnabel des Schiffes, mitten unter erboßten Mördern. Kurtz zuvor blühete noch die Jugend auf seinen Wangen, und die spiegelglatte Stirne, wo sich noch keine sorgenvolle Falte aufgeleget hatte, zeigte den Lentzen des Lebens an; aber izo saß die blasse Farbe des Todes auf seinem Gesichte. Die

weiche Lufft strich bey ihm vorbey, und belustigte sich das lezte mahl mit seinen Haaren, legte sie ihm bald auf die Brust, bald streuete sie selbige auf die Schultern, bald streckte sie dieselbigen in die Länge, und gerade hernach machte sie darinn eine wallende Bewegung, wie wenn ohngefehr ein Stein in die platte See fällt, augenblicklich um ihn herum cirkelförmige Wellen sich erheben, niedersincken, etwas entfehrnter sich wieder erhöhen, wieder verliehren, und bald in mehrerer Weite wieder da sind. Ein Gürtel hielt den Rest von seinem fliegenden Kleide fest, welches bis an die Schultern hinter sich gestreifet die Arme fast nakend ließ. Die Harfe stützete er fest an seine Brust, und fuhr mühsam mit einer schweren Hand über die scharfgezogenen Saiten, und ordnete die Töne an. Jene gehorsameten seinen Griffen.

Darauf hub er mit einem tiefen Seufzer seine Augen nach dem Himmel; und damahls fiengen die goldenen Dräte an sich zu beseelen, sie antworteten seufzend einander, hertzrührende Klagtöne schwelleten von ihnen auf. Er mischte seine klingende Stimme unter die Musick, die auf der zitternden Harfe herumschweifete, und rufte den Vater der Götter und der Menschen wehe klagend an, daß er die schwartze Greuelthat mit seinem allessehenden Auge betrachten, und einen gerechten Urtheilspruch abfassen sollte. Er rufte den Apollo an, dessen Saiten selbst die Götter zu Dienste stehen müssen, und dem er manch rauchendes Opfer auf seinen Altar geleget hatte. Und dich ruffete er an, Gerechte Nemesis, die verhütet, daß

die

die Boßheit nicht schon Himmel und Erden in das vorige Chaos zurückgestürtzet hat. Erschüttre dein schwartzes Gefieder, O Freundin der Unterdrückten, O Schrecken der Gottlosen! Fliege hernieder, und besichtige eine Lasterthat, dergleichen die Vorwelt nur selten gesehen hat; sie ist werth, daß deine Hand sich zur Straffe ausstrecke, werth, daß dein Schwerdt sich zur Rache wetze. Ich sterbe, verlassen, hülfloß, von denen, die mich so gerne retten würden, weggerissen, die Hand niedriger Sclaven tödet mich, und versencket mich in ein ewiges Vergessen. O Unbestand! Nur einige Augenblicke ändern meine Scene so erschrecklich! Nur wenige Minuten zurück; da floß noch volles Wohlseyn um mich her! Izo bin ich in der traurigen Nothwendigkeit mir meinen Lebensfaden durch meine eigene Hand zu zerreissen. O flüchtiges Glück! Hubest du mich darum so hoch, damit du mich desto tiefer fälletest? Gönnetest du mir darum so grosse Freude, damit mein Tod mir desto bitterer schmeckete? So hohe Gönner, damit verruchte Sclaven über mich den Stab brächen? Wie übel, Meine Freunde, O wie übel schlägt mir eure Gütigkeit aus! Ihr wolltet mir Diener geben, und ihr gabet mir Hencker; Begleiter, die mich besorgeten, aber was vor giftige Natern sind daraus erwachsen! Niemand ist auf Erde, der ein Zeuge dieser Frevelthat sey, der sie den künftigen Menschen zum Abscheue übergebe. Dich ruffe ich zum Zeugnisse, O Sonne, ob du dich gleich izo mit dicken Wolcken umhüllest, und meinen Untergang nicht beschauen willst. Künftig wer-

werde ich dein Licht nicht mehr genieſſen. Künftig giebſt du nicht mir die Freude, die du den Menſchen in ihr Hertz ſenckeſt. Mich wird bald eine ewige Dunckelheit begraben: Und du ſey ein Zeuge, O Mond, der du im fehrnen Weſten blaß ſteheſt. Euer Wagen fahre niemahls dieſen Ort vorbey, O Göttliche Geſtirne, daß ſich nicht das Andencken meines Unterganges bey euch erneuere. Meine Mörder ſehen euch niemahls an, daß ſie nicht ein Schauer ankomme, und ſie nicht ihres verborgenen Laſters wegen gepeinigt werden. Und du, O Meer, deſſen Wogen mich bald in den Abgrund verſchlingen werden; Und ihr Thiere der See, denen ich als ein unſchuldiges Opfer vorgeworffen werde, höret niemahls auf, ſie mit geheimen Biſſen zu quälen, ſo oft ſie ſich euch nähern werden. Erzehlet ihr den Menſchen einen Greuel der ſonſt auf immer wird verſchwiegen bleiben. Gehabe dich wohl, elender Vatter, der mich in einer unglückſeligen Stunde gebohren hat! Du wirſt deinen Sohn nicht mehr ſehen, deinen Troſt, der ſich aus deinen zitternden Armen mit Gewalt weggeriſſen. Wie wird dein graues Haupt ſich ängſtigen, wenn du hören muſt, daß er ein Opfer ſchwartzer Verrätherey, ein Raub gräulicher Thiere geworden! Wurdeſt du darum grau, O Unglückſeliger, damit dein Elend recht groß würde? O träfe ich dich jetzo ſchon in den finſtern Gängen an, die ich bald betreten werde, damit ein ſchreckender Trauerbothe dich nicht mit Grämen und Verzweifeln ins Grab drückete! Lebe wohl, Groſſer Gönner, die Götter laſſen deinen Namen

in

in Corinth lange leben! Lebet wohl, O Freunde, die mir der Himmel gegönnet hat! Ich verlasse euch; aber wie bitter wird mir das Scheiden! Nimmermehr wird mir vergönnet werden, eure Freude mit zugenieſſen. Nimmermehr mit euch zu schertzen, mich bey euch zu entladen. Würde mir nur noch einmahl erlaubet euch zu sehen, euch anzureden, nur noch ein einziges mahl euch meinen Kummer zu klagen: Ich würde alsdann gerne wieder zurücke kehren; alsdann würde ich mich freudiger dem Tod übergeben. Aber eine unermeßliche Kluft scheidet mich von euch. Gebet doch Achtung, O Freunde, wenn diese Uebelthäter zu euch kommen; alles an ihnen wird euch von Arion reden; ihre Hände, Augen, Blicke, alles wird euch ihre Mordthat verrathen. Gehabe dich wohl! Schönes Corinth! Gehabet euch wohl ihr geheimen Sommergänge, die ihr mich so oft einsam gehöret, wenn mein Mund Ehrfurchtsvoll einen Gott oder eine Göttin besungen hat. Ihr kühlen Gründe, ihr stillen Wälder, ihr Triften, wo mich die aufgehende Sonne stets gefunden, und da sie mir täglich den letzten Blick gegeben hat, und da ich so oft ihren Untergang mit meiner Stimme begleitet habe! Ich werde nimmermehr die warmen Lüfte fühlen, die euch durchhauchen. Ihr werdet mich nimmermehr sehen, ausgenommen wenn mein Schatten bey euch herum irren wird, mit ängstlichen Seufzern die Menschen zu erschrecken, und die Götter zur Rache zu zwingen. Mir ist schon, ich sehe das untere Reich, da eine stete Dämmerung herrschet, woselbst der

Mittag die Dunckelheit nicht einmahl vertreiben kan. Ich sehe schon die schwartzen Klüfte, die ein immerwährendes Schrecken und Verzweiflen anfüllet; den Schwarm unseliger Geister, die sich ächzend um das Gestade herum drängen, und denen ein hartes Schicksal den Durchgang in das selige Reich versperret. Ich rieche schon den schweflichten Duft des Cocytus; Ich höre schon von fehrnen das höllische Getümmel. Ein Brausen fällt mir für die Ohren; ein plötzlicher Nebel drehet alles vor mir um; ein Schauer durchfährt mich; die Glieder fangen an zu beben; und das Blut wird mir in den Adern kalt.

Er sagte dieses und die Rede erstarb in seinem Munde. Er sah sich noch einmahl erblasset um, und hieng mit dem Leibe über dem schwartzen Abgrund, wo gräßliche Thiere schon gegen ihn die Zähne blöketen, schlüpfte mit den Füssen aus, und eilete mit schnellem Falle dem Tode zu. Dreymahl wiederholte seine Laute den lezten Schlag noch in dem Falle mit Seufzen; da der erste Ton sich schon längst in die Luft verlohren hatte. Die Meervögel unterbrachen ihren Flug; andere kamen vom fernen Lande her; und da sie das Ende seines Gesanges ausgewartet hatten, eilten sie mit klagendem Geschrey weg, damit sie seinen Untergang nicht ansehen müßten. Philomela wurde ihrer Wunde wiederum inne, die sie damahls schmertzte, als die harte Faust des Weidmanns ihr die nackete Zucht weggeraubet; da sie bey dicker Nacht auf einsamen

Zweigen sitzend erbärmliche Seufzer herfür gluchsete, mit Grämen sich abkränckete, und den finstern Wald mit Klagen erfüllete. Ja es ist ein Gerüchte, daß selbst einigen von den Uebelthätern das Hertz bey Arions Klagen gewancket habe; aber Morfus, den ein unsinniger Geitz mehr als Felsenhart gemachet, und der alle Spuren der Menschheit in sich ertödet hatte, fiel mit thierischem Gebrülle auf ihn ein, und hub das Eisen zu einem schnellen Schlage empor, und damahls stürtzte sich Arion mit schwerem Falle in den Tod.

Kaum hatte das oberste Wasser ihn berühret, als etwas sich unter ihm regete, ihn empor hub, und schnell durch die See wegführete. Arion ermunterte sich, und raffete seine Kräfte zusammen, da er sich auf dem breiten Rücken eines schuppichten Delphins erblickete, der ihn allbereits aus dem Gesichte seiner Verräther weggetragen hatte. Sein Klagelied führete dieses edle Thier aus der Tiefe hervor, es schwamm nächst an dem vördern Theile des Schiffes, bald deckete es sich mit leichten Wellen, bald ragete sein hoher Leib gantz empor; es war unmuthig, daß Arion sich so lange grämete, und erwartete den Fall, damit es ihn aus der Hand der Mörder davon trüge. Jetzund legte es seinen runden Kopf für sich auf die Wellen, und stieß sie rauschend von einander, seine Floßfedern schlugen auf beyden Seiten mit Macht in die See, sein mächtiger Leib stieß sich fort, mit dem breiten Schweife regierte es den geschwinden Lauf nach dem

dem Lande, und ließ hinter sich einen langen Strich in der See; indem es stets die klaren Augenwirbel nach der Seite trieb, und um seine theure Bürde bekümmert war.

Arion schmiegte sich fest an dessen schlüpfrigen Rücken, das Finstere, welches sein Gesicht verunzieret hatte, verzog sich, seine Haare rollten sich nach der Nässe wieder in Circkel, er wurde neu belebet, und fuhr munter auf dem hohen Delphin daher; von welchem er rund um sich her die gläserne See besah, die sich als einen Spiegel flächte, und das blaue Himmelsgewölbe, den gehörnten Mond, die thauenden Abendwolcken mit wiederschlagendem Lichte spielend darlegte. Die murmlenden Saiten schienen mißvergnügt, daß er so lange verzog seine Erlösung zu besingen. Er gehorsamete ihrem Vermahnen, und legete sich mit Ernst auf seine Harfe, und besang nochmahlen mit gedämpften Tönen das schändliche Vornehmen seiner Verräther. Die schwirrenden Saiten bezeugeten einen Abscheu, und die Töne, die sich klagend in die Höhe zwangen, blieben schwebend liegen, da er seine lezten Wünsche wiederholete. Bald fährt er mit leichtem Weben über die Saiten, wie Winde welche über das wallende Gras hinschlüpfen; bald eilen beyde Hände beschäftiget hin und her, und schlagen oben und unten an die gespanneten Därme, geschwinder als ihnen das Auge nachfolgen konnte:

Die Töne laufen auf, und fallen plötzlich nieder,
Und kräuseln sich im Lauf, und strecken sich dann wieder,
Und werden rasch, und geil, und schnellen, springen, jauchzen;

da er sein neues Leben begrüßte, und den untern Delphin prieß, der ihn von den Höllenpforten zurück getragen hatte. Dieser hörete es, und gab nach seiner Art ein grosses Vergnügen zu erkennen. Die Augen flogen ihm unbeständig herum, sein grosses Haupt hub sich hoch empor, so daß das Wasser nur den weissen Hals berührte, und dann neben hinunter glitschte. Der starcke Schweif rollte sich, und das Wasser, welches aus beyden Naselöchern herfür sprudelte, trieb seine Bogen noch einmahl so hoch.

Arions Stimme trug sich über die ebene See weg, drang selbst die Wellen durch, und machte die Geschöpfe rege, welche in fremdem Meere wohneten, Delphinen, Meerpferde, Thiere die keinen Nahmen haben, welche die Sonne selten vorhin gesehen hatte. Ein blauer Schwarm stieg nach dem andern aus der Tiefe herfür, sie schossen gleich geschwinde heran, sie schienen von Ferne wie wohl ausgerüstete Schiffe, die in gerade Linien hingestellet das Treffen erwarten. Sie flogen wie der Wind, sie waren schon da; ein Hauffen der kaum zu übersehen war, und dennoch war nichts zu hören, als ein sanftes Geräusche von der See, welche sie mit ihren Leibern zerschnitten. Sie athmeten kaum, damit ihnen nicht ein Ton von der Göttlichen Harmonie entgienge. Man würde gesagt haben, da die Wallfische aller Orten aus ihren Grüften hervorkamen, Neptum jagete etwa mit seinem Muschelwagen, der wenn er von den Vogelschnellen Pferden gezogen wird, mit

den ehrenen Achsen nicht einmahl das Wasser berühret, durch die Fläche hin, und die Meerthiere wären da, ihrem Herren den Gehorsam zu bezeigen.

Der wallende Ton arbeitete sich durch bis zu den gläsernen Zimmern, in welchen die Meergötter ihre feuchten Wohnungen haben; diese erstauneten einsmahls, recketen ihre Ohren nach dem Klange hin, indem sie eine Musick bewunderten, die selbst reitzender war, als der muthwilligen Najaden, wenn diese bey kühlem Abend einander singend in der Fluth herum jagen, und den Triton, den Glaucus, und die übrigen muntern Meergötter, die in dem nahen Schilf auf sie lauren, heranlocken. Unter diesen strecketen einige ihre Häupter über die höchsten Wellen hervor; sie erblicketen den reitenden Arion, und strichen geschwind ihr tröpflend Haar für den Ohren weg. Alsbald sind Nesäe, Spio, Lycorias, samt der übrigen Schaar ihrer Freundinnen auch da. Sie lächelten, und wurden roth da sie sich übertroffen sahen. Sie schwammen in einem Circkel um Arion herum. Mit einer reitzenden Unachtsamkeit flatterten ihre güldene Locken auf der nacketen Brust her, die man zwischen denselben mit einer hohen Rosenfarbe frisch aufsteigen sah. Die gantze Gesellschaft begleitete den Arion, sonderlich die neue Farth zu betrachten, dergleichen ihr Reich niemahls gesehen hatte. Nicht anderst als ehemahls das unwissende Volck einem hitzigen Thessalier starr nachsah; wenn er mit scharfen Spornen den

schäumenden Gaul ritzte, der den Peneus mit Rennen überholt, mit klappenden Huffen den schwindenden Grund erschüttert, und schnell dem Aug entweicht.

Die Götter, welche auf den leichten Wolken herum schweben, und mit stets wachendem Auge die Thaten der Menschen beschauen, sehen sonst mit Vergnügen von den ewigen Mauren des Himmels herunter, wenn Zephyr mit heischholem Odem die Wellen kräuselt, wie etwann hier sich eine regelmässige Stadt an das Meer gepflantzet hat, dort ein hoher Port die ungeheure See einzudämmen suchet, und seinen wütenden Wogen zu trotzen scheinet, oder wie ein kühner Mast von einem Welttheile in den andern hineilet. Izo hatten sie den treulosen Anschlag der Schiffer gehöret. Arions Klagen hatten sie gerühret. Sie wollten nicht, daß er der Boßheit aufgeopfert würde. Sie wollten ihn unversehrt nach Corinth bringen, und dem König seinem Freunde in die Arme liefern, bevor die Schiffsleute seine Verräther daselbst an Bord kämen; damit diese Lasterhafte mit peinlichen Strafen gezüchtiget würden.

Nunmehr fuhr Arion schnell dem Lande zu. Er empfand schon die gewohnte Luft, er sah schon von weitem die spitzen Thürme, die über Corinth herfür rageten, wie etwann eine schwanke Aehre aus dem gelben Haufen ihr Haupt noch einmahl höher als die andern empor recket, das hohe Schloß, die abgetheilten Aecker, die braunen Wälder, die der Berge Rücken umhüllen,

ten, Flüsse welche die vollen Felder umfaßten, und bald gerade, bald geschlancke, vorsich, hindersich, izo breit, dann schmal, unordentlich. lieblich sich umherziehen, als wie eine blaue Ader durch rothen und gelben Marmel ungewiß herumirret. Er entdeckte die ihm geheimen Buchen, prächtige Landhäuser, das Gestade, wo er mit Sorgen entlassen worden. Echo fieng schon an, ihm klingend aus dem nahen Felsen zu antworten, Echo die er so oft ermüdet hatte, wenn er das krumme Thal mit dem Namen seiner frischen Licoris erfüllet hatte.

Neue Fabeln.

I. Der ruhmsüchtige Bär.

EIn auf den Ruhm erpichter Bär
Kam bey sich selbst auf die Gedancken,
Die Nachwelt würd es ihm verdancken,
Vernähme sie, wie groß er einst gewesen wär.
Er sprach darüber seine Jungen,
Ich sehe, sagt er, mich gezwungen,
Daß ich den grossen Cörper messe,
Damit ich dessen seltne Grösse
Der Nachwelt so vor Augen lege,
Daß sie es deutlich fassen möge.
Ihm fielen gleich die Jungen bey
Und schwuren: Ja, bey unsrer Treu,
Wir sahen auch schon viele Bären;
Jedoch, es wird noch lange währen,
Eh daß in unserm Königreiche
Sich einer dir an Grösse gleiche.
Darum so sey darauf beflissen,
Daß es die späten Enckel wissen.

Der Alte dacht jetzt allgemach
Dem edlen Unternehmen nach,
Und rief, als ers zuletzt erfunden,
Indem die Kinder um ihn stuhnden:
Fürwahr es haben Kunst und Witz
In meinem Cörper ihren Sitz!
Gleich leget er sich in den Schnee,
Er streckt die Pfoten in die Höh,
Und heißt die Kleinen auf ihn tretten;
Dann sagt er: Izo will ich wetten,
So sieht man Haut, so sieht man Haar,
Zusammt der Grösse sonnenklar.
Kein Fürst hat noch in seinem Schild
Von einem Bär ein schöner Bild.
Ein jeder von den Jungen preist
Des alten Bären scharfen Geist,
Indem sie Bild und Gegenbild betrachten,
Und es des Urbilds würdig achten.
Ein jeder sprach: Es ist gerathen,
Fürwahr der Alte hats errathen.
Sie dachten nicht (ein Bär denckt nicht so weit,)
Daß dieses Meisterstück trotz seiner Würde,
Trotz aller seiner Aehnlichkeit,
Im nächsten Schnee versincken würde.
Es schneyte nicht sobald, als es verschwand;
Witz, Kunst und Arbeit war vergebens angewandt.

II. Die Wachteln.

Ein unzehlbares Wachtelnheer
Befand sich allbereit am Strande,
Und zielte stündlich über Meer
Nach jenem weitentlegnen Lande.
Eh sie die Reise unternahmen
Verschlückten sie den Bilsensamen,
Wenn sie die Artzeney genommen,
Von ihrer Fettigkeit zu kommen;
Dieweil des Fettes schwere Bürde
Sie sonst am Streichen hindern würde.
Doch hörte man die Jungen zancken,
Die einen sagten: Wir erkrancken,
Wenn wir so viele Tage fasten.
Die andern sprachen: Auszurasten,
Ist auf dem unbegräntzten Meer
Kein Aufenthalt für unser Heer.
Zudem ist unser schwacher Flug
Vom Untergange Vorboths gnug.
Die Alten sprachen: Sorget nicht,
Es dienet euch zum Unterricht,
Daß wir nicht eh von Lande gehen,
Biß daß die guten Winde wehen.
Auch finden wir bey Sturm und Wetter
Im Meer an allen Orten Blätter,
Auf welche sich die Müden setzen,
Und dieses sonder sich zu netzen.
Es ist uns noch ihr lieben Jungen,
Auf allen Reisen wohl gelungen.
Die kluge Rede fand Gehör,
Sie machten sich gefaßt zur Reise
Und thaten nach der Aeltern Weise.
Izt gieng der Zug hoch über Meer,
Und sie erfuhren gleich den Alten
Daß Jupiter die gantze Schaar
Vor augenscheinlicher Gefahr
Durch seinen weisen Schutz erhalten.

III.

Die Meise und der Sperling.

Es hatte die behertzte Meise
Das warme Jahr durch ihre Speise
Nach eignem Wünschen und Verlangen
Vollauf und ohne Müh empfangen.
Bald fieng der Nordwind an zu rasen,
Es wurde durch sein kaltes Blasen
Des Berges Gipfel silberweiß,
Der Bach, der Teich, der Fluß zu Eiß,
Das Feld als Stein, und durch die Kälte
Sah man in vielen Bäumen Spälte.
Ey Vogel, nimmst du so verlieb
Mit der mit Eiß gewürtzten Speise?
So sprach der kleine Saatedieb,
Der Sperling, zu der muntern Meise.
Ich fürchte sehr, du müssest sterben,
Und durch der Kälte Grimm verderben.
Was hilft dich izt dein stetes Springen,
Dein Hüpfen, Fliegen, und dein Singen,
Dein Zizipa, dein Zizipa?
Sing eh: O weh! mein End ist nah!
Sieh doch!, wie hab ich es so gut,
Ich zeuge täglich frisches Blut;
Von Ueberfluß an Speltz und Gersten
Mögt ich, du siehst es selbst, zerbersten.
Die aufgeweckte Meise spricht:
Der Meisen Stamm vergehet nicht,
So lang im Boden Würmer leben,
Und Mücken in den Lüften schweben.
Mein Freund, es wär ein gleiches Wunder,
Gieng ein Geschlecht, mein oder deines, unter.
Nein! Wer nichts nach dem Morgen fragt,
Der lebt vergnügt, und unverzagt.
Der holde Lentz mit seinen Schätzen
Wird meinen Mangel schon ersetzen.
Ich singe schon, als wär er da,
Mein Zizipa, mein Zizipa.

IV.

Die Lerche und der Storch.

Nachdem die Lerch der Berge Spitze
Mit ihrer holden Stimm erfüllt,
Erfieht sie sich zu ihrem Sitze
Ein Feld, wo Thau auf Blumen quillt.
Sie sencket sich der Erden zu,
Doch einsmahls störet ihre Ruh
Ein Storch, der dort spatzieren gieng,
Und Froschen oder Bienen fieng.
Bist du es, sprach der Storch zur Lerche.
Ein Hertz gefaßt! du weist die Störche
Verschlingen kein gefiedert Thier,
Drum traue mir, und bleibe hier.
Für dich sind Störche keine Fremden;
Dich soll denn meine Gegenwart
O liebste Lerche, nicht befremden.
Was Federn hat, ist einer Art.
So recht, erwiederte die Lerche
Mein Leib ist viel zu klein für Störche,
Doch sind die Froschen fast so klein,
Und schlingst du sie so schnell hinein.
Was mehr ist, frissest du ja Bienen,
Die Meisen sonst zur Speise dienen.
Nein, nein, dein blutgefärbter Schnabel
Lehrt mich es seye keine Fabel,
Daß du der Schlangen Meister seyst.
Ey vivant, ruft sie, meine Flügel!
Und fliegt auf einen fernen Hügel.

E N D E.

Critische

Untersuchung,

Wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne.

Critische Untersuchung,

Wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne.

Ein junger, noch ungezogener Schüler der Gottschedischen Weltweisheit, der sich J. A. K. nennet, hat in einer von denen gewohnten Uebungsstunden, die unter der Aufsicht des Hrn. Prof. **Gottscheds** gehalten werden, zur Materie einer Ausarbeitung die critische Frage bekommen: **Wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne?** Und weil diese Frage zu erörtern für einen angehenden Schüler allzuschwer gefallen wäre, um so viel mehr, da dasjenige Lehrbuch, dessen sich die Schüler des Hrn. Professors bedienen, nemlich die **Critische Dichtkunst für die Deutschen**, hierüber gar keinen gründlichen Entscheid giebt; so hat man ihm aus dem Schrancke der Librorum prohibitorum Hrn. **Breitingers Critische Dichtkunst** und Hrn. **Alex. Gottlieb Baumgartens** *Meditationes philosophicas*, aber diese leztern nur in einem deutschen Auszuge zu einer Anleitung mit nach Hause gegeben, mit beygefügter ernstlicher Warnung, daß er sich gegen die Heterodoxie des

Breitingerschen Buches wohl verwahre, und alles nach der Glaubens-Analogie der Gottschedischen Schule fleissig prüffe. Es hat auch dieser J. A. K. seine Sache so wohl ausgeführet, daß Hr. Prof. **Gottsched** diese Ausarbeitung seines Schülers vor würdig geachtet, sie dem XXXsten Stücke seiner **Crit. Beyträge** Art. V. zu einverleiben. Ich habe gesagt, daß J. A. K. noch ein junger und ungezogener Mensch sey; denn ob er mir gleich weiter nicht als aus diesem critischen Versuche bekannt ist, so glaube ich gleichwohl nicht ohne die gröste Wahrscheinlichkeit von ihm, daß er die Kinderschuhe noch nicht völlig zertreten habe. Diese Schrift giebt es uns auf allen Blättern zu erkennen, insonderheit finden wir auf der 259sten S. ein rechtes Muster eines kindischen und ungezogenen Wesens: „ Epicurus behauptete, daß der „ Leib der Götter nur quasi corpus, und ihr Blut „ nur quasi sanguis; oder nur ein ätherischer Leib „ und ein ätherisches Blut sey, wie sich Hr. Bodmer von den Miltonischen Engeln zwar dunckler, aber desto gelehrter ausdrückt.

„Ey, das ist schön,
„Der Teufel selbst kans nicht verstehn!„

Und bald hernach: „ Meine Wärterinnen, wenn „ ich etwa vor dem Hause mit einer kleinen Stange nach der Luft stieß, warnten mich recht andächtig: ich solte bey Leibe nicht in die Höhe „ stossen; ich könnte die lieben Engellein todtstechen. ꝛc. „ Oder wer hat jemals dergleichen grobe, witzlose Schertze bey einem wohlaezogenen Scribenten, der allbereit unter der Nase trucken war,

war, gelesen? Ich habe fehrner gesagt, daß J. A. K. ein angehender Schüler der deutschen Weltweißheit sey. Man wird hiervon aus meiner folgenden Abhandlung genug überzeuget werden, jezo will ich zum vorläuftigen Beweise dessen nur die Stelle Bl. 260. anführen, wo es heißt: „ Wir „ wissen aus der Sittenlehre, daß unsre gantze „ Erkenntniß ihren Ursprung von den Sinnen neh„ me. Die Erfahrung lehret, wie leicht es ge„ schehen sey, daß der Gegenstand, welcher un„ sere Sinnen berühren soll, zu weit von ihnen ab„ stehe, daß sich entweder ein gantz undeutliches „ Bild von ihnen in der Seele abdrücket; oder „ gar von einem allzueilfertigen Urtheile ein Irr„ thum geboren wird. Die Einbildungskraft sezt „ Bilder und Begriffe zusammen, welche sich „ nicht auf einander reimen, es geschehe nun von „ uns oder von andern.„ Ein Abecedarius in der Weltweisheit weiß, daß so viel als zwo Quellen unsrer Erkenntniß sind, nemlich die Erfahrung und die Vernunft; und dieses zwar weiß er nicht aus der Sittenlehre, sondern schon aus der Vernunftlehre und der Erfahrung: Eben diese Vernunftlehre giebt uns auch gantz andern Unterricht von dem Irrthum der aus dem Betrug der Sinnen entstehet. Und welcher Mensch weiß, wie er die lezten worte, **es geschehe nun von uns oder von andern**, reimen oder verstehen sol? Ich habe endlich gesagt, daß dem J. A. K. zu dieser Arbeit die Breitingersche Dichtkunst behülflich gewesen sey: dieß zeiget sich aus der Vergleichung des VIten und IXten Abschnitts derselben, mit die-

ser Schrift, in welcher J. A. K. kaum ein Exempel anführen kan, das er nicht bey jenem gefunden hat: Wiewohl er die Gedancken des Schweizers über diese Frage so lange verdrehet und verhudelt, bis sie ihm gantz eigen geworden, und er endlich aus denselben den Schweitzer selbst nach seiner Art hat widerlegen können. Es will sich zwar fast der Mühe nicht lohnen, diesem Schüler sein Exercitium zu corrigieren, und ich hätte es würcklich unterlassen, wann nicht Hr. Prof. Gottsched dasselbe in seinen Schutz genommen, und ihm von dem Ueberfluß seines Ansehens einen wichtigrn Zusatz gegeben hätte: „ Denn von einem „ ehrlichen Dünnehaupt wird man nicht so leicht „ die Verführung junger Leute zu besorgen haben. „ Wie leicht ist es hingegen nicht, sich in die „ Fehler eines Mannes zu verlieben, von dem wir „ nichts als eine Anpreisung lauter Schönheiten „ gehöret haben? „ Nach der Anmerckung eines von den Greifswaldischen Gesellschaftern Bl. 193. des ersten Bandes.

J. A. K. kömmt nach einer mühesamen und recht schülerhaften Vorbereitung zulezt auf der 260sten Seite auf die Erklärung des Wahnes, die er seiner Erörterung zum Grund legt; und diese Erklärung kömmt doch noch welsch genug heraus: „ Der Wahn ist eine ungewisse Erkennt„ niß von einem Dinge, die aber doch von seinem „ Besitzer für gewiß und untrüglich gehalten wird. „ Wir erkennen leicht, wie weit er von der Mey„ nung unterscheiden sey: Bey einer Meynung „ läßt man es dahin gestellt seyn, ob sie wahr

„ oder

„ oder irrig sey; welches sich bey dem Wahne „ gantz anders verhält.„ J. A. K. redet in dieser Erklärung von einem Besitzer des Wahnes; also wird nach ihm der Wahn auch inter dominia rerum oder zu dem Eigenthum zu rechnen seyn: da man sonst bisdahin geglaubt hat, daß man von dem Wahne eher könne besessen werden. Er sagt, der Wahn sey die Erkenntniß von einem Dinge, die für gewiß und untrüglich gehalten werde, und doch ungewiß sey; nemlich nicht in Ansehung dessen, der sie für wahr und untrüglich hält, denn so müßte dieser einerley Erkenntniß zugleich für gewiß und ungewiß halten: sondern in Ansehung der Erkenntniß eines andern. Folglich will diese Erklärung so viel sagen: der Wahn sey, wenn ich z. E. für wahr und untrüglich halte, was ein anderer ungewiß erkennt, oder nicht weiß, ob es wahr oder falsch sey. Allein so lang ein anderer selbst ungewiß ist, ob etwas wahr oder falsch sey, wie kan er meine Meynung für einen Wahn halten? Der Wahn hat allezeit eine Beziehung auf eine andere gründlichere Einsicht und Erkenntniß, ohne dieselbe könnte niemahls kein Wahn entdeckt werden. Sehet welche Ungewißheit und Verwirrung! Wer die stoltze Vorbereitung und die prahlerhafte Erzehlung, wie er auf die Entdeckung dieser Erklärung gekommen, lieset, dem muß das Parturiunt montes, nascetur ridiculus Mus in den Sinn kommen. Es stehet aber J. A. K. bey dieser unglücklichen Entdeckung nicht stille, sondern er waget sich ferner den Unterscheid zwischen dem Wahne und einer Meynung anzuzei-

gen. Er sagt: „ Bey einer Meynung läßt man „ es dahin gestellt seyn, ob sie wahr oder irrig „ sey, welches sich bey dem Wahne gantz anders „ verhält. „ Hiemit wäre nach J. A. K. eine Meynung **eine ungewisse Erkenntniß, es sey, daß der Besitzer derselben sie für wahr oder irrig hält.** Seine Meynung von etwas geben, ist folglich, etwas daher sagen, von dem ich ungewiß bin, ob es möchte wahr oder irrig seyn, welches ich auch dahin gestellt seyn lasse: da doch nach dem gemeinen Gebrauche dieses Worts, derjenige, der seine Meynung über etwas erkläret, sagt, was er für wahr, gut und nützlich halte; etwas gut heisset oder verwirft.

Da der grosse deutsche Weltweise dieses finstere Galimathias selbst vor etwas wohl ersonnenes halten muß: so will ich ihn und seinen Schüler, wo möglich, aus ihrer Verwirrung auf ordentlichere Gedancken führen. Ein **Irrthum** ist, wenn einer etwas, das an sich selbst betrachtet, wahr ist, für falsch, oder das an sich selbst betrachtet falsch ist, für wahr hält. So lange einer etwas für wahr ansiehet, so kan er sich dasselbe unmöglich zugleich als falsch vorstellen; und so lange er etwas für falsch ansiehet, so wird er sich dasselbe unmöglich als wahr vorstellen können. Der Irrthum wird demnach allemahl durch eine gründlichere Erkenntniß des Wahren oder des Falschen entdeckt und vertrieben. Ein **Wahn** ist, wenn einer dasjenige, was an sich selbst betrachtet ungewiß ist, für gewiß hält. **Ungewiß** nenne ich, was noch zur Zeit nicht genugsam erwiesen ist, oder

erwiesen werden kan. Und was ungewiß ist, kan demnach bey dem Zuwachs eines mehrern Lichts der Erkenntniß wahr, oder falsch und irrig befunden werden. Befindet man bey genauerer Einsicht und Untersuchung einer Sache, daß der vorgefaßte Wahn von derselben ohnbegründet und darum irrig und falsch ist, so sagt man mit Recht, das sey bisdahin ein **irriger Wahn** gewesen, weil sich nemlich iezund offenbar zeiget, daß der Wahn, den man von einer Sache gefasset hatte, Irrthum ist. Befindet sich aber in der Untersuchung das Gegentheil, nemlich daß der Wahn, den man von einer Sache gehabt, würcklich nicht ohne zureichenden Grund, folglich gewiß und wahr ist, so nennet man ihn schlechtweg einen **Wahn**, weil man dasjenige bisdahin ohne genugsamen Grund für wahr und gewiß gehalten, was zwar als wahr befunden wird; das man aber nichts destoweniger auch für wahr gehalten hätte, wenn es gleich in der nähern Untersuchung als falsch wäre befunden worden. Der Wahn entspringet hiemit aus einem übereilten Urtheil von Sachen, die man nicht genugsam untersucht und geprüffet hat, deren Wahrheit oder Falschheit man nicht erkennet, da man den Schein für das Wesen nimmt, und wo man vernünftiger Weise sein Urtheil zurückhalten sollte. Eine **Meynung** ist endlich, wenn man in zweifelhaften Sachen und Fällen nach gewissen Wahrscheinlichkeiten etwas als sicherer, besser und nützlicher bey sich fest setzet: Wo diese Wahrscheinlichkeiten, nach welchen sich unsre Meynungen richten, fehl schlagen oder nicht eintreffen, da kan unsre Meynung

Man vergleiche nun mit diesen Sätzen und Erklärungen, was J. A. K. sonderlich Bl. 263. von dem **wahren Wahne** für neue Entdeckungen gemachet haben will, und sehe, wie übel es in diesem Kopf muß aufgeräumt seyn, und wie zuversichtlich dieser arme Stümper die Sprache der grösten Erfinder in dem Munde führet, und sich kaum enthalten kan, überlaut auszuruffen, εὑρηκα, εὑρηκα! Von diesem **wahren Wahne** sagt er: „ Es klingt etwas fremde: allein ich bin dadurch „ darauf gebracht worden, weil man in dem ge„ meinen Leben immer noch das Beywort **falsch** „ bey dem Wahne gebraucht, wenn man willens „ ist, eine irrige und unrichtige Erkenntniß anzu„ deuten. Es könnte vielleicht seyn, daß dieß „ Wort vor Zeiten zu den mittlern Wörtern „ gehöret, und eben so wohl eine gute als böse „ Bedeutung gehabt; welche aber hernach verlo„ ren gegangen. Der gute Geschmack würde zu „ dieser Art des Wahnes füglich können gerech„ net werden. Doch es mag dieses einer reifern „ Ueberlegung heimgestellet seyn. „ Eine gantz unerhörte Entdeckung des **wahren Wahnes**! Denn da es einen falschen und irrigen Wahn giebt, so kan es ja nicht anders seyn, es muß auch einen **wahren** Wahn geben. Trefflich wohl geschlossen! Und das Wörtgen **Wahn** muß vor Zeiten eine gute Bedeutung gehabt haben, es wird nemlich entweder eine gründliche Erkenntniß des Wahren und des Falschen bedeutet haben, oder man mag vor Zeiten ein übereiltes Urtheil ohne Untersuchung für was gutes angesehen haben. Neben

dem

dem haben wir hier ein aufrichtiges Bekenntniß von einem qualificierten Oberdeutschen aus der Gottschedischen Schule selbst, was von dem guten Geschmack dieser Schule zu halten sey, nemlich daß er ein blindes Glück und Ungefehr im Urtheilen von dem Schönen und Häßlichen einer Schrift, ein blosser Wahn, der ohne Verstand und Einsicht öfters das Gute und Schöne gutheisset, aber eben so wenig weiß, warum er etwas gutheisset, als warum er etwas verwirfft; hiemit ein blindes Loos sey, welches, wenn es von ungefehr richtig eintrift, einen eben so guten Geschmack haben muß, als der Hr. Prof. Gottsched selbst. Sollte man nicht einen solchen unwissenden Stöltzling zuvor noch in die Schule verweisen, um in seinem Compendio logico erst noch recht zu lernen, was opinio, was opinio vera & falsa wäre, ehe man ihm gestatten würde, als ein Lehrer und Kunstrichter aufzutreten, und sich anzustellen, als ob er neue Wahrheiten entdecken wolle.

Noch mehr aber verräth J. A. K. seine Unwissenheit, wenn er auf der 262. Seite bey Anlaß der Eintheilung des Wahns in seine Classen, in den **unmöglichen**, **unwahrscheinlichen**, und **wahrscheinlichen**, den **Wahn** mit den **Erdichtungen** vermenget, und was Hr. **Baumgarten**, u. Hr. **Breitinger** Bl. 135. seiner **Dichtk.** von diesen gesagt haben, ohne Unterscheid auf jenen zeuhen will. Jedermann verstehet, was eine **mögliche**, eine **wahrscheinliche**, eine **wahre**; was im gegentheil eine **unmögliche**, eine **unwahrscheinliche**, eine **falsche Erdichtung** sey: Eine Erdichtung ist nem-

nemlich, wenn wir durch eine willkührliche Zusammensetzung der Bilder neue Vorstellungen erschaffen: Diese Zusammensetzung ist entweder schlechterdings **unmöglich**, wo man solche getrennte Bilder zusammenordnet, die einander widersprechen, und mit einander wesentlich streiten; die darum Herr **Baumgarten Utopische Erdichtungen** genennet hat, weil sie in keinem möglichen Zusammenhange der Dinge Platz haben können, ja nicht einmahl können gedacht werden. Oder die Zusammensetzung der Erdichtung ist **möglich**; Alles was möglich ist, hat schon einige Wahrscheinlichkeit, und gehöret entweder zu dem gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge, oder zu einem andern möglichen Zusammenhang. Ist das erdichtete Mögliche in der gegenwärtigen Welt möglich, so ist es eben darum, weil es ohne Widerspruch in dieser Welt würcklich seyn könnte, **wahr**: Ist es aber in einer andern Welt möglich, so ist es eben darum, weil es nicht unmöglich ist, und doch mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nicht völlig übereinstimmet, **wahrscheinlich**, oder eine **heterocosmische Erdichtung**. Zu einer **Erdichtung** wird demnach überhaupt nicht mehr erfordert, als daß sie möglich sey: Der Erdichtung stehet nicht die Wahrheit, sondern das Unmögliche entgegen; denn die Wahrheit oder das Wirckliche gehöret mit dem Möglichen unter ein Geschlecht. Aber der **Wahn** wird einer sichern und begründten Erkenntniß des Wahren und Falschen entgegen gesetzet: Der Wahn gehet nicht bloß auf die Möglichkeit der Dinge, sondern er wird erkennt und

entde-

entdecket, wenn man gründlich zeigen und erweisen kan, daß dasjenige, was man bisdahin unbegründter Weise vor wahr gehalten, im Grunde entweder wahr oder falsch sey. Wie ist es denn möglich, daß man Sachen, die in ihrer Natur so sehr von einander unterschieden sind, mit einander vermischet, und der einen diejenigen Eigenschaften beylegen will, die der andern zugehören; zumahlen da auch der eingeführte Sprachgebrauch solches kaum erlauben will? Denn da der Wahn allezeit ein unbegründetes Urtheil zum Grund hat, ohne Grund und Einsicht aber urtheilen, unvernünftig gehandelt ist, so kan der Wahn, als ein solcher betrachtet, niemahls wahr seyn; oder er müßte gantz uneigentlich wahr genennet werden, in der blossen Absicht, weil dasjenige, was man ohne Grund sich für wahr einbildet, eben so wohl wahr, als falsch seyn kan. Eben so mögte ich wohl hören, wie man mir deutlich erklären wolte, was ein **wahrscheinlicher Wahn** sey, wenn man ihn nicht mit einer **unwahrscheinlichen Erdichtung** vermischen will: Der Wahn vergnüget sich immer mit blossen Wahrscheinlichkeiten, und sein Wesen bestehet darinnen, daß dasjenige, was einer ohne weitere Untersuchung für wahr annimmt, ihm eben nicht unwahrscheinlich vorkömmt, ob sich gleich sein Urtheil nur auf einen betrüglichen Schein der Wahrheit gründet. Wollte man sagen, der Wahn sey dannzumahlen unwahrscheinlich, wenn ein anderer für unwahrscheinlich erkennt, was dieser für gewiß hält, so habe ich schon oben erwiesen, daß eine blosse Unwahrscheinlichkeit einen Wahn weder

ent-

entdecken, noch stürtzen kan. Eine Erdichtung kan freylich zu einem Wahne, der sich nach und nach ausbreitet, Anlaß geben; aber darum ist die Erdichtung mit dem Wahne nicht einerley. Am meisten aber verräth sich der grosse Unverstand und die Unbedachtsamkeit des J. A. K. wenn er von einem **hererocosmischen** Wahne, d. i. von unbegründten Urtheilen redet, die nicht in der wircklichen, sondern in einer andern möglichen Welt Statt haben, und den **wahrscheinlichen** Wahn von demselben unterscheidet; welches daher rühret, weil er nicht gemerckt, daß Herr **Baumgarten** die wahrscheinliche und die heterocosmische Erdichdichtung für eins hält. Im übrigen ist freylich wahr, daß zuweilen ein gantz unvernünftiger und widersprechender Satz ein allgemeines Ansehen erlangen kan, insonderheit wenn er von dem Aberglauben unterstützet wird: Allein dieses rühret keinesweges von dem Wahne her, in so ferne er als ein solcher betrachtet wird; sondern von dem Irrthum, der mit einem falschen Wahne immer verknüpfet ist; denn der Irrthum streitet etwann mit denen ersten Grundwahrheiten, die kein Vernünftiger in Zweifel ziehet; etwann aber mit andern davon hergeleiteten Sätzen, so daß er um etwas versteckt ist, und nicht so geschwind einem jeden in die Augen leuchtet; allein da die Falschheit allemahl mit der Wahrheit im Widerspruch stehet, so kan ein irriger Wahn niemahls **möglich** seyn.

So unglücklich aber J. A. K. in seinen Lehrsätzen ist, eben so ausschweifend ist er in seinen Exempeln und der Anwendung derselben: Er führet auf

der-

derselben oben angezogenen 262sten S. den Wahn von den sichtbaren Cörpern der Götter an, und sagt davon: „ Es sey schlechterdings unmöglich, „ daß Wesen von den vortrefflichsten Eigenschaf„ ten, welche man als Götter verehrte, die mensch„ liche, als eine sehr unvollkommene Gestalt an „ sich haben sollten.„ Er muß nicht bedacht haben, daß die H. Schrift von vielen Erscheinungen des wahren Gottes Israels unter sichtbarer Gestalt so oft Meldung thut; daß er die Vereinigung der Götter mit der menschlichen Gestalt für an sich selbst und schlechterdings unmöglich ausgiebt: Denn was an sich selbst und schlechterdings unmöglich ist, das kan niemals, auch nicht für eine kleine Zeit möglich werden, sondern bleibet allezeit ungereimt und widersprechend. Es ist in Wahrheit nicht zu begreiffen, daß ein gewaltiger Lehrer, der selbst eine deutsche Weltweißheit geschrieben hat, dergleichen unbestimmte, verworrene, unvernünftige Sätze an einem Schüler ohne Verdruß sollte dulden, geschweige noch selbst billigen, und der Welt als etwas lesenswürdiges vorlegen dürfen.

Wenn nun J. A. K. ferner auf der 243. u. f. Seite das Recht des Poeten über den Wahn zufolge der gemachten Eintheilung bestimmen will, so redet er fast immer unter dem Nahmen des **Wahns** von den **Erdichtungen**, und dieses verleitet und stürtzet ihn in ein unverständiges, weitläuftiges Gewäsche, wo weder Ordnung, noch Deutlichkeit zu finden ist. Er leitet die Einschränkung der Gewalt des Poeten über den Wahn,

oder vielmehr über die Erdichtung daher, daß die Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehr, und ein Poet ihre Grentzen niemals überschreiten darf, ohne einen Fehler zu begehen: Er machet daraus den Schluß, daß ein Poet sich des Wahnes nicht schlechterdings bedienen dürfe, wenn er unmöglich oder unwahrscheinlich ist. Es gehöret nemlich zu der Natur, und muß überhaupt als wahrscheinlich angesehen werden, was durch die unendliche Kraft des Schöpfers der Natur möglich ist, hiemit alles, was mit denen ersten und allgemeinen Grundsätzen, auf welchen alle Erkenntniß der Wahrheit beruhet, in keinem Widerspruche stehet: Was hingegen mit denselben streitet, das hat auch in der Macht des Schöpfers keinen Grund der Wahrheit, ist also schlechterdings unmöglich, und kan nicht einmal gedacht werden: Und folglich hätte J. A. K. schliessen sollen, daß unmögliche und utopische Erdichtungen in keinem Gedichte jemahls zu gebrauchen seyn, es sey dann daß der Poet sich mit Fleiß lächerlich machen wolle. Aber eine gantz andere Bewandtniß hat es mit dem Wahne: Ein Wahn ist ein unbegründetes Urtheil von einer Sache, welches die Unvernunft gezeuget, und der Aberglaube in Ansehen gebracht hat. Ein irriger Wahn, der die Welt jemahls beherrschet, hat, so lange er nicht von einer besser erkannten Wahrheit verdrungen wird, das Ansehen und die Macht der Wahrheit selbsten; und auch nachdem er sein Ansehen wircklich verlohren hat, und für irrig erkennt wird, behält er noch immer eine historische

Wahrheit; er mag an sich selbst so ungereimt und widersprechend seyn, als er immer will, weil doch einmal Menschen gewesen sind, die denselben für wahr gehalten haben. Da nun ein Poet in den vornehmsten Stücken der Poesie, nemlich in dramatischen und epischen Gedichten, entweder gar nicht, oder doch sehr sparsam in seinem eigenen Nahmen redet; sondern grösstentheils fremde Personen redend einführet, so ist er nicht befugt ihnen seine eigenen, obgleich vernünftigern und bessern Gedancken und Urtheile von den Sachen zu leihen, sondern er muß sie reden und urtheilen lassen, wie es ihr Character, so ferne er aus der Historie bekannt ist, oder das Licht der damahligen Zeiten wahrscheinlich mit sich bringt. Ein Wahn, er mag übrigens noch so gottloß und irrig seyn, weil er eine historische Wahrheit hat, gehöret nicht in Utopien, sondern in die gegenwärtige würckliche Welt, laut dem bekannten Sprüchwort: Es könne nichts so ungereimtes und widersinniges erdacht werden, das nicht selbst einer von den Philosophen jemals sollte gelehret haben. Von solcher Art ist das Exempel der Biblis, welches J.A.K. auf der 266. Seite aus Ovidius anführet. Ich schäme mich fast die elenden Anmerckungen, womit er seine Critick zu rechtfertigen suchet, zu berühren: Das vornemste kömmt wohl darauf an, daß er behaupten will, ein vernünftiger und tugendliebender Scribent oder Poet könne ohne Verletzung seines Gewissens, und ohne den Verdacht, daß er der Wahrheit und Tugend nicht allzu gewogen sey, keine gottlose Personen und Character auf-

führen, weil er ihnen der Wahrscheinlichkeit gemäß keine andere als gottlose und leichtfertige Reden in den Mund geben könnte. Ich will diesen scheinheiligen Lehrsatz, der die Zulassung des Bösen in der Welt gleichsam meistert, und die meisten Stücke in Hrn. Gottscheds deutscher Schaubühne zugleich verdammet, nicht anders widerlegen, als daß ich J. A. K. erinnern will, daß die H. Schrift selbst, ohne einige Befleckung ihrer Heiligkeit, diese Wahrscheinlichkeit beobachtet, daß sie hin und wieder gottlose Menschen, ja selbst Teufel aufführet, denen sie ihrem Character gemäß unvernünftige, ja lästerliche Reden beyleget. Nach des J. A. K. Lehrsatz ist sie nicht zu entschuldigen, daß sie diese Nachbildungen nicht weggelassen hat. Die Poesie ist eine Nachahmung der Natur in dem Wircklichen, wie in dem Möglichen: da nun Thorheit, Aberglauben, Gottlosigkeit, nicht nur möglich sind, sondern die Welt wircklich beherrschen, die Wahrheit und Tugend verfolgen, und so fern sie können, unterdrücken; so höret die Poesie auf zu seyn, was sie ist, wenn sie die Natur nur in einem kleinen Theil des Wircklichen nachahmen darf. Im übrigen findet J. A. K. seine völlige Abfertigung in Hrn. **Breitingers Crit. Dichtkunst** Bl. 339. wo es heißt: „ Indessen ist „ in dem Gebrauche dieses Kunstgriffes grosse Behutsamkeit nöthig; ich wollte nicht, daß die „ Poesie mißbraucht würde, den Aberglauben „ in seinen abentheurlichen Träumen zu besteifen, und dieselben noch weiter auszubreiten. „ Der Poet muß sich freylich die Historie des Aber„ glau-

„ glaubens und die verschiedenen Meynungen, die
„ von Zeit zu Zeit einen allgemeinen Glauben bey
„ den Leuten erhalten haben, bekannt machen,
„ damit er das Wunderbare in seinen Vorstel-
„ lungen nach Beschaffenheit der Materie alle-
„ mahl auf solche Meynungen gründen könne, die
„ zu der Zeit, da die Personen, die er auffüh-
„ ret, gelebet, einen durchgängigen Beyfall ge-
„ habt hatten. Die Meynung, die er ihnen zu-
„ schreibet, muß zu derselben Zeit allgemein gewe-
„ sen seyn, keine geschickter erklärte und besser be-
„ kannte Wahrheiten müssen damahls mit ihr im
„ Widerspruche gelegen haben, sonst würden diese
„ wunderbaren Vorstellungen alle Glaubwürdig-
„ keit verlieren, und also gantz abentheurlich wer-
„ den.„ Man kan auch mit Nutzen nachlesen, was ferner hierüber auf der 340. und etlichen fol-genden Seiten gründlich ausgeführt worden. Was endlich die Beschuldigung und Entschuldigung der alten Poeten, **Homers** und **Virgils**, wegen der Fabeln von ihren Göttern anbelanget, so muß J. A. K. noch erweisen, 1. daß diese Dichter über die Götterhistorie mehr Erleuchtung gehabt haben, als das Volck, und bestimmen, wie deutlich sie den gemeinen Irrthum des Aberglaubens eingese-hen haben? Denn so lange der unvernünftige Wahn von mehr als einer Gottheit nicht abgele-get ist, so kan ich nicht wohl absehen, wie man sollte unfähig seyn, allen andern abentheurlichen Erzehlungen Glauben zuzustellen, zumahl wenn ihnen der Aberglauben das Ansehen heiliger Ge-heimnisse zuleget. 2. Muß er erweisen, daß die

Allegorischen Absichten, die ihnen von alten und neuen, heidnischen und christlichen Kunstrichtern zugeschrieben werden, schlechterdings unmöglich seyn. 3. Da Homer und Virgil ältere Geschichten zum Grund ihrer Gedichte genommen, so müßte gezeiget werden, daß sie ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit, denselbigen Zeiten mehrere Erleuchtung hätten zutheilen können und sollen, als sie nicht gehabt haben. Und endlich 4. stehet noch unerläutert, wie weit ein Poet, insbesondere ein epischer Dichter, der den Irrthum des herrschenden Aberglaubens seiner Zeiten in einigen Stücken einsiehet, geschickt sey, unter einem Haufen abergläubischer Götzendiener zugleich das Ansehen eines guten und glaubwürdigen Dichters und eines Verfechters einer gesunden Theologie zu behaupten; denn davon ist auf der 161. Seite der Breitingerschen Dichtkunst die Frage; nicht aber wie J. A. K. die Worte hämischer Weise verkehret, als ob Hr. Breitinger **so gar zu einer Pflicht der alten Poeten gemacht habe, der Theologie des Pöbels gemäß zu reden**, über welchen besondern Glauben J. A. K. sich nicht genug verwundern kan. Aber dieser ungeschickte Schüler zeiget eben dadurch, daß er zwischen einer moralischen und einer physicalischen Nothwendigkeit noch keinen Unterscheid zu machen wisse; Hr. Prof. Breitinger hat an dem angezogenen Orte den Homer in der Nothwendigkeit betrachtet, in welcher er gestanden, seine erleuchtetern Begriffe, wenn er je dergleichen gehabt, dem Vorsatz, das Ansehen eines epischen Dichters zu erwerben, aufzuopfern: Diese Noth-

wen-

wendigkeit führet er theils aus der Natur der Dichtung her, die sich an dem bloß Wahrscheinlichen begnüget, und um das philosophische Wahre fast gäntzlich unbekümmert ist; theils von der Beschaffenheit derjenigen, denen er durch sein Gedicht zu gefallen suchte. Dieses verkehret nun J. A. K. nach seinem boshaften Unverstand in eine Pflicht, und dichtet Hrn. Breitinger an, als ob er gesagt hätte, Homer wäre schuldig gewesen, auch bey einer mehrern Erleuchtung, dem thörichten Aberglauben seiner Zeiten nachzugeben, nur damit er seinen erzörnten Lehrmeister hinter der Wand durch ein heuchlerisches Aergerniß an der ihm so verhaßten Schweitzerischen Dichtkunst rächen könne.

Wenn nun J. A. K. ferner auf der 268 Seite nach seiner scharfsinnigen Eintheilung zu der andern Gattung des Wahns, den er zwar **möglich**, aber **unwahrscheinlich** genennt hat, fortgehen soll, so weiß er sich fast nicht mehr fortzuhelfen; er wird es selbst gewahr, daß er mit dem möglichen und dabey unwahrscheinlichen Wahne gantz stecken bleibt, und thut daher einen Absprung auf die heterocosmischen oder wahrscheinlichen **Erdichtungen, die man auf einen Wahn steifen kan, der bloß möglich ist**, welches aber keinen Verstand hat, und sich selbst offenbar widerspricht: Denn ein würcklicher Wahn, auf den ich eine Erdichtung gründen soll, kan ja nicht bloß möglich seyn: Und ein irriger Wahn von dem Möglichen ist, wenn ich vor möglich halte, was an sich selbst unmöglich und utopisch ist; und eine Erdichtung, die auf einen solchen Wahn gegründet ist, wäre

demnach unmöglich und utopisch, und gehörte zu der ersten Classe. Zudem hat das Mögliche schon einen Grad der Wahrscheinlichkeit, und kan also nicht schlechterdings unwahrscheinlich und doch zugleich möglich seyn. Was ist sichs dann zu verwundern, daß die gantze Abhandlung von dieser zweiten Eintheilung in diesen wenigen Worten bestehet: **Von einer solchen Art** (nemlich der **möglichen** und **wahrscheinlichen Erdichtungen**) **wäre mir fast keine bekannt, man wollte denn Güllivers oder Klimms Reisen dahin rechnen.** Wohin rechnet denn der gute Mensch die Aesopischen Fabeln? Damit ich von so vielen emblematischen und allegorischen Stücken in der alten Mythologie, in **Homers** und **Ovidius** Gedichten, diesmahlen nichts sage, weil dieses Sachen sind, die dem armen Stümper zu hoch sind. Ich rathe ihm also wohlmeynend, daß er Hrn. Prof. **Breitingers** Abhandlung von der Fabel mit Verstand durchlese, so wird er finden, daß dieses vornehme Stück der Dichtung, weder zu den wahren Erdichtungen, noch zu den utopischen gehöret: denn aus seiner Gottschedischen Dichtkunst hat er solches bisher nicht lernen können.

Nicht deutlichere Begriffe, aber wohl eben so viel Boßheit zeiget dieser J. A. K. wann er auf der 269. Seite zu der dritten Classe fortschreiten will; wo er von den **wahren Erdichtungen** handeln soll, **die in die itzige Reihe der Dinge gesetzt werden.** Da erfodert er, doch wiederum ohne Verstand, daß der Wahn, auf welchen sich eine solche Erdichtung gründen kan, nicht nur mög-

möglich sey, sondern auch einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich habe; welches ja eben so viel gesagt ist, als, der mögliche Wahn müsse nicht unmöglich seyn; weil alles was möglich ist, schon einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich hat. Er hat aber sagen sollen, ein solcher Wahn, der den Grund zu einer Erdichtung hergeben soll, müsse nicht nur möglich und schlechterdings wahrscheinlich seyn, sondern auch mit dem gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge nicht streiten. Es würde demnach eine auf den Grund der Meynung von der Wanderung der Seelen geschickt aufgeführte Erdichtung Wahrscheinlichkeit genug haben, und bey den Pythagoräern noch gar für eine Wahrheit gelten: Aber zu einer solchen Ausführung brauchte es in der That nicht einen so ungehirnten Kopf als des J. A. K. ist, in welchem es wie in dem chaotischen und anarchischen Reiche gantz finster, dunckel und wild aussiehet.

Auf der 270. Seite berühret J. A. K. noch einen doppelten Gebrauch des Wahnes, nemlich daß er einestheils dienen könne, eine Wahrheit damit zu erläutern, anderntheils aber ihre Ursache daraus anzugeben. Was den erstern Gebrauch angehet, so erklärt er sich darüber auf der 271. Seite also: „ Ueberhaupt möchte es zu erleiden seyn, „ sich des Wahnes, um etwas damit zu erläutern, „ zu bemächtigen: weil es wohl angehet, wirckliche Dinge mit möglichen in Vergleichung zu „ bringen. „ Ich will mich bey der seltsamen Art des Erweises, in so fern er auf den möglichen

Wahn gehet, nicht aufhalten; ich müßte nur widerholen, was ich schon oft gesagt habe; sondern nur dieses anmercken, daß dieses Recht über den Wahn nicht nur dem Dichter, sondern einem jeden andern Scribenten zukömmt, weil nemlich auch etwas an sich falsches und irriges zur Erläuterung dienen kan, nach dem bekannten Axioma: Oppositа juxta se posita magis eluceſcunt. Aber das Exempel, welches er aus Milton anführet, ist gantz übel gewehlet, angesehen es auf eine Sage und historische Erzehlung gegründet ist, nicht aber auf einen blossen Wahn, davon er doch ein Exempel hat geben wollen, dergleichen nach seiner Aussage Milton häufig hat. Dieser Engländische Poet hat alles angewendet, seinem Bilde eine Wahrscheinlichkeit mitzutheilen, er redet von einem kleinen Jagdschiffe, um durch dieses Maß die Grösse des Anckers näher zu bestimmen; er redet von der Nacht, um den sinnlichen Betrug des Piloten wahrscheinlich zu machen; er redet von dem schlafenden Leviathan, um seine Unempfindtlichkeit dadurch zu vergrössern. Es muß ihm fast vorgeschwanet haben, daß einmahl in Leipzig ein junger K. aufstehen mögte, der diese Erzehlung in Zweifel ziehen würde, daß er so sorgfältig gewesen, dieselbe gegen allen Unglauben zu verwahren; Zudem gründet der Poet seine Erzehlung auf eine standhafte Sage der Seefahrenden. Will J. A. K. dieser Sage nicht glauben, so steht es ihm frey. Er wird ja so billig seyn, und nicht fodern, daß eine Sage ihrem Wesen nach nothwendig wahrhaft seyn müsse; zugeschweigen daß

diese Sage zum theil auf einem Betruge der Sinnen beruhet. Wenn ich aber J. A. K. würcklich recht lassen würde, was würde er damit gewinnen? Der Poet giebt es nicht für eine wahrhafte und untrügliche Erzehlung, sondern für eine blosse Sage dar, und diese Sage dienet ihm nicht weniger dasjenige damit zu erläutern, was er erläutern will, als wenn es eine unstreitige Geschichte seyn würde.

Was den andern Gebrauch des Wahnes ansiehet, so erklärt er sich auf der 271. Seite darüber also: „ Allein, daß es angehe, von einer „ Wahrheit oder einem Erfolge die Ursache an„ zugeben, darwider streitet der Grundsatz der „ Poesie, man müßte jedesmahl eine Sache „ bilden, wie sie ist. „ Es ist mir fast ich lese in einem Wörterbuch ein Blatt voll einzelner Wörter, so sehr scheinet diese Erklärung ohne Verstand durch den blossen Zufall erwachsen zu seyn. Ich verstehe nicht, was die Ursache von einer Wahrheit ist; warum sollte es nicht angehen, von einem Erfolge eine Ursache anzugeben: Wo hat er den Grundsatz der Poesie gelernet, man müsse jedesmahl eine Sache bilden, wie sie ist: Nach diesem Grundsatz ist keine Poesie noch Erdichtung nicht einmahl möglich, wie kan es dann ein Grundsatz der Poesie seyn? Ich mag vor Ungeduld die Zeit nicht erwarten, daß ich seines Lehrmeisters, des Hrn. Prof. Gottscheden ausführlichen Commentarium über folgende und andere dergleichen Regeln in Aristoteles Poetick lesen kan: „ Der Poet „ muß die unmöglichen Dinge, wenn solche nur

„ wahrscheinlich sind, denen möglichen, die bey „ ihrer Möglichkeit ungläublich sind, vorziehen.„ Warum sollte ein Poet, der die Sachen nicht so sehr vorstellen muß, wie sie wircklich sind, als wie sie wahrscheinlich seyn könnten, von einem Erfolge oder Wirckung nicht eine wahrscheinliche Ursache angeben dürffen? Warum sollte z. E. ein Dichter, wenn er schon das alte Systema von dem Umlauffe der Sonne um die Erden, als den Mittelpunct ihres Kreises, vor einen irrigen Wahn hält, doch aus demselben in einem Gedichte nicht manches Phänomenon erklären dörfen? Warum sollte er nicht eine Sympathie und angeborne natürliche Neigung für die Ursache mancher Begebenheit angeben dörfen? Warum sollte er nicht von Gott dem Herren selbst z. E. sagen dürffen, der Sünder ist auch in dem geheimsten und finstersten Winckel nicht alleine, noch verborgen, denn das Auge des Herren sieht, durchdringt und erleuchtet alles; da selbst die H. Schrift von Gott nach menschlicher Art zu reden pflegt? Es sagt zwar J. A. K. dadurch gebe man Anlaß zu Irrthümern: Aber er sage mir, wie müßte man reden, wie müßte man schreiben, wie müßte man dichten, wenn man davor gäntzlich gesichert seyn wollte? Gerade die H. Schrift selbst ward von den Anthropomorphiten zu einem Anlasse eines groben Irrthums genommen: kan man darum die Schuld dieses Irrthums der H. Schrift zumessen? oder wünschen, daß sie von Gott etwa philosophischer möchte geredt haben? Hat uns nicht der Schöpfer gegen den Betrug des Irr-

thums

thums zulänglich bewaffnet? Brauchen wir diese Waffen nicht, sondern lassen sie durch Nachlässigkeit verrosten, so ist die Schuld unser. Darum hätte J. A. K. die Critick über den Aeolus beym Virgil wohl zu Hause lassen können; es wäre auch geschehen, wenn er sie nicht zu allem Unglücke beym Clerc angetroffen hätte. Im übrigen wird J. A. K. wohl thun, wenn er die Gesetze des Wahrscheinlichen in Hrn. Breitingers Dichtkunst auf der 138. Seite (denn in der Gottschedischen würde er sie vergeblich suchen) sich wohl bekannt machet und erwiegt, damit er nicht fernerhin in währender Zeit, daß er vermeynet die Rechte der Poesie über den Wahn zu beschützen, die Poesie selbst bestreite und verurtheile.

Endlich kömmt J. A. K. auf der 274. Seite auf den Artickel von der Sage. Er giebt davon folgende Erklärung: „ Wenn ein Wahn die „ Gestalt einer Geschichte annimmt, und als „ eine Begebenheit unter den Menschen fortge„ pflantzet wird, er mag nun entsprungen seyn „ woher er wolle, so bekömmt er den Nahmen „ einer Sage.„ Wie nimmt ein Wahn die Gestalt einer Geschichte an? Kan denn aller Wahn ohne Unterscheid zu einer Sage werden? Oder entspringt jede Sage nothwendig aus einem vorgängigen Wahn? Wie oft war die Zeit her bey uns die Sage, die Franzosen haben gesieget: Aus was für einem Wahne mag wohl diese Sage entstanden seyn? Wenn die Glaubwürdigkeit einer Erzehlung nicht genugsam bezeuget, wenn sie mit Grund noch zweifelhaft ist,

was

was ist denn wohl der wesentliche Unterscheid zwischen einer solchen Erzehlung und einer Sage? Wenn Hr. Breitinger die Sage durch eine Afterhistorie, d. i. durch eine ungegründete Erzehlung erkläret, sagt diese kurtze Erklärung nicht mehr, als das ungewisse Geschwätze des J. A. K.? Der gantze Unterscheid zwischen einer Sage und einer wahren Geschichte beruhet darauf, daß jene nicht durch genugsame und glaubwürdige Zeugen bekräftiget ist, daß man also nicht mit Gewißheit sagen kan, ob sie wircklich Grund habe, oder nicht: Sonst findet sich in Ansehung ihrer Möglichkeit zwischen beyden kein Unterscheid, es müssen beyde nicht schlechterdings unmöglich, sondern wahrscheinlich seyn, wenn sie sollen Glauben finden. Und warum sollte denn ein Poet auf eine Sage, so lange ihr Ungrund nicht entdeckt und offenbar ist, eben so wohl als auf eine wahre Geschichte ein episches Gedicht aufführen können? Findet doch eine Sage, wie Hr. Prof. Breitinger wohl bemercket, bey dem grossen Haufen insgemein mehr Glauben, als die Historie: welche Anmerckung der junge Schüler nach den Regeln einer Definition oder Erklärung auf der 275. Seite auf eine recht lächerliche Weise beurtheilet; so daß man wohl verhüten muß, daß dieser unverständige K. nicht hinter solche Bücher gerathe, wo nicht bey einem jeden Satze an dem Rande ausdrücklich gemeldet wird, ob er ein Grundsatz, eine Erklärung, ein Heischesatz, eine Anmerckung ꝛc. sey, und nach was für Regeln derselbe beurtheilet werden müsse. In dieser Anmerckung füh-

führet Hr. Breitinger einige Ursachen an, woher es komme, daß die Sage über die Historie weg eine so grosse Macht zu bereden habe? Und J. A. K. weiß aus eigener Erfahrung, und bekennet es oben auf der 260. Seite, daß das Ansehen seiner Wärterinn ehemahlen eine grosse Macht über ihn gehabt, welches sich unter andern daraus gar klar zeiget, daß noch izo die abentheurlichsten Erzehlungen derselben besser als die Regeln der Vernunftlehre, die er doch in frischerm Andencken haben sollte, bey ihm haften: Denn wie armselig heißt doch das geschlossen? Wenn Hr. Breitinger sagt: Die Sage findet bey dem grossen Haufen mehr Glauben als selbst die Historie: so macht J. A. K. diesen Schluß: Er setzet in seinem Begriffe mit voraus, daß eine Sage allezeit eine wahrhaftige Historie zum Gegentheile haben müsse, welches doch unstreitig höchst falsch ist. Wem Dummheit und Bosheit den Verstand nicht verblenden, der weiß wohl, daß, wenn man der Sage die Historie entgegen setzet, man eben nicht von einer besondern Sage, oder von einer besondern Geschichte, die der Sage entgegen stehen sollten, sondern von dem redet, was man nur überhaupt Sage und Historie heisset: Doch ist auch dieses nicht unstreitig höchst falsch, sondern gantz begründt, daß da die Sage eine ungegründete Erzehlung ist, der Irrthum aber der Wahrheit immer entgegen stehet, allemahl das Gegentheil von einer irrigen Sage wahr seyn muß; wiewohl eben daraus nicht nothwendig folget, daß das Gegentheil von der Sage

eben

eben würcklich müsse geschehen seyn, weil eine Sage sich auf eine blosse Lügen und Erdichtung gründen kan. Und diesen seinen Unverstand legt K. noch deutlicher an den Tag, wenn er Bl. 276 Hrn. Breitinger deswegen einen Widerspruch aufbürden will: „ Er hatte gesezt, daß „ die Sage dem grösten Haufen mehr gefalle, „ als die wahrhafte Geschichte, und also zum „ voraus als bekannt angenommen, daß die„ selbe wohl vorhanden seyn könne; welches „ er hier wieder in Zweifel zieht.„ Obgleich dem Hrn. Breitinger diese Frage, ob die der Sage entgegen stehende wahrhafte Geschichte wohl vorhanden seyn könne, nur nicht einmahl mag in den Sinn gekommen seyn, und also dieser Widerspruch, neben hundert andern, sich nirgends als in des J. A. K. Kopf selbsten befindet; so muß ich doch hier wegen des unbestimmten Ausdrucks anmercken, daß, ob es gleich nicht nothwendig und allgemein ist, doch freylich die wahrhafte Geschichte, die der ungewissen Sage entgegen stehet, sehr oft wohl vorhanden seyn kan. Wenn z. E. die Sage ergehen würde, Hr. Prof. Gottsched habe der Fr. Neuberin die wiederholte Aufführung des ihm so widrigen Vorspieles durch einen hohen Befehl verwehren können, so wüßte jedermann, daß gerade das Gegentheil würcklich geschehen und vorhanden, und daß er nicht verhindern können, daß diese Frau nicht vollkommen über ihn triumphierte.

Wenn endlich J. A. K. sein Urtheil von Hrn. Prof. Breitingers Gedancken von dem Recht der Dichter über die Sage geben soll, so offenbaret er dabey neben dem grösten Unverstand eine noch grössere Bosheit, indem er durch eine falsche Auslegung und Verdrehung seiner Worte ihm nicht bloß einen fremden Sinn andichtet; sondern den Text, den er aus ihm anführet, wircklich verfälscht, da er die Worte unter dem Pöbel zwischen einschaltet, damit er ihn sagen lasse, es sey schon genug, die Leute durch falsche Sagen zu hintergehen, wenn nur der Pöbel nichts bessers wisse, und den Betrug nicht mercke. Ich habe oben die gantze Stelle angeführet, und man kan sie auf der 340. Seite in dem ersten Theil von Hrn. Breitingers Critischer Dichtk. nachsehen, so wird man den Betrieger finden, und sehen, daß Hr. Br. gerade das Gegentheil von demjenigen gesagt hat, was ihm dieser ausverschämte J. A. K. andichtet. Und was muß man wohl von Hrn. Prof. Gottsched selbst gedencken, da er sich nicht scheuet, sich dergleichen Mittel und Waffen öffentlich zu bedienen, um sein Ansehen vor dem gäntzlichen Falle und Untergang zu schützen, und seinen Dagon, ich meyne seine sogenannte Critische Dichtkunst, vor dem so nahen Umsturtz zu versichern? Er kan sich gegen allen bösen Argwohn nicht besser decken, als wenn er den J. A. K. nach seinem wahren Nahmen entdecket, ihn zur billigen Verantwortung anhält, und bekennet,

daß

daß er diese Schrift seinen Beyträgen, ohne sie zuerst gelesen zu haben, einverleibet habe. Ich wünsche im übrigen, daß Hr. Prof. Gottsched in seiner Schule verständigere, besser gesittetere und tugendhaftere Schüler ziehen möge, die, wofern sie nicht geschickt seyn, sein gefallenes Ansehen zu heben, es doch nicht vollends in den Koth drücken.

Erlenbach Conrector.

Der

Versuch

über den

Ursprung

der

Wissenschaften,

Geschrieben

Aus den Wüsten Nubiens,

an den Hochgelehrten Herrn

Dr. J. R. S.

Von dem gelehrten Herrn

Martinus Scriblerus.

Vorrede.

Mein Leser!

Ich habe dich und die ganze gelehrte Welt über die wichtige Entdeckung des Herrn Martinus Scriblerus hiemit beglückwünschen wollen: Die Hrn. Scribleri sind diejenige, welchen man wol die allermeisten Bücher, und folglich auch den allergrössesten Theil des Schazes der Gelehrsamkeit, zu dancken hat; wie sich denn ihr Geschlecht nicht nur in Engelland (wo unser Herr Martinus lebt), sonder beynebens in Holland, Deutschland, Franckreich, ja in der ganzen Welt, ungemein ausbreitet. Was mir indessen Sorge verursachet, ist, daß da alle irrdische Dinge in periodischen Zirkeln herumgehen, bald eine Zeit kommen möchte, in welcher das Geschlecht der Urheber der ersten Künste und Wissenschaften, welche jezt (wie der Hr. M. Scriblerus gar schön zeiget), in der traurigen Gestalt der Affen und Basianen herumgehen, wieder in den Stand seiner ersten Würde eingesezet, und hingegen un-

sere jezige Gelehrten zu Affen und Basianen werden könnten. Ich wollte dieses gern nicht förchten, wenn sich nur, leyder! nicht wircklich schon einige starcke Zeichen zu dieser bevorstehenden Verwandelung bey denselben äusserten: angesehen ja bekannt genug ist, daß je mehr die Kranken in hizigen Fiebern schwazen, je näher ein endliches Stillschweigen (der wirckliche arme Zustand des obgedachten, ehedem so berühmten Geschlechts) zu seyn pflegt, und daß nebst dem sehr viele heutige Gelehrte die Eigenschaft der Erfindung und Vorstellung eigener Gedancken mit der blossen Nachahmungskunst der Affen schon längst vertauschet haben. Lieber, wie betrübt! wenn man sie an statt ihres jezigen Ansehens von den Marcktschreyern zur Schaue herumgeführt, und in rothen Brustkleidern auf den Theatris Haselnüsse aufbeissen sehen wird. Ich wünsche, mein Leser, daß wir es nicht erleben müssen.

Der Ueberfezer.

Ein

Ein Versuch
über den
Ursprung der Wissenschaften,
geschrieben aus den Wüsten Nubiens,
an den hochgelehrten Herrn
Dr. J. R. S.
Von dem gelehrten Herrn
Martinus Scriblerus.

UNter allen denen Nachforschungen, welche von curieusen und wissensbegierigen Gemüthern angestellet worden sind, ist wol keine der Mühe eines Gelehrten mehr würdig, als diejenige, so den Ursprung der Künste und Wissenschaften, (welche uns so sehr über das gemeine Volck erheben), die Länder, in welchen sie entsprossen, und die Canäle, durch welche sie geleitet worden sind, betrifft. Gleichwie diejenige, welche dieselbe zuerst unter uns gebracht haben, in die entfernteste Theile der Welt gereiset sind, um sie zu erlangen, also mag ich mich auf eben dieselbe Weise einiger Vortheile rühmen; angesehen ich aus den Wüsten Aethiopiens schreibe, aus denen Sandfeldern, welche den Stolz einbrechender Armeen begraben haben, aus einer Gegend, wo ich vielleicht izt mit meinem Fuß bey

zehen Klaftern über das Grab des Cambyses trette, aus einer Wildniß, wo weder Pythagoras noch Apollonius jemahls hingedrungen sind.

Man stimmet durchgehends überein, daß die Künste und Wissenschaften von den **Aegyptern** und **Indianern** herzuleiten seyn, allein von wem diese sie zuerst bekommen, das ist noch ein Geheimniß. Der höchste Zeit-Periodus, auf welchen die Gelehrten es wagen ihnen nachzuspühren, ist der Anfang der Assyrischen Monarchie, da die Erfinder derselben als Götter verehret wurden: Daher wird nöthig seyn, daß wir in noch entferntere Zeiten zurückgehen, und einige Erkänntniß ihrer Historie aus denen auch noch so dunckeln und unterbrochenen Spuhren, welche uns alte Schriftsteller darüber an die Hand geben, herholen.

Weder Troja noch Thebes waren die ersten Reiche: Wir finden Meldung, wiewol keine Beschreibungen, einer noch frühern kriegerischen Nation, welche den Nahmen der Pygmeer getragen. Wenn ich die Erzehlungen eines Homers, Aristoteles, und anderer betrachte, die von dem, was diese Nation angeht, als von bekannten Dingen reden, so kan ich nicht anders gedencken, als daß ihre Geschichten, Kriege, Revolutionen, ꝛc. ein Theil der Wissenschaften gewesen, derer sich damahls die Gelahrten beflissen haben. Und wenn wir schon geradeswegs nur von ihren Kriegsthaten in Beschützung ihres Vaterlands gegen die jährliche Einfälle eines mächtigen Feindes Nachricht haben, so zweifle ich doch keineswegs, daß sie sich in den Künsten einer friedlichen Regierung

eben so sehr hervorgethan haben, obgleich keine Spuhren ihrer bürgerlichen Anordnungen mehr übergeblieben sind. Es sind wol eben so grosse Reiche in dem Schiffbruch der Zeiten verschlungen worden, und dergleichen Zeitläuffe über sie verhänget gewesen, die eine gäntzliche Vergessenheit ihrer Geschichte verursachet haben. Und wenn ich muthmassen sollte, daß diesem Volck durch eine allgemeine Ausrottung desselben, von den Heeren der ungeheuren Vögel, welche sie, nach einhelligem Bericht der alten Scribenten, immer zu Feinden gehabt haben, ein gleiches begegnet sey, so möchte ich wol nichts unglaublicheres vorbringen, als wenn wir lesen, daß eine von den Balearischen Inseln durch Kaninichen, Smynthe durch die Mäuse, und noch unlängst Bermudas beynahe, durch die Ratten, gäntzlich verwüstet, und ihrer Einwohner entblösset worden. Nichts ist natürlicher, als sich vorzustellen, daß die wenige übergebliebene sich hernach weit in ihre Wüsten hineingezogen, allwo sie ungestört gelebt, biß sie Osyris auf seiner Reise, welche er die Menschen zu unterrichten vorgenommen, aefunden hat. **Er traff** (sagt Diodorus) **in Aethiopien eine Art kleiner Satyren an, die biß auf den halben Leib mit Haaren bewachsen gewesen**, und derer Haupt **Pan** ihn auf seinem Zug begleitete. Nun was diesen berühmten Pan angehet, so geben uns die alten Scribenten eine umständliche Beschreibung desselben, und kommen alle einmüthig darinn überein, daß sie ihn rauch, bärticht, überall mit Haaren bewachsen, halb als einen Menschen und

halb als ein Thier vorstellen, anbey aufrecht gehend, mit einem Stab in der Hand; welches eben die Postur ist, in welcher man uns, seine Nachkommen, biß auf den heutigen Tag sehen läßt. Und da seine vornehmste Bemühung gewesen, die Menschen ein bürgerliches Leben zu lehren, so gewinnt es wol das Ansehen, daß man die ersten Anfänge der Wissenschaften nirgend anderstwoher zu leiten habe, als von diesem Volck; welches die Götter, wie Homerus berichtet, alle Jahr zwölf Tage lang besuchet, nur daß sie des Umgangs mit solch weisen und gerechten Einwohnern der Erden pflegen könnten.

Gehen wir nun aus Aegypten fort, und besehen **Indien**, so werden wir finden, daß die Wissenschaften auch da von einer gleichen Quelle herrühren. Diese edle Geschöpfe begleiteten nemlich den Bacchus auf seinem Zuge in diese Länder, unter der Anführung des Silenus, welcher uns mit eben denselben Merckmahlen und Eigenschaften beschrieben wird: Man weiß nicht, sagt Diodorus, wo Silenus sein sehr altes Geschlecht herführet; Er trug aber einen Schweif an seinen Lenden, so wie alle seine Nachkommen zum Zeichen ihrer Abstammung. Hier dann sezten sie eine Colonie ab, welche bis auf den heutigen Tag mit dergleichen Schweiffen bestehet. Und von dieser Zeit an haben sie sich, wie es scheint, nur denjenigen unter den Menschen mitgetheilet, welche den Umgang ihres eigenen Geschlechts verlassen, und sich zu einer weniger unterbrochenen contemplativischen Lebensart gewendet haben. Mir kömmt

sehr

sehr wahrscheinlich vor, daß sie mitten in diesen Einöden den so berühmten Orden der Gymnosophisten gestiftet haben; denn wer die Art und Weise ihres Lebens betrachtet, der wird leicht finden, daß sie die Manieren und Gewohnheiten ihrer Lehrmeister auf das genaueste nachgeahmet haben. Es wird von ihnen gemeldet, sie wohnen in den dickesten Wäldern, sie gehen nacket, sie lassen ihren Leib gantz haaricht werden, und ihre Nägel biß auf eine ungeheure Länge wachsen. Plutarchus schreibt: Sie essen, was sie in den Feldern bekommen können; ihr Tranck sey Wasser, und ihre Better machen sie sich von Laub oder Mooß. Und Herodotus erzehlet uns, sie achten es für etwas heldenmässiges, einen Hauffen Ameisen oder anders kriechendes Ungeziefer um das Leben zu bringen.

Wir sehen hieraus, daß die zwo Nationen, welche in Ansehung des Ursprungs der Wissenschaften sich um den Vorzug bemühen, eben dieselben sind, welche mit diesem geistreichen Geschlecht jederzeit am meisten versehen gewesen. Ob sie gleich mit einander gestritten, welche von ihnen den Segen der Wissenschaften zuerst erlanget, so sind sie doch darinn übereingekommen, daß sie sich beyde gegen diese ihre gemeinen Lehrmeister danckbar erwiesen haben. Es ist bekannt, daß Aegypten in den allerältesten Zeiten dieselben in ihren eigenen Bildnissen verehret hat: Und man mag mit Grund sagen, daß Indien ein gleiches gethan, wenn man sich die in den leztern Zeiten vorkommende Anbettung des Zahns eines dieser haarich-

ten Philosophen vorstellt, gleich als ob sie es zur Danckbarkeit gegen den Mund thäten, aus welchem sie ihre Wissenschaften erlernet haben.

Laßt uns nun in Griechenland übergehen, wohin wir den Orpheus in gleicher Absicht aus Aegypten zurückkehren finden, in welcher Osyris und Bacchus ihre Züge unternommen: Von diesem Periodo an ists, daß Griechenland zuerst den Nahmen der Satyren gehört, oder sie für Semideos erkennt hat: Und aus diesem läßt sich gantz vernünftig schliessen, daß er einige von diesem wunderbaren Geschlecht, die auch einen Anführer von der Linie Pans gehabt, gleichen Nahmens, und welchen Theocritus, ausdrücklich einen König nennet, mit sich gebracht habe. Wenn man so viel gestehet, so ist mir leicht, von zwoen der aufferordentlichsten Erzehlungen in dem gantzen Alterthum Rechenschaft zu geben: Für das erste erhellet, daß die Tradition von des Orpheus Musik, deren die unvernünftigen Thiere nachgefolget, (welches man von seiner Kunst wilde und unbändige Gemüther zu zähmen erkläret hat) dem Buchstaben nach verstanden werden müsse: Und zweytens, (worauf wir besonders dringen), daß die Liebe, welche diese Weise gegen unser weibliches Geschlecht tragen, eine Auflösung aller der Fabeln alter Zeiten, nach welchen die Götter in Gestalt gewisser Thiere in den Wäldern Weibspersonen beschlaffen haben, an die Hand giebt. Ich weiß wol, man kan einwenden, es heisse, sie seyn in Gestalt verschiedener Thiere beschlaffen worden: Allein auf dieses antworten wir, daß das

Frauen-

Frauenzimmer, wo es dergleichen zu förchten hat, nicht wol im Stand ist, zu unterscheiden wie die aussehen, mit denen es zu thun hat.

Aus dem, was wir so eben gesagt, ist höchst glaubwürdig, daß die Welt diesem alten und edeln Stamme, wo nicht die Helden, doch wenigstens die allersinnreichsten Köpfe des Alterthums, zu danken habe. Eins der merckwürdigsten Beyspiele ist jener grosse und in der Kunst der Nachahmung so weit gekommene Geist Aesopus: Für dessen Abstammung von diesen Hominibus sylvestribus wir aus dem Planudes einen Beweis ziehen können, welcher sagt, Aesopus heisse eben so viel als Aethiopus, **die ursprüngliche Nation unsers Volcks.** Zu einem zweyten Grund mögen wir die Beschreibung seiner Person angeben: Er war kurtz, ungestaltet, und sahe beynahe als ein Wilder aus, so daß er gar wol in den Wäldern hätte leben können, wenn ihn nicht sein gütiges Temperament vermocht hätte, sich nach unsern Manieren zu richten, und in Kleidern an den Hof zu kommen: Das dritte Beweisthum ist sein sinnreicher und satyrischer Wiz; und endlich, sein grosses Erkenntniß in der Natur der Thiere, nebst dem Vergnügen und der natürlichen Neigung, welche er hatte, bey allen Anlässen von denselben zu reden.

Das nächste Beyspiel, welches ich anführen will, ist Socrates: Erstlich war es eine beständige Tradition, daß derselbe etwas besonderes und von dem übrigen menschlichen Geschlecht unterschiedenes gewesen: 2tens war sein äusserliches Aussehen von einer Beschaffenheit, welche klar verrieth, von was

für

für einer Linie er abstammete; angesehen er einen kahlen Kopf, eine stumpfe Nase, und hervorragende Augen hatte, und unter sich zur Erden sahe: Drittens, brachte er einige Fabeln des Aesopus in Verse, wahrscheinlich aus Hochachtung für die Thiere überhaupt, und aus Liebe für seine Familie ins besondere.

In dem Verfolg der Zeiten haben die Weibspersonen, mit welchen diese Sylvani gern geschlaffen hätten, sey es daß Menschen sie so gelehret, oder daß sie es aus Forcht vor ihrer Gestalt gethan, derselben Beywohnung gemieden, so daß unsere Weltweisen genöthiget waren, sich mit den Thieren zu vermischen. Dieses verursachte, daß das haarichte Wesen ihrer Nachkommen stafelweise höher als bis auf die Mitte ihres Leibs gewachsen; in der ersten Generation kam es ihnen bis an die Arme, in der andern bemächtigte es sich des Halses, und in der dritten stieg es über den Kopf hin, bis so das verdorbene Aussehen, in welchem die Species sich gegenwärtig versencket befindet, vollkommen entstanden. Doch müssen wir hier anmercken, daß einige wenige gewesen, welche das allgemeine Unglück nicht betroffen, indem es zu allen und jeden Zeiten noch einige, von Vorurtheilen nicht eingenommene, Weibspersonen gegeben, durch derer tugendhaftes Mittel die gänzliche Auslöschung der Art, wie sie ursprünglich gewesen, ist verhütet worden. Und eben so ist merckwürdig, daß ihre Natur auch selbst, wenn sie sich mit den Thieren vermischt haben, nicht gantz verloren gegangen, angesehen sich immer verwunderliche

Eigen-

Eigenschaften an ihnen gewiesen, wie solches klar an denen zu sehen gewesen, welche dem Alexander in Indien gefolget sind. Lieber, wie nahmen sie seine Armee in Acht, und welch ein wachendes Auge hatten sie auf seinen Befehl; wie stelleten sie sich in gleiche Verfassung, wenn es um einen Marsch oder um ein Treffen zu thun war! Welche Nachahmung seiner ganzen Kriegsordnung! Nichts anders als alte und ächte Ueberbleibsel ihrer vorigen kriegerischen Neigung, und derjenigen Verfassung, in welcher sie gestanden, da sie eine Monarchie ausmachten.

Nun auf Italien zu kommen. Als sich diese wilde Philosophen zuerst da gezeiget, hat es einige von denen, die am wenigsten vermischet waren, gegeben, welche sich gefallen liessen, mit Menschen einen Umgang zu haben; dies ist aus dem Nahmen des Faunus à fando, vom Sprechen, offenbar. Und ein solcher war jener, der aus Haß gegen die Tyrannie die Wälder verlassen, und die Römische Armee angefrischet, wider die Hetrurier, die den Tarquinius wieder wollten eingesezet wissen, feindlich zu agieren: Allein hier, so wol als in allen westlichen Theilen der Welt, eräugete sich eine grosse und merckwürdige Aera, nemlich die, in welcher sie anfiengen stillzuschweigen. Wir mögen dieselbe etwas nahe an die Zeiten des Aristoteles sezen, da die Anzahl, der Stolz, und die Thorheit der Weltweisen aus dem Geschlecht der Menschen überhand genommen, und durch sie den Leuten der Kopf zu irre gemachet worden, als daß sie tüchtig gewesen seyn sollten, die Weißheit

dieser

dieser alten Wald-Philosophen zu empfangen. Die Fragen dieser Academie waren zu zahlreich, denn daß sie mit Musse von ihnen beantwortet werden; und zu verwirret, zu abgeschmackt, zu böse, und zu schädlich, denn daß sie denselbigen anderst als eine Materie zur Verachtung und zur Verlachung vorkommen könnten. Immer von diesem Periodo an, wenn wir etwas von ihren gegebenen Antworten hören, ist nur zu verstehen, daß sie es gethan, wenn sie gefangen, gebunden und gezwungen worden; nicht anders, als jener alte griechische Profet Proteus.

So lesen wir in des Sylla Zeiten von einem solchen nahe bey Durrachium gefangenen Philosophen, der nicht beredet werden konnte, Lectionen zu geben, was man ihm auch immer sagte, und seine Geschicklichkeit in den Tönen, nur einzig durch wiehern, wie die Pferde, zeigete.

Ein glücklicherer Versuch ward unter dem Reich des Augustus, von dem forschenden Geist, dem Virgilius gemacht; die Commentatores halten ihn und den Varus für die eigentliche Personen, von denen im 6ten St. der Bucolic. erzehlet wird, daß sie einen unserer Philosophen, und zweifelsfrey einen von den ächten aus dem Geschlecht des alten Sylenus, gefangen haben: damit sie nun machten, daß er sich ihnen mittheilete, (wie dann Virgil die Wichtigkeit davon wol eingesehen), haben sie ihn nicht nur fest gebunden, sondern auch noch durch ein schönes Mädgen, Aegle genannt, angelocket, welches dann vermocht, daß er beydes sehr lieblich und lehrreich gesungen. In diesem Gesang

sang finden wir ihre Lehre von der Schöpfung, wie sie nach aller Wahrscheinlichkeit vor so langer Zeit in dem grossen Pygmäischen Reiche gelehret worden, nebst verschiedenen hieroglyphischen Erzehlungen, unter welchen sie ihre Sittenlehre verbargen, und selbige damit auszierten. Daher ich dieß Bucolicon als einen unschätzbaren Schatz der allerältesten Wissenschaften ansehe.

Unter der Regierung des Constantinus wird uns von einem andern Nachricht gegeben, der in einem Netze gefangen und nach Alexandria gebracht worden; das Volck versammelte sich hauffenweise um ihn her, seine Weisheit anzuhören, allein er war einer der stummen Philosophen, und lehrete, wie Am. M. berichtet, nur durch Gebehrden.

Der lezte, welchen wir anführen wollen, der von der ächten Linie herzustammen scheint, ist der, von dem Hieronymus meldet, daß er dem St. Antonius in der Wüsten erschienen: Dieser fragete ihn, welches der Weg wäre; worauf er seinen Verstand und seine Höflichkeit durch deuten mit dem Finger zu erkennen gab; im übrigen aber wollte er nichts antworten, denn er war ebenfalls ein stummer Weltweiser.

Dieses ist alles, was ich von der Erscheinung eines so grossen und gelahrten Volcks in eurem Welttheil für dießmahl habe zusammenbringen können: Wenn wir aber in ihre alte angebohrne Size, Africa und Indien, zurückgehen wollen, so werden wir auch selbst in diesen neuern Zeiten Spuhren ihrer ersten Aufführung und Dapferkeit antreffen.

In Africa (gleich wir in den Sammlungen des unermüdeten Hrn. Purchas lesen) hat ein Hauffen derselben, dessen Anführer in ein Weibsbild verliebt war, durch Gewalt und Kriegslist denen Portugiesen eine Vestung abgenommen.

Aber ich muß alle andere vorbeygehen, um fürnehmlich das Lob zweyer ihrer Monarchen in Indien, welche ihres gleichen nicht gehabt, zu erheben: Der erste war **Perimal** der Prächtige, ein überaus gelahrter und gutherziger Printz, dem die Malabaren in der Hitz ihres Eifers einen Tempel geweyhet, welcher auf 700. Pfeilern stehet, die, nach des Maffeus Meynung, des Agrippa seinem in dem Pantheon nichts nachgeben. Der andre, **Zanimant** der Wunderwürdige, Perimals Vetter und Nachfolger, dessen Wissenschaft so groß gewesen, daß seine Anhänger zweifelten, ob es möglich wäre, daß eben dieses weise Geschlecht es wol auf einen so hohen Staffel der Vollkommenheit zu bringen im Stand wäre; und daher lieber glaubten, er und sein Stamme wären eine in Affen vergestaltete Art Götter: Der Zahn war sein, den die Portugiesen An. 1559. in Bisnagar weggenommen, und für welchen die Indianer, nach Linschottens Bericht, die entsetzliche Summe von 700000. Ducaten angeboten haben. Noch soll ich endlich diese Materie nicht fahren lassen, ohne mit aller gebührender Hochachtung Oran Outangs des Grossen, des lezten von dieser Linie, dessen unglückseliges Schicksal gewollt hat, daß er in die Hände der Europäer fiele, Meldung zu thun: Oran Outangs, dessen Werth wir nicht kennen;

denn er war ein stummer Philosophus: Oran Outangs, durch dessen Anatomie der gelehrte Dr. Tyson unserm Systema, aus der Uebereinkunft dieses Hominis sylvestris mit unserm menschlichen Leib in denen Theilen, durch welche die vernünftige Seele sich wircksam erweiset, eine neue Bekräftigung gegeben hat.

Wir müssen nun fortgehen, und diese Nation betrachten, wie sie in brutam naturam verfallen aussiehet: aber auch selbst in diesem Zustand, wie viele Erfahrungen geben sie uns nicht an die Hand, von solchen, die sie von der Milzsucht oder von Geschwähren befreyeten, indem sie dieselben zu rechter Zeit lachen macheten? Mit was vor Fertigkeit ahmen sie alles, was je das merckwürdigste in dem menschlichen Leben ist, nach? Und was für erstaunliche Sachen erzehlet uns nicht Le Combe nnd andere von ihren Begierden, Handlungen, Begreiffungskraft, Zuneigungen, vielerley Erfindungen, und der Geschicklichkeit dieselben ins Werck zu setzen? Gewiß, wenn sie bey so elenden Umständen ihrer Gebuhrt und Auferziehung, und bey einem so kurzen Lebensziel, als ihnen iezo zu Theil geworden, dennoch alle andern Thiere so weit übertreffen, und es vielen Menschen gleich thun, so kan man gedencken, was Wunders man sich von jenen vorstellen müsse, die melioribus Annis nati fuerant, jenen langlebenden, antidiluvianischen, Erzvätern dieses Volcks, welche die Welt zuerst die Wissenschaften gelehret haben.

Ich darf mich rühmen, daß ich bey dieser meiner Nachricht (wie sie dann gäntzlich und allein

mein ist) aus einer Quelle geschöpfet habe, mit deren verschiedene Meynungen der Alten wol überein kommen, ob sie gleich bisher weder von den alten noch den neuern Gelahrten jemahls entdeckt worden ist. Und was soll ich nun den Menschen, in Betrachtung dieser grossen Entdeckung, sagen? Was anders, als daß sie ihren Hochmuth herunterreissen, und bedencken, daß die Urheber unserer Erkenntnissen sich unter den Thieren befinden; daß die, welche einst bey der Schöpfung unsere ältere Brüder gewesen, und deren Reich, wie Platons Abriß einer vollkommenen Regierungs-Form erfodert, von Philosophen beherrschet worden, die endlich, deren Gelehrsamkeit in Aethiopien und Indien in höchstem Flor gestanden, nun von ihnen nicht unterschieden, und iezo einzig als Thiere unter den Nahmen der Affen und Bafianen bekannt sind.

Was die Rede anaehet, so zweifle ich keineswegs, daß es in ihren angebohrnen vaterländischen Wüsten noch einige Ueberbleibsel von dem ersten noch nicht so gar verdorbenen Geschlechte gebe, welche derselben noch iezo mächtig sind. Indessen ist die gemeine Ursach, welche die Spanier angeben, daß sie nicht reden wollen, weil sie nemlich förchten, man möchte sie zur Arbeit halten, allein genugsam dafür; wenn man nur bedenckt, wie sehr die Gelehrten ihre Gemächlichkeit lieben. Eine andere ist, daß diese aufmercksamen Geschöpfe, da sie Augen-Zeugen von der Grausamkeit gewesen, mit welcher diese Nation ihren Brüdern, den Indianern, begegnet, es nothwendig finden zu verhöhlen,

daß

daß sie Menschen sind, damit sie so nicht nur vor der Arbeit, sondern auch vor der Grausamkeit, beschüzet bleiben. Und gesezt es stühnde auch mit diesen aufs beste, so könnten sie drittens kein Vergnügen an dem Umgang mit den Spaniern haben, als deren ernsthaftes und unfreundliches Temperament derjenigen natürlichen und offenen Frölichkeit, welche man überhaupt bey aller rechtschafenen Erkenntniß wahrnimmt, so sehr zuwider ist.

Indessen wenn es iezt, da die Sachen so stehen, möglich wäre, auf einige Weise ein Mittel zu finden, durch welches man ihre verborgenen Qualitäten aus ihnen hervorbringen könnte, so bin ich versichert, daß dieses der gelehrten Welt, so wol in Absicht auf die Widererlangung verlohrner Wissenschaften, als auf die Beförderung der noch zukünftigen, von einem ungemeinen Nuzen seyn würde. Lieber, mag dann keine artige, geschickte Manier erdacht werden, durch welche wir uns ihnen beliebt machen könnten? Ist keine Nation in der Welt, deren natürliche Beschaffenheit so gekehret wäre, daß sie sich ihre Gesellschaft zuwegen bringen, und sie, vermittelst einer angenehmen Gleichheit der Manieren, gewinnen mögte? Kein Volck, da die Männer sie durch eine ausnehmende Höflichkeit anlocken, und durch nachgemachte Bewegungen auf gewisse Weise bezaubern; das Frauenzimmer aber, durch gutmüthig erlaubte Freyheiten und das allerfreundlichste Betragen, diese verliebte Creaturen zu einer danckbaren Widergeltung der Höflichkeit bewegen könnte? Die Liebe, die ich für mein Vaterland hege, giebt mir

den Wunsch ein, daß Groß-Brittannien diese Nation seyn mögte; Aber ach! wie können wir hoffen, daß Fremde von so grosser Klugheit ihre Gedanken bey unserer gegenwärtigen unglückseligen Trennung, und derselben so weiten Entfernung von ihren Freunden, Verwandten, und Vaterland, mitten unter gewaltsamen Parteyen, frey an den Tag legen werden? Die Neigung, die ich gegen unsern benachbarten Staat trage, heisset mich wünschen, Holland wäre dieselbe: Sed læva in parte mamillæ nil salit Arcadico. Franckreich ist es also, von da wir diese Widerherstellung der Gelehrsamsamkeit erwarten müssen, als dessen lezter Monarch die Wissenschaften unter seinen Schutz genommen, und auf einen so hohen Staffel gebracht hat. Ich meyne wir haben Grund zu hoffen, daß seine Emissarien über kurz oder über lang den Befehl erhalten werden, nicht nur gelehrte Leute, sondern auch gelehrte Thiere, (verstehe die alte ächte Aethiopische und Indianische Tiegeraffen,) in ihr Vaterland einzuladen. Und könnte man nicht alsdann die Talente einer jeden besondern Art derselben zum Aufnehmen auch einer jeden besondern Wissenschaft anwenden? Die Tigeraffen Helden, Staatsleute, und Gelehrte zu unterrichten; die Bafianen den Hofleuten die Ceremonien und anständige Geschicklichkeiten zu zeigen; die Meerkatzen die Damen und ihre Liebhaber in der Kunst eines artigen Umgangs und angenehmen Liebesbezeigungen zu unterweisen; die Affen von minderer Gelehrsamkeit zum besten der Comödianten und Danzmeister; die Marmosets denen Hofpages und reisenden jungen

gen Engelländischen Stutzern zum Dienst gebrauchen? Allein ich überlasse dieselben nach ihren Arten zu unterscheiden, und einer jeden ihre besondere Beschäftigung zu bestimmen, dem nachforschenden und einsichtsvollen Geist der Hrn. Jesuiten in ihren verschiedenen Missionen.

VALE et FRUERE.

M. S.

Strukaras/

oder

Die Bekehrung;

Eine historische Erzehlung aus dem Französischen.

Weit gegen Norden liegt ein berühmtes Königreich, welches schon mehr als einen guten Kopf hervorgebracht hat, die den Ruhm von Schöpfern für ihre Nation gegen ihre südlichen und westlichen Nachbarn hätten behaupten können, und die in ihrer Sprache eine Geschicklichkeit gefunden hatten, die erhabensten und die genauest-bestimmten Gedanken in aller ihrer Verschiedenheit auszudrücken. Nichtsdestoweniger waren ihre Nahmen in der Dunckelheit geblieben, und ihre Schriften hatten sich verkriechen müssen. Ein falscher Lehrer, Strukaras genannt, hatte den poetischen Geschmack der Nation verderbet, indem er ihn mit Regeln gefesselt, welche er nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen, sondern bloß aus seiner eigenen hergeleitet hatte, wiewohl er vorgab, daß sein Naturell ein Abdruck des Naturells der Nation wäre, und daß diese in ihm dächte, und empfände. Er rühmte sich, daß seine Sprache alle poetischen Schönheiten

in sich fassete, und daß, wenn man sie in ihrer Reinigkeit redete, die Gedancken und Bilder unter den Redensarten und Wörtern von sich selber entstühnden, und sich in Sätze und Ordnung stellten. Was denn in derselben nicht erhöret war, was von andern gedacht worden, und ihm zu dencken zuschwer war, das erklärete er vor barbarisch, und vor unergründlich. Er machte diese Sprache zur Richtschnur der Poesie der Alten und der Neuern, und verbannete also alle die herrlichsten Bilder und Vorstellungen aus derselben. Homer, Virgil und Ovidius, wenn er sie in seiner Sprache reden ließ, verlohren ihre lebhafteste Munterkeit, und ihr hellestes Licht. Aber er schwur, daß sie dadurch nur regelmässiger und von besserm Geschmack geworden wären. Seine Geschicklichkeit zum verführen war so gar fein nicht, und man hörte nicht, daß ein erwachsener Mensch, dessen Verstand und Geschmack zur Reife gelanget gewesen, von ihm wäre betrogen worden: Er gab sich auch mit solchen keine Mühe, sondern machete sich nur an Jünglinge, welche noch keine nette Begriffe hatten. Dieselben überzeugete er von seinen Lehren mit einer hohen Mine, und mit einem ausgestreckten Arm. Er zog sie in Kleinigkeiten so zärtlich, und so weibisch, daß sie die starcke und gesunde Nahrung in den unsterblichen Schriften der Griechen und Lateiner nicht mehr ertragen mogten. Eine Zeile voller Begriffe drückete sie, und der Vers floß ihnen nicht, wenn sich ihm ein ungewöhnlicher

Gedancke in den Weg legete. Diese Jünglinge wurden mit zunehmenden Jahren zwar am Cörper, aber nicht am Geschmacke stärcker. Ihr Geschmack blieb verzärtelt, blöde und ungewiß. Sie brachten ihn mit sich in die untern Classen, auf die Universitäten, in die Staatscabinete, und an die Höfe. Der Rector, der Professor, der Staatsminister, der Consistorialrath, waren verderbt, und verderbten wieder. Dadurch wurden die falschen Lehrsätze des Verführers beynahe allgemein. Sie machten eine Secte, ja es schien daß sie den Dienst des Apollo und der Musen noch verdringen würden. Die Köpfe von gutem Geschmacke, deren man noch allezeit zwanzig bis dreissig zehlete, berieffen sich zwar auf das Urtheil der Nachwelt, aber das half ihnen wenig, weil diese zu ihren Zeiten nicht erschien, oder nicht reden wollte. Sie schrien mit einem glücklichern Fortgang den Apollo an, er warf einen gütigen Blick auf sie. Der Stolz, die Gewalt und der Jammer, den sie in dem Reiche des Witzes anstelleten, verdroß ihn. Er gab der Critick, einer Göttin, die unter ihm herrschete, Befehl, sich den Betriegern zu widersetzen, und den reinen Lehren der Musen, seiner Töchter, wieder aufzuhelfen.

Die Critick munterte in dieser Absicht etliche einsichtsreiche Köpfe auf, welche in der poetischen und andern angenehmen Schreibarten bald ein neues Licht aufstecketen. Denn sie holeten die unveränderlichen Grundsätze wieder hervor, welche mit der menschlichen Natur ihren

Ursprung

Ursprung genommen haben, und mit dem Gemüthe und den Empfindungen des Menschen gleich alt sind. Bey dieser Fackel fieng man hier und dar an zu sehen, man entdeckete die Irrthümer in des Betriegers Lehrbüchern, und die Blödigkeit der Schriften, welche nach seinen Regeln verfertiget waren. Sein Ansehen blendete nicht mehr, und das Lob ward ihnen nicht mehr vor einen Tribut bezahlt. Doch geschah dieses nicht so stille; seine Anhänger machten einen wilden Lärmen mit harmonischen Schmähworten, und mit schliessenden Lästerungen; sie zogen auch den Leibrock des Hohenpriesters an, und gürteten das Schwerdt der weltlichen Macht an die Seite.

Sie hatten auch auf ihrer Partey Götter; die Dummheit, welche den Blocksberg dem Parnasse entgegen sezet, und die tobende Phrenesie, die ihren Sitz zu Waldheim auf einer Wälle Stroh aufgeschlagen hat. Diese beyde führten sie zu dem Streit mit der Critik an, und unterrichteten sie, wie sie dem Gewäsche einen Nachdruck von Schall geben sollten. Man erzehlet, daß ihnen einmahl der falsche Geschmack sichtbarlich erschienen sey, als sie eben in einem Synodus berathschlageten, wie sie das einbrechende Licht der Critik von ihren Gränzen zurückhalten wollten; derselbe habe ihnen das Haupt mit einem zertheilenden Rauche von allem noch übrigen Verstande gesäubert, und es dagegen mit Spinneweben und Staube angefüllet. Damahls geschah es, daß sie den Er-

verführer Strukaras zu ihrem Hierarchen erwähleten, und ihm schwuren, den Unverstand selbst in seinen Worten zu verehren, und unter seinem Stabe auf die Wahrheit und den Witz zu Felde zu ziehen.

Strukaras verdiente diesen elenden Vorzug damit, daß er zuerst an dem Verderben der ächten Poesie gearbeitet, und seine Schriften sorgfältiger, als sonst einer, vor Ordnung, Wahrheit, Witz und Anmuth bewahret hatte. Er hatte von dem Geschwätze Kunstregeln gegeben, und den Schall in ein Lehrbuch verfasset. Er wußte Recepte für Gedichte, welche weder den Kopf brachen, noch das Hertz in Unruh sezeten. Seine Poesie kriecht mit einer angenehmen Nachlässigkeit; wann er sich in die Wolcken erhebet, so fällt er augenblicklich wieder auf den Boden; er ist wahrscheinlich ohne Neuigkeit, und wo er neu und wunderbar ist, verliehrt sich die Wahrscheinlichkeit. Er hat mittelst einer Scheer und eines Topfes voll Pappe ein Trauerspiel verfertiget, in welchem alle seine Regeln dieser Schreibart beobachtet sind. Durch seinen Antrieb ist die göttliche Aeneis von der Hoheit ihrer Begriffe und der Pracht ihrer Ausbildung befreyet worden. Er selbst hat den Horaz von der Dichtkunst in den Mischmasch und die Dunckelheit seiner eigenen Irrthümer übersezet.

Mit den Schriften dieses Ertzverführers gab die Critik sich nicht wenig Mühe, sie klopfte ihm seine Lehrbücher mit der äussersten Geduld aus, sie las mit grosser Langmuth das wunderbare

Gemen-

Gemenge von falschen Gedancken, widersinnigen Ausdrücken, und sich selbst zerstörenden Sätzen in seinen Schriften aus einander. Aber es war in Ansehung des Strukaras verlohrne Mühe, er besserte sich von ihren Lehren nicht, er sträubete sich nur destomehr dagegen, und erklärte sich iezo öffentlich wider die eigensten Rechte der Poesie, indem er ihr die wahrscheinlichen Möglichkeiten, die sinnlichen und die allegorischen Vorstellungen abgesonderter Begriffe, der Engel, und der Geister absprach. Ein Poet aus den westlichen Gegenden hatte viel wunderbare und phantasiereiche Geschichten von dem Himmel und der Hölle, von den seligen Geistern, und von den gefallenen Engeln erzehlet, er hatte den Satan unter Strömen von Feuer versenket, welches er von Wirbelwinden in einen rasenden Sturm aufblasen lassen, er hatte die Sünde in die Gestalt einer verführerischen Schönheit verkleidet, und den Tod mit einem versteinernden Blick und einem herzdurchdringenden Wurfpfeile bewaffnet; Wider diese Vorstellungen sezete sich Strukaras mit der äussersten Blödigkeit des Geschwätzes und des Geschreyes; er hieß sie Gespensterhistorien, und Hexenmährgen; wovon man sich keinen Begriff machen könnte, und welche nur dieneten, die Nation in Schrecken und Angst zu setzen. Er sezte ihn in die Classe des Marino, und noch ungeheurerer Dichter. Er wußte, wenn er seinen Lehrlingen einen Abscheu vor der poetischen Schöpfung und den sinnlichen Vorstellungen beybrin-

bringen könnte, daß alle Poesie zugleich über einen Haufen fallen und die matte und nicht denkende Reimerey derselben Stelle ungehindert und ungestraft besitzen würde.

Die Critik versuchte darauf ein empfindlicheres Mittel den Strukaras wo nicht vernünftiger doch schamhaftiger zu machen. Sie hezete ihre Schwester, die Satyre, gegen ihn auf. Diese droschete ihn etliche mahl wacker ab, sie gab ihn der gantzen Nation zum besten, er war die Kurtzweil aller muntern Köpfe, und nur bey dieser Gelegenheit haben sie mehr Witz verschwendet, als man vorher der Nation zugetrauet hatte, daß sie in ihrem gantzen Vermögen hätte. Die Strukaramben selber mußten mitten in der Zeit, da sie sich über dieses Gespötte der Satyre beklageten, bekennen, daß es fein und voll Geistes wäre; aber sie kehreten sich nicht daran, weil sie nicht erkenneten, daß das Gelächter der Satyre auf wirckliche Schwachheiten des Verstandes und des Willens fiel. Daher legeten sie alle Scham ab. Strukaras blieb in ihren Augen die Ehre der Nation, der Pfeiler der Dichtkunst, der König des Witzes, der nordliche Fontenelle, der Corneille der Schaubühne.

Er führete ein Weib mit sich herum, seine Busemsfreundin; sie hatte in ihrer zartesten Jugend einen grossen Witz gewiesen, die Bilder und Figuren von Kupferstichen aus ihrer Verbindung mit einer Schäre herauszuschneiden, und alsobald in einer neuen Verknüpfung

auf

auf einer Puderschachtel oder einer Zuckerbüchse wieder zusammenzusetzen; oder ein halbes Hundert Klöppel auf einem Spitzenpult herumzuwerfen, daß Rosen und Tulpen von Goldfaden unter ihren Fingern hervorwuchsen. Strukaras gewann sie lieb, und bestürmete sie sechs Jahre lang mit trukenen Figuren der Redekunst, und mit kalten Ausdrücken von Liebesflammen. Sie gab ihm das Jawort, nur damit sie sich von seinen Verfolgungen erledigete. Nachdem sie sein Weib geworden, bildete er ihr Gehirn nach seinem eigenen, und goß alle seine Künste in dasselbe. Priscilla erwies sich so gelehrig, daß sie den Strukaras in kurtzer Zeit in dem vollkommensten Abdruck darstellete. Es plauderte iezo in beyden ein Verstand, ein Witz frohr in beyden, und eine Kunst krümmete sich in beyden; in den Schriften des Weibes entdekete man den Mann, und in des Mannes das Weib. Er ehrete sie darum nach ihrem Verdienste, und nahm sie in ein Consortium studiorum auf. Aber ihr Herz war aufrichtig, und irrete mit gutem Gewissen den Lehren ihres Freundes nach. Als nun die Critik und die Satyre sich mit denselben so viel zu schaffen gemacht hatten, hielt sie in der Unschuld ihres Hertzens das alles vor lauter Würckungen des Neids und der Boßheit, und stärckete sich im Geist, ihnen ihren Ungrund deutlich zu zeigen. Allein als sie in dieser Gemüthsverfassung ihre Schrifften erwog, und gegen die Lehren ihres Mannes hielt, leuchtete die Wahrheit ihr mit

einem

einem so erheiternden Licht in den Verstand, daß sie sich nicht entbrechen konnte, sie zu erkennen. Je mehr sie fortlas, je mehr fand sie Erweise und Ueberzeugungen. In der schärfesten Ironie selbst entdeckete sie einen festen, auf die Natur der Sachen gegründeten Fuß. Sie sah iezt in den Wercken ihres Freundes ein harmonisches Galimathias, mit dem Gedächtniß ausgeführte Erweise, eine gereimte Unordnung, kaltsinnige Figuren, und eine Sprache ohne Seele. Indem sie diese Entdeckungen machete, veränderte sich die Gestalt ihres Angesichtes siebenmahl, ihr Hertz pochete, die Knie wurden schlaff, Hitze und Frost wechselten in ihrem Geblüte. Sie stuhnd iezo ganz betreten, und unschlüssig, ob sie die Wahrheit oder die Freundschaft ehren wollte; nicht lange, sie bestrafte sich bald selbst, daß sie zwischen beyden hatte zweifeln können. Sie fürchtete indessen, daß Strukaras anderst dencken würde; sie kannte seinen Hochmuth; er mußte nothwendig, kraft seines höhern Verstandes die Wahrheit eingesehen haben, welche sie mit ihren schwächern Einsichten entdecket hatte; nichtsdestoweniger hatte er sie verleugnet; und auf was vor eine Art sollte sie ihm zu wissen thun, daß sie seinen Mischmasch entdecket hätte? Wie würde ers aufnehmen, wenn sie sich zu der Wahrheit bekennete, gegen welche er das Herz und den Verstand verhärtet hätte; würde er ihr nicht seine Liebe entziehen, und könnte sie ohne dieselbe leben? Aber wie könnte sie künftig ein Herz zu

ihm

ihm haben, zu einem Menschen, der ein so verkehrtes Gemüthe hätte? Sie quälete sich mit diesen Gedancken, und prophezeihete sich selber viele betrübte und verdrießliche Stunden. Allein die Pflicht überwand, und stärckete sie gegen alles Leiden, das sie vorhersah.

Sie eröffnete ihrem Mann an einem hellen Morgen die Veränderung, die sich in ihrem Verstande zugetragen hatte, mit grosser Geschicklichkeit, sie wußte dasjenige, was ihm in ihrem Vortrage widrig oder hart scheinen konnte, mit angenehmen Liebkosungen und künstlichen Vorbiegungen gut zu machen, ohne daß dem Nachdruck ihrer Rede etwas dadurch abgegangen wäre. Sie trieb ihn auch in der That dergestalt in die Enge, daß er ihr gestehen mußte, er hätte den Erweis für seine Lehrsätze nicht in dem Verstande sonder bloß in dem Willen gesuchet. Aber er that dieses Bekenntniß mit einer Stirne, in welcher weder Reue noch Scham zu erblicken war; und als sie nur ein Wort von der Pflicht einstreuete, die erkannte Wahrheit öffentlich zu bekennen, widersezete er sich dieser Zumuthung mit der Hartnäckigkeit eines Barbaren. Er sagte: Sollte ich so manchen Erweis auf den Grund eines lieblichen Schalles aufgeführet haben; sollte ich so manche Beurtheilung der verschiedensten Sachen nach einem Leisten verfasset, und nach ein Paar Regeln von logicalischen Erklärungen alle Arten der poetischen Vorstellungen gerichtet haben, damit ich dieses gantze so krause, so mechanische, Gebäude

durch

durch mein eigenes Wort wieder umstürzete? Sollte ich durch einen Widerruf nicht bloß mein eigenes sondern das Urtheil aller derjenigen verdammen, welche meinem geglaubt haben? Hat nicht vielmehr mein Geschmack das Siegel der Gründlichkeit empfangen, nachdem er von einem so zahlreichen Haufen angenommen worden? Gesezt, daß ich auf meine Urtheile und Lehrsätze zufälliger Weise gefallen sey, haben sie nicht den gehörigen Erweis durch das Nachsprechen so vieler tausend Schulhalter und Magister empfangen? Aber gestanden, daß die Wahrheit nicht auf meiner Seite ist; Soll ich den Ruhm eines unfehlbaren Kunstrichters mit dem Nahmen eines gemeinen aufrichtigen Mannes vertauschen, und mich selber der Dummheit anklagen, damit ich meine Redlichkeit rette? Ist es nicht ein grösserer Schimpf, wenn man uns der Dummheit schuldig befindet, als wenn man uns bloß vor boshaft hält? Mein gröſſester Ruhm ist, daß ich zwar bey mir selbst eben so gut, als die witzigsten Leute, den gründlichen Geschmack meiner Widersacher einsehe, dabey aber nichtsdestoweniger meine verdorbene Sache behaupten, und mein Ansehn der Vernunft zu Trutze aufrecht erhalten kan.

Seine aufrichtige Freundin erschrack darüber, und fieng an, ihm aus getreuem Hertzen vorzuhalten, daß es keins von den geringsten Verbrechen wäre, sich an den Vermögensarten der Seele, dem Verstand, der Einbildungskraft und dem Witz zu versündigen, dieses hätte weit

mehr

mehr zu bedeuten, als sich bloß an dem Cörper, oder an den Glücksgütern zu vergreiffen. Die bürgerlichen Gesetze wären sehr scharf gegen einen, der einen Garten zerträte, und durchwühlete, warum es einem, der in dem Hirn eines jungen Menschen, ja einer gantzen Nation, das unterste zu oberst kehrete, ungestraft hingehen sollte? Der Gerechtigkeit müßte allemahl eine Gnüge geschehen; nun wäre es verträglicher, ihr in der gegenwärtigen Welt, als in der zukünftigen eine Gnüge zu thun. Er stühnde in Gefahr, den Nahmen eines Aufrichtigen zu dem Nahmen eines Kunstverständigen zu verliehren.

Sie wollte noch weiter mit ihren Vermahnungen fortfahren, aber Strukaras sah sie mit der Mine eines ottomanischen Ehemanns an, dergleichen er sonst nie gewohnt gewesen, gegen sie zu brauchen; er schrie über Neid und Unhöflichkeit, sie mißgönnete ihm seinen Ruhm, und hätte sich von seinen Widersachern bestechen lassen. Endlich befahl er ihr mit hoher Stimme, sie sollte sich zu ihren Mägden begeben, und mit ihnen des Spinnerokens warten. Priscilla verstuhnd, was er damit sagen wollte; daß er sie von der Hoheit einer Scribentin, in welche er sie zu ihm erhoben hatte, wieder absetzen, und in den Stand eines gemeinen nicht schreibenden Weibes erniedrigen wollte. Dennoch gehorsamte sie ihm, und schlückte den Verdruß in sich. Er vertraute ihr nach diesem nicht den plattesten Gedancken mehr in einen Vers zu verfas-

sen, er hielt sie von allen Büchern entfernt, insonderheit verhütete er mit einer Art von Eifersucht, daß ihr keine von den Schriften der Critik oder der Satyre zu Gesichte käme. Mit einem Worte, er tractirte sie als eine Frau, die zu nichts weiterm fähig wäre. Man sagt, daß dieses sie nicht so sehr gekränckt habe, als daß er so verstockt wider sein besseres Wissen handelte.

Dieses Begegniß war der Critik nicht verborgen, sie wußte, daß mit seinem verderbten Verstande nichts in Vergleichung käme, als sein verderbter Wille. Darum besann sie sich eines Mittels ihm das Gewissen zu rühren, damit er aufhörete der Wahrheit zu widerstreben. Seine Bekehrung war ihr nicht um seiner Person willen alleine angelegen, sondern um aller derer unschuldigen willen, welche von seinen Großsprechereyen verführt, Recepte für den Witz und den Geschmack von ihm nahmen, womit sie aber nur ihr gutes Naturell und ihre natürlichen Empfindungen verderbeten. Sie verfügete sich zu dem Schlaf in seine braunen Zimmer der Nacht und des Schattens, und bat ihn, daß er ihr den Phantasos, denjenigen von seinen Träumen zugeben wollte, welcher die langverstrichenen, die weit entfernten, die bloßmöglichen Dinge so lebhaft in die Phantasie schildern konnte, daß sie gegenwärtig zu seyn schienen. Auf dessen willfährige Einwilligung befahl sie diesem Traume, daß er sich auf die Bettstätte des Strukaras setzen, und drey Nächte nach einan-

einander die Erscheinungen vor ihm aufführen sollte, welche sie ihm anzeigete. Er gehorsamte ihr, und als Struckaras die folgende Nacht auf seinem Bette ruhig schlief, flog er auf seinen Hauptpfülben hinunter, und legete sich hart an dessen linkes Ohr, wo er seine Phantasie auf alle die Arten angriff, wie es seyn sollte, damit Bilder, Gestalten und Blendungen dem empfangenen Befehl gemäß hervorgebracht würden. Jezo dünckete es den Strukaras, daß er in dem Paradiese der Narren angelanget wäre; er sahe daselbst alle diejenigen, welche unnützliche Dinge thun, und ihr Vertrauen auf eitele Dinge setzen, einen grossen Nahmen oder Reichthümer zu erlangen; alle die, welche das Lohn ihrer Thaten auf dieser Welt dahin nehmen; eine unzählbare Menge! Nimrot bauete hier noch an dem Thurm von Babel; Tetzel bot noch die Verzeihung der Sünden um Geld feil; Triller und Schwartz schrieben Libelle wider diejenigen, welche die Gütigkeit gehabt hatten, sie von ihren Schreibsünden zu unterrichten, sie hoffeten ihre Fehler durch Schmähungen gut zu machen; aber wenn sie izo dachten, daß sie ihr Vorhaben zu Ende gebracht hätten, kam eine Windsbraut und warf sie mit ihren Thürmen, Indulgenzen und Libellen bunt über Eke in den Limbo der Eitelkeit, einen unermeßlichen Abgrund. Strukaras mischete sich alsobald unter diese Freundesschaaren, und fieng an einen Altar von seltsamen Materialien zu baueu; Bailes Dictionnaires in Wörterbücher verwandelt

waren zu einem Fußgestelle von etlichen Treppen geleget, über denselben lagen Dicht- und Redemaschinen, uncritische Beyträge, erdichtete Weltweisheiten, umgesezte Fontenellen, verkleidete Virgils, und undeutsche Schaubühnen, in abgemessenen Eken und Linien; noch höher lagen kleine Iphigenien und Catonen in schmälern Schichten; Strukaras freuete sich in seinem Hertzen, als er die Breite, die Stärcke und die Höhe dieses Altars, den er sich selbst gesezet hatte, betrachtete, sein Muth schwellete auf, er stieg iezo auf einer Leiter auf denselben, und stuhnd oben darauf mit einer zufriedenen Majestät, als ein würdiger Götze für einen solchen Altar. Er sah von da auf tausend kleine Scribenten und elende Poeten hinunter, welche von dieser Höhe wie Zwerge in seinen Augen schienen. Aber sein Triumph war kurtz; als er sich iezo eine Lust machete, faule Eyer, Rüben, und Birnen, wovon er einen Vorrath in der Taschen hatte, auf seine eigenen Brüder hinunter zu werfen, fuhr plötzlich ein Wirbelwind daher, und schmieß ihn mit dem gantzen Bau seiner poetischen Hoheit weit von dar in den Limbo der Eitelkeit, wo er zehntausend Klafter tief hinuntersanck, indem er vergeblich mit Kopf, Hand und Fuß in die Luft schlug. Er hatte noch nicht aufgehöret zu sincken, als er aus dem Schlaffe erwachete.

Er sann dem Gesichte nach, es hatte einen tiefen Eindruck in seinem Gemüthe gemacht, es schien ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem

Zustan-

Zustande zu haben, und eine heimliche Prophezeyung in sich zu fassen. Doch sagte er niemanden was davon, als dem kleinen Bathyll, dem er gewohnt ist seine Gedancken zu zeigen, wann sie noch ohne Gestalt und Form mit einem halben Leben unausgebrütet in seinem Kopf liegen und noch nicht französisches Phöbus stammeln können. Bathyll ließ ihn nicht ungetröstet, er bedeutete ihm, daß der gantze Traum nichts anders wäre, als eine Nachäffung der gauklerischen Phantasie, welche auf die Erfindung des Kupferstiches vor Pops Duncias gearbeitet hätte. Sie hatten voriges Tages die Auflage dieses satyrischen Gedichtes von 1729. empfangen, und sich lange bey der hieroglyphischen Figur des Kupferbildes aufgehalten. Strukaras bemühete sich dem Bathyll zu glauben, doch konnte er nicht davor, daß nicht das Gesichte ihm beständig in den Gedancken schwebete; es schwindelte ihm noch im wachen, und er bildete sich immerfort ein, daß er noch säncke.

In der andern Nacht stieg Phantasos wieder hinunter, in die Phantasie des Strukaras unerhörte Gestalten zu schildern. Er ließ ihn einen wüsten und wilden Ort sehen, ein greuliches Gefängniß, das rundherum wie ein unermeßlicher Offen brannte, wo aber die Flammen kein Licht von sich gaben, sondern nur eine dunkele Dämmerung zeigeten, in welcher man traurige Anblicke, und Gegenden voller Schmertzen sehen konnte. Hier brannte das Land mit einem festen geronnenen Feuer, und die See mit ei-

nem flüssigen. Es dünckete den Strukaras, daß er einen Riesen auf dem Feuerpfuhl schwimmen sähe, er reckete den Kopf über den Wellen empor, die Augen funkelten ihm, seine übrigen Theile waren auf den Wogen viel Hufen lang ausgestreckt; er richtete sich nunmehr auf, und trug den ungemessenen Körper über das Feuermeer empor, er schaltete die Feuerwellen von sich, und gieng nach dem Gestade. Seine Gestalt war wie die Gestalt eines Ertzengels, und hatte noch einen grossen Rest von Glantz an sich. Aber auf seinem Angesichte waren tiefe Narben eingegraben, und die Sorge saß auf seinen blaßlichten Wangen. In den Augenbraunen ließ sich ein unbändiger Muth, und ein rachgieriger Etoltz wahrnehmen. Als er an dem Gestade angekommen, stüzte er sich auf sein Speer, gegen welchem die längste Tanne auf den norwegischen Bergen nur eine Ruthe war, und indem er die giftvollen Augen hin und her gehen ließ, sagte er: Dieses ist die Gegend, die wir mit dem Himmel haben vertauschen müssen; dieses Reich haben wir mit anserer Rebellion gewonnen! In fliessendem Feuer, oder in truckenem zu wohnen, ist alle Wahl, die man uns in der Hölle übrig läßt. Unser Jammer ist nur allzu würcklich, er ist kein Hexenmährchen; hier in dieser äussersten Finsterniß ist unser Kerker, hier sind wir unter Orkane von Feuer begraben, und mit uns alle diejenigen, welche sich wider die Wahrheit empören, und vorsetzlich die Unvernunft predigen. Indem er diese Worte sagte, dünckte

es

es den Strukaras, daß er die Augen starr auf ihn gerichtet hielt, darüber nahm ein kalter Schauer seine innersten Adern ein, er fuhr plötzlich auf, und rief, indem er aufsprang: Nein, ich sage nicht mehr, daß Miltons Hölle ein Hexenmährchen sey; Jezt weiß ich, daß seine Teufel kein Siebensachen sind, daß ihre Maschinen für die Hölle nicht zu groß, und die Hölle für sie nicht zu klein ist, ich sehe auch, daß ein grosser Unterschied zwischen einem gefallenen Ertzengel und dem Teufel von Jüterbock ist, den der fromme Schmied daselbst in einen Sack geschoben hat.

Priscilla hörte ihn diese Worte zitternd sagen, und sah ihn gantz im Schweisse baden, sie fragte ihn, was ihm widerfahren wäre, und er erzehlte ihr die grausame Erscheinung, die er gesehen, und die fürchterliche Stimme, die noch in seinen Ohren donnerte. Er fügete hinzu, daß er fürchtete, er hätte sich an Milton versündiget, allermassen er seit drey Jahren nichts anders gethan hätte, als sich den Kopf zerbrochen, damit er seinem Verl. Paradiese einen Kleck anwerffen könnte. Zugleich wieß er ihr etliche Blätter, die er zusammen gestoppelt hatte; die Aufschrift davon lautete: Untersuchung, wie weit sich Milton des gemeinen Wahnes mißbrauchr habe, und, Vergleichung des Verl. Paradieses Johann Miltons mit Joseph Nicolaus Maiers hochzeitlichen Freudenschall auf Perseus und dessen befreyte Gemahlin Andromeda, als Kaiser Carl den VII. und das Römische Reich.

Sie las in diesen Blättern mit Entsetzen, wie schwermerisch er wider diesen göttlichen Poeten wüthete, und weil sie ihn durch das nächtliche Gesicht gerühret sah, redete sie ihm mit grosser Dreistigkeit zu, und berief sich auf sein eigenes Gewissen, daß das Miltonische Gedichte die empfindlichsten Eindrücke von Verwunderung, Furcht, Schrecken, Vergnügung in seinem Gemüthe gethan hätte. Er gestuhnd es ihr, und bezeigete eine grosse Reue über die Undanckbarkeit, mit welcher er diesem Poeten dafür gelohnet hatte. Aber diese redliche Gemüthsverfassung währete nicht länger, als bis zu der Ankunft Bathylls, der gleich in ein Gelächter ausbrach, als er das Nachtgesichte, und die Angst vernahm, welche es dem Strukaras verursachet hatte. Er sagte, dieser Traum wäre wieder nichts anders, als eine abentheurliche Nachahmung der Phantasie, welche sich in der Zeit geschäftig erzeigete, da die Vernunft schlief, durch dieselbe wäre der Traum aus verschiedenen Lappen des Verl. Paradieses wunderlich zusammengesezet, er wäre eine Frucht des starcken Nachsinnens, mit welchem Strukaras dieses abentheurliche Gedichte gelesen hätte, und das gäbe einen deutlichen Beweis, was vor unergründliche Gedancken es in dem aufgeräumtesten Kopfe hervorbringen könnte. Es wäre zu nicht anders gut, als das Gewissen aufrührisch zu machen, und das Gehirn mit Erdichtungen und Gespenstern anzufüllen. Daher rieth er, daß Strukaras diese gespenstmässige Teufel mit einer Kanne Burgunder austreiben sollte. Dieser folgete ihm, Korax und der Buchdrucker

drucker Bucephalus wurden beruffen, ihm nebenst Bathyll Gesellschaft zu halten; sie blieben den ganzen Tag, und die halbe folgende Nacht bey ihm. Wie sehr sich aber Strukaras Zwang anthat, sah er beständig den gefallenen Ertzengel auf dem trukenen Feuer stehen, und hörete beständig den Schall seiner entsetzlichen Stimme.

Gegen den Morgen kam Phantasos das dritte mahl ihn mit Schreckbildern zu plagen. Es dünkete ihn, daß ein ansehnlicher Alter mit einem majestätischen Angesichte, doch dunkeln Augen, zu ihm sagte: Sieh mich an, Strukaras, ich bin der Engelländer, der das epische Gedichte geschrieben hat, gegen welches du eine so unsinnige Wuth bezeigest. Du hast in der vorigen Nacht meine Hölle und meine gefallenen Engel darinnen mit deinen Augen gesehen, und vermuthlich erkennet, daß es keine Schattengespenster oder Hexenmährchen sind. Ich will dir iezo auch die Sünde und den Tod zeigen, welche du vor leere und erdichtete Gespenster ausgiebst. Vielleicht thun sie den glücklichen Eindruck auf dich, daß du dich hütest in ihre Gewalt zu fallen, wenn du ihre abscheuliche Gestalten mit deinen körperlichen Augen erblicken wirst.

Mit diesem Worte erhaschete er ihn bey einem Schopfe Haare a, und führte ihn mit der Schnelligkeit des Blizes über das Firmament und die Wasser, die dasselbe umfliessen, hinaus, hernach durch den Golfo, der zwischen dem Himmel und

a Ein augenscheinlicher Beweiß, daß Strukaras nicht, wie einige argwöhnische vermeinen wollten, G. sey, weil dieser leztere mit fremden Haaren pranget.

der Hölle liegt, wo der alte Anarch, Chaos, herrschet, hindurch zu den Pforten der Hölle. Sie höreten lange vor ihrer Annäherung bey denselben ein Geräusche, das gantz anders tönete, als die Musik bey einem Ballete, es war ein Winseln, und Wehklagen, und knirschendes Wüthen. Die Pforten stuhnden weit aufgeschlossen. Milton stellete ihn innerhalb auf den versengten Boden, und ließ ihn daselbst alleine stehen. Das erste, das ihm in die Augen fiel, war ein gräßliches Ungeheuer, bis auf die Hüften ein schönes Frauenzimmer, aber von unten ein schuppigter Fisch, der den Schwantz in häßliche Ringe drehete. Um sie herum bellete eine Schaar Höllenhunde ohne Aufhören, sie krochen zuweilen in ihren Bauch hinein, nisteten darinnen, und heuleten immerfort. Neben ihr stuhnd ein noch scheußlicheres Geschöpfe, schwartz wie die Nacht, grimmiger als zehn Furien; es schwung in der Rechten einen fürchterlichen Stachel. Sein blosses Anschauen versteinerte, was ihm begegnete, mit einem kältern Blicke, als der gorgonischen Schwestern. Strukaras betrachtete das erstere Bild von dem Haupte bis auf die Hüften mit einiger Lust, aber als er die Augen von den Hüften bis auf den Fischschwantz laufen ließ, überfiel ihn ein häßliches Grausen, er lenkete das ekelnde Gesicht geschwinde auf die Seite, aber da begegnete ihm das andere noch ekelhaftere Geschöpfe, welches eben in einer Stellung stuhnd, als ob es iezo den tödtlichen Wurfpfeil nach ihm loosschiessen wollte. Ein kaltes Schrecken ergriff den Strukaras, und schlug ihn mit

einer

einer nie zuvor gefühlten Angst. Er fuhr mit einem scharfen Angstschrey auf, und sah mit verkehrten Augen lange um sich her, bis er sich selbst wieder fand; bis er fand, daß er in seinem eigenen Bette ruhete, und daß noch Leben in seinem Hertzen schlug. Er freuete sich, als er sich davon vergewissert hatte, und that den Augenblick ein Gelübde, daß er die Wahrheit öffentlich bekennen wollte. Es währete eine gute Stunde, bis daß er sich erholet hatte, darauf erzehlte er seiner Freundin die neue Erscheinung, und indem er an ihrem Halse weinete, befahl er, daß sein Beichtvater geholet würde. Korax und Bathyll waren schon da, zu fragen, wie er die Nacht geruhet hätte. Aber sobald er sie ansichtig ward, rief er, daß man sie ihm aus dem Gesichte schaffen sollte, sie wären falsche Schlangen, die ihn durch ihre verführenden Lobsprüche auf dem Pfade des Verderbens aufgehalten hätten.

Als Hr. Adams gekommen, erzehlte er ihm erstlich die drey erschrecklichen Erscheinungen, und wie er sich gegen die zwo erstern so unbußfertig verstoket hätte. Er versicherte, daß er darinnen eine höhere Hand wahrnähme, eine ausserordentliche Stimme, die ihm zur Besserung rief, und der er sich nicht länger widersetzen wollte. Er wollte öffentliche Proben von einer ungefärbten Busse von sich geben, wenn er nur dadurch das Böse, das er durch seinen Hochmuth gestiftet hätte, einigermassen gut machen könnte. Darauf legete er erstlich mündlich ein langes Bekänntniß aller derer Ausschweifungen und Uebelthaten ab, die er

als ein Kunstlehrer und als ein Poet begangen hatte; hernach forderte er einen Schreib;eug und Papier, und verfassete davon mit eigener Hand folgendes summarisches Register:

I. Ich bekenne, daß ich meine Nation schändlich verunehret habe, indem ich mich vor ihren Sachwalter ausgegeben, und die Unehre, die ich mit meinen elenden Schriften erholet, auf sie geschoben habe.

II. Ich bekenne, daß ich mein Lehrgebäude von der Dichtkunst auf meinen Eigendünkel aufgeführt, und mich bestrebet habe, meinen Aberwitz unter dem Nahmen des Geschmackes zu einem unbetrüglichen Sinn zu erheben.

III. Ich bekenne, daß ich die Dichtkunst habe organisiren und das Gedencken so mechanisch machen wollen, daß man ohne einen Kopf voll Hirnes schreiben könnte.

IV. Ich bekenne, daß ich die Demonstration in das Gedichte, und die Dichtung in die Weltweisheit habe bringen wollen, und beydemahl gleich thöricht gethan habe.

V. Ich bekenne, daß ich einen Anschlag gemacht habe, die platte Schreibart vor die natürliche einzuführen, und die gedanckenreiche, unter dem Vorwande, daß sie schwülstig, dunkel und unergründlich wäre, zu verbannen.

VI. Ich

VI. Ich bekenne, daß ich Horatzens Dichtkunst nicht aus dem Original, das ich nicht verstanden habe, sondern aus meinem schwachen Kopfe übersezet habe.

VII. Ich bekenne, daß ich den Satan zu Miltons Helden erhoben, und gelehret, der Teufel habe sich an dem Höchsten gerächet: Ich bekenne auch, daß ich die gottlosen Gedancken dieses hochmüthigen Geistes an dem Poeten gestraft habe.

VIII. Ich bekenne, daß ich der gesunden Critik feind geworden, und mich an ihr habe rächen wollen, weil sie sich unterstanden hatte, mir und meinen Freunden die falsche Einbildung von unsrer Vortrefflichkeit zu benehmen.

IX. Ich bekenne, daß ich eine Falschheit vor erlaubt gehalten, wenn sie dienen konnte, mein Ansehn zu beschützen, oder meine Gegner zu beschimpfen.

X. Ich bekenne, daß ich mich allemahl habe quälen müssen, wenn ich etwas artiges und sinnreiches habe vorbringen wollen, und daß die Natur mir die Gabe zu schertzen gäntzlich versagt habe.

XI. Ich bekenne, daß ich die Engelländer, die Franzosen, die Griechen und die Römer nach meinem Vermögen erniedriget habe, damit ich meine und meiner Freunde Hoheit auf ihren Fall aufführen könnte.

Nach dieser meiner redlichen und freyen Bekenntniß bitte ich es meiner Nation, der Engelländischen, der Französischen, und allen denen grossen und geschicktern Männern, den todten so wohl als den lebenden, in der Betrübniß meines Hertzens ab, daß ich mich so gröblich an ihnen vergangen habe; Ich bekenne, daß dieses alles, und was ich ihnen noch weiter zu leide gethan habe, mir ohne Heucheley und von Hertzen leyd sey; mit Nahmen bitte ich den Herrn Ceremonienrath Kooning, daß er mir die neidischen und undanckbarn Streiche, die ich auf seine natürliche Poesie geführt, vergeben wolle. Ich hoffe auch, daß der Hr. Uebersetzer des Longinus mir die höhnische Gelassenheit vergeben werde, womit ich ihn abgefertiget, weil er meine Eintheilung der Schreibart einen Mischmasch genennt, und gestehe gerne, daß dieses nicht nur von derselben, sondern von meinen berühmtesten Schriften wahr ist.

Ich bekenne endlich, daß ich mir fest vorgenommen habe, meinem närrischen Hochmuth, der mich zu diesen Thorheiten und Sünden verleitet hat, Abschied zu geben, und dem Schreiben und Dichten gäntzlich abzusagen, allermassen ich dazu weder Geschick noch Beruf empfangen habe. Ich will mich dafür befleissigen, mich mit der Arbeit meiner Hände

redlich

redlich zu ernehren, ohne daß ich solche weiter vor Arbeiten des Kopfes oder des Witzes verkaufen wolle. Und damit ich denjenigen, welche ich mit meinen Schriften beleidiget habe, ein Zeichen meiner wahren Reue gebe, und mich ihrer Verzeihung desto würdiger mache, will ich mit allem Fleisse und bester Treue an der Zernichtigung derselben arbeiten, und keine Mühe sparen, sie zu der Vergessenheit, zu der ich sie verurtheile, zu befördern.

Solches alles bekennet Strukaras, magnus Impostor & peccator.

Er übergab diese Schrift dem Hr. Adams, und bat ihn, daß er sie durch den öffentlichen Druck bekannt machete. Er sagte, weil seine Sünden im öffentlichen Licht erschienen wären, so wäre billig, daß seine Busse ebenfalls offenbar gemacht würde. Er fügete mit Thränen hinzu, daß ihn nicht nur seine eigenen Sünden drücketen, sondern die Sünden aller derjenigen schlimmen Kunstrichter und Poeten, welche durch ihn verführt, in seinem Geschmacke und nach seinen Regeln schrieben. Alle elenden Schriften, sagte er, welche von meinen entsprungen sind, gehören mir zu, ich habe sie zu verantworten, ich habe nicht nur in meiner Person ungeschickt geschrieben, sondern in den Personen aller derer, welche ihre magern Geburten nach meinem Unterricht verfertigen. Ich, nur ich, habe die Aeneis ihrer Pracht und ihrer Hoheit beraubet, nur ich habe sie in einen schlechtern Kittel

geklei-

gekleidet, als der französische Scarron gethan. Ich bin Ursache, daß Ovids Feuer in den neuen Verwandlungen verlöschen, und seine so lebhafte und anmuthige Gestalt vergehen wird. Meine Sünden bleiben demnach, und dauren immerfort, so lange als meine Bücher gelesen, und zum Muster genommen werden.

Der Hr. Adams schlug sich zwanzigmahl an die Brust, als er diese Reihe von critischen Uebelthaten vernahm; er sah aber auch die Busse eben so groß, als die Sünden gewesen waren. - - -

Hic nonnulla expuncta.

Er tröstete ihn zulezt, daß wahrscheinlicher Weise seine Schriften nicht lange leben würden. Die Critik und die Satyre hätten das ihrige schon redlich gethan, sie zu ihrem Untergange zu begleiten, und der Fortpflantzung seiner Sünden vorzubiegen. Nach diesem schied er mit grosser Erbauung von ihm.

Die Bekehrung des Strukaras war aufrichtig, er gab davon unbetrügliche Proben, er verbannete den Bathyll, den Korax, und den Bucephalus auf ewig aus seinem Gesichte; er kaufte etliche hundert Exemplare von seinen eigenen Schriften denjenigen wieder ab, die damit betrogen worden, und stellete sie in dem Vorhofe seines Hauses in der Form eines Altares nach der Bauart zusammen, wie er in dem Paradiese der Narren gethan hatte; aber anstatt daß er sich daselbst zur Verehrung darauf gestellet hatte, legete er iezo Feuer darunter an, und verbrannte ihn zu Asche. Er konnte seine Ehegattin nicht genug erheben, daß sie das klingende Geschwäze

schwätze in seinen Schriften vor so viel tausend Männern erkannt, und daß sie die Redlichkeit gehabt hatte, ihm solches zu offenbaren: Er bat sie hundertmahl um Verzeihung, daß er ihr deßwegen so unfreundlich begegnet wäre. In zweyen einzigen Stücken seines critischen Lebenslaufes war er noch mit sich selbst zufrieden, nämlich, daß er die Hand nicht an des Aristoteles Poetik, und an Opitzens Gedichte geleget hatte; dadurch, sagte er, hätte sich das Maaß seiner poetischen Vergreifungen nothwendig um ein grosses vermehren müssen. Damit er auch den Wissenschaften den Nutzen, und den Schriften die Ehre brächte, welche sie von einem Menschen von so geringen Gaben haben konnten, lernete er das Buchbinder-Handwerck. Er band recht gründlich und mit einem feinen Geschmack. Doch nahm er keine andere Wercke an, als welche beförderlich waren, seine Schriften der Vergessenheit zu empfehlen. Man sagt, daß er allein in einem Jahre hundert Stücke von dem verlohrnen Paradiese in Franzband eingekleidet hätte. Sonst that ihm seine Frau in dieser neuen Profession eben so gute Dienste, als sie ihm ehmahls bey dem Bücherschreiben gethan hatte. Nach dieser Zeit unterbrach keine satyrische Geissel des Tages, und keine Erscheinung des Nachtes seine Ruhe. Der Schlaf sendete ihm lauter angenehme und vergnügte Träume.

Die Bekehrung des Strukaras zog die Zerstreüung und den Untergang seiner Sekte nach sich. Ein Theil derselben entwich nach Waldheim, wo sie sich vor den Lectionen der Critik und der Zuchtru-

the der Satyre gesichert wußten; ein andrer schlug die Hütten auf dem Blocksberge auf, wo Midas und die Faunen ihrem Gesange zuhören, und ihn mit Kräntzen von Hasenpappeln und Kappesblättern belohnen. Der Geschmack ward allgemach gut, nachdem kein Rector, kein Consistorialrath, und kein Minister sich mehr die Mühe nahmen, ihn durch ihre Lehren oder durch ihr Ansehn zu verderben. Jedermann schrieb natürlich, der nichts anders schrieb, als was er empfand, oder dacht, und man ergriff die Kunst zu schreiben, so bald als niemand mehr Regeln vorschrieb, wie man mit Kunst schreiben sollte.

Nachrichten von Critischen Geschichten.

Es hatte sich ein Gerüchte ausgebreitet, daß der berühmte Profess. von Leipzig, der sonst gewohnt war zu rühmen, daß die Deutschen erst seit 13. Jahren, seit nemlich seine critische Dichtkunst zum Vorschein gekommen, das wahre Wesen der Poesie haben kennen lernen, endlich den Sieg über sein hochmüthiges Hertz erhalten hätte, welches ihn bisdahin vermocht hatte, daß er sich gegen die deutlichsten Lehren der Critik und das gründlichste Gespötte der Satyre verhärtete. Er hätte, hieß es, der Wahrheit, die er öfters erkannt, ungeachtet er wider sie zu Felde gegangen wäre, die Ehre gegeben, und öffentlich vor Freunden und Feinden bekennt, daß er das Unglück gehabt hätte, seinen Geschmack, den er zufälliger Weise angenommen, nach der Hand, da er ihn an dem Probiersteine der Untersuchung geprüffet, vor unrichtig und betrüglich zu erkennen; die Dresdnischen Nachrichten von gelehrten Sachen, der Hamburgische Correspondent, die Zürcherischen Sammlungen von critischen Schriften hätten in allen den Beschuldigungen, so sie gegen ihn geführt, allerdings recht, seine Schüler, denen er iezo die Erlaubniß gäbe, diese Schriften zu lesen, würden es bey dem kleinsten Lichte Verstandes selber wahrnehmen. Man fügte hinzu, er würde mit nächstem sein leztes Buch unter die Presse legen, und

dieses bestühnde in einer Abbitte an alle die unschuldigen Seelen, welche die Schwachheit gehabt hätten, sich von ihm bey der Nase herumführen zu lassen, und einer treuhertzigen Warnung vor dem Geschwätze, das in seinen Lehrbüchern und poetischen Schriften mit solcher Kraft des Schalles und des Mischmasches angebracht wäre; dazu wäre ein Schlüssel hinzugefüget, die mechanischen Handgriffe und Springfedern, welche er dabey gebraucht, zu entdecken. Man hatte so gar wissen wollen, was ihn zu diesem Bekenntniß, das einem Manne von seinem Ansehn so sauer ankommen mußte, vermocht hätte. Die Frau Professorin hätte zuerst einen Stral der Wahrheit erblicket, als sie die Critiken, die gegen ihren Ehegatten geschrieben worden, mit einer gewissen Aufmercksamkeit gelesen, damit sie sich in den Stand sezete, sie in dem Grunde zu widerlegen, so daß sie Satz gegen Satz, Schluß gegen Schluß, und Erweis gegen Erweis sezete. Sie hätte die Aufrichtigkeit gehabt, der erkannten Wahrheit beyzutreten, und die Partey der Critik gegen ihren Mann selbst zu ergreifen. Sie hätte in einer langen Unterredung mit ihm, die Sache der Vernunft und des Witzes mit so nachdrücklichen Gründen unterstützet, und diese Gründe mit untermischten Liebkosungen und hundert kleinen Kunststreichen eines liebenswürdigen Weibes so gut befestiget, daß sie ihn zulezt, nach Erregung manches Affectes und der Eifersucht selbst, auf den Pfad der Wahrheit und der Aufrichtigkeit geleitet hätte, dergestalt, daß er alle ungerechte Scham abgeleget, und sich entschlossen, der guten

Sache

Sache mit Abbruch des eiteln und falschen Ruhms Zeugniß zu geben. Es ist nicht zu sagen, wie sehr alle ehrlichen Gemüther durch diese siegreiche Verleugnung seiner selbst erbauet worden. Man bereitete ihm deßwegen einen Triumph, der weit herrlicher war, als der Ruhm, den er auf den sandigten Grund seiner einsichtslosen und tonreichen Schriften gebauet hatte.

Allein ich sehe mich gezwungen zu sagen, daß diese so erbauliche Bekehrung ein leeres Gerüchte ist. Der Hr. Professor gestehet seinen critischen Gegnern noch nicht die offenbarste Wahrheit zu; und es ist, ungeachtet des guten Vertrauens, das wir gerne zu den Einsichten dieses Scribenten fassen wollten, doch gewiß, daß er von allen den Schreib- und Hochmuthssünden, welche ihm vorgeworffen worden, noch eine schlechte Ueberzeugung hat. Wenn euch der Weg ungefehr nach Leipzig führt, so könnet ihr aus seinem eigenen Munde vernehmen, daß er fest bey sich beschlossen hat, die hohe Einbildung von seinen Schriften wenigstens für sich zu behalten. Es ist vermuthlich, daß das Gerüchte von seiner **Bekehrung** von einer französischen Schrift entstanden, welche neulich unter diesem Titel zu Neufchatel herausgekommen, und einige Umstände in sich enthält, die eine ziemliche Aehnlichkeit mit der Geschichte des Leipzigischen Professors haben. Alleine wer dieselbe mit Bedacht lieset, wird bald sehen, daß wir den Struvkaras, und die von ihm verführte Nation nicht in Deutschland, sondern weit näher gegen den Nordpol suchen müssen. Ein so dicker Kopf, als des Struvkaras

karas war, wird nimmermehr denckende, schöpfungs- und kunstreiche Leute, die sich in den unsterblichen Schriften der Alten und der Neuern umgesehen, und die Erkenntniß des menschlichen Gemüthes zum Grund ihrer Schriften geleget haben, verführen können.

Wieder auf den deutschen Professor zu kommen, so ist allein das gewiß, daß er seit einiger Zeit alle Hoffnung hat verschwinden lassen, jemanden zu seiner Seckte zu bereden, der seinen Geschmack auf die vorhergegangene Untersuchung gegründet hat, oder mit seiner Poesie jemanden einzunehmen, der sich zu Horazens, Miltons und Hallers Schönheiten gewöhnet hat. Er ist zufrieden, wenn er sich nur bey dem ungehirnten Theile der Nation im Ansehn erhalten mag; und er ist nunmehr bescheiden genug zuzugeben, daß sein Nahme, und seine Schriften mit ihm leben und sterben. Nur dieses suchet er durch das vereinigte Lermen des kleinen und des vornehmen Pöbels von seinem Anhange zu erlangen. Zu dieser Absicht und nicht weiter zielet die mühsame Arbeit, die er durch seine alten Renommisten, die **Belustiger**, in den **hällischen Bemühungen** hat vornehmen lassen. Man sieht auch wohl, daß die sophistischen Kunstgriffe in diesem Wercke so plump und offenbar sind, daß nur mit dem Staren behaftete Menschen in Gefahr kommen, dadurch hintergangen zu werden. Leute, die eine Auferziehung gehabt, die gelernet haben, dencken und aufrecht gehen, sind über diese Klippe weg. Der Verfasser des **Erweises, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack ver-**

verderbe, hat diesem Gezüchte von kleinen Kunsttadlern einen tödtlichen Schlag versezet, sein übriges Leben wird ein beständiger Kampf mit dem Tode seyn, und es währet nur darum noch länger mit ihm, weil es, wie die Hydra, hundert Köpfe hat, deren jeder Gift speyet und zischet. Sein vornehmster Kopf, der Hr. Professor, ist längst in demselben Zustande, und es wäre schier den Krieg zu weit getrieben, wenn man ihn die kurtze Zeit, die er noch unter den Jeztlebenden zuzubringen hat, in seiner Herrschaft über die krüppligten und kriechenden Scribenten und Leser stören wollte; Er ist genug gezüchtiget, daß er von dem Gipfel des Parnasses, worauf er sich in der Einbildung gesetzet hatte, in die niedrigen und morastigen Thäler desselben gestürtzet worden. Man findet darum billig, den Tummelplatz, der in gegenwärtigen **Critischen Sammlungen** eröffnet worden, zuzuschliessen. Dieses Werck hat ohnedies seine gehörige Statur erreicht; und wenn der Hr. Prof. sich gelüsten liesse, sein Reich weiter als über die gebrechlichen Köpfe der Nation zu erstrecken, wird es der Critik an Gelegenheit nicht fehlen, ihm mit Hülfe der Satyre den lezten Stoß in die Grube zu geben.

Es ist übrigens fremden Ursachen zuzuschreiben, daß die Proben von dem Vermögen der deutschen Schöpfungskraft und Geschicklichkeit in gegenwärtiger **Sammlung** nicht in grösserer Anzahl erschienen sind. Man ward durch die Anfälle, welche auf das wahre Wesen der poetischen und anderer geistreichen Schreibarten geschahen, genöthiget, den

Platz, den geschickte Schriften selbst mit besserm Rechte eingenommen hätten, der Vertheidigung der Kunstmittel, dadurch sie zum Reitzen und Entzücken tüchtig gemacht werden, einzuräumen. Und weil die Angriffe, die zwar an sich hertzlich schwach waren, dennoch mit ungestümem Geschrey und Wüthen gethan, und etliche mahl widerholet wurden, so ist es so gekommen, daß der niederreissenden Schriften mehr geworden sind, als der aufbauenden. Dennoch hat man in der Zeit, da man mit der einen Hand auf den Feind zuschlug, nicht unterlassen mit der andern fortzubauen. Oefters hat man mitten im Niederwerffen die Zeichnung und die Materialien zu einem geschicktern Bau gegeben.

Die Hoffnung, die wir bey der Unternehmung dieser Sammlung zu der Beyhülffe geschickter Männer bey uns genehret hatten, hat uns nicht betrogen. Kunstverständige Männer, welche mitten unter den schlimmen Poeten und Kunstlehrern lebeten, aber dem Elend, das sie zwar längst eingesehen hatten, sich nicht mit der nöthigen Sicherheit und Freyheit entgegen setzen konnten, sind zu uns getreten, und haben uns die schändliche Nachrede bestreiten helffen, in welche die Nation durch die ungezäumte Frechheit ihrer Landsleute gesezt worden; sie haben uns nicht allein die nöthigen Nachrichten von den Bestrebungen, und dem Fortgange der schlimmen Critik mitgetheilt, sondern auch unsere Sammlung mit etlichen absonderlichen Schriften, da sie es so hinter dem Berge thun konnten, vermehret. Andere sind durch unser Beyspiel ermuntert, oder wenn das zuviel gesagt ist, wenigstens veranlasset worden, für sich selbst, und in ihrer Heimat den Eingriffen des verderbten Geschmakes, so weit sie Gelegenheit gefunden, es mit Sicherheit zu thun, zu widerstehen. Wir leben versichert, daß die guten Wirckungen von diesem allen sich täglich stärcker und häufiger erzeigen werden.

Die Falschheit siehet man nur eine Zeitlang ehren,
Der Wahrheit Feuer weiß sie endlich zu verzehren.

Register

Von den Titeln oder Aufschriften der Wercke und Abhandlungen, welche in dieser Critischen Sammlung zusammengetragen worden.

Erstes Stück.

Probe einer neuen Uebersetzung Johann Miltons Verlohrnen Paradieses. Bl. 1
Alexander Popen Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters. 49
Von dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen. 85
Hans Sachs, ein Heldengedicht. 115
Dunckle Erklärungen dieses Heldengedichts. 132
Auszüge aus Herr Prof. Breitingers Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire. 138

Zweytes Stück.

Nothwendiges Ergäntzungs-Stücke zu der Schutz-Vorrede Hrn. Dr. Tr*ll*rs vor seinem neuen Aesopischen Fabelwercke. 1
Nützlicher Anhang von einigen authentischen Urkunden, welche dienen, den Ruhm der Tr*ll*rischen Fabeln zu befestigen, und die neue Critische Dichtkunst schwartz und häßlich zu machen. 56
Ablehnung des Verdachts, daß die Schweitzerische Nation sich habe bereden lassen, an Miltons Verl. Par. einen Geschmack zu finden. 73
Nachrichten von dem Ursprung und Wachsthum der Critik bey den Deutschen. 81
Drollingers Ode über die Unsterblichkeit der Seele. 181

Drittes Stück.

Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfasser der Lettres sur la Religion essentielle à l'homme gegen gewisse Einwürffe Hr. Prof. Breitingers geliehen hat. 1
Von der verblümten Schreibart. 17
Von der possenhaftigen Schreibart. 29
Apologia del Edippo di Sofocle contra le Censure del Signor di Voltaire. 37
Abhandlung von der Schreibart in Miltons verlohrnen Paradiese. 75
Nachrichten von den Belustigungen des Witzes. 134
Der Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter. 161

Viertes Stück.

Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah 1
Weitere Ausführung etlicher Erfindungen mit mehrern Umständen, nebst den vornehmsten Ursachen derselben. 9
Echo des deutschen Witzes. 19
Critische Untersuchung, wer der Verfasser der neuen Anmerckungen zu der Trillerischen Schutzvorrede sey. 36
Zureichender Grund, warum der Herausgeber des Ergäntzungsstückes den Nahmen Tr*ll*r nur mit Sternen und Alltagsstrichlein geflickt habe drücken lassen. 48
Historischer Erweis, daß das Ergäntzungsstück zu der Vorrede vor dem Trillerischen Fabelbuche, Herr Doctor Trillern; die Vorrede und Anmerckungen zu demselben aber mich zum Verfasser haben. 61
Abgenöthigtes Lob eines critischen Versuches von einer freyen Uebersetzung aus der schweitzerischen in die sächsische Sprache. 71
Absonderliche Nachricht. 84

Fünftes Stück.

Des Hrn. von Mauvillon Brief von der Sprache der Deutschen. 5
Des Hrn. von Mauvillon Brief von den deutschen Poeten. 30

Anfang

Anfang des Briefes von dem Fortgang der Philosophie in Deutschland. 77
Kurtze Abhandlung von den Dichtungen überhaupt. 89

Sechstes Stück.

Fortsetzung der Echo des deutschen Witzes.

Erörterung der Frage: Wie ferne die Königinn von Saba und der König Herodes mit der Christlichen Religion einen Zusammenhang haben? 5
Von der critischen Höflichkeit einiger hochdeutscher Kunstrichter. 14
Von der critischen Gerechtigkeit einiger hochdeutschen Kunstrichter. 34
Wie die Unvollkommenheit des Gottschedischen Versuches einer critischen Dichtkunst am sichersten könne entschuldiget und gegen alle Vorwürffe sicher gestellt werden. 44
Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons verlohrnem Paradiese keinen Geschmack finden. 54
Ein halbes Hundert Vorschläge zu wichtigen und gantz lehrreichen critischen Untersuchungen. 76
Neue Vorrede zur dritten Auflage der Gottschedischen Dichtkunst von 1742. 93
Ecloga. 139

Siebendes Stück.

Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beytragen muß einen Epischen Poeten zu formiren. 3
Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause. 25
Von der Poesie des sechszehnten Jahrhundert nach ihrem schönsten Lichte. 54
Abentheuer, das sich mit der Aeneis Hrn. Joh. Christ. Schwartzen in Conrector Erlenbachs Schule zugetragen hat. 81
Neue Sachen in der critischen Literatur. 91

Achtes Stück.

Von der Poesie des sechszehnten Jahrhunderts. 3
Critische Betrachtungen über des Herrn von Hagedorn Ode auf den Weisen.

Wohlgemeinter Vorschlag, wie Herrn Christoph Schwarzen deutsche Aeneis von dem Gerichte der Maklatur noch zu erretten wäre. 33
Versuch einer Uebersetzung von Fabeln aus einer deutschen Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts. 54
Sinnliche Erzehlung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Original-Stückes von Cato. 80

Neuntes Stück.

Von dem Zustande der deutschen Poesie bey Ankunft Martin Opitzens. 3
Martin Opitzens verworffene Gedichte. 42
Genaue Prüffung der Gottschedischen Uebersetzung Horazens von der Dichtkunst. 75
Nachrichten von einigen neuen Schriften. 106

Zehntes Stück.

Versuch eines epischen Gedichtes von David dem König in Juda. 3
Des Herrn Batry Gedancken von den Chören in den Trauerspielen. 85

Eilfftes Stück.

Hrn. Joh. Christoph Gottscheds Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde. 6
Petermanns von Langnau Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde. 25
Arion eine poetische Erzehlung. 69
Neue Fabeln. 88

Zwölfftes Stück.

Critische Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne. 1
Versuch über den Ursprung der Wissenschaften. 33
Strukaras, oder die Bekehrung. 54
Nachrichten von critischen Geschichten. 88

E N D E.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bd. 1.2. 2500

91 M 7
XXX (1+2) I 87
I 89

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes, wider die Gottschedische Schule von 1741 bis 1744

Bd.: Zweyter Band

Zürich 1753

P.o.germ. 1241-2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118179-4
VD18 9030618